Geschichte des Brandenburgisch.-preußischen Staates



von

F. Voigt



Ewiger Bund

https://www.ewigerbund.org



Vaterländischer Hilfsdienst

https://www.hilfsdienst.net/

Geschichte

des

brandenburgisch-preußischen Staates.

Von

J. Voigt,
weil. Professor an der Königl. Realschule in Berlin.

Dritte verbesserte Auflage

bearbeitet

von

Dr. J. Voigt,
Professor an der Königlichen Realschule und Mitglied des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg zu Berlin.

Mit der Karte der territorialen Entwickelung des brandenb.-preuß. Staates

von

Adolf Brecher.

Berlin,
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz & Goßmann.
1878.

Vorwort

zur ersten Auflage.

Die bedeutenden Ergebnisse, welche das Quellen-Studium der vaterländischen Geschichte in neuerer Zeit zu Tage gefördert hat, sind noch immer so wenig verwerthet worden, daß die Aufforderung nahe lag, dieselben, wenn auch nur in gedrängter Uebersicht, zusammenzustellen. In vorliegendem Werke ist dieser Versuch gemacht worden. Um einerseits dasselbe für den Gebrauch handlicher, andererseits der Verlagshandlung es möglich zu machen, bei der anständigen Ausstattung den Preis mäßig zu stellen, habe ich mich auf die Haupt-Thatsachen beschränkt und zwar überall den innigen Zusammenhang der märkischen mit der deutschen Geschichte festgehalten, doch nur insoweit es zum gegenseitigen Verständniß beider nothwendig war. Daß dabei die wichtigsten Punkte, namentlich die, welche früher nur unklar oder sogar unrichtig dargestellt wurden, größere Ausführlichkeit erhalten haben, das wird, wie ich hoffe, dem Werke nicht zum Vorwurf, sondern zum Vortheil gereichen.

Die äußere wie die innere Ausbildung des Staates dem Leser in einfacher Sprache vorzuführen, war der Grundgedanke bei dieser Arbeit. Zu dem Ende legte ich besonderen Nachdruck auf das geographische Element, wenngleich ich in Bezug auf Specialitäten auf meinen historischen Atlas der Mark Brandenburg (Berlin 1845 bei G. Reimer) verweisen muß, gab je nach seiner Wichtigkeit jedem Gebiete, das im Laufe der Zeit sich der Mark anschloß und sie zum preußischen Staat ausbilden half, eine historische Uebersicht seiner früheren Verhältnisse, und zog für die Zeiten, wo die Beziehungen der Mark zu den Nachbarländern nur ein untergeordnetes Interesse haben, die räumliche Anordnung der chronologischen vor. Statt weitläufiger Raisonnements suchte ich durch rein objective Darstellung der Thatsachen dem Leser ein klares Bild von Persönlichkeiten wie von einzelnen Zeiträumen zu verschaffen, und statt des wohl sonst üblichen Anecdotenwerkes benutzte ich sorgfältig den Raum, das innere Leben des Staates in allgemeinen Zügen zur Anschauung zu bringen.

Da ich es vermied, dem Werke durch Citate einen gelehrten Anstrich zu geben, so habe ich auf mehrfach gegen mich ausgesprochenen Wunsch diejenigen Hauptwerke in dem Anhange genannt, welche vorzugsweise das im Texte Aufgeführte begründen. Ebenso sollen die genealogischen Tabellen nur das Verständniß erleichtern; sie machen deshalb keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Berlin im Juli 1860.

J. Voigt.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Das günstige Urtheil, welches über die vorliegende Arbeit in erster Auflage gefällt worden, mußte ein um so größerer Sporn für mich werden, sie in ihrer jetzigen Gestalt nach Möglichkeit von den ihr noch anklebenden Mängeln frei zu machen. Einzelne Bemerkungen in den öffentlichen Beurtheilungen des Werkes, noch zahlreichere von befreundeter Hand habe ich dankbar benutzt; für die ältere Geschichte der Mark habe ich das Resultat vielfacher eigener Forschungen aufgenommen, die zum Theil in der Zeitschrift des märkischen Geschichts-Vereins zum Abdruck gekommen sind, und ebenso ist mir jede hierher gehörige Notiz in neuerlichst erschienenen Werken, soweit sie zu meiner Kenntniß gekommen, höchst willkommen gewesen.

Berlin im April 1867.

J. Voigt.

Vorwort zur dritten Auflage.

Bei dieser neuen Auflage des von meinem verstorbenen Vater herausgegebenen Werkes schien es mir angemessen, die Form unverändert zu lassen, in welcher sich dasselbe bereits Anerkennung verschafft hat; doch habe ich selbstverständlich überall da geändert oder verbessert, wo die Ergebnisse neuerer Forschungen es nöthig machten. Ebenso habe ich die Geschichte der Jahre 1866—1871 hinzugefügt; daß ich dieselbe kurz und übersichtlich gehalten, wird — denke ich — ein Jeder billigen, der weiß, wie unvollkommen gerade unsere Kenntniß der letzten Zeiten ist und wie wenig dieselben in Folge dessen zur historischen Darstellung sich eignen.

Berlin im November 1877.

Professor Dr. J. Voigt.

Inhalt.

Seite

Einleitung. Seite 1—5.
Deutsche und Slawen . . . 1
Die Slawenstämme 3
Die Karolinger 5

I. Gründung der Nordmark. S. 5—16.

König Heinrich gegen die Polaben 5
Markgraf Gero 8
Wendische Marken 10
Die Wenden 11
Religion der Wenden . . . 12
Bisthümer im Wendenlande . 15

II. Die ältesten Markgrafen der Nordmark 965—1134. S. 17—19.

Abfall der Nordmark 17
Die Markgrafen 18

III. Die Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Anhalt. 1134—1319. S. 19—51.

Die Anhaltiner 19
1. Albrecht d. Bär. 1134-1170 22
Brandenburg reichsunmittelb. 24

Seite

Der Wendenfürst Jaczo . . 25
Wiederherstellung der Bisthümer 26
2. Otto I. 1170—1184 . . 27
3. Otto II. 1184—1205 . 29
Lehnsauftrag an Magdeburg 29
4. Albrecht II. 1205—1220 30
Kampf mit Pommern . . . 32
5. Johann I. 1220—1266 u. Otto III. 1220—1267 . 32
Erwerb. d. Barnim u. Teltow 33
Alte und neue Lande . . . 34
Krieg mit Magdeburg und Halberstadt 35
Pommersche Verhältnisse . . 36
Neue Erwerbungen 36
6. Die letzten anhaltinischen Markgrafen . 39
Erwerbung von Coburg und Landsberg 42
Verhältniß zu Magdeburg . 43
Brome, Lüchow u. Wesenberg 44
Abtretung von Stargard . . 45
Kämpfe um Pomerellen . . 46
Kämpfe mit Meißen . . . 48
Streitigkeiten mit d. Bischöfen 50
Ausgang der Askanier . . 52

Seite

IV. Innere Zustände der Mark unter den Askaniern. S. 52—70.

Der Adel 52
Dörfer und Städte 54
Abgaben 56
Der Hof 59
Das Recht 60
Das Münzwesen 62
Die Bürgerschaft 64
Handel 65
Die Geistlichkeit 66
Hospitäler 70

V. Das Interregnum in der Mark. 1319—1323. S. 70—74.

Die Prätendenten 70

VI. Die bayerschen Markgrafen. 1323—1373. S. 74—91.

1. Ludwig I. der Aeltere. 1323—1351 74
Verhandlungen mit den Nachbarn 75
Streitigkeiten mit dem Papste 77
Der falsche Waldemar . 81
2. u. 3. Ludwig II. und Otto 86
Erbvertrag mit dem Kaiser . 88
Abtretung der Lausitz . . . 88
Abtretung der Mark 91

VII. Die Luxemburger. 1373—1415. S. 92—104.

1. Wenzel. 1373—1378 . . 92
2. Sigismund. 1378—1397 und 1411—1415.
3. Jobst. 1397—1411.
4. Johann. (1378) 1388-1396 93
Wilhelm von Meißen . . . 97
Verkauf der Neumark . . . 98
Sigismund römischer König . 100

Seite

Burggraf Friedrich . . 101
Die Quitzows 102

VIII. Die inneren Verhältnisse der Mark unter den bayerschen und luxemburgischen Markgrafen. S. 104—110.

Die Städte 104
Das Münzwesen 106
Der Adel 107
Die Geistlichkeit 109

IX. Die Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern.

Abstammung der Hohenzollern . 110

A. Die Kurfürsten vor der Reformation. S. 113—162.

1. Friedrich I. 1415—1440 113
Tridentiner Concil 114
Belehnung Friedrich's . . 116
Streitigkeiten mit Bayern . 118
Hussitenkriege 119
Aussterben der Askanier in Sachsen 120
Streitigkeiten mit d. Nachbarn 121
Die Hussiten vor Bernau . 124
Kaiserwahl 125
2. Friedrich II. 1440—1470.
Friedrich, Markgraf. 1440(7)—1463 128
Stellung zu Sachsen und Böhmen 128
Stellung zu Magdeburg . . 130
Krieg mit Pommern . . . 131
Erwerbung der Neumark . . 133
Aufstand in Berlin . . . 135
Der Schwanenorden . . . 136
3. Albr. Achilles. 1470-1486 137
Schuldentilgung 138
Der schlesische Krieg . . . 139

Seite

Der pommersche Krieg . . 142
Karl der Kühne 144
Dispositio Achillea . . . 146
4. Johann Cicero. 1486-1499 146
Ankauf von Zossen 148
Bierziese 148
5. Joachim I. 1499—1535 . 149
Zossen, Crossen und die Neumark 150
Verhandlungen mit Pommern 152
Grafschaft Ruppin 154
Holstein 155
Wahl Karl's V. 157
Die Reformation 158
Gerechtigkeitspflege 159
Reformation der Städte . . 161
Universität Frankfurt . . . 161
Constitutio Joachimica . . 162

X. Die inneren Verhältnisse der Mark unter den Hohenzollerschen Kurfürsten vor der Reformation. S. 163 bis 171.

Raubwesen 163
Die Städte 164
Die Geistlichkeit 166
Kriegswesen 167
Das Münzwesen 168
Wissenschaften 169

XI. Die Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern.

B. Die Kurfürsten nach der Reformation. S. 172—287.

6. Joachim II. Johann, Mkg. } 1535-1571 172
Reformation in der Mark . 172
Schmalkadischer Krieg . . . 177
Das Interim 178
Magdeburg geächtet . . . 179
Die Rebellion 180

Seite

Augsburger Religionsfriede . 181
Crossen, Eigenthum der Mark 182
Beeskow und Storkow . . 183
Erbverbrüderung mit Liegnitz 184
Belehnung mit Preußen . . 185
Fehdelust 186
Finanzwesen 187
7. Joh. Georg. 1571—1598 189
Finanzwesen 191
Unterrichtswesen 192
Verhältniß zu Pommern und Magdeburg 193
8. Joachim Friedrich. 1598—1608 194
Erwerbungen in Schlesien . 196
Preußen und Jülich . . . 199
Religiöse Wirren in Deutschl. 200
Der geheime Staatsrath . . 201
9. Johann Sigismund. 1608—1619 201
Erwerbung Preußens . . . 202
Bekehrung der Preußen . . 203
Eroberung von Preußen . . 204
Germanisirung Preußens . . 206
Innere Einrichtung d. Ordens 207
Schlacht bei Tannenberg . . 210
Aufstand gegen den Orden . 212
Preußen ein Herzogthum . . 215
Die Rheinlande 216
Das Herzogthum Jülich-Cleve 217
Streit um die Jülichsche Erbschaft 219
Herrschaft Schwedt 223
Uebertritt Joh. Sigismund's zur reformirten Kirche . . 224
Charakter Joh. Sigismund's 225
10. Georg Wilhelm. 1619 bis 1640 225
Ausbruch des 30jähr. Krieges 227
Schlacht auf dem weißen Berge 229
Krieg in Norddeutschland . . 230
Mecklenburg 231
Restitutions-Edict 232

Seite

Gustav Adolf 233
Magdeburg 235
Schlachten bei Leipzig u. Lützen 236
Ermordung Wallenstein's . . 237
Neue Verheerung der Mark . 237
General Baner 237
Verträge wegen Cleve . . . 240

II. Friedrich Wilhelm der Große. 1640—1688 . . 241
Waffenstillstand mit Schweden 243
General Torstenson . . . 243
Westfälischer Friede . . . 245
Pommern. Cammin . . . 246
Magdeburg und Halberstadt. 248
Fürstenthum Minden . . . 252
Schwedisch-polnischer Krieg . 253
Schlacht bei Warschau . . 255
Preußen, souver. Herzogthum 256
Bütow, Lauenburg u. Draheim 256
Unruhen in Preußen . . . 258
Jülichscher Erbfolgestreit . . 260
Krieg mit Frankreich . . . 261
Die Schweden in der Mark. 264
Ueberfall von Ratenow . . 265
Schlacht bei Fehrbellin . . 266
Eroberung Pommerns . . . 268
Einfall d. Schweden in Preußen 269
Friede zu St. Germain . . 271
Colonien in Guinea . . . 272
Schwiebus, Tauroggen und Serrey 273
Brandenburger gegen die Türken 274
Bündnisse Friedrich Wilhelm's 277
Aufnahme vertriebener französischer Protestanten . . 279
Friedrich Wilhelm als Vermittler in Europa . . . 280
Das Heer 281
Einführung der Accise . . 282
Einwanderungen 283
Müllroser Kanal 284

Seite

Kunst und Wissenschaft. Die Kirche 285
Tod Friedrich Wilhelm's . 286

XII. Die inneren Verhältnisse der Mark unter den Hohenzollerschen Kurfürsten nach der Reformation. S. 287—310.

Das Kriegswesen 287
Die Landstände 294
Das Creditwesen 297
Prinzessinnen-Steuer 298
Der Adel 298
Die Städte 300
Gerichtsbarkeit. Zünfte . . . 301
Gewerbe und Handel 302
Zölle, Abgaben 303
Das Münzwesen 304
Kunst und Wissenschaft . . . 305
Kirchenzucht 306
Aberglauben 307
Schwelgerei u. Vergnügungen . 309

XIII. Die Könige von Preußen.

1. Friedrich als Kurfürst III. 1688—1701, als König I. 1701—1713 311
Zurückgabe von Schwiebus . 312
Limburg und Speckfeld . . 312
Das Stift Quedlinburg . . 313
Nordhausen, Petersberg und Tecklenburg 315
Lingen 316
Grafschaft Geyern 317
Theilnahme am englischen u. französischen Kriege . . . 317
Streitigkeiten in Deutschland 319
Brandenburger geg. die Türken 321
v. Dankelmann 322
Erhebung Preußens zu einem Königreiche 325
Der spanische Erbfolgekrieg . 328
Die Familie Nassau . . . 330

Seite

Fürstenthum Mörs . . . 331
Fürstenthum Orange und Neufchatel mit Valengin . . 332
Der nordische Krieg . . . 333
Abgaben 335
Kunst und Wissenschaft . . 336
Preußen, Beschirmer des Protestantismus 337
v. Wartenberg 337
Friedrichs Charakter u. Tod 338
2. Friedrich Wilhelm I. 1713—1740 340
Friede zu Utrecht, Rastadt und Baden 340
Das Herzogthum Geldern . 341
Der nordische Krieg . . . 343
Preußens Theilnahme am Kriege 344
Friede zu Stockholm u. Nystadt 346
Friedrich Wilhelm's Stellung zum Reiche 347
Gespanntes Verhältniß der Großmächte 350
Bündniß zu Herrenhausen . 351
Vertrag zu Wusterhausen . 352
Kriegsrüstungen 353
Vertrag zu Berlin 354
Vertrag zu Sevilla . . . 356
Belehnung mit Ostfriesland . 357
Löwenwoldescher Vertrag . . 358
Polnischer Thronfolgekrieg . 359
Verwaltung des Landes . . 361
Das Heer 363
Abgaben 365
Finanz-Verwaltung 367
Cultivirung des Landes . . 368
Einwanderungen 369
Gewerbfleiß 370
Wissenschaft 372
Schule und Kirche 373
Gerechtigkeits-Pflege . . . 374
Lebensweise des Königs . . 375

Seite

XIV. Preußen als Großmacht.

3. Friedrich II. der Große. 1740—1786 376
Friedrich's Jugendzeit . . . 376
Sein Aufenthalt in Rheinsberg 380
Sein Regierungs-Antritt . 381
Streit wegen Herstall . . . 382
Tod Kaiser Karl's VI. . . 383
Geschichte von Schlesien . . 384
Die schlesischen Bisthümer . 386
Die Theilungen in Schlesien 387
Schlesien ein böhmisches Lehn 388
Die schlesischen Stände . . 391
Das Recht 392
Reformation in Schlesien . 393
Religiöse und politische Bedrückungen 393
Erster schlesischer Krieg . . 397
Oesterreichischer Erbfolgekrieg 400
Friede zu Breslau u. Berlin 403
Zweiter schlesischer Krieg . . 404
Friede zu Dresden . . . 407
Oesterreichs Haß geg. Preußen 408
Bündniß gegen Friedrich . . 409
Der siebenjährige Krieg . . 410
Gefangennehm. der Sachsen bei Pirna 411
Schlacht bei Lowositz . . . 412
Schlachten bei Prag u. Kolin 414
Schlacht bei Groß-Jägerndorf 415
Schlacht bei Hastenbeck . . 416
Schlacht bei Roßbach . . . 416
Schlacht bei Leuthen . . . 417
Neue Rüstungen 419
Belagerung von Olmütz . . 419
Schlacht bei Zorndorf . . . 420
Ueberfall bei Hochkirch . . 421
Entsatz von Neiße u. Dresden 422
Schlacht bei Krefeld . . . 423
Rüstungen z. neuen Feldzuge 424
Schlachten bei Kay u. Kunersdorf 425

	Seite
Verlust von Dresden	426
Niederlage bei Maxen	427
Siege bei Minden und Fulda	428
Bedrängte Lage des Königs	429
Niederlage bei Landshut	430
Sieg bei Liegnitz	431
Besetzung von Berlin	432
Schlacht bei Torgau	434
Krieg in Pommern u. Hessen	435
Feldzug von 1761	436
Lager bei Bunzelwitz	437
Verlust von Kolberg	438
Sieg bei Vellinghausen	439
Friede mit Rußland und Schweden	440
Sieg bei Burkersdorf	441
Schlacht bei Freiberg. Friede mit dem Reiche.	442
Friede zu Hubertusburg	443
Besitznahme von Ostfriesland	444
Die Lage Preußens	447
Polnische Angelegenheiten	448
Erste Theilung Polens	451
Bayerscher Erbfolgekrieg	452
Bewaffnete See-Neutralität	454
Deutscher Fürstenbund	455
Das Heerwesen	457
Der Bauernstand u. der Adel	460
Landbau, Handel u. Gewerbe	461
Die Régie	463
Kanalbauten	464
Das Finanzwesen	465
Das Justizwesen	466
Wissenschaften und Künste	467
Religiosität Friedrich's	468
Thätigkeit u. Tod Friedrich's	469
4. Friedrich Wilhelm II. 1786—1797	470
Erstes Auftreten des Königs	471
Türkisch-polnische Angelegenheiten	474
Vertrag zu Reichenbach	477
Lüttticher Angelegenheiten	477
Vertrag zu Wien	479
Zweite Theilung Polens	480
Dritte Theilung Polens	483
Die französische Revolution	485
Die Preußen in der Champagne	487
Kampf in den Niederlanden und am Mittelrhein	488
Vertrag im Haag	490
Auflösung des Bündnisses	491
Friede zu Basel	493
Friede zu Campo Formio	494
Anfall von Anspach-Bayreuth	495
Innere Verhältnisse	497
5. Friedrich Wilhelm III. 1797—1840	500
Zweite Coalition	501
Friede zu Luneville	501
Reichs-Deputation	502
Besetzung Hannovers durch die Franzosen	503
Dritte Coalition	503
Friede zu Presburg	505
Auflösung des deutschen Reiches	506
Krieg Preußens gegen Napoleon	508
Schlachten bei Jena u. Auerstädt	510
Auflösung d. preußischen Armee	512
Uebergabe der Festungen	512
Der Feldzug von 1807	514
Friede zu Tilsit	517
Innere Verhältnisse	518
Das Heer	519
Die Verwaltung	520
Das Volk	521
Die Noth des Landes	522
Stein's Reformen	523
Friede zu Wien	530
Aufstände in Deutschland	531
Napoleon's Bruch mit Rußland	533
Der russische Feldzug	534
Convention zu Poscherun	536

Seite

Erhebung Preußens . . . 538
Schlacht bei Möckern . . . 540
Schlacht bei Groß-Görschen . 541
Schlacht bei Bautzen . . . 542
Der Waffenstillstand . . . 543
Verlust Hamburgs. Bedroh. Berlins 544
Bündniß zu Reichenbach . . 545
Der Congreß zu Prag . . 546
Der Feldzugsplan der Verbündeten 548
Schlacht an der Katzbach . . 548
Niederlage bei Dresden . . 549
Siege bei Kulm und Groß-Beeren 550
Treffen bei Hagelberg . . 550
Sieg bei Dennewitz . . . 552
Elbübergang bei Wartenberg 553
Rückzug Napoleon's nach Leipzig 555
Schlacht bei Leipzig . . . 555
Schlacht bei Hanau . . . 558
Neue Verhandlnngen u. Rüstungen 559
Winter-Feldzug in Frankreich 560
Schlachten bei Brienne und La Rothière 561
Unglück der schlesischen Armee 562
Schlacht bei Bar a. d. Aube 563
Schlacht bei Laon 564
Schlacht bei Paris 566
Pariser Friede 567
Congreß in Wien 568
Napoleons Rückkehr . . . 571
Feldzug von 1815 572
Schlacht bei Ligny . . . 572
Schlacht bei Belle Alliance . 574
Einnahme von Paris . . . 578
Abdankung Napoleon's . . 578
Zweiter Pariser Friede . . 579
Entschädigung Preußens durch sächs. Länder 580
Grafschaft Mansfeld . . . 582

Seite

Austausch mit Hannover und Dänemark 585
Rheinisch-westfäl. Besitzungen 586
Das Bisthum Münster . . 587
Das Bisthum Paderborn . 589
Das Erzbisthum Cöln . . 590
Die Erzbisthümer Trier und Mainz 591
Erwerbung von Abteien und Reichsstädten 592
Sayn, Solms und Wied . 594
Nassauische und kurpfälzische Gebiete 596
Finanzen 599
Zollverein 600
Kirche und Schule . . . 600
Das Heer 601
Deutscher Bund 602
Landstände 603
Bewegungen in Europa . . 604
Tod Friedrich Wilhelm's III. 605

XV. Preußen seit 1840.

6. Friedrich Wilhelm IV. 1840—1861 606
Vereinigter Landtag . . . 606
Aufstand in Berlin . . . 607
National-Versammlung . . 607
Octroyirte Verfassung . . . 610
Deutsches Parlament . . . 611
Kaiserwahl 613
Aufstand in Baden ꝛc. . . 614
Drei- u. Vierkönigs-Bündniß 615
Dänischer Feldzug 617
Tod des Königs 619

7. Wilhelm I. (seit 1861) . 620
Armee-Reform 621
Dänischer Feldzug 622
Innere Verhältnisse . . . 626
Bruch zwischen Oesterreich und Preußen 627
Beginn des Krieges . . . 628

	Seite
Eindringen nach Böhmen	630
Siegreiches Vordringen der Preußen	632
Schlacht bei Königgrätz	633
Friede zu Prag	635
Die Main-Armee	636
Erwerbungen Preußens	638
Norddeutscher Bund	639
Die neuen Provinzen	641
Das Zollparlament	642
Die Luxemburgische Angelegenheit	643
Verhältniß zu den übrigen Mächten	644
Gründe zum Kriege	645
Ausbruch des Krieges	646
Schlachten bei Weißenburg und Wörth	648
Schlacht bei Spicheren	649
Kämpfe um Metz	649—650
Schlacht bei Sedan	653
Blokade von Metz	655
Kämpfe um Orleans	656
Kämpfe im Nordosten	657
Kämpfe im Südosten	658—660
Belagerung von Paris	660—661
Kaiser-Proklamation	662

Anhang.

A. Größe des Staates	663
B. Stammtafeln	667

Einleitung.

Ob in dem heutigen nordöstlichen Deutschland Deutsche oder Slawen die ursprüngliche Bevölkerung gebildet haben, darüber sind die Meinungen noch bis heut getheilt. Die eigentlichen Germanen sind nach den römischen Nachrichten auf den Raum des heutigen Deutschlands beschränkt gewesen, der im Norden von der Nordsee, im Westen vom Rhein bis zur Mündung des Main begrenzt wurde. Im Südosten lief die Grenze vom unteren Main quer hinüber zur Unstrut, folgte dieser bis zu ihrer Einmündung in die Saale, dann diesem Flusse und der Elbe bis zum Meere, doch so, daß die Sitze der Germanen auch über den größten Theil des heutigen Holstein sich ausdehnten. Die Verfassung dieser alten Germanen ertheilte nur denen volles Bürgerrecht, also namentlich das Stimmrecht in den Volks-Versammlungen, welche Grundbesitz hatten, und da das bürgerliche Erbe immer nur auf einen Sohn vererbt werden durfte, so waren die Brüder dieses Erben zwar freie Männer, aber nicht Mitglieder der Gemeinde. Sie hatten demnach eine ähnliche Stellung wie diejenigen bei den Griechen, welche einen Vater aus der herrschenden Klasse, aber eine Mutter aus der unterworfenen hatten, und persönlich zwar frei waren, aber kein Bürgerrecht besaßen. Wie nun diese es vorzugsweise waren, welche sich in der Fremde durch Anlegung von Colonien eine neue Heimath gründeten, so wanderte auch vielfach die freie, doch besitzlose germanische Jugend aus, um anderswo ihren häuslichen Heerd zu gründen. Die junge freie Mannschaft sammelte sich unter bewährten Führern, überschritt die Grenzen des Vaterlandes und suchte bei den Nachbarn durch Eroberung sich Grundbesitz zu verschaffen. Namentlich seit der Zeit, daß die Römer unter Julius Cäsar (seit 58 v. Chr.) die Auswanderung der Deutschen über den Rhein nach Gallien verhinderten, wandte sich der ganze Auswanderungsstrom nach den östlichen Gegenden, jenseit der Elbe und Saale. Deshalb finden wir diese ausgewanderten Germanen beim Beginn der Völkerwanderung (375 n. Chr.) sogar nördlich vom schwarzen Meere bis zum Don, der damaligen Ostgrenze Europa's, ausgebreitet. Ueberall mußte von den Unterworfenen wenigstens ein Drittel ihres Gebiets ihren neuen Herren abgetreten werden außer dem Tribut, den sie für das ihnen gelassene Land zu entrichten hatten.

Da Tacitus östlich der Elbe über die Oder bis zur Weichsel hin nur Germanen nennt, so geht nun die eine Meinung dahin, daß dieselben die hier ursprünglich ansässige slawische Bevölkerung sich unterworfen hätten. Zur Zeit der Völkerwanderung hätten jene deutschen Stämme diese ihre Sitze verlassen und sich dem großen Zuge ihrer Landsleute ins römische Reich angeschlossen. Die bis dahin dienstbare slawische Bevölkerung sei nun wieder frei geworden und hätte diese Freiheit zu bewahren gewußt, bis das erstarkende Deutschland seit König Heinrich I. seine Herrschaft über diese Slawen aufs neue auszubreiten suchte. Die Slawen hätten mithin die ursprüngliche Bevölkerung dieser Gegenden ausgemacht auch zu der Zeit, aus welcher uns die ältesten Nachrichten über diese Gebiete erhalten sind (etwa ums J. 100 nach Chr.), und seien erst 1000 Jahre später allmählich den Deutschen unterthänig gemacht oder völlig ausgerottet worden.

So die eine Meinung. Die zweite, entgegengesetzte behauptet, daß ursprünglich in den Gegenden zwischen Elbe und Weichsel nur Deutsche gewohnt hätten. Von diesen seien nach Abzug der großen Schaaren, welche während der Völkerwanderung innerhalb des römischen Reiches sich neue Wohnsitze erobert, nur Wenige zurückgeblieben, so daß sie dem Vordringen slawischer Völker von der Weichsel her nicht hätten Widerstand leisten können. Vielmehr hätten diese Slawen seit dem fünften Jahrhundert die verödeten Gegenden in Besitz genommen und sich hier häuslich niedergelassen.

Glücklicher Weise bleibt es für die Geschichte dieser Gegenden und also der Mark Brandenburg insbesondere ganz gleichgültig, welche von beiden Meinungen die richtige sei. Die Frage hat nur ein antiquarisches Interesse und mit der nachmaligen politischen Geschichte nichts zu thun. Wir finden, und das genügt uns, zu der Zeit, wo das Licht der Geschichte über diese östlichen Gegenden des heutigen Deutschlands aufgeht, im Osten der Elbe, Saale und Naab slawische Völker ansässig, und zunächst ist es der Kampf der Deutschen gegen diese Slawen, so wie zugleich des Christenthums gegen das Heidenthum, der unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Gewaltsam setzen sich hier die Deutschen fest und gewaltsam verbreiten sie das Christenthum; dadurch wird aber zugleich der politische Charakter der Staaten nothwendig bedingt, die sich hier entwickelt haben. Die Grundzüge dieser gewaltsamen Besitznahme laufen wie ein rother Faden durch die ganze Folgezeit hindurch und haben auch in der Jetztzeit noch nicht ihre Bedeutung verloren.

Noch heut wohnt von der Mitte Deutschlands, von dem Ostfuße des Böhmer Waldes bis etwa zum Uralgebirge hin ein großer Volksstamm, der seit den ältesten Zeiten durch das östliche Europa verbreitet

war und mit dem Namen der Slawen belegt wird. Woher dieser Name abzuleiten und welche Bedeutung er habe, ob er von einer kleinen Landschaft auf das ganze weite Gebiet übertragen ist, oder ob er die Ruhmreichen oder ob er die Leute bezeichne, die sich einer Sprache bedienen, oder endlich die Redenden im Gegensatze zu den Niemci d. h. den Stummen, mit welchem Namen die Deutschen von den Slawen belegt wurden, darüber sind auch slawische Gelehrte nicht einig. Daß aber ein so weit ausgebreitetes Volk in eine Menge von Stämmen, seine Sprache in zahlreiche Dialekte zerfallen muß, bedarf keiner Nachweisung. In unsern Gegenden trennte zu der Zeit, wo dieselben in die Geschichte eintreten, die Oder und der Bober die beiden nordwestlichsten Slavenstämme von einander, die Polen im Osten, die Polaben im Westen dieser Flußlinie. Letztere stießen im Süden an das Erz- und Riesengebirge, durch welche sie von den Czechen, den Bewohnern Böhmens, getrennt wurden, im Norden an die Ostsee, deren Inseln Wollin, Usedom, Rügen und Femern ihnen zugehörten. Im Westen machte im allgemeinen die Saale, die Elbe, die Bille, die Trawe und die Schwentine die Grenze, welches letzte Flüßchen bei Kiel von Süden her das Meer erreicht; doch auch noch vielfach über diese Flußgrenzen nach Westen hinüber waren Slawen ansässig.

Die Polaben, mit denen wir es hier zunächst zu thun haben, tragen ihren Namen von der Elbe, die slawisch Labe oder Laba genannt wird, so daß dieser Name also An der Elbe Wohnende bezeichnet. Sie wurden bei den Deutschen auch insbesondere mit dem Namen der Wenden bezeichnet, der im weiteren Sinne sämmtliche Slawen umfaßte, und zerfielen selber wieder in drei Abtheilungen. Die südlichsten von ihnen zwischen Saale und Bober, von den böhmischen Gebirgen nördlich etwa bis dahin, wo die Elbe eine weite Strecke hin auf der Südseite des hohen Flemmings nach Westen läuft, waren die Serben oder die Sorben. Die nördlichsten von ihnen dagegen an den Küsten der Ostsee, südlich etwa bis zur Elde und Peene, also in dem heutigen östlichen Holstein und in Mecklenburg, hießen die Abotriten, Obotriten oder Bodrizer. Endlich in der Mitte von diesen beiden, zwischen der Elbe und Oder und im Nordosten ebenfalls ans Meer stoßend, waren die Lutizier, Welataben, Weleten oder Wilzen seßhaft. Alle drei Völker lebten in beständigen Kriegen mit einander, die mit großer Erbitterung geführt wurden. Da überdies jedes derselben in mehrere Stämme zerfiel, an deren Spitze Fürsten und Könige standen und die nur selten zu gleichem Zweck verbunden waren, so war es den angreifenden Deutschen leicht gemacht, erobernd bei ihnen aufzutreten, bis die Noth namentlich die Lutizen einigte, die dann Jahrhunderte lang ihre Freiheit bewahrten.

Diese Polaben treten erst in die Geschichte ein, als Kaiser Karl der Große länger als dreißig Jahre mit den Sachsen kämpfte. Wie Julius Cäsar bei der Unterwerfung Galliens zweimal über den

Rhein ging, um die Germanen abzuschrecken, den Galliern Hülfe zukommen zu lassen, so verfuhr auch Karl gegen die Wenden, als sie die Sachsen gegen ihn unterstützten. Es war zuerst im Jahre 789, als er an zwei nicht näher nachzuweisenden Stellen die Elbe überbrückte und den Oberkönig der Wilzen Dragowit angriff. Vorher hatte er sich zu dem Zwecke mit den Obotriten und den Sorben verbunden. Erstere hielten auch noch in späteren Zeiten meist treu zu dem fränkischen Reiche, die Sorben jedoch stellten sich feindlich, als Karl seitdem die Oberherrschaft über sie zu führen suchte. Deshalb war Karl genöthigt, seine Züge ins Polabenland oftmals zu erneuern und die Grenzen durch Burgen zu sichern, von wo aus die Neuunterworfenen leicht im Gehorsam gehalten werden konnten. Es wird uns namentlich eine solche an der Saale genannt, um welche später die Stadt Halle erwuchs, eine andere bei Magdeburg, wie man glaubt bei dem heutigen Dorfe Schartau zwischen der Stadt Burg und der Elbe, eine dritte endlich an der Ostgrenze von Nord-Albingien d. h. dem Sachsenlande nördlich der Elbe, also im heutigen Holstein, Hochbuchi genannt, die man früher für Hamburg hielt, jetzt viel wahrscheinlicher für das Dorf Buchberg oder Boberg in der Nähe von jener Stadt an der Einmündung der Bille in die Elbe. Die außerordentliche Tüchtigkeit Karl's bewährte sich auch hier; vielleicht sämmtliche Polaben wurden durch wiederholte Feldzüge tributpflichtig gemacht und der Kaiser von ihnen als Oberhaupt anerkannt, wenn auch die Polaben ihre Regierungsformen, ihre Gesetze und ihre Religion beibehielten.

Um dies Abhängigkeits-Verhältniß der Wenden zu bewahren, begnügte sich Karl nicht mit dem Bau von Burgen allein, sondern er traf umfassendere Maßregeln. Wie im Süden seines Reiches, in Spanien, so auch an der Ostseite, in dem weiten Raume zwischen dem adriatischen Meere und. der Ostsee, richtete er eine Militairgrenze ein, ähnlich wie sie z. B. Oesterreich noch heute gegen die Türkei besitzt. Bei der weiten Erstreckung dieser Ostgrenze war die Eintheilung in mehrere Marken nothwendig. In jeder derselben war ein commandirender General (dux oder Herzog), der mehrere Grafen (legati oder comites) in den kleineren Unterbezirken unter seinem Befehle hatte. Es waren mithin diese Herzöge und Grafen ursprünglich nur Militairbeamte, nicht erbliche Herren im späteren Sinne. Sie hatten die Reichsgrenze zu schützen und den Tribut von den benachbarten unterworfenen Völkern einzutreiben. Von diesen Grenzmarken haben besonders diejenigen für uns Interesse, welche gegen die Polaben angelegt wurden. Eine davon lag auf der Westseite der Saale in Thüringen, die thüringische Mark gegen die Sorben, daher auch limes Sorabicus (der sorbische Grenzstrich) genannt. Der Commandirende oder der Herzog hatte seinen Sitz in Erfurt. Längs der Elbe waren gegen die Wilzen drei Marken angelegt, deren Hauptorte Magdeburg, Zelle an der Aller und Bardewyk (ein auch später noch wichtiger Handelsort an der Ilmenau unterhalb

Lüneburg) waren. Endlich gegen die Obotriten war zwischen Bille und Stecknitz im heutigen Lauenburg eine Mark angelegt, die insbesondere die sächsische (limes Saxonicus) genannt wurde. Die genannten Hauptorte, in welchen die Commandirenden ihren Sitz hatten, waren zugleich die Hauptstapelorte des Handels zwischen den Deutschen und Slawen, die Hauptsteuerämter, die kein Kaufmann umgehen durfte.

Schon bald nach Karl's Tode versuchten die Polaben sich wieder der fränkischen Herrschaft zu entziehen. Daher werden zur Zeit des Kaisers Ludwig des Frommen (814—840) fortwährend Aufstände und blutige Unterwerfungen gemeldet. Als durch den Vertrag von Verdun 843 Deutschland vom übrigen Frankenreiche getrennt und auf enge Grenzen beschränkt wurde, mußte es Ludwig dem Deutschen (840—876) noch schwerer fallen, die Oberherrschaft über die Slawen zu behaupten. Die Bande, welche diese Slawenländer an Deutschland knüpften, wurden so lose, daß nach unglücklichen Kämpfen kaum der Name der Oberherrschaft gerettet werden konnte. Kaiser Karl der Dicke (876—887) war nicht der Mann, der bessere Verhältnisse hätte herbeiführen können, und obgleich sein Neffe und Nachfolger Arnulf (887—899) als kräftiger Fürst geschildert wird, so blieb ihm doch vor andern verwickelten Staatsgeschäften keine Muße, die deutsche Oberhoheit über die Slawen wieder aufzurichten. Die Wenden erkämpften sich rühmlich ihre Freiheit, und die traurigen Zeiten des letzten Karolingers in Deutschland, Ludwig's des Kindes (899—911), so wie des deutschen Königs aus dem Stamme der Franken Konrad's I. (911—918) waren noch weniger geeignet, jene Oberherrlichkeit wieder zu gewinnen. Dazu kamen seit etwa 900 die verheerenden Streifzüge, die fast jährlich von den Magyaren oder Ungarn nach Deutschland gemacht wurden, wo auch sonst innere Zwietracht herrschte, so daß das ganze Reich auseinander zu fallen drohte. Da erstand der Retter des unglücklichen Deutschlands in dem kräftigen Könige Heinrich, aus sächsischem Stamme. Er und sein Sohn Otto I. sind besonders als die Gründer der deutschen Macht und Herrlichkeit anzusehen; mit den sächsischen Kaisern beginnt für Deutschland eine neue Zeit.

I. Gründung der Nordmark.

Dem Könige Heinrich I. (919—936) und seinem Sohne Kaiser Otto I. (936—973) gebührt das Verdienst, nicht nur in den Kämpfen gegen die Magyaren und Slawen die Ostgrenze des Reiches gesichert, sondern auch durch Eroberung in den Slawenländern die Herrschaft der Deutschen weit nach Osten hinausgerückt zu haben.

Die ersten Jahre seiner Regierung war Heinrich vollauf beschäftigt, sich in seiner neuen Stellung Ansehen zu verschaffen, da namentlich die Herzöge des südlichen Deutschlands sich weigerten, seine Oberherrschaft anzuerkennen. Darauf nahmen die lothringischen Angelegenheiten vorzugsweise seine Aufmerksamkeit nach Westen hin in Anspruch, so daß die Ungarn aufs neue ihre Einfälle durch die Slawenländer nach Thüringen und Sachsen unternahmen. Im J. 924 war Heinrich so glücklich, diese Verwüster zu schlagen und einen ihrer Anführer gefangen zu nehmen. Er benutzte diesen Umstand, einen neunjährigen Waffenstillstand gegen Erlegung eines jährlichen Tributs mit den Ungarn einzugehen, und diese Zeit des Waffenstillstandes war es, welche der König so vortrefflich anzuwenden wußte. Zweierlei Absichten führte er mit großem Glücke durch, einmal die Beschützung des Landes durch feste Burgen, dann aber die Einführung eines neuen Kriegswesens, das er durch ausgezeichnete Waffenthaten zur Geltung brachte. Die alten Chroniken erzählen, der König habe zum Schutz des Landes Burgen angelegt, die aus Erdwall und Graben bestanden und von deren hölzernem Wartthurm man bequem die Ankunft der Feinde schon aus größerer Ferne beobachten konnte. Jeder Burg (castrum, urbs) wurde ein bestimmtes Gebiet, ein Burgwart (burgwardium), zuertheilt. Von den Bewohnern dieses Burgwarts wurde je der neunte Mann zur Besatzung der Burg herangezogen, und diese Mannschaft hatte für die nothwendigen Wohnungen und Magazine innerhalb der Burg zu sorgen, da die außen Wohnenden den dritten Theil alles Feld-Ertrages dorthin zu liefern hatten, einmal um die Besatzung mit Lebensmitteln zu versehen, dann aber um in Zeiten der Gefahr selber von den aufgespeicherten Vorräthen zehren zu können. Fand ein feindlicher Ueberfall statt, so rettete man sich mit seiner beweglichen Habe in die Burg. Natürlich waren dabei die im Vortheil, welche in der Nähe der Burg wohnten; man siedelte sich deshalb gern unter ihrem Schutze an. So entstanden um die Burg häufig Ortschaften und Städte, und deshalb kann Heinrich gar wohl der Städte-Erbauer genannt werden, wenn auch dieser Beiname zunächst aus dem Irrthum entstanden ist, den oben erwähnten mittelalterlichen Ausdruck urbs in seiner ursprünglichen Bedeutung für Stadt zu nehmen.

Um gegen die leichten Reiterschaaren der Ungarn vortheilhafter kämpfen zu können, übte Heinrich besonders den Kriegsdienst zu Pferde. Man hat ihm deshalb wohl die Einführung der Turniere zugeschrieben. Auch stellte er den alten Heerbann oder das allgemeine Aufgebot wieder her, so daß er mit diesem und nicht bloß mit den Dienstmannen seine Siege über die Slawen und Ungarn erfocht.

Die ersten Siege mit seinem neugebildeten Heere gewann Heinrich über die Slawen. 928 brach er über die Elbe in ihr Gebiet ein und besiegte in mehreren Schlachten die Heveller in dem Lande zu beiden Seiten der Havel, fand aber kräftigen Widerstand an ihrem Hauptorte Brennaborg oder Brannebürch (Brandenburg), dessen

geschützte Lage jeden Angriff unmöglich machte. Als jedoch der strenge Winter die Gewässer mit festem Eise belegte, sah sich der Hevellerfürst durch Hunger, Schwert und Kälte zur Ergebung gezwungen. Den Besiegten wurde ein jährlicher Tribut auferlegt, der Sohn des Fürsten aber, Tugumir, als Geißel abgeführt; überdies wurde ihnen das Versprechen abgenommen, daß sie zum christlichen Glauben übertreten würden. Darauf wandte sich Heinrich 929 mit eben demselben Glücke gegen die Sorben zwischen Mulde und Elbe und legte wahrscheinlich damals die Burg zu Misni oder Meißen an, und indem er nach Prag vorrückte, zwang er den Böhmen-Herzog oder König Wenzel seine Oberherrschaft anzuerkennen, während andere seiner Heerschaaren die nördlich von den Hevellern wohnenden Redarier unterwarfen.

Nach diesen glücklichen Erfolgen wurden die Grafen, denen die Verwaltung der benachbarten Grafschaften im Westen der Elbe und Saale anvertraut war, mit der Beaufsichtigung und Bändigung der neu unterworfenen Wenden beauftragt. Doch nur ungern ertrugen die Slawen diese Abhängigkeit, und noch im Jahre 929 brachen die Redarier über die Elbe, verheerten Alles und brannten namentlich die Stadt Wallislevo (jetzt das Dorf Walsleben in der Altmark an der Uchte nicht weit von Osterburg) gänzlich nieder, nachdem sie die sämmtlichen Bewohner niedergemetzelt hatten. Den nächsten Grafen dieser Gegenden, Bernhard und Ditmar, welche mit ihren geringen Streitkräften so heftigem Andrange nicht gewachsen waren, wurde vom Könige ein Heer zu Hülfe geschickt. Mit demselben überschritten sie ihrerseits die Elbe und belagerten Lunkini oder Lenzen. Ein feindliches zahlreiches Heer zog zum Ersatze herbei; man blieb, als die Nachricht hiervon kam, die Nacht unter Waffen, um vor Ueberfall geschützt zu sein. Mit Tages-Anbruch griff das kleine deutsche Heer die gewaltige Menge der Feinde mit solchem Ungestüm an, daß dieselben, nachdem Viele von ihnen erschlagen waren, die Flucht ergriffen, aber in den Wellen der Elbe oder in den benachbarten Seen großentheils ihren Tod fanden. 120—200,000 Umgekommene zählen die Chroniken. Lenzen selber mußte sich ergeben, die Bevölkerung wurde gefangen genommen und später enthauptet, die Stadt furchtbar geplündert.

So wohl vorbereitet waren die Deutschen im Stande, es auch mit den Ungarn aufzunehmen. 933 errang Heinrich den großen Sieg über sie bei Merseburg, durch welchen zuerst ihre wilde Kraft geschwächt wurde.

Daß durch denselben die Herrschaft über die Slawen befestigt wurde, liegt nahe; er gab sogar die Veranlassung, daß Heinrich dieselbe noch weiter ausbreiten konnte, indem er 934 die bis dahin noch nicht unterworfenen Ukrer bis zur Oder und zum Haff hin tributpflichtig machte. Es war seine letzte Kriegsthat. Im Sommer des Jahres 936 starb er an seinem Lieblingsorte, der Pfalz Memleben; seine Leiche wurde vor dem Hauptaltar der Stiftskirche zu Quedlinburg beigesetzt.

Der Tod des Königs Heinrich brachte die Feinde des Reiches in Bewegung, vor allen die Ungarn, die 937 ihre Einfälle aufs Neue begannen, 938 aber im Thrimmening (dem Drömling, dem großen Sumpfe an der Ohre und Aller auf der Westgrenze der Altmark) irre geführt eine große Niederlage erlitten. Eben so versuchten auch die Slawen theils mit Gewalt, theils durch List ihre frühere Unabhängigkeit wieder zu erwerben. Eine Anzahl ihrer Häuptlinge verband sich 939, den damaligen Oberaufseher der Slawen-Gegenden, den Herzog und Markgrafen Gero, zu ermorden. Dieser kam ihnen jedoch zuvor; er lud dreißig derselben zu sich und erschlug sie; nur einer rettete sich durch die Flucht und steckte nun die Fahne der Empörung auf. Der allgemeine Abfall der Wenden war die Folge; das Christenthum, das sich auszubreiten angefangen hatte, wurde ausgerottet. Doch durch List wußte Gero auch ferner den Aufruhr zu stillen. Er forderte jenen Tugumir, der als Geißel nach Sachsen geführt worden war, auf nach Brandenburg zu gehen und die väterliche Gewalt in Anspruch zu nehmen. Tugumir, durch Belohnungen und noch größere Versprechungen gewonnen, that es, wurde als Herrscher anerkannt, lockte seinen Neffen und einzigen Erben an sich, tödtete ihn und übergab Stadt und Land unter die Oberherrlichkeit des Königs. Seinem Beispiele folgten die Uebrigen und unterwarfen sich aufs neue.

Die Ruhe, die seitdem auf längere Zeit eintrat, benutzte König Otto, dem Christenthum eine dauernde Grundlage zu verschaffen. Wir werden unten sehen, wie er deshalb 946 die Bisthümer Oldenburg (später in Lübeck wiederhergestellt) und Havelberg, 948 Meißen, 949 Brandenburg gründete. Das Land wurde in Gaue oder Provinzen eingetheilt und deutschen Grafen untergeordnet, und als zwischen 947—949 Tugumir starb, nahm der König von seinem Lande Besitz und stellte es wie die benachbarten Bezirke unter die Oberaufsicht von Gero. Mochten nun bei diesen Einrichtungen die Interessen der Slawen mannichfach verletzt sein, oder waren noch andere Veranlassungen schuld, kurz ein neuer Aufstand der Ukrer rief 954 Gero herbei, der jedoch denselben mit leichter Mühe erstickte.

Doch schon im folgenden Jahre 955 entbrannte von neuem der Krieg. Der sächsische Graf Wichmann, Neffe des nachmaligen Sachsenherzogs Hermann Billung, der wegen seiner Gewaltthaten vom Könige gefangen gesetzt worden war, entfloh und regte die beiden Brüder Nako und Stoigneff oder Stoinnegin, Fürsten der Obotriten, zum Kampfe gegen die Deutschen auf. Ihnen schlossen sich die benachbarten Wilzenstämme an. Das deutsche Heer ging deshalb über die Elbe, berannte jedoch vergeblich die Stadt oder Burg Suithleiscranne, wohin sich Wichmann und die Wendenfürsten geworfen hatten. Wo dieser Ort gelegen habe, läßt sich nicht nachweisen; er wird entweder bei Boitzenburg oder bei Wittstock gesucht oder auch für Kyritz gehalten. Kaum waren die Deutschen unverrichteter Sache abgezogen, als die Slawen ihrerseits über die Elbe in

Sachsen eindrangen, die Burg oder Stadt Cocarescem einnahmen und die Bewohner treuloser Weise niedermetzelten. Auch über diesen Ort ist man in Zweifel; vielleicht war es das heutige Kacherien gleich südlich von Dömitz in der Nähe der Elbe. Der König Otto, der unterdeß auf dem Lechfelde bei Augsburg den großen Sieg über die Ungarn erfochten hatte, zog mit einem bedeutenden Heere heran, um jene Treulosigkeit und Empörung zu bestrafen, drang in das Slawenland ein, überschritt die sumpfige Taxa d. h. Dosse, und schlug an der Raxa (der Rackstedte, einem Bach, der bei Wittstock in die Dosse mündet) die Feinde gänzlich, nachdem Gero seitwärts die Sümpfe überschritten hatte und ihnen in den Rücken gekommen war. Stoigneff wurde auf der Flucht getödtet, Wichmann entfloh und rettete sich nach Frankreich. Bald aber kehrte er zurück und fachte aufs neue den Krieg an. Doch aus diesmal blieben die Deutschen siegreich, und Wichmann söhnte sich durch Gero's Vermittlung mit dem Kaiser aus. Die Slawen aber nahmen das ihnen aufgedrungene Christenthum an und zahlten willig Tribut.

Nachdem Gero in den nördlichen Gegenden des Slawenlandes die deutsche Herrschaft siegreich behauptet hatte, wandte er sich gegen die Lusitzer (in der Lausitz), die er wie einen Theil der Polen ebenfalls 963 dem Reiche unterwarf. Es war dies aber seine letzte Waffenthat; denn in diesem Kriege fiel sein einziger Sohn Siegfried, der Erbe seiner großen Macht, und damit sank auch seine Lebenskraft. Deshalb beschloß er, sich aus dem bewegten Leben zurückzuziehen, ging nach Rom, legte dort sein siegreiches Schwert auf den Altar des heiligen Petrus, schloß sich auf der Rückkehr der Brüderschaft des heil. Gallus an, und starb hochbetagt 965. Er wurde in der von ihm gestifteten Klosterkirche Gernrode am Harz beigesetzt, wo noch heut sein Grabmal zu sehen ist.

Andere Nachrichten melden, daß Gero zwei Söhne, Siegfried und Gero, gehabt habe, die beide schon vor dem Jahre 960 mit Tode abgegangen seien; im Kampfe gegen die Lusitzer sei nicht ein Sohn, sondern ein Neffe von ihm gefallen. Nach seinem Rücktritt wurde das weite Gebiet, das er verwaltet hatte, nicht wieder unter die Aufsicht Eines Markgrafen gestellt, sondern es zerfiel seitdem in drei, anfänglich sogar in fünf Marken, aus denen sich im Laufe der Zeit die brandenburgischen, anhaltinischen und sächsischen Lande gebildet haben. Ihre Zusammensetzung war folgende:

Das oben näher begrenzte Land der Wilzen oder die Sprengel der beiden Bisthümer Brandenburg und Havelberg wurden zur Nordmark geschlagen. Der erste Markgraf, der darüber gesetzt wurde, Dietrich, besaß überdies eine Grafschaft im Derlingau d. h. in dem Lande zwischen der oberen Aller und der Ocker; seine späteren Amtsnachfolger erhielten jedoch ein größeres Gebiet zu ihrer Verwaltung unmittelbar an der Elbe, das die drei sächsischen Gaue Nord-Thüringen, Belesem und Osterwalde begriff, so wie die nördlich der beiden letzteren gelegenen wendischen Gegenden bis etwa zur

Mündung der Jeetze in die Elbe. Davon umfaßte Nord-Thüringen das Land zwischen der Ohre, einem Nebenfluß der Elbe, und der Bode, dem Nebenfluß der Saale; es reichte von der Elbe westlich über die obere Aller bis an den Derlingau. Der Gau Belesem oder Belxa oder das Balsamer Land umfaßte alles Land westlich der Elbe bis an die Milde bei Gardelegen und Calbe, und erstreckte sich von der Ohre, die damals bei Wollmirstedt mündete, bis zur Havelmündung bei Werben. Endlich der Theil des Landes zwischen Milde und Ohre, also westlich von Belesem, war der Gau Osterwalde. Diese drei Gaue wurden als der Verwaltungssprengel der Markgrafen der Nordmark zusammengefaßt und bildeten nachmals die Altmark.

Die zweite Mark, die Ostmark, lehnte sich an den Schwabengau, zu dem noch ein Stück von Nord-Thüringen gezogen wurde. Ersterer war das von der Bode und Saale umschlossene Gebiet, das südwärts bis Mansfeld reichte. Von den Slawenländern war dieser Mark ein breiter Streifen nach Osten zu beiden Seiten der Elbe zuertheilt, das nachmalige anhaltinische Land östlich der Saale und das Land Wittenberg oder der Kurkreis. Eben so gehörte zu dieser Mark die Nieder-Lausitz, so daß sie im Osten an den Bober stieß und den nördlichen Theil des Sorbenlandes umfaßte.

Die dritte Mark, die Mark Meißen, umfaßte eine Zeit lang den übrigen größeren südlichen Theil des Sorbenlandes, nachdem 985 die beiden andern Zeiz und Merseburg mit ihr vereinigt worden waren. Sie enthielt in diesem weiten Umfange die Bisthümer Meißen, Merseburg und Zeiz. Auch sie stützte sich westlich der Saale auf rein deutsches Gebiet, den Hessengau und das Friesenfeld, südlich vom Schwabengau bis zur Helme und Unstrut, westlich bis nach Sangerhausen.

Mit dem Jahre 965 beginnt also ein wichtiger Abschnitt für die Geschichte der Mark Brandenburg, ja erst seit dieser Zeit kann überhaupt von einer Geschichte der Mark die Rede sein, da sie von dem übrigen Wendenlande gelöst eine selbständigere Stellung einnahm. Es wird deshalb nicht unpassend sein, hier einige kurze Bemerkungen über die Wenden einzuschalten, bevor wir von der Einrichtung der Bisthümer sprechen, welche die Aufgabe hatten, die Einwohner für das Christenthum zu gewinnen.

Es würde ein großer Irrthum sein, sich die Wenden als ein rohes, ungebildetes Volk zu denken; sie standen in der Zeit, wo sie mit dem Deutschen zusammentrafen, in Bezug auf Bildung diesen etwa gleich. Sie wohnten in Städten und Dörfern beisammen, obgleich wir nicht wissen, worin bei ihnen der Unterschied zwischen Dorf und Stadt bestanden hat. Fast sämmtliche Städte der Mark sind ur-

sprünglich von Slawen angelegt, wie schon die Namen beweisen; kein Wunder, daß wir fast von keiner das Stiftungsjahr angeben können. Eben so rührt die ungleich größere Zahl der Dörfer aus der Slawenzeit her, wenn auch bei vielen der slawische Name dem deutschen hat Platz machen müssen. Ueber die innere Verwaltung und über die Bauart der Städte wissen wir fast nichts; es wird uns nur mitgetheilt, daß sie mit Wällen und Gräben umgeben waren, große Marktplätze enthielten und nicht selten durch kostbare Tempel geschmückt wurden; meist lagen sie auf Inseln oder an Stellen, wo die Krümmung eines Flusses eine Art Halbinsel bildete, so daß es schwer war, ihnen beizukommen. An ebenso schwer zugänglichen Punkten, zwischen Sümpfen und Gewässern, schützten feste Burgen das Land und gaben nachmals den siegreichen Deutschen die Veranlassung, von eben dort aus das eroberte Land im Zaume zu halten und zu beherrschen.

Der Reichthum des Landes an Wäldern und Gewässern bot den Bewohnern reiche Nahrung an Wildpret und Fischen, die vielfachen Wiesengründe begünstigten die Viehzucht, dabei aber wurde die Cultur des Bodens nicht vernachlässigt. Honig fand sich bei der allgemein gebräuchlichen Bienenzucht in außerordentlicher Menge vor und wurde zu dem beliebten Getränk, dem Meth, verwendet. Auch Gartenbau und Obstzucht wurden mit vielem Fleiße getrieben. Kurz der Reichthum an Lebensmitteln war so bedeutend, daß ein alter Chronist sagt, es fehle dem Lande nur Oel und Wein, um das gelobte Land genannt zu werden. Ein Beweis wenigstens, daß er hier mehr Cultur gefunden, als er erwartet hatte.

Der Handel theils mit Natur-, theils mit Kunstprodukten war ein außerordentlich lebhafter, zumal er durch Flüsse und Seeküsten vielfach begünstigt wurde, wenn er auch oftmals nur in Tauschhandel bestand. Wollene Zeuge namentlich wurden in großer Menge bereitet, auch Metalle zu Waffen und zu sonstigem Geräth und Schmuck verarbeitet. Einige Tempel waren mit außerordentlich künstlichem Schnitzwerk so reich ausgestattet, daß sie die Bewunderung der Deutschen erregten.

Der Charakter der Wenden wird uns selbst von Geistlichen, die wenig unparteiisch sie nur als Feinde des Christenthums betrachteten, ja sogar verabscheuten, als so vortrefflich geschildert, daß ihnen nur der christliche Glaube gefehlt habe, um sie als Menschen hinzustellen, die mit edlen Eigenschaften begabt wären. Raub und Diebstahl waren ihnen unbekannt; kein Schloß und Riegel verwahrte das Haus, alle Schätze lagen offen da; die Wenden wunderten sich nicht wenig, daß die Deutschen ihre Reisekoffer selbst ihren Begleitern verschlossen. Lüge und Trug wurden von ihnen verabscheut; das Wort genügte statt des Eidschwurs. Dabei waren sie milde gegen Arme; Wohlthätigkeits-Anstalten verhinderten, daß Bettler die Barmherzigkeit der Begüterten anflehen mußten. Eben so zeichneten sie sich durch ihre Gastfreundschaft aus; ja um Fremde zu bewirthen, scheute man sich nicht, von den Vorräthen eines Andern zu nehmen; Niemand hielt das für

Diebstahl. Im Hause jedes einigermaßen Wohlhabenden stand der Tisch stets gedeckt und war mit allem reichlich besetzt, was der Vorrath vermochte. Dabei lobten selbst verwöhnte deutsche Zungen die Speisen, deren oft zwanzig verschiedene bei großen Schmausereien aufgetragen wurden.

Die kräftige körperliche Beschaffenheit rief kriegerischen Sinn, dieser eine ungemessene Liebe zur Freiheit hervor. Nur diesen Eigenschaften ist der zähe, unermüdliche Kampf der Wenden zuzuschreiben, der Jahrhunderte hindurch auch nach den schwersten Niederlagen fortgesetzt wurde. Viel trug allerdings der religiöse Glaube dazu bei, daß die in der Schlacht Gefallenen höherer Freuden nach dem Tode theilhaftig werden würden. Ja der gewaltsame Tod wurde für so erwünscht und beglückend gehalten, daß Kranke und Schwache nicht Anstand nahmen, selber ihrem Leben ein Ende zu machen. Aus eben dieser Ansicht nur läßt sich auch die Sitte erklären, daß die Kinder ihre kranken, altersschwachen Eltern tödteten, während sonst die Pietät bei diesem Volke rühmend hervorgehoben wird; und auf gleiche Weise läßt es sich bei der großen Sorge der Eltern für die Kinder begreifen, daß man einen Theil der Töchter tödtete, wenn deren Anzahl in einer Familie zu groß wurde.

Zum Kriege war jeder verpflichtet, und es fehlte nie an Kriegslustigen, welche sich freiwillig mit Spieß und Schwert oder mit Bogen und Pfeil oder auch nur mit einfacher Keule oder Axt bewaffnet unter den Befehl berühmter Führer stellten, die anfänglich nur für die Zeit des Krieges gewählt wurden wie bei den alten Deutschen, später aber eine erbliche Herrschaft sich aneigneten. Die Abgaben, welche die Slawen ihren Fürsten zahlten, waren gering, desto schwerer fiel es ihnen daher, ihren neuen deutschen Herren Tribut zu entrichten, den Zehnten an die Geistlichkeit zu zahlen, ja selbst die Gerechtigkeit durch theure Gerichtssporteln zu erkaufen. Daher ihr hartnäckiger Widerstand, der wiederum die feindliche Gesinnung der Deutschen gegen sie aufs höchste spannte, daher der Haß zwischen Deutschen und Wenden, der erst mit dem Untergang der einen Nationalität gestillt werden konnte.

Was die Religion der slawischen Völker betrifft, so war dieselbe wie bei allen alten Völkern eine Natur-Religion. Die Naturkräfte waren der Gegenstand ihrer religiösen Verehrung, in's besondere waren das Licht und das Feuer ihre Gottheiten. Die Sonne, die Alles befruchtet, Alles erzeugt und Alles ernährt, galt für den obersten Gott, den Bog, der gleich dem Wodan den Himmel personifizirte. Da aber das Licht und das Feuer nicht nur erleuchtet, erwärmt und erzeugt, sondern auch verheert und zerstört, so wurde die Gottheit in doppelter Beziehung aufgefaßt, als gute (Belbog d. h. weißer oder guter Gott) und als böse (Czernybog d. h. schwarzer oder böser Gott). Da jedoch der allgemeine Begriff der Gottheit für die große Menge zu hoch lag, und derselben sich unter keinem bestimmten Symbol darstellen ließ, so wurden einzelne Eigenschaften gesondert

hervorgehoben und dadurch der Gott in einzelne Gottheiten aufgelöst. So entstanden die drei Gottheiten Perkun, Radegast und Siwa.

Perkun war der Gott des Himmels, der Regierer des Weltalls, der Licht- und Feuergott. Nicht in geschlossenen Räumen, in Tempeln, wurde er verehrt, sondern unter ehrwürdigen Eichbäumen, in heiligen Hainen wurde ihm ein ewiges Feuer unterhalten Nur durch Reiben von Hölzern durfte das Feuer entzündet werden; Todesstrafe traf den, der dasselbe auslöschte. Der Gott hieß wohl auch Jessen d. h. der Leuchtende, die Sonne, und als seine Gemahlin wurde die Baba d. h. der Mond genannt. Als böser Gott schuf er den Blitz und Donner und wurde auf Berghöhen verehrt. Er war auch als solcher die Wintersonne, wie die Baba der Mond, der sich verborgen hatte, der Neumond.

Radegast wird seinem Namen nach als Erzeuger, Rathgeber, der Freundliche erklärt; er war der Gott der Kraft, Stärke und Weisheit. Er galt deshalb zugleich als Kriegsgott; sein Symbol war der Stier, der bei so vielen Völkern als Sinnbild der Kraft gebraucht worden ist. Er wurde besonders zu Riedegast und Rethre verehrt. Bei den höchst dürftigen Nachrichten steht es nicht einmal fest, ob unter diesen Namen zwei verschiedene Orte zu verstehen sind, oder ob beide Namen einen und denselben Ort bezeichnen. Noch weniger läßt sich nachweisen, wo dieser Ort gelegen habe, der einen Haupttempel des Wendenlandes enthielt. Man giebt zwar häufig das Dorf Prillwitz an, südlich vom Tollenser am Liepser See in Mecklenburg zwischen Strelitz und Penzlin, doch bleibt die Sache sehr fraglich, zumal da die Alterthümer, die man dort aufgefunden haben will und die den sichersten Beweis liefern sollen, daß dort Rethre gestanden, sich nicht zweifellos als solche herausgestellt haben.

Siwa endlich, das leuchtende und erwärmende Feuer darstellend, wurde sowohl als weibliche und als männliche Gottheit gedacht, als auch für einen Belbog und Czernybog gehalten. Als weibliche gute Gottheit stellte sie die Sommer- oder Morgensonne dar, die den Frühling und die Fruchtbarkeit verkündete, weshalb sie auch zugleich die Göttin der Jugend und Schönheit, die Beschützerin der Liebe und Ehe war. Als männliche gute Gottheit hieß sie Ziwi, d. h. der Erzeuger, und verwandelte sich im Frühsommer in einen Kuckuk, den man um die Lebensdauer zu befragen pflegte. Einen Kuckuck zu tödten galt deshalb für ein todeswürdiges Verbrechen. Aber auch als Czernybog oder böse Gottheit wurde Siwa verehrt und gefürchtet. Die Marzana war als Tod dem Menschen, als Winter der Natur feindlich. Dem Pikal, dem Tödtenden, wurden Gefangene geschlachtet, ihm wurden die Alten und Kranken und Schwachen oder die Ueberzahl von Mädchen in der Familie geopfert.

Eine höhere geistige Anschauungsweise faßte die drei Gottheiten wieder zu Einem Wesen zusammen, dem Triglaf d. h. dem Dreiköpfigen, der die Herrschaft des Himmels, der Erde und der Unterwelt behauptete. Seine Tempel z. B. zu Stettin und zu Branden-

burg werden als besonders großartig und kostbar beschrieben. Ein schwarzes Roß war ihm heilig, das die Gabe der Weissagung besaß. Neun Lanzen, je eine Elle von einander entfernt, wurden auf den Boden gelegt, und das Roß dreimal darüber hin- und zurückgeführt. Berührte das Roß mit seinem Hufe keine der Lanzen, so war das Zeichen günstig. Namentlich beim Beginn eines Krieges wurde dies Orakel befragt.

In andern slawischen Gegenden wurden andere Gottheiten oder doch jene unter andern Namen verehrt. Als Gott des Lichts galt der Wit, die Sonne, der Allwissende und Allgütige. So hoch wurde er geachtet, daß man selten den Namen allein sprach, sondern ihn gewöhnlich den Swantewit d. h. den heiligen Wit nannte. Auch ihm war das Pferd heilig; ein weißes Roß, herrlich gesattelt und aufgezäumt, stand zu seinem Dienste bereit. Sein Haupttempel stand in Arkona auf Rügen und wurde 1168 von dem Dänenkönig Waldemar zerstört. Die Priesterschaft dieses Gottes stand in außerordentlichem Ansehen, so daß kein Kaufmann auf Rügen landen durfte, der nicht dem Gott von seinen besten Waaren opferte. Ja selbst die Bewohner hatten regelmäßigen Tribut zu zahlen, und das Land war in mehrere Tempeldistrikte eingetheilt. Auch dieser allgemeine Begriff des Göttlichen wurde dadurch der Fassungskraft des Volkes näher gebracht, daß man ihn in einzelne Begriffe auflöste. Danach war der Gierowit die Frühlings- oder Morgensonne, der Rugewit die Sommersonne, der Porewit die Wintersonne. In Charenz, dem heutigen Garz auf Rügen, waren in einem Tempel alle drei Gottheiten neben einander aufgestellt, der erste mit fünf, der zweite mit sieben, der dritte mit drei Gesichtern an Einem Kopfe; der letzte trug überdies noch ein Gesicht auf der Brust. Der Gierowit hieß auch wohl als Morgensonne Jutrebog, und da die Morgensonne die Raubthiere in ihre Schlupfwinkel zurücktreibt, so wurde er auch als Honidlo für den Beschützer der Heerden gehalten; er war der Hirtengott. Dem Rugewit, der auch Vitelubbe genannt wurde, waren auf Höhen große hölzerne Säulen errichtet, die s. g. Julsäulen; mehrere Orte in der Mark*) so wie in Pommern, die den Namen Stolp führen, verdanken wohl der Verehrung dieses Gottes ihr Entstehen, da „Stolp" im Deutschen „Säule" bezeichnet. Der Porewit endlich war als ein Czernybog der Gott des Schreckens, der als Waldgeist in dichten Wäldern hauste, oder er war auch wohl der Gott des Todes.

Auch noch andere böse Gottheiten gab es, die Tod und Verderben mit sich brachten, z. B. die Pest, welche als Göttin Dzuma personifizirt wurde. Der Topielec war der böse Wassergeist, der gern die Menschen ins Wasser zog und davon seinen Namen trug „der Untertaucher".

*) So das Dorf Stolp bei Potsdam, dessen Kirche — während das Dorf selbst niedrig liegt — auf einer Anhöhe ohne Zweifel an der Stelle der alten Säule steht.

Wie Karl der Große dadurch die Sachsen an sein Reich zu knüpfen suchte, daß er sie zum Christenthum herüberführte und deshalb nicht weniger als acht Bisthümer bei ihnen anlegte, so war auch das Bemühen besonders des Kaisers Otto dahin gerichtet, die Slawen zu Christen zu machen. Da diese Bekehrung durch Waffengewalt erfolgte, so war es sehr natürlich, daß das Christenthum wenig günstigen Boden fand, denn nothwendig verband sich bei den Slawen mit der Vorstellung „Christ werden" zugleich auch die, „den Deutschen unterthan werden". Wenn es deshalb auch dem Kaiser gelang, sechs Bisthümer und ein Erzbisthum in dem Polabenlande zu errichten, so werden wir doch sehen, daß nur zu bald das Christenthum von den Polaben, namentlich von den Obotriten und Wilzen, wieder vollständig ausgerottet wurde.

Von diesen Bisthümern sind Oldenburg, Havelberg, Meißen und Brandenburg schon oben genannt worden; dazu kamen noch 968 die Bisthümer Merseburg und Zeiz, so wie das Erzbisthum Magdeburg.

Das erste derselben wurde 946 in Oldenburg oder slawisch Stargard im östlichen Holstein oder Wagrien angelegt; es umfaßte das Land der Obotriten, das Karl der Große 786 dem damals errichteten Bisthum Verden zuertheilt, sein Sohn Ludwig aber 834 zum Erzstifte Hamburg gezogen hatte. Seine Grenzen waren also südlich die Elde, welche bei Dömitz die Elbe erreicht, und die Peene, während es im Norden ans Meer stieß. Die heutigen Länder Mecklenburg und das schwedische Pommern gehörten zu seinem Gebiete.

Von größerer Wichtigkeit für uns sind die beiden wilzischen Bisthümer. Das eine, Havelberg, wurde (wenn nicht schon früher) 946 gestiftet und erhielt zu seinem Unterhalte in folgenden wilzischen Provinzen oder Gauen Güter angewiesen: im Lande zwischen Havel und Elbe, in der Prignitz und der Grafschaft Ruppin, im Lande um den Müritzsee und die Tollense, im Lande Stargard (dem heutigen Mecklenburg-Strelitz), auf den Inseln Usedom und Wollin. Die bedeutendste Stadt, die neben Havelberg dem Bischof gehörte, war Wizaca oder Wittstock.

Drei Jahre später als Havelberg wurde 949 das Bisthum Brandenburg eingerichtet. Zu seinem Unterhalte bestimmte König Otto mehrere Besitzungen in dem Gaue Heveldun oder Stodorania, dem heutigen Havellande und der Zauche. Namentlich war es die halbe Stadt Brandenburg und die Stadt Ezeri oder Ziesar, wo nachmals die brandenburgischen Bischöfe ihren Sitz nahmen. Außerdem gehörten zum Sprengel Brandenburg: das Land zwischen Zauche und Elbe, das Land Zerbst, die nachmaligen Länder Belzig und Jüterbog, das Land um die untere Spree (Teltow und Barnim), so wie die Ukermark, die bis an's Haff reichte.

Der ursprüngliche Umfang dieser drei aufgezählten Bisthümer, wie er hier angegeben ist, erlitt nachmals besonders nach Nordosten hin bedeutende Veränderung, als das Christenthum eine Zeit lang wieder völlig ausgerottet und erst durch die Eroberungen des Herzogs

Heinrich des Löwen so wie des Markgrafen Albrecht des Bären neu gepflanzt wurde. Zur Nordmark gehörten außer den deutschen Gauen auf der Westseite der Elbe die beiden Bisthümer Havelberg und Brandenburg (letzteres mit Ausnahme des Zerbster Landes), und wie unter dem Namen der Heveller oftmals der größere Theil der Bevölkerung in dem brandenburgischen Sprengel verstanden wurde, so unter dem Namen der Redarier der größere Theil des havelbergischen.

In dem südlichen Theile des Polabenlandes, bei den Sorben, stiftete Kaiser Otto 968 drei Bisthümer, die wir hier nur kurz berühren wollen. Ihnen entsprachen die oben erwähnten gleichnamigen Marken; es waren:

das Bisthum Meißen, das nach einer andern Meinung 948 oder 967 gegründet und vom Papste 968 bestätigt wurde. Es umfaßte alles Land von der Mulde über die Elbe bis zur Oder oder später nur bis zum Bober hinüber, und von den böhmischen Gebirgen bis zu den Südgrenzen des Bisthums Brandenburg. Es gehörte also besonders dazu die Nieder-Lausitz (der Gau Lusizi) und die Ober-Lausitz oder der Gau Milzieni. Ferner:

das Bisthum Zeiz, dessen Sitz 1030 nach Naumburg verlegt wurde; es erhielt den südwestlichen Theil des Sorbenlandes von der Saale bis zum Erzgebirge. Eine Linie etwa von der Mündung der Unstrut südöstlich hinüber zur Elster, Pleiße und Mulde schloß es im Nordosten ein. Endlich

das Bisthum Merseburg; es lag wie die Mark dieses Namens zwischen den beiden genannten ebenfalls schräg von der Saale zum Erzgebirge hinüber.

Sämmtliche aufgezählten Bisthümer mit Ausnahme von Oldenburg (auch Meißen wurde später selbständig) stellte Kaiser Otto unter die Oberaufsicht des

Erzstiftes Magdeburg. Bereits im Jahre 937 hatte er an diesem Orte das Benediktiner-Kloster des heiligen Petrus und Moritz gestiftet und sehr reich ausgestattet. Aus diesem Kloster errichtete er 968 das Erzstift zu Ehren des heiligen Moritz, dessen Reliquien hierher gebracht wurden. (Nach der Legende war der heil. Mauritius unter Kaiser Maximinian tribunus militum gewesen, im Jahre 296 in Stücke zerhauen worden, weil er den römischen Göttern nicht hatte opfern wollen, und in S. Maurice im Canton Wallis begraben.) Um dem neuen Erzbisthume ein eigenes Gebiet zu gewähren, mußte der Bischof von Halberstadt den östlichen Theil von dem Nord-Thüringgau abtreten; auf sorbischem Boden erhielt das Erzstift den Gau Serimunt südlich der Elbe bis zur Fuhne zwischen Saale und Mulde; ferner südlich davon die Gaue Nudzizi und Neletizi bis zur Elster, ersterer das Land um Wettin, letzterer das um Halle; und endlich jenseit der Mulde einen Theil des Gaues Nicizi, dem Zerbster Gau gegenüber auf der Südseite der Elbe.

II. Die ältesten Markgrafen der Nordmark.

965—1134.

Als erster Markgraf in der Nordmark wird Graf Dietrich von Haldensleben (965—983) genannt, der wie Gero noch in gewisser Hinsicht den Oberbefehl in allen wendischen Marken führte und deshalb den Titel „Herzog" hatte. Wie er durch seinen Stolz und Uebermuth sich den Haß der übrigen sächsischen Großen zuzog, so veranlaßte er durch seine Habsucht und Grausamkeit einen allgemeinen Aufstand der Lutizier. Als nämlich Kaiser Otto II. (973 bis 983) in der Südspitze von Unteritalien 982 durch die Griechen eine blutige Niederlage erlitten (auch 1000 Wenden sollen sich im Heere des Kaisers befunden haben) und die Nachricht hiervon zu den Slawen sich verbreitet hatte, schaarten sich 983 die Lutizier zusammen, eroberten Havelberg und überfielen Brandenburg, von wo der Bischof Volkmar sowie Markgraf Dietrich nur unter großer Gefahr entflohen. Sie zerstörten die christlichen Kirchen, und selbst die Leiche des frühern brandenburgischen Bischofs Dodilo wurde aus der Gruft gerissen und ihres priesterlichen Schmuckes beraubt. Auch die Obotriten erhoben sich unter ihrem Fürsten Mistui und verwüsteten die Stadt Calbe an der Milde und das ganze Land mit Feuer und Schwert. Endlich gelang es den vereinigten Fürsten Sachsens, die Wenden an der Tanger zu schlagen, doch hatten sie nicht die Kraft oder nicht den Muth, die Rückeroberung des Wendenlandes zu versuchen. So geschah es, daß in der wendischen Nordmark das Christenthum von Grund aus zerstört wurde, daß die Kirchen niedergebrannt, die Priester abgeschlachtet, die Besatzungen niedergemetzelt wurden. Achtzehn Jahre hatte nur die Nordmark auf wendischem Boden in dem oben angeführten Umfange Bestand gehabt, seitdem vertheidigten die Wenden fast zwei Jahrhunderte lang mit Löwenmuth die wieder errungene Freiheit, bis endlich den anhaltinischen Markgrafen es gelang, das Land dauernd in Unterwürfigkeit zu bringen. Eben so lange waren die bischöflichen Stühle in Havelberg und Brandenburg verödet, es wurden zwar Bischöfe hierfür ernannt, dieselben blieben aber nur in partibus d. h. sie besaßen nur den Titel.

Dietrich wurde darauf seiner Würden entsetzt und starb bald nachher. Doch keinem seiner Nachfolger bis auf Albrecht den Bären gelang es, das wieder gut zu machen, was er verschuldet hatte. Deshalb bietet die ganze nächste Folgezeit ein trauriges Bild beständiger Unruhen und Kämpfe dar, die durchaus kein allgemeines Interesse haben. Es kann darum auch nicht unsre Aufgabe sein, diesen wüsten Kämpfen im Einzelnen zu folgen, wir begnügen uns vielmehr mit einer kurzen, allgemeinen Uebersicht.

Unter Kaiser Otto III. (983—1002) und Heinrich II. (1002 bis 1024) wurden zwar starke Kriegszüge gegen die Wilzen, zum Theil auch mit Glück unternommen, doch wurde dauernde Unterwerfung nicht herbeigeführt. Vielmehr gingen die Wilzen ihrerseits wiederholentlich zum Angriff vor und verheerten die am linken Ufer der Elbe gelegenen deutschen Gebiete auf eben so furchtbare Weise, wie die Deutschen bei ihnen gehaust hatten. So wird uns z. B. aus dem Jahre 998 gemeldet, daß sie Arneburg, und aus dem Jahre 1000, daß sie das Kloster Hillesleve (Hillersleben an der Ohre) niederbrannten und die dortigen Nonnen gefangen mit sich fortführten. Nicht günstiger stellten sich die Verhältnisse auch unter den beiden ersten kraftvollen fränkischen Kaisern Conrad II. (1024—1039) und Heinrich III. (1039—1056). Bei einem neuen verheerenden Einfall nach Sachsen nahmen z. B. die Wilzen das feste Schloß Wirbene (Werben) durch List und metzelten die Besatzung nieder, und noch furchtbarer war der Verlust, den die Deutschen 1056 in der großen Schlacht bei dem Schlosse Pritzlawa (in dem innersten Winkel der Einmündung der Havel in die Elbe) erlitten. Durch den Kummer und den Gram über diese Niederlage wurde die Krankheit des Kaisers Heinrich III. so verschlimmert, daß sie einen tödtlichen Ausgang nahm. Die unruhigen Zeiten Kaiser Heinrich's IV. (1056—1106) und seines Sohnes, Heinrich's V. (1106—1125), waren nicht geeignet, die verlorene Herrschaft wieder zu gewinnen, und wohl mag 1073 die Erklärung der Sachsen, daß sie dem Kaiser jede Hülfe gegen Polen verweigern müßten, da sie kaum im Stande wären, sich der andringenden Wenden zu erwehren, mehr als ein bloßer Vorwand gewesen sein. Denn gerade damals, so wird erzählt, hatten sich Wilzen im nördlichen Theile der nachmaligen Altmark festgesetzt, wo sie etwa 40 Jahre lang ihre Unabhängigkeit behaupteten. In dieser Periode des schwankenden Kriegsglückes war namentlich der Kampf um das feste Brandenburg sehr heftig. Durch List oder auch durch Gewalt wurden die Deutschen mehrere Male Meister der Stadt, doch dauerte jedesmal ihr Besitz viel zu kurze Zeit, als daß das Christenthum wieder daselbst hätte festen Fuß fassen können. Das Einzige, was den Markgrafen aus dem Hause Stade von wendischem Gebiet wieder zu erobern gelang, waren die Gaue Zemzizi und Liezizi d. h. das Land zwischen Elbe und Havel nördlich vom heutigen plauenschen Kanal.

Unter solchen Umständen beschränken wir uns auf eine kurze Aufzählung der ältesten Markgrafen der Nordmark.

Nach Dietrich's Absetzung wurde der Graf Lothar von Walbeck (983—1003), dessen Großvater in der Schlacht bei Lenzen 929 seinen Tod gefunden hatte, zum Markgrafen ernannt. Seinem Sohne Werner (1003—1009) hatte die Mutter die markgräfliche Würde für eine Geldsumme, die sie dem Kaiser zahlte, zu verschaffen gewußt, doch schon 1009 ging er seiner Lehen verlustig, da er dem Grafen Dedo von Wettin, mit dem er in Feindschaft lebte, auflauern und ihn tödten ließ. Er starb 1014 kinderlos; der Geschichtschreiber Ditmar,

Bischof von Merseburg, war sein Vetter. Die Nordmark übertrug der Kaiser dem Grafen Bernhard I. (1009—1018), dem Sohn des 983 abgesetzten Dietrich, dessen Familie jedoch nur bis 1056 die markgräfliche Würde bekleidete. Sein Sohn Bernhard II. (1018 bis 1044) war es, der als Graf in den Gauen Belesem, Osterwalde und Nord-Thüringen genannt wird, so daß unter ihm die Nordmark diejenigen sächsischen Gebiete umfaßte, die nachmals die Altmark ausmachten. Der letzte dieses Hauses, Wilhelm (1044—1056), fiel in der unglücklichen Schlacht bei Pritzlawa und hinterließ keine Kinder. Mütterlicher Seits stammte der Kaiser Lothar aus dieser Familie her.

Vergeblich bemühte sich Wilhelm's Bruder Otto die Mark zu erhalten; auch er wurde erschlagen, und das Haus der Grafen von Stade bekam die markgräfliche Würde (1056—1130). Aus diesem sind zu nennen: Udo I. (1056—1057), Udo II. (1057—1082), Heinrich I. (1082—1087) und dessen Bruder Udo III. (1087 bis 1106). Ueber den Sohn des letztern, Heinrich II. (1106—1128), führte sein Oheim Rudolf von 1106—1114 die Vormundschaft, selbst nachdem er 1112 vom Kaiser abgesetzt und der Graf Helprich von Plötzke als Vormund bestimmt war. Ebenso riß Rudolf's Sohn Udo IV. (1123—1130), nachdem Heinrich II. 1128 ohne Kinder gestorben war, die Mark an sich, wurde jedoch schon 1130 von Vasallen des Grafen Albrecht des Bären getödtet. Kaiser Lothar vergab darauf die Mark mit Uebergehung von Udo's Bruder Rudolf dem Grafen Conrad von Plötzke, dem Sohne des vorhin genannten Helprich (1130—1132), der wegen seiner Schönheit die „Sachsenblume" genannt wurde. Doch schon 1132 wurde er in Italien, wohin er dem Kaiser gefolgt war, von den Lombarden erschossen. Da er noch unverheirathet gewesen, übertrug Lothar die Mark dem Grafen von Ballenstädt Albrecht dem Bären, mit welchem das ruhmvolle Geschlecht der Anhaltiner zur Regierung gelangte.

III. Die Markgrafen von Brandenburg

aus dem Hause Anhalt. 1134—1319.

Wenn man erwägt, ein wie geringes Gebiet die Anhaltiner als Nordmark überwiesen erhielten und in welch trauriger Verfassung sich das Ländchen befand, das Jahre lang der Schauplatz von beständigen Kriegs- und Verheerungs-Zügen gewesen war, und wenn man dagegen das weite Gebiet überblickt, zu dem sich unter der Anhaltinischen Herrschaft die Nordmark erweitert hatte; wenn man beachtet, welch' reich gestaltetes Leben in dieser frisch aufblühenden Herrschaft sich entwickelte;

wenn man endlich die schwachen Mittel bedenkt, durch welche ein so bedeutendes Gebiet in verhältnißmäßig kurzer Zeit gewonnen wurde: so muß man einräumen, daß der heldenmüthige Geist, der in den anhaltinischen Fürsten lebendig war, Außerordentliches geleistet hat. Ueber die Elbe hinaus bis zur Oder, über die Oder bis zur Weichsel trugen diese Fürsten ihre siegreichen Waffen, fast alles Land von den böhmischen Gebirgen bis an das Meer war ihnen entweder unmittelbar zugehörig oder doch von ihnen abhängig. Und wie suchten sie das Eroberte zu schützen! Hinter dem Kriege folgte der fromme Priester und lehrte den Heiden das Evangelium; Kirchen und Klöster nahmen die Neubekehrten auf; zahlreiche Einwanderer bauten das verödete Land an; nicht nur die alten niedergebrannten Dörfer und Städte erhoben sich aus ihren Trümmern, auch zahlreiche neue Ortschaften wuchsen kräftig empor. Denn überall wurde dem frisch aufathmenden neuen Geschlechte volle Freiheit zu seiner Entwicklung, der Gewerbfleiß hob sich gewaltig, und die Landstraßen und Wasserläufe wurden belebt durch den Handel, der ungeahnten Wohlstand, ja selbst Reichthum in das lange Zeit so hart heimgesuchte Land brachte. Prüfen wir die Wahrheit dieser Sätze in der nachstehenden Geschichtserzählung.

Der erste Graf von Ballenstädt, der uns genannt wird, hieß Esico; er stammte mütterlicher Seits von der Familie des Markgrafen Gero her, und an ihn fielen zahlreiche Erbgüter des damals ausgestorbenen Gero'schen Hauses im Gau Serimunt (zwischen der untern Saale und Mulde von der Fuhne bis zur Elbe), im Nord-Thüringer- und Schwabengau, und zugleich das Grafenamt in dem nördlichen Theil des letztgenannten Gaues (vermuthlich 1034). Da der Stammsitz der Familie, das Schloß Ballenstädt, in ein geistliches Stift, später in ein Benediktinerkloster verwandelt wurde, nahmen die Grafen ihren Sitz in dem Schlosse Anhalt im Selkethal, und als dieses zerstört wurde, in Aschersleben, im mittelalterlichen Latein Ascaria genannt, welchen Namen man in Ascania corrumpirt hat. Nach diesem Wechsel ihres Sitzes veränderte auch die Familie nach damaliger Sitte den Namen. Der ältere Enkel jenes Esico, Graf Otto, erhielt wegen der bedeutenden Erwerbungen, die er für sein Haus gewann, den Beinamen des „Reichen". Er war nämlich mit Eilike (Adelheid) vermählt, einer Tochter des Sachsenherzogs Magnus, des letzten aus der Familie Billung, der 1106 starb, und er erheirathete mit ihr viele Billungsche Güter in Ostfalen und Engern. Wegen dieser Verwandtschaft wurde er von Kaiser Heinrich V., der dem ihm feindlich gesinnten Herzog Lothar 1111 sein Herzogthum abgesprochen hatte, mit Sachsen belehnt, doch gelang es ihm nicht, sich in den Besitz desselben zu setzen. Dagegen brach er mit dem Erzbischofe von Magdeburg vereinigt in die wendischen Gaue Cierviſti und Moraziani ein und bemächtigte sich 1114 eines großen Theiles derselben, z. B. auch der Stadt Ziesar und des Ortes Leitzkau, wo hernach ein Prämonstratenser-Kloster eingerichtet wurde, in welchem

die Bischöfe von Brandenburg, damals noch immer in partibus, ihren Sitz nahmen und von wo aus sie das Christenthum eifrig bei den Wenden verbreiteten. Eben so glücklich war er im folgenden Jahre 1115 in dem siegreichen Gefecht bei Köthen, durch welches er die über die Elbe vorgedrungenen Wenden nicht nur zurücktrieb, sondern auch seine Eroberungen in jenen Gegenden erweiterte. Als er zu Anfang des Jahres 1123 starb, folgte ihm sein Sohn Albrecht der Schöne, wegen seiner Tapferkeit gewöhnlich der Bär genannt, zwar noch jung (er war um das Jahr 1100 geboren), aber durch seinen Ehrgeiz, seine Thatkraft und Klugheit einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit.

In demselben Jahre 1123 war der Besitzer der Ostmark, der Lausitz sowie der Mark Meißen, Heinrich II. von Ilburg oder Eilenburg aus der älteren Linie des Hauses Wettin, ohne Kinder gestorben, und Kaiser Heinrich V., der Ansprüche des jüngeren wettinischen Hauses nicht achtend, gab Meißen und die Lausitz an den Grafen Wiprecht von Groitzsch, die Ostmark an den Grafen Hermann von Winzenburg. Herzog Lothar von Sachsen jedoch, der heftige Gegner des Kaisers, sprach Meißen dem Grafen Conrad von Wettin zu und die Ostmark nebst der Lausitz Albrecht dem Bären, die beide gemeinschaftliche Sache mit ihm gemacht hatten. Vergebens war der Widerstand der Grafen Wiprecht und Hermann, ungeachtet sie auf des Kaisers Befehl von Böhmen unterstützt wurden. Ja als Wiprecht 1124 starb, genehmigte der Kaiser die von Lothar angeordnete Vertheilung der Art, daß Conrad die Mark Meißen und Albrecht die Lausitz sowie den nördlichen Theil der Ostmark behielt, der übrige größere Theil der Ostmark jedoch dem Sohne des Wiprecht, Heinrich von Groitzsch, zuertheilt wurde. Der Graf Hermann erhielt anderweitige Entschädigung.

Kaum daß nach dem Aussterben des fränkischen Kaiserhauses Lothar von Sachsen Kaiser geworden war (1125—1137), unternahm er einen Feldzug gegen die Böhmen, auf welchem ihn auch Albrecht der Bär begleitete. Dieser hatte dabei das Unglück, im Februar 1126 in Gefangenschaft zu gerathen, aus welcher ihn jedoch der gleich darauf erfolgende Friedensschluß befreite. Bald nachher wandte er seine ganze Thätigkeit gegen die Nordmark, wo, wie oben gesagt, nach dem Tode Heinrich's II. 1128 sich Udo IV. mit Gewalt markgräfliche Würde aneignen wollte. Es ist ungewiß, ob Albrecht selber auf diese Markgrafschaft Ansprüche erhob (der verstorbene Heinrich war sein Schwager gewesen) oder ob er dem Grafen Conrad von Plötzke helfend zur Seite stand, dem sie vom Kaiser zugesagt war und der sie auch nach Udo's Tode 1130 übernahm. War damit Albrecht die Hoffnung vereitelt — wenn überhaupt er sie gehegt hat — dies Land zu erhalten, so erlitt er sogar gerade damals einen bedeutenden Verlust an seiner Macht dadurch, daß ihm der Kaiser 1131 die Lausitz nahm und sie dem Heinrich von Groitzsch übertrug, der sich in dem oben erwähnten böhmischen Feldzuge große Verdienste um ihn erworben hatte.

Was die Veranlassung hierzu gab, ist durchaus unbekannt; gewöhnlich wird angegeben, er sei darüber mit dem Kaiser zerfallen, daß dieser nicht ihm, sondern der Familie Welf das Herzogthum Sachsen übergeben habe. Da nämlich die Hohenstaufischen Brüder Friedrich und Conrad als nächste Anverwandte des ausgestorbenen fränkischen Kaiserhauses die kaiserliche Würde zu gewinnen gehofft hatten und Lothar nicht anerkennen wollten, so wurde dieser veranlaßt, die mächtigen Welfen auf seine Seite zu ziehen, um dadurch eine feste Stütze zu erhalten. Er gab deshalb seine Tochter Gertrud dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern und übertrug ihm die herzogliche Würde in Sachsen, wo die Welfen reich begütert waren, da die andere Tochter des erwähnten Sachsenherzogs Magnus, Wulfhilde, an Heinrich des Stolzen Vater, Heinrich den Schwarzen, vermählt gewesen war und demselben ihre reiche Erbschaft zugebracht hatte. Durch keine Nachricht jedoch wird bestätigt, daß über jene Verleihung Albrecht mit dem Kaiser zerfallen sei, und wenn aus andern Gründen Irrungen zwischen beiden eintraten, so müssen sie doch bald ausgeglichen worden sein, denn 1132 begleitete Albrecht den Kaiser nach Italien und wurde daselbst von ihm nach dem Tode des Conrad von Plötzke zum „Markgrafen der Nordmark" ernannt. Seine feierliche Belehnung erfolgte am 15. April 1134 zu Halberstadt.

1. Albrecht der Bär. 1134—1170.

Als Albrecht die Nordmark übernahm, bestand dieselbe außer den westlich gelegenen, oben erwähnten deutschen Gauen (der nachmaligen Altmark) nur aus den wendischen Provinzen Liezizi und Zemzizi, die von den Markgrafen aus dem Hause Stade um das Jahr 1100 wieder erobert worden waren. Der Zeitpunkt jedoch, zu welchem Albrecht hier seine Herrschaft antrat, war ein für seine Pläne überaus günstiger. Nämlich zur Zeit des Kaisers Heinrich III. hatte der obotritische Fürst Gottschalk, der im Kloster zu Lüneburg erzogen und nach der Ermordung seines Vaters durch die Sachsen von dort entflohen war, eine Herrschaft gegründet, die sich über die Länder der Obotriten und Wilzen erstreckte. Als er aber später das Christenthum in seinem Reiche zu verbreiten suchte, wurde er 1066 zu Lenzen von seinen heidnischen Unterthanen getödtet. Gleiches Schicksal traf seinen älteren Sohn Buthue 1074, dessen Reich von dem Fürsten von Rügen Krukko in Besitz genommen wurde. Der jüngere Sohn Heinrich war durch seine Mutter nach Dänemark gerettet; von dort kehrte er in sein Reich zurück, und nahm mit Hülfe des Herzogs Magnus von Sachsen und nach der Ermordung des Fürsten Krukko von demselben Besitz. Als aber auch er 1126 oder 1127 ermordet worden war und seine Söhne über die Erbschaft des Vaters in Krieg mit einander geriethen, zerfiel sein Reich, und namentlich wurden die Lutizier unter ihren kleinen Fürsten frei; diese kleinen Gebiete aber waren

selbstverständlich weniger als das frühere große Reich im Stande, fremder Angriffe sich zu erwehren.

Die Söhne des früheren Fürsten in der Prignitz oder dem Lande der Brizaner, Witikind, nahmen wieder von ihrem natürlichen Erbe Besitz und machten sogar Einfälle über die Elbe in das Sachsenland. Dies bewog Albrecht, im Winter 1136 zu 1137 mit großer Heeresmacht in ihr Land zu dringen, Alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten und damit zugleich die Eroberung des Landes zu beginnen, die erst nach vielleicht zehn Jahren vollendet wurde; er sicherte seitdem das Eroberte durch zahlreiche Grenzfesten, z. B. Lenzen, Puttlitz, Meyenburg, Freienstein ꝛc., und dehnte zugleich seine Eroberung bis zum Rhin hin aus.

Dieser Krieg wurde durch den Tod des Kaisers Lothar (im December 1137) unterbrochen, und es begann damit zugleich für Albrecht eine Zeit schweren Unglücks. Die kaiserliche Wittwe Richenza setzte Alles in Bewegung, ihrem Schwiegersohne Heinrich dem Stolzen die deutsche Krone zu verschaffen, doch schnell eilte Albrecht mit seinem Heere aus der Prignitz herbei und vereitelte den Fürstentag in Quedlinburg, zu welchem (2. Februar 1138) sie die sächsischen und thüringischen Fürsten berufen hatte. Dieses kühne Auftreten begünstigte die Bemühungen des Erzbischofs Albero von Trier, der zu Coblenz die Wahl des jüngeren der Hohenstaufischen Brüder, Conrad, zum Könige (1138—1152) durchsetzte, und mit solchem Erfolge kämpfte Albrecht in Sachsen, daß die dortigen Fürsten schon im Mai den neuen Fürsten anerkannten. Nur Herzog Heinrich selber blieb in feindlicher Haltung, und eben deshalb verlangte Conrad, daß er das Herzogthum Sachsen an Albrecht abtreten sollte, da ein Fürst nicht zwei Herzogthümer besitzen dürfe.

Mit großer Schnelligkeit und großem Glücke suchte sich Albrecht des ihm zugesprochenen Herzogthums Sachsen zu bemächtigen, und schon hatte er das Land zwischen Weser und Elbe, sowie Nord-Albingien (Holstein) erobert, als das persönliche Erscheinen Heinrich's, der aus Bayern herbeigeeilt war, einen gewaltigen Umschwung der Dinge herbeiführte. Nicht erschüttert dadurch, daß ihm der König nun auch das Herzogthum Bayern absprach (derselbe gab es seinem Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold von Oesterreich), führte er mit furchtbarer Gewalt den Kampf gegen Albrecht, dem er nicht nur Sachsen wieder entriß, sondern dessen Erbländer er auch verwüstete, so daß derselbe endlich bei dem Könige Schutz und Hülfe suchen mußte. Conrad schloß nun 1139 einen Waffenstillstand mit Heinrich, um für friedliche Unterhandlungen Zeit zu gewinnen; da aber starb der Herzog plötzlich, einen nur 10 Jahre alten Sohn, Heinrich den Löwen, hinterlassend. Albrecht hielt die Gelegenheit für günstig, 1140 abermals den Versuch mit der Eroberung Sachsens zu machen, aber er war noch unglücklicher als beim ersten Angriff. Die sächsischen Fürsten nahmen ihm die Nordmark und setzten den Grafen Rudolf von Stade, den Bruder des oben genannten Udo IV., zum Markgrafen ein, und verwüsteten

aufs Neue seine Erbländer, und zum zweiten Male floh Albrecht zu Ende des Jahres 1140 zum Könige. Etwa anderthalb Jahre lang blieb er Flüchtling, denn erst nachdem Richenza im Sommer 1141 gestorben war, wurde der lange Streit auf dem Reichstage zu Frankfurt im Mai 1142 beigelegt. Der Bruder des inzwischen verstorbenen Leopold, Heinrich Jasomirgott, heirathete die Wittwe Heinrichs des Stolzen, Gertrud, und blieb Herzog von Bayern; dem jungen Heinrich dem Löwen wurde das Herzogthum Sachsen gelassen, Albrecht dem Bären aber wurden seine Länder zurückgegeben, namentlich auch die Nordmark.

Kaum war dieser in sein Land zurückgekehrt, als er, unwillig darüber, daß ihm für alle seine Anstrengungen und schwere Verluste keine Entschädigung geworden war, aufs neue rüstete, um einen dritten Angriff auf Sachsen zu versuchen. Da jedoch eilte der König herbei und schlichtete endlich den langen Streit auf dem Reichstage zu Quedlinburg (im Februar 1143) auf friedliche Weise. Das Mittel dazu gab folgender Umstand.

Der Wenden-König in Brandenburg Pribislaw, später in der Taufe Heinrich genannt, war zum Christenthum übergetreten und hatte das Heiligthum des Triglaff auf dem Harlunger Berge in eine Marienkirche verwandelt, die bis in die Zeit Friedrich Wilhelms I. gestanden hat. Er hatte bereits bei der Taufe des ältesten Sohnes von Albrecht, Otto, demselben die Zauche als Pathengeschenk, Albrecht selbst aber zu seinem Nachfolger im Havellande bestimmt, da er keine Kinder hatte und verhindern wollte, daß nach seinem Tode das christlich gewordene Land an seine heidnischen Verwandten fiele. Diese Schenkung nun bestätigte jetzt König Conrad, der von Pribislaw als Oberlehnsherr anerkannt wurde, dem Markgrafen Albrecht in der Art, daß dieser auf Sachsen Verzicht leistete, daß aber dafür diese Erbschaft, das Havelland und die Zauche, zu einem neuen Reichsfürstenthum erklärt wurde, mit welchem der König das Erzkämmerer-Amt verbunden haben soll. Seitdem nannte sich Albrecht „Markgraf von Brandenburg", da an diese Stadt die neue fürstliche Würde ebenso geknüpft wurde, wie nicht gar lange nachher die herzogliche Würde von Sachsen an Stadt und Land Wittenberg. Jahrhunderte hindurch verstand man deshalb unter dem Namen „Mark Brandenburg" im engeren Sinne nur die beiden ererbten Landschaften Havelland und Zauche, zu denen nachmals noch der Barnim und der Teltow hinzugezogen wurden. Die bisherige Nordmark galt nur noch als Nebenland dieser eigentlichen Mark.

Es wird erzählt, daß, als Pribislaw starb, seine Gemahlin Petrussa seinen Tod mehrere Tage verheimlicht habe, bis Albrecht, den sie schnell herbeirief, mit Heeresmacht heranzog, um sich der Stadt und des Landes zu versichern. Eine alte Nachricht meldet, daß dieser Tod erst 1150 erfolgt sei, während andere ihn in den Winter von 1142/43 setzen. Welche Angabe auch die richtige sein mag, das ist sicher, daß schon seit 1136 Albrecht sich mehrfach Markgraf von Brandenburg

nennt, daß aber seit 1144 dieser Titel häufiger vorkommt, was auf eine Belehnung Albrechts um diese Zeit hinweist.

Als einige Jahre später König Conrad 1147 einen Kreuzzug unternahm, um das 1144 verloren gegangene Edessa wieder zu erobern, wurde auch gegen die näheren Feinde der Christen, die Slawen, ein solcher angetreten, an welchem sich Albrecht betheiligte. Es war besonders das Land der Obotriten, das zwar stark verheert wurde, aus dem man jedoch wegen des tapferen Widerstandes des Fürsten Niklot ohne besonderen Erfolg wieder abzog und sich mit dem Versprechen begnügte, daß das Volk zum Christenthum übertreten wolle. Eben so wenig von Erfolg war ein zweiter Zug, der gegen die Lutizier über Havelberg und Demmin bis vor Stettin unternommen wurde. Darauf beschäftigten den Markgrafen längere Zeit Streitigkeiten mit Heinrich dem Löwen. Dieser hatte nämlich nach dem Tode seiner Mutter Gertrud (1143) wiederholentlich die Zurückgabe Bayerns verlangt und 1151 zu den Waffen gegriffen, als seine Forderung abgewiesen wurde. Albrecht, im Einverständniß mit dem Könige, benutzte Heinrich's Abwesenheit aus Sachsen, um sich dort festzusetzen, doch schnell kehrte der Herzog dahin zurück und gewann einen entscheidenden Sieg über ihn, der ihn zum Frieden zwang. Gleich darauf brach jedoch der Krieg zwischen beiden Fürsten aufs neue aus, diesmal namentlich wegen der Güter der Grafen von Plötzke, welche mit Bernhard, dem Bruder des oben genannten Conrad, ausgestorben waren. Der neue Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1152—1190) sprach diese Güter 1152 dem Markgrafen zu, dem auch schon 1140 durch den Tod seines Vetters Wilhelm die Orlamündische Erbschaft zugefallen war; Heinrich jedoch entschädigte er anderweitig und gab ihm auch 1156 das Herzogthum Bayern zurück, nachdem er Heinrich Jasomirgott zum Herzog von Oesterreich erhoben hatte.

In Polen war der Herzog Wladislaw von seinen Brüdern vertrieben worden, welche weder Tribut zahlen noch überhaupt die Oberherrschaft des deutschen Reiches anerkennen wollten; deshalb wurde der Reichskrieg gegen sie beschlossen. Um die Vorbereitungen zu demselben treffen zu helfen, hielt sich Albrecht zu Anfang des Jahres 1157 mehrere Monate lang bei dem Kaiser auf. Seine Abwesenheit benutzte der Wendenfürst Jaczo von Köpnick, ein Anverwandter des Pribislaw, wohl von den Polen unterstützt, sich durch Verrath der Stadt Brandenburg zu bemächtigen, wo Deutsche und Slawen die Besatzung bildeten. Ihm gehörten die Länder Barnim und Teltow (der oben erwähnte Gau Zpriavani) und die Meinung, daß er in Kopnitz an der Obra, östlich von Züllichau, residirt habe, muß als eine irrthümliche zurückgewiesen werden. Während nun Friedrich mit großer Heeresmacht im August 1157 über die Oder ging und die Polen zur Unterwerfung zwang, rückte Albrecht im Verein mit dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg und anderen Herren vor Brandenburg und eroberte die Stadt mit Sturm. Die Sage fügt hinzu, daß Jaczo auf seiner Flucht die seeartige Havel unterhalb Spandow mit seinem

Pferde durchschwommen und am Schildhorn dem Christengotte seinen Schild geweiht habe, den zu bekennen er gelobt hätte, wenn er ihn glücklich aus den Händen seiner Feinde rettete. Sicher ist es, daß Albrecht das Land wieder unter seine Herrschaft brachte, viele rebellische Slawen vertrieb und wohl damals die Burgen Cremmen, Bötzow (jetzt Oranienburg), Spandow, Potsdam, Trebbin zum Schutze der Ostgrenze errichtete.

Im Jahre 1158 unternahm Albrecht in Begleitung seiner Gemahlin Sophia einen Zug nach dem heiligen Lande; zur Verwaltung seiner Lande setzte er seinen ältesten Sohn Otto ein. Nach seiner Rückkehr stiftete er 1160 zu Werben eine Comthurei für Johanniter-Ritter, die er nach seinem Lande eingeladen hatte, und kurz darauf scheinen auch Tempelherrn nach der Mark gekommen zu sein, um Albrecht in seinen Kämpfen gegen die Slawen zu unterstützen. Nachdem er noch 1164 im Verein mit Heinrich dem Löwen einen blutigen Aufstand der Obotriten unterdrückt hatte, schloß er sich bald darauf der Verbindung der sächsischen Fürsten gegen den Herzog an, der durch seinen Stolz und seine Habsucht sich alle verfeindet hatte. Im Herbste 1166 begann der Krieg, der unter den schrecklichsten gegenseitigen Verheerungen sich bis in die Mitte des Jahres 1169 hinzog, ehe es dem Kaiser gelang, einen dauernden Frieden herbeizuführen. Diese thätige Theilnahme Albrecht's liefert den Beweis, daß, wenn er auch namentlich seinen ältesten Sohn Otto seit etwa 1160 zum Mitregenten annahm, er sich doch nicht ins Privatleben zurückzog; erst nach Beendigung dieses letzten Krieges scheint er das gethan zu haben.

Durch jahrelangen Krieg war das Land sehr entvölkert worden, und deshalb bemühte sich Albrecht, durch Ansiedler ihm wieder aufzuhelfen. Wie schon gleich bei der Uebernahme der Mark, so namentlich seit dem Jahre 1149 geschah es, daß zahlreiche Ansiedler, auch aus Flandern, Seeland, Holland und Friesland herbeigezogen wurden, wobei sich namentlich der Bischof Anselm von Havelberg thätig zeigte. Vorzugsweise in der Altmark, aber auch in früher wendischen Gegenden wurden ihnen Wohnsitze angewiesen, und zwar waren es besonders die sumpfigen Niederungen, die von ihnen angebaut wurden, während die Slawen und Deutschen bis dahin nur den leichteren Sandboden angebaut hatten; ebenso führten sie den Bau mit Ziegeln anstatt des früheren mit Feldsteinen ein. Der Höhenzug zwischen Havel und Elbe, der hohe Flemming, führt nach ihnen den Namen.

Eben so erwarb sich Albrecht großes Verdienst um die Ausbreitung des Christenthums in dem eroberten Lande und suchte vor allen Dingen die zerstörten Bisthümer Havelberg und Brandenburg wieder aufzurichten. Der Apostel der Pommern, der Bischof Otto von Bamberg, der 1128 durch Havelberg und durch die Prignitz am Müritz-See vorüber nach Demmin und weiter nach Pommern hineinging, fand überall das Heidenthum vor, so daß er schon hier vielfach Gelegenheit nahm, das Evangelium zu verkünden. Bald darauf eroberte Albrecht, wie wir gesehen haben, die Prignitz, doch seine Kämpfe

mit Heinrich dem Stolzen und dem Löwen von Sachsen hielten ihn lange ab, die Wiederherstellung von Havelberg ernstlich zu betreiben. Als aber das Havelland und die Zauche in Albrecht's Besitz gekommen waren, ging der damalige Bischof Anselm nach Havelberg; ein noch vorhandener Brief von ihm aus dem Jahre 1151 schildert mit lebhaften, wenn auch wohl scharf aufgetragenen Farben die Gefahren, unter denen die Geistlichen sich hier aufhielten, und die Armuth des neu zu begründenden Bisthums. Im Jahre 1170 wurde die Domkirche beendigt und ihrer Bestimmung übergeben. Dasselbe geschah in Brandenburg, wo 1161 der Bischof Wilmar das Domkapitel einrichtete. Von diesen beiden Hauptpunkten aus wurde für die Bekehrung des Landes eifrigst gesorgt.

Albrecht's Bemühungen, dem Lande deutsche Einrichtung zu geben, werden wir mit denen seiner Nachfolger unten zusammenfassen. Er starb im November 1170, etwa 70 Jahre alt, und wurde in Ballenstädt beigesetzt. Er ist als der Gründer des brandenburgisch-preußischen Staates zu betrachten, und in wie hohem Ansehen er bei seinen Zeitgenossen stand und wie sein Andenken hoch gehalten worden ist, spricht einfach und kräftig ein altes Volkslied aus:

Heinrich der Leuw und Albrecht der Bar,
Dartho Frederik mit dem roden Haar,
Dat waren dree Heeren,
De kunden de Welt verkehren.

2. Otto I. 1170—1184.

Albrecht hinterließ außer mehreren Töchtern sieben Söhne, von denen zwei sich dem geistlichen Stande gewidmet hatten, so daß sein nicht unbedeutendes Erbe unter die fünf andern vertheilt wurde. Der Haupterbe war der älteste Sohn Otto I., der die Mark Brandenburg erhielt und damit auch das Erzkämmerer-Amt, außerdem einige Besitzungen im Lande Wittenberg. Der zweite Sohn Hermann erhielt die Grafschaft Orlamünde, die sich von der Saale bei Rudolstadt und Orlamünde weit über Weimar hinaus quer durch Thüringen erstreckte, ohne jedoch ein geschlossenes Gebiet zu bilden. Seine Famile erwarb später noch bedeutende Besitzungen über Hof und Kulmbach nach Franken hinein; als sie aber im 15. Jahrhundert ausstarb, ging das reiche Land für die anhaltinischen Fürsten verloren, weil damals Niemand mehr an diese Verwandtschaft dachte; erst in neuerer Zeit ist die Abstammung jener Grafen von den Askaniern nachgewiesen. Es ist dies nur einer der großen Verluste, die das Haus Anhalt nach einander betroffen haben. Wie wir später sehen werden, verlor es 1319 die Mark Brandenburg, 1422 das Herzogthum Sachsen-Wittenberg, und endlich 1689 auch Sachsen-Lauenburg, so daß die Familie auf das kleine Land Anhalt beschränkt blieb. Der dritte Sohn war Albrecht, der einen Theil des nachmaligen Anhalt erhielt. Da er

keine Söhne hinterließ, so fiel sein Erbtheil an den jüngsten Sohn Bernhard. An eben denselben kam auch 1183 das Land des vierten Sohnes Dietrich, dem die Billungschen Erbgüter seiner Großmutter Eilike zugefallen waren, und der seinen gewöhnlichen Sitz in (Burg) Werben an der Saale in der Nähe von Weißenfels hatte. Der jüngste Sohn endlich Bernhard erhielt einen Theil von Anhalt und das Land Wittenberg. Außer dem erwähnten Erbtheile von den zwei Brüdern wurde ihm auch noch 1180 bei der Absetzung Heinrichs des Löwen der herzogliche Titel von Sachsen (östlich der Weser) und das Ländchen Lauenburg vom Kaiser verliehen. Von seinen Söhnen war der ältere Heinrich Erbe der anhaltinischen Länder, und seine Nachkommen regieren noch jetzt daselbst. Der jüngere Sohn Albrecht erbte das Herzogthum Sachsen; seine Familie spaltete sich so, daß der ältere Zweig Sachsen-Wittenberg, der jüngere Sachsen-Lauenburg erhielt; jener starb 1422, dieser 1689 aus.

Wir haben es unserm Zwecke gemäß nur mit der ältesten Linie des anhaltinischen Hauses in der Mark zu thun, wo Otto seinem Vater gefolgt war. Ueber seine Erwerbungen in dem Wendenlande sind so spärliche Nachrichten vorhanden, daß man nur aus späteren Umständen schließen kann, er habe einen Theil vom Glien hinzuerobert und das Land Löwenberg, d. h. den östlichen Theil der nachmaligen Grafschaft Ruppin zwischen dem Rhin und der Havel. Daß aber auch Otto bemüht war, sein Land in Aufnahme zu bringen, davon zeugt namentlich die Stiftung des Klosters Lehnin 1180, das er mit Cistercienser Mönchen besetzte und zum Erbbegräbniß für seine Familie bestimmte. Dieser Mönchsorden war nicht nur thätig, dem Christenthum immer mehr Eingang zu verschaffen, er war auch zugleich ausgezeichnet in dem Eifer das Land anzubauen; seine Ländereien galten allgemein als Musterwirthschaften.

Mit dem Sachsenherzog Heinrich dem Löwen stand Otto anfänglich so freundlich, daß er mit ihm vereinigt gegen die Pommern zog, dieselben bei Demmin besiegen und die Stadt erobern half (1177). Heinrich hatte überhaupt glücklich gegen die Slawen gekämpft und das Obotritenreich nach Niklots Tode vernichtet (1160—64), etwa um dieselbe Zeit, wo Bischof Absalon von Röscilde Arkona erobert und das Heiligthum des Swantewit zerstört hatte (1168). Diese Unterdrückung des slawisch-heidnischen Elements kam der Germanisirung der Landschaften im Osten der Elbe und besonders auch den Bestrebungen des Markgrafen sehr zu Statten.

Später schloß sich Otto den zahlreichen Feinden Heinrich's an und stand auf Seiten Kaiser Friedrich's I. Barbarossa. Dieser nämlich war von Heinrich 1176 bei seinem Zuge gegen die lombardischen Städte im Stiche gelassen worden, und hatte wegen verweigerter Heeresfolge über ihn die Acht ausgesprochen und ihm seine beiden Herzogthümer genommen. Bayern übergab er 1180 dem Grafen Otto von Wittelsbach, dessen Nachkommen noch heut das Land besitzen, die herzogliche Würde von Ost-Sachsen dagegen übertrug er dem jüngsten Bruder

Otto's, Bernhard, und knüpfte dieselbe an das Land Wittenberg. Otto aber machte seitdem Ansprüche auf die Oberlehnshoheit über Mecklenburg und Pommern; die letztere soll ihm, wiewohl das nicht nachweisbar ist, 1181 vom Kaiser übertragen worden sein.

3. Otto II. 1184—1205.

Nur der älteste von Otto's I. Söhnen, Otto II., übernahm nach des Vaters Tode die Regierung; der zweite, Heinrich, hatte zwar die Mitbelehnung erhalten, begnügte sich aber mit einem Theile der Altmark und nannte sich Graf von Gardelegen. Er legte 1188 zu Stendal ein Domstift an, da er die Absicht hatte, hierselbst ein neues Bisthum zu gründen. Als er 1192 ohne Kinder starb, gerieth Markgraf Otto mit seinem jüngsten Bruder (aus zweiter Ehe Otto's I.) Albrecht, dem ebenfalls ein Theil der Altmark überwiesen worden war und der sich deshalb Graf von Arneburg nannte, wohl wegen dessen Ansprüche auf die Mitregierung in Streit, der 1195 zu vollständigem Bruderkriege ausartete. Otto wurde dadurch veranlaßt, sich durch den Papst von dem Versprechen entbinden zu lassen, dem neuen, beabsichtigten Kreuzzuge sich anzuschließen. Er nahm den Bruder gefangen und entließ ihn nicht eher der Haft, als bis derselbe in die Abtretung von Möckern und dem Lande Schollene (in dem Winkel zwischen Havel und Elbe) gewilligt hatte, die Otto dem Erzbischof von Magdeburg dafür überwies, daß letzterer seine Lossprechung betrieben hatte. Als aber bei der Ausführung dieses Vertrages Zwistigkeiten mit Magdeburg entstanden, sprach der Erzbischof den Bannfluch über beide Brüder aus, dessen Aufhebung sie endlich durch den 1196 erfolgten wichtigen Lehnsauftrag an Magdeburg herbeiführten, durch welchen sie den Erzbischof als Lehnsherrn ihrer Erbgüter anerkannten. Sie ging zuerst nach Magdeburg und versprachen vor dem Altare des heiligen Moritz, alle ihre Erbgüter (praedia oder haereditates) von dem Erzstifte zu Lehen zu nehmen, die sie in der Altmark und in den dazu gehörigen Grafschaften Billingshöhe und Sommerschenburg besäßen, ferner ihre Güter in dem Lande östlich der Elbe bei Magdeburg, das als magdeburgisches Herzogthum jenseit der Elbe bezeichnet wird, so wie die Zauche und einen Theil der Stadt Brandenburg. Darauf wurde dasselbe Versprechen von ihnen vor weltlichem Gericht, dem der Graf von Arnstein vorstand, vielleicht in der oben erwähnten Burg Schartau abgegeben, und einige Tage später wegen der altmärkischen Besitzungen ebenso in Gardelegen, wo der Graf von Dannenberg die Verhandlungen leitete. An allen drei Orten versprachen die Brüder, jeder für sich und mit Zustimmung des anderen, diese Ueberlassung unverbrüchlich zu halten, und beschworen es mit einem Eide bei Gott und allen Heiligen. Seinerseits versprach der Erzbischof auf sein Wort und beschworen sämmtliche Domherren so wie 50 Ministeriale des Erz-

bischofs, daß Magdeburg diese Güter, wie es bei Lehnsaufträgen Sitte war, nicht länger als 1 Jahr und 6 Wochen behalten, dann dieselben den Markgrafen zu Lehn zurückgeben wolle. In dem folgenden Jahre 1197 bestätigte Kaiser Heinrich VI. von Sicilien aus diese Schenkung, setzte schwere Geldstrafen für die fest, welche den Vertrag angreifen würden — der Papst hatte durch seinen Legaten für solchen Fall den Bannfluch angedroht —, und bestimmte, daß diese Lehen nicht nur auf die männlichen, sondern auch auf die weiblichen Nachkommen der Markgrafen übergehen, und daß diese, selbst wenn sie noch unmündig wären, doch sogleich in den Besitz dieser Lehen gelangen sollten. Nur für den Fall, daß Otto und Albrecht selber Unmündige hinterließen, wurde dem Erzbischof das Recht der Vormundschaft vorbehalten.

Neben der Rücksicht auf den Bannfluch war es wohl diese Erblichkeit des Landes, welche die Markgrafen zu einer solchen Unterordnung veranlaßte; schon längst war das Streben der deutschen Fürsten darauf gerichtet, und eben jener Heinrich VI. bot sie den Fürsten auf dem Reichstage zu Würzburg an, wenn sie ihrerseits dafür die Erblichkeit der Kaiserkrone zugestehen wollten.

Wir haben diesen Vorgang ausführlicher mitgetheilt, weil wir in der Folge mehrmals sehen werden, wie das Erzstift nicht nur die Erbgüter, sondern sogar das ganze Land der Markgrafen beanspruchte, bis es sich nach fast drittehalbhundertjährigem Streite mit einzelnen Gebietstheilen begnügen mußte, die Kurfürst Friedrich II. aus dem Hause Hohenzollern 1449 an Magdeburg überließ.

Auch von Otto II. wissen wir nicht, was er während seiner Regierung den Slawen entrissen hat; dagegen sehen wir ihn an den Kämpfen gegen die Welfen betheiligt, die damals von neuem ausbrachen. Als nämlich Kaiser Friedrich I. 1189 seinen Kreuzzug unternommen hatte, um das 1187 verloren gegangene Jerusalem wieder zu erobern, hielt der frühere Sachsenherzog Heinrich der Löwe es für die passendste Gelegenheit, sein altes Besitzthum wieder zu gewinnen. Er kam deshalb von England, wohin er zum zweitenmale von Kaiser Friedrich verbannt worden war, nach Deutschland herüber und war so glücklich, daß Otto vergeblich Anstrengungen machte, seinen Oheim Bernhard, den neuen Sachsenherzog, genügend zu unterstützen. Erst durch die Dazwischenkunft Kaiser Heinrich's VI. (1190—1197) wurden Heinrich's des Löwen Fortschritte gehemmt, Bernhard's Herzogthum blieb jedoch seitdem fast nur auf den Titel beschränkt.

Markgraf Otto starb 1205 ohne Kinder und wurde im Kloster Lehnin begraben.

4. Albrecht II. 1205—1220.

Seine Thätigkeit wurde nach außen bedeutend in Anspruch genommen, da er einerseits in die inneren Wirren Deutschlands hinein-

gezogen, andererseits in einen Krieg mit seinen nördlichen Nachbarn verwickelt wurde.

Als Kaiser Heinrich VI. in seinem neu erworbenen Reiche Neapel 1197 plötzlich zu Messina gestorben war und nur einen drei Jahr alten Sohn, Friedrich, nachmals als Kaiser der Zweite, hinterlassen, hatte eine zwiespältige Kaiserwahl Statt gefunden, die auf viele Jahre Unruhen und Kriege in Deutschland hervorrief. 1197 wählte nämlich eine Partei zu Cöln den zweiten Sohn des Herzogs Heinrich des Löwen, Otto IV. von Braunschweig (1198—1215), während andere Fürsten zu Mainz die Wahl Philipp's, Herzogs von Schwaben und Bruders von dem verstorbenen Heinrich VI., durchsetzten. Wie Otto II. Philipp hatte erwählen helfen, so hielt auch Albrecht II. treu zu der hohenstaufischen Partei, bis Philipp 1208 in Bamberg von dem bayerischen Grafen Otto von Wittelsbach ermordet wurde. Seitdem fand Otto IV. allgemeine Anerkennung, auch von Brandenburg, und Niemand hielt treuer zu ihm als Albrecht II., selbst als die Verhältnisse sehr gefährlich zu werden drohten. Otto war nämlich nach Italien gegangen und hatte aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone empfangen, gerieth aber sehr bald mit demselben in Streit, so daß der Papst 1210 den Bann über ihn aussprach und die deutschen Fürsten aufforderte, den jungen Hohenstaufen Friedrich zum Könige zu wählen. Dieser Aufforderung kamen auch mehrere Fürsten zu Coblenz nach, und Friedrich erschien darauf in Deutschland, das er jedoch erst durch das Schwert zu erobern hatte. Da der Erzbischof von Magdeburg den Bann gegen Otto IV. bekannt machte, wandte sich dieser zunächst gegen ihn und schloß 1212 bei Weißensee in Thüringen einen Vertrag mit Albrecht II., nach welchem beide sich gegenseitig Beistand gegen ihre Feinde versprachen. Brandenburgische Hülfsvölker stritten auch in Otto's Heer gegen Frankreich. Während nämlich die Macht Friedrich's in Deutschland immer mehr zunahm, ließ sich Otto unglücklicher Weise durch König Johann ohne Land von England zu einem Bündnisse bewegen und griff den König Philipp II. Augustus von Frankreich an, um denselben von einer Landung in England abzuhalten. Jedoch verlor er nicht nur 1214 die Schlacht bei Bouvines in den Niederlanden, sondern auch sein Ansehen in Deutschland. Friedrich II. (1215—1250) fand seitdem allgemeine Anerkennung, Otto aber zog sich nach Braunschweig zurück. Albrecht hielt bis zuletzt bei ihm aus, was ohne Zweifel dadurch veranlaßt wurde, daß die Dänen, mit welchen er zerfallen war, im Bündniß mit Friedrich II. standen.

Die Dänen nämlich, die — wie wir oben gesehen — schon früher auf Rügen sich festgesetzt hatten, hatten den Pommernherzog 1185 gezwungen ihre Oberhoheit anzuerkennen. Als dann Bogislaw 1187 starb und zwei unmündige Söhne, Bogislaw II. und Casimir II., hinterließ, übertrug der Dänenkönig Kanut dem Fürsten Jaromar von Rügen die Vormundschaft über dieselben, welche dieser benutzte, seinen Mündeln mehrere Gebiete zu entreißen. Dies veranlaßte den Mark-

grafen Otto II. die Ansprüche seines Hauses auf die Oberlehnsherrlichkeit über Pommern mit Gewalt durchzusetzen. Er schlug das gelandete dänische Heer, drang in Verbindung mit dem Grafen Adolf von Holstein auch 1198 siegreich bis an den Sund vor, der die Insel Rügen von dem Festlande trennt, und würde sein Heer sogar nach der Insel hinübergeführt haben, wenn nicht Thauwetter die bis dahin feste Eisdecke unsicher gemacht hätte. Der weitere Verlauf dieses Krieges gegen Dänemark ist nicht bekannt, nur aus dem oben erwähnten Vertrage zu Weißensee ist ersichtlich, daß Albrecht noch fortgesetzte Kämpfe mit Waldemar II. dem Sieger, dem Bruder und Nachfolger Kanut's, zu bestehen hatte. Eine nachtheilige Wendung mußte natürlich dieser Krieg für Albrecht nehmen, als Kaiser Friedrich II., um sich die Nachbarn Otto's IV. zu befreunden, 1214 Waldemar alles das im Osten der Elbe zusprach, was bereits sein Bruder im Wendenlande und in Slawien besessen hatte. Als darauf der Dänen-König auch die Grafen von Schwerin, die Verbündeten Otto's IV. und Albrecht's, unterwarf, drang letzterer zwar weit in Pommern ein, doch ohne bleibenden Erfolg. Bis zum Jahre 1219 zogen sich die Kämpfe hin; da forderte der Papst zu einem Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen auf, und vermittelte zwischen Dänemark und Albrecht einen Frieden. Die nachmalige Verheirathung der Tochter Albrecht's, Mechthilde, mit Otto von Braunschweig-Lüneburg, dem Neffen des Dänenkönigs, machte der langen und verderblichen Feindschaft ein Ende.

Während dieser Kämpfe der Markgrafen mit Dänemark hatten die beiden pommerschen Fürsten versucht, sowohl der Lehnshoheit Albrecht's als auch Waldemar's zu entgehen und ihre Selbständigkeit zu behaupten. Von dem festen Schlosse Kinz aus, in der Nähe von Soldin oder westlich der Oder, machten sie deshalb vielfach Einfälle in das märkische Gebiet, das bereits bis an die Oder gereicht haben muß, da Albrecht 1215 das Schloß Oderberg anlegte, das einige Jahre später von Bogislaw erobert und geschleift wurde. Man nimmt an, daß damals wenigstens der Grenzstrich zwischen der Uckermark und dem Barnim erobert gewesen sei, der von der Havel bei Zehdenick und Liebenwalde über Angermünde bis zur Oder hinreicht, obgleich alle Nachrichten darüber fehlen, wann und wie derselbe in Besitz genommen worden ist. Erst nach Albrecht's Tode wurde dieser Krieg mit Pommern beigelegt.

Albrecht ließ 1220 zu Frankfurt seinem Sohne die Nachfolge sichern, starb bald darauf und wurde im Kloster Lehnin beigesetzt.

5. Johann I., 1220—1266, und Otto III., 1220—1267.

Die Regierung dieser beiden Brüder gehört zu den glücklichsten der Regenten aus dem Hause Anhalt, nicht allein in Bezug auf die bedeutende Vermehrung ihres Besitzes, sondern auch in Bezug auf die innere Ausbildung des Landes, welches einen so raschen Aufschwung

nahm, daß es auffallend ist, wie den kriegerischen Markgrafen der Sinn und die Zeit blieb, so Großes für ihr Land auszurichten.

Bei dem Tode des Vaters waren beide Brüder noch unmündig. Durch Testament war ihre Mutter Mechthilde, Tochter des Markgrafen Conrad von der Lausitz, mit der Vormundschaft betraut, die sie in Gemeinschaft mit dem Grafen Heinrich von Anhalt führen sollte. Doch der Erzbischof Adalbert II. von Magdeburg, dem nach dem Vertrage von 1196 die Vormundschaft und damit die Einkünfte aus den magdeburgischen Lehen zustanden, und dem überdies vom Kaiser Friedrich II. der Genuß des Reichslehen während der Unmündigkeit der beiden Prinzen zugesprochen worden war, wußte seine Rechte zu behaupten. Um den weit aussehenden Streitigkeiten hierüber zu entgehen, einigte sich Mechthilde 1221 mit dem Erzbischof dahin, daß sie ihm 1900 Mark Silbers als Entschädigung zahlte, er dagegen sich verbindlich machte, den beiden jungen Markgrafen die Belehnung bei dem Kaiser auszuwirken, sobald dieselben mündig geworden wären.

Bereits 1225 oder 1226 traten beide Brüder gemeinschaftlich die Regierung an, wie auch 1231 ihre Belehnung der Art durch Kaiser Friedrich II. stattfand, daß zwar der ältere Johann zum Markgrafen eingesetzt, zugleich aber bestimmt wurde, daß Otto dem Bruder in der Regierung folgen sollte, falls dieser mit dem Tode abginge. Zugleich wurde ihnen die Lehnsherrschaft über Pommern zugesprochen, wie bereits ihr Vater und ihre Vorfahren sie besessen hatten. Ebenso erhielten beide in jenem Jahre den Ritterschlag, und sie sind die ersten aus dem Hause Anhalt, welche diese damals in Deutschland üblich werdende Sitte auch nach der Mark übertrugen.

Gleich nach Antritt ihrer Regierung, vielleicht 1227, jedenfalls um das Jahr 1230, erwarben sie durch Kauf den Barnim und Teltow von dem damaligen Besitzer Barnim, den man wohl als Nachkommen von Jaczo ansehen muß. Was bereits von diesen Ländchen, namentlich von dem letzteren, durch die früheren Markgrafen erobert war, läßt sich nicht nachweisen. Schon 1232 ertheilten sie der Stadt Spandow das Recht, daß alle Orte in den beiden neuen Ländern sowie im Glien, welche städtische Einrichtungen erhielten, ihr Stadtrecht von Spandow entnehmen sollten, das seinerseits nach dem Vorbilde der Stadt Brandenburg eingerichtet worden war. In diese Zeit erst fällt die Erhebung Berlins und Cölns zu deutschen Städten.

Aus dem Hause Welf war damals nur ein männlicher Nachkomme übrig, Otto das Kind, der seit 1227 mit der Schwester der Markgrafen, Mechthilde, vermählt war, und welcher der Stammvater der noch jetzt blühenden Häuser Hannover und Braunschweig geworden ist. Als dieser in demselben Jahre seinem Oheim, dem Könige Waldemar II. von Dänemark, in dem Kriege desselben gegen den Grafen Adolf von Holstein und dessen Verbündete zu Hülfe zog, hatte er das Unglück, in der für Dänemark so höchst unglücklichen Schlacht bei Bornhövet in Gefangenschaft zu gerathen, in welcher er drei

Jahre zubringen mußte. Von dem Könige Heinrich aufgemuntert benutzten viele Lehnsleute des Herzogs diese Umstände, sich unabhängig zu machen, und der Erzbischof von Magdeburg sowie der Bischof von Halberstadt fielen in sein Land ein, um es zu verheeren und Eroberungen zu machen. Da nahmen sich Johann und Otto der Sache ihres unglücklichen Schwagers an und brachen mit einem Heere gegen Magdeburg auf. Doch glückte ihnen ihr Vorhaben nicht: 1229 wurden sie an dem Flüßchen Plane von einer Ueberzahl erzbischöflicher Truppen angegriffen und zum Rückzuge genöthigt. Dabei ereignete sich das Unglück, daß durch den Troß die Brücke gesperrt und ein Theil der Brandenburger von dem übrigen Heere abgeschnitten und theils ins Wasser gejagt, theils gefangen genommen wurde; mit Mühe entgingen die jungen Markgrafen der Gefangenschaft. Die Stadt Brandenburg schloß nämlich den Fliehenden die Thore, angeblich um zu verhindern, daß die Sieger zugleich mit den Besiegten sich eindrängen möchten, und erst Spandow gewährte den fliehenden Markgrafen Sicherheit. — Dadurch übrigens, daß die Markgrafen nicht erlaubten, den über Kaiser Friedrich 1227 und 1228 ausgesprochenen Bannfluch in ihrem Lande bekannt zu machen, sowie dadurch, daß sie, wie ihr Schwager Otto, treu zum Kaiser hielten, als dessen Sohn Heinrich 1234 sich gegen den Vater empörte, — er mußte sich 1235 unterwerfen und wurde gefangen nach Italien abgeführt, wo er 1242 im Gefängniß starb, — erwarben sie sich die hohe Gunst des Kaisers, der den Herzog Otto zum Dank mit dem gesammten väterlichen Erbe belehnte.

Schon seit längerer Zeit waren zwischen den Markgrafen und den Bischöfen von Brandenburg Streitigkeiten über die Erhebung des Zehnten in den Ländern, welche von Albrecht dem Bären und seinen Nachfolgern erworben worden waren. Die Bischöfe behaupteten, jene Länder hätten bereits christliche Bevölkerung gehabt, als die Markgrafen sich in den Besitz derselben gesetzt hätten; die Markgrafen dagegen, dieselben seien noch fast allgemein heidnisch gewesen, und ihnen gebühre deshalb, nach damals geltendem Rechte, der Zehnte. Wie in einem päpstlichen Schreiben vom Jahre 1234 ausdrücklich gesagt wird, waren die Markgrafen deswegen mehrmals mit dem Bann belegt worden. Diesen Streit endlich beizulegen, beauftragte 1234 der Papst den Bischof von Merseburg mit der Vermittlung. Die schwierigen Verhandlungen zogen sich bis zum Jahre 1238 hin, und die damals getroffene Entscheidung ist insofern von Wichtigkeit, als uns darin sehr bestimmt die Grenze zwischen den alten durch Albrecht von Pribislaw ererbten Landen und den neuen, d. h. von ihm und seinen Nachfolgern hinzu eroberten, angegeben wird. Es heißt nämlich in derselben: Neue Länder seien diejenigen, welche vom Thore Spandows aus (das Gesicht nach Osten gewendet) jenseit der Havel zur Linken (d. h. der Barnim) und jenseit der Spree zur Rechten (d. h. der Teltow) lägen bis zur Grenze der brandenburgischen Diöcese (d. h. bis zur Oder) gegen Slawien (d. h. die polnischen und pommerschen

Länder). Ebenso trenne diesseit der Havel zur Linken der Malsowfluß von der Havel bis zum Rhin die alten Lande (d. h. das Havelland und einen Theil von Ruppin) von den neuen (d. h. dem Lande Glien und Löwenberg). Die Markgrafen Johann und Otto erhielten das Recht, die Archidiakonen für diese neuen Länder dem Bischofe zur Bestätigung vorzustellen, und nahmen den Zehnten als Lehen vom Bischof, zahlten aber dagegen eine bestimmte Abgabe, traten einige Güter ab und statteten die Kirchen mit Ländereien aus.

Gleich nach der Beilegung dieser Angelegenheiten wurden die Markgrafen in schwere Kriege verwickelt. Der Bischof Ludolf I. von Halberstadt war wegen der Belehnung gewisser Güter mit ihnen in Streit gerathen und hatte bei dem darüber ausgebrochenen Kriege Otto III. gefangen genommen. Erst gegen eine Lösesumme von 1600 Mark wurde der Markgraf 1238 nach halbjähriger Haft freigelassen. Der Krieg war aber damit nicht beendet, vielmehr benutzte der Bischof anderweitige Verwicklungen der Markgrafen, ihnen Schaden zuzufügen. Der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen machte nämlich 1239 Ansprüche auf Köpnick und Mittenwalde, die er als zur Lausitz gehörig ansah. Die beiden Brüder suchten die Sache durch Vermittlung des Erzbischofs Willibrand von Magdeburg gütlich beizulegen, indem sie beide Schlösser demselben übergaben. Dieser lieferte sie jedoch vor Entscheidung der Sache an Heinrich aus und veranlaßte dadurch einen harten Kampf der Markgrafen gegen Meißen. Bischof Ludolf benutzte diese Gelegenheit, um vereint mit dem Erzbischofe in die Altmark einzufallen, wo Alles geplündert und verheert wurde. Doch während Otto siegreich gegen Heinrich kämpfte, ihn 1240 bei Mittenwalde schlug und die beiden Schlösser wieder in seine Gewalt brachte, siegte Johann bei dem Dorfe Gladigau an der Biese in der Nähe von Osterburg über beide Bischöfe und nahm Ludolf nebst vielen Rittern gefangen; Willibrand rettete sich, obgleich schwer verwundet, durch die Flucht. Der gefangene Bischof erhielt erst gegen 1600 Mark Silbers seine Freiheit wieder. Der Erzbischof setzte trotzdem seine verheerenden Einfälle in die Altmark fort und überschritt Elbe und Havel, erlitt jedoch 1243 zwischen Plaue und Brandenburg eine empfindliche Niederlage; auf der Flucht noch fand ein großer Theil seiner Leute den Tod in der Havel dadurch, daß die Brücke unter ihnen zusammenbrach. Erst 1245 wurden diese Fehden mit Magdeburg und Meißen beendigt.

Zu derselben Zeit hatte auch der Krieg gegen Pommern wieder begonnen, in welchem die Markgrafen ebenso glücklich waren und der Mark einen nicht unbedeutenden Zuwachs verschafften. Einige Bemerkungen über die ältere Geschichte Pommerns werden deshalb hier am rechten Orte sein.

Die Pommern finden wir ursprünglich in dem Lande seßhaft, das zwischen der Oder und Weichsel von der Warthe und Netze bis zur Ostsee reicht, woher auch ihr Name, der „die am Meere Wohnenden" bezeichnet. Die Persante und Küddow trennten das

damalige Vor- und Hinterpommern von einander, jenes Slawien, dieses Pomerellen genannt. Lange Zeit führten die Pommern harte Kämpfe um ihre Selbständigkeit gegen Polen, breiteten dann seit etwa 1100 ihre Herrschaft westlich der Oder über die Ukermark und den Barnim bis zum Müritz-See im heutigen Mecklenburg aus, theils auf Kosten der Lutizier, theils der Rügier, welche letztere sie allmählich bis zum Ryckfluß zurückdrängten. — Als erster Fürst der Pommern wird Swantibor genannt, nach dessen Tod 1107 das Land so getheilt wurde, das die beiden älteren Söhne Vorpommern, die beiden jüngeren Hinterpommern erhielten. Der Enkel Swantibor's ist der oben genannte Bogislaw I., der von Kaiser Friedrich I. zum Herzog von Pommern ernannt wurde, und der die dänische Oberhoheit anerkennen und zugleich das Land Wolgast und die Peene-Mündung abtreten mußte. Nach der für Dänemark so unglücklichen Schlacht bei Bornhövet 1227 erneuerten die Markgrafen ihre Lehensansprüche auf Pommern. Barnim I., der Sohn Bogislaw's II., erkannte dieselbe an, doch nicht Wartislaw III., sein Vetter, der Sohn Casimir's II. Zu der Zeit entstanden zwischen den Bischöfen von Kamin und Schwerin harte Streitigkeiten über ihre Sprengel; jener wurde von Wartislaw, dieser von den mecklenburgischen Fürsten unterstützt, welche letzteren in dem Kriege große Eroberungen machten. Das veranlaßte Wartislaw, die Hülfe der Markgrafen in Anspruch zu nehmen, er erhielt sie jedoch nur unter harten Bedingungen. Im Vertrage zu Kremmen 1236 mußte er nicht nur die Lehnsherrschaft der Markgrafen anerkennen, sondern ihnen auch die Länder Stargard, Beseritz und Wustrow abtreten; zugleich wurde festgesetzt, daß sein Land an Brandenburg fallen sollte, falls er ohne Kinder stürbe. Das Land Stargard umfaßte den größten Theil des heutigen Mecklenburg-Strelitz, das Land Beseritz den Werder zwischen Tollense und Dartzesfluß, Wustrow oder Penzlin aber das Land am Westufer des Tollense-See's, das damals schon die mecklenburgischen Fürsten als pommersches Lehen inne hatten und auch wahrscheinlich jetzt als brandenburgisches Lehen behielten. Uebrigens scheint die wirkliche Abtretung erst 1244 erfolgt zu sein, denn in diesem Jahre erhielt Friedland von den Markgrafen Stadtrecht.

Wenige Jahre später, nämlich 1250, trat Pommern noch einen bedeutenden Landstrich, die Ukermark, an Brandenburg ab, doch sind die Verhältnisse, unter denen dies geschah, sehr unklar. Johann hatte sich, man weiß nicht wann, mit Sophie, Tochter König Waldemars II. von Dänemark, verheirathet, deren Mitgift, das Land Wolgast, nach ihrem Tode 1248 rechtmäßig auf ihre Söhne hätte übergehen sollen, jedoch von dem Herzog Barnim I. von Pommern-Demmin gewaltsam in Besitz genommen worden war. Die Markgrafen zwangen nun den Herzog zur Herausgabe des Landes, und dieser trat 1250 auf dem Schlosse Hohen Landin bei Oderberg statt desselben die ganze Ukermark an Brandenburg ab, vielleicht weil er damals zugleich seine Tochter Hedwig an Johann verheirathete, und in dieser

größern Abtretung zugleich die Mitgift seiner Tochter enthalten war. Zugleich erkannte er die Lehnsherrlichkeit Brandenburgs ausdrücklich an, wurde aber dafür nebst seinem Vetter Wartislaw III. zu gesammter Hand mit Pommern belehnt, so daß die frühere Bestimmung des Vertrages zu Kremmen aufgehoben wurde. Als Wartislaw 1264 kinderlos starb, vereinigte er deshalb ganz Pommern zu einer Herrschaft.

Auch auf der Ostseite der Oder setzten sich die Markgrafen fest. Die zunächst der Warthe, im Norden dieses Flusses gelegenen Gebiete sind beständig der Zankapfel zwischen Polen und Pommern gewesen, und dies um so mehr, als hier große Sümpfe und Wälder lagen, welche dieselben schwer zugänglich machten. Beide suchten die Grenzen dadurch zu sichern, daß sie daselbst nach der Sitte der Zeit den geistlichen Ritterorden große Schenkungen machten. So übergab Polen 1232 den Tempelherren das Land Küstrin, während ein paar Jahre später Pommern demselben Orden das Land Bahn u. s. w. einräumte. Diese Streitigkeiten veranlaßten die Markgrafen, auf Kosten beider, der Pommern wie Polen, ihre Herrschaft hierselbst auszudehnen. Dazu kam der Umstand, daß Herzog Barnim seinem Vetter Swantepolk von Pomerellen Beistand gegen den deutschen Orden gewährte, letzterer aber die Markgrafen gegen Pommern aufreizte. So geschah es, daß Johann und Otto sich bis zum Jahre 1260 in den Besitz der Länder Königsberg, Bärwalde, Küstrin, Landsberg und Soldin setzten; daß dieser Besitz ein gesicherter war, dafür zeugt z. B., daß die Stadt Landsberg a. d. W. 1257 gestiftet wurde.

Etwa gleichzeitig mit diesen Erwerbungen gelang den Markgrafen auch noch eine andere, nämlich die des Landes Lebus zu beiden Seiten der Oder, den jetzigen Lebuser und Sternberger Kreis umfassend. Als Kaiser Heinrich V. im Jahre 1110 einen Kriegszug gegen den Polenkönig Boleslaw III. unternahm, um ihn zu seiner Lehnspflicht anzuhalten, durchzog er diese damals polnischen Gebiete und schenkte Stadt und Land Lebus dem ihn begleitenden Erzbischof von Magdeburg, obgleich dasselbe noch erst zu erobern war. Diese Eroberung scheint damals nicht gelungen zu sein; vielmehr blieb das Land polnisch und wurde später zu Schlesien gerechnet. Die Ansprüche jedoch auf dies Land gab Magdeburg nicht auf; es ließ sich 1225 durch Kaiser Friedrich II. den Besitz desselben bestätigen und zwar zu der Zeit, als der Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, vormundschaftlicher Regent der Markgrafschaft Meißen, in einer Fehde mit dem damaligen Besitzer Mittel- und Nieder-Schlesiens, Heinrich dem Bärtigen, 1225 das Schloß Lebus erobert hatte. Aber obgleich Ludwig seine Eroberung an Magdeburg überließ, so vermochte dies doch nicht dieselbe zu behaupten. So vererbte das Land auf Herzog Heinrich den Frommen, der im Jahre 1241 in der Schlacht bei Liegnitz gegen die Mongolen fiel. Von seinen Söhnen führten Boleslaw von Liegnitz und Heinrich von Breslau um die Erbschaft harte Kriege gegen einander, in welchen Boleslaw das Land Lebus theils verpfändete, theils

verkaufte. Da jedoch der jüngere Bruder dies Land für sich in Anspruch nahm, trat Boleslaw seine Rechte an Magdeburg und Brandenburg ab, die 1250 das Land gewaltsam dem Herzog Heinrich entrissen. Anfänglich verwalteten beide gemeinschaftlich das Land, theilten es aber 1252 unter sich, doch wissen wir nicht, wie diese Theilung gemacht worden ist.

Dagegen mißlang der Erwerb der Grafschaft Seehausen oder Sommerschenburg, die im Jahre 1052 von Kaiser Heinrich III. an das Bisthum Halberstadt überwiesen war. Der Bischof Ludolf II., ein verschwenderischer Mann, verkaufte 1253 ohne Einwilligung seines Kapitels diese Grafschaft an die Markgrafen, behielt sich aber die Lehnsherrlichkeit vor. Schon im folgenden Jahre jedoch wurde er abgesetzt, und jener Verkauf vom Papste für ungültig erklärt. Die Markgrafen verweigerten die Wiederherausgabe, und der neue Bischof Vollrath verkaufte 1257 die Grafschaft an den Erzbischof von Magdeburg in der Meinung, daß es diesem eher gelingen werde, die Markgrafen zur Auslieferung zu veranlassen. Der Papst bewilligte diesen Verkauf und drohte den Markgrafen mit Bann und Interdikt. Dies bewog dieselben, 1259 die Grafschaft gegen das Land Jerichow, Burg und Stadt Alvensleben und eine Summe von 3000 Mark an Magdeburg zurückzugeben.

Außer diesen Vergrößerungen kam noch ein Gebiet auf friedlichem Wege zur Mark. Otto III. war mit Beatrix, Tochter des Königs Wenzel I. von Böhmen, seit 1244 vermählt. Der Brautschatz von 10,000 Mark wurde derselben jedoch nicht baar mitgegeben, sondern es wurden dafür Gebiete in der Ober-Lausitz verpfändet. Diese Schuld vergrößerte sich durch die Hülfsleistungen, welche Otto den Böhmen zu Theil werden ließ. Zunächst nämlich unterstützte er seinen Schwiegervater, als derselbe 1248 durch seinen Sohn Ottocar verdrängt werden sollte. Als ferner die männliche Linie der Bamberger Herzöge von Oesterreich 1252 ausstarb, machte einerseits Ottocar, der mit der Schwester des letzten Herzogs verheirathet war, andererseits der König Bela von Ungarn Ansprüche auf das Erbe. Otto III. verhalf seinem Schwager Ottocar zum Besitz jenes Landes, indem er namentlich zum Siege über die Ungarn beitrug. Als endlich Ottocar 1254 einen Kreuzzug nach Preußen unternahm, auf welchem die Stadt Königsberg angelegt wurde, begleitete ihn dorthin Otto als Marschall. Zur Entschädigung für allen diesen Kostenaufwand übergab Ottocar seinem Schwager die Ober-Lausitz, und schon 1255 sehen wir deshalb Otto die Stadt Görlitz erweitern und sonstige Hoheitsrechte in jenem Lande ausüben.

Wie früher schon beide Brüder treu zu Kaiser Friedrich gehalten, so suchten sie auch, als der Streit zwischen diesem und dem Papste immer schärfer wurde, zu vermitteln, jedoch ohne Erfolg. Auf der Kirchen-Versammlung zu Lyon 1245 wurde der Kaiser für abgesetzt erklärt und der Papst forderte die Markgrafen auf, sich bei der Wahl eines neuen Königs zu betheiligen. Sie thaten es jedoch

weder bei der Wahl von Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, 1246, noch bei der des jungen Grafen Wilhelm von Holland 1247. Erst als Friedrich II. 1250 gestorben war, und Wilhelm sich 1251 mit Elisabeth vermählt hatte, einer Tochter des Herzogs Otto I. von Braunschweig-Lüneburg und der Mechthilde, der Schwester beider Markgrafen, erkannten sie ihn als König an. Als dieser 1256 im Kampfe gegen die Friesen seinen Tod fand, wurde dem Markgrafen Otto III. die Königswürde angetragen, zu deren Annahme er sich auch bereit erklärte, von der er jedoch später abstand, wohl in Erwägung weitaussehender Kämpfe. Er gab darauf seine Stimme zur Wahl des Königs Alfons von Castilien.

Ungeachtet dieser ruhmvollen kriegerischen Thätigkeit der Markgrafen waren sie beständig darauf bedacht, ihr Land durch Colonisirung und deutsche Einrichtung zahlreicher Ortschaften, durch Verleihung von Vorrechten an dieselben in Aufnahme zu bringen und den Wohlstand des Landes in Bezug auf Gewerbe und Handel zu heben. Um ihre beiderseitigen Familien, die sehr zahlreich geworden waren, besser zu dotiren und Ordnung in dem Staatshaushalt aufrecht zu erhalten, begannen sie schon 1258 ihre Länder zu theilen, welche Auseinandersetzung sich bis 1268 fortzog. Die Theilung erfolgte der Art, daß die einzelnen Landschaften von dem einen Bruder in zwei möglichst gleiche Theile zerlegt wurden, und dem andern Bruder die Wahl blieb, welche Hälfte er für sich in Anspruch nehmen wollte. So entstanden zwei Linien des askanischen Hauses in der Mark, die ältere Johanneische oder Stendalsche und die jüngere Ottonische oder Salzwedelsche Linie. Beide regierten ihre Länder ganz unabhängig von einander.

Es verdient insbesondere hervorgehoben zu werden, daß die Einigkeit beider Brüder nie getrübt worden ist, und daß Beide mit ihrer Weisheit und Tapferkeit so große Frömmigkeit verbanden, daß Otto den Beinamen des „Frommen" erhielt. Er ist dreimal nach Preußen gegen die heidnischen Einwohner gezogen und hat dort 1266 Brandenburg gegründet.

Johann starb 1266, Otto 1267; ersterer wurde in dem von ihm gestifteten Kloster Chorin, letzterer in dem von ihm gegründeten Kloster zu Strausberg beigesetzt.

6. Die letzten anhaltinischen Markgrafen. 1267—1319.

Wenn auch die Erzählung, um's Jahr 1280 seien sämmtliche damals lebende männliche Mitglieder der markgräflichen Familie auf dem Markgrafenberge bei Rathenow versammelt gewesen und hätten einander geklagt, wie das Land kaum im Stande sei, ihnen standesmäßigen Unterhalt zu gewähren, billig bezweifelt werden muß, so möchte doch die Angabe, daß die Zahl der Fürsten damals neunzehn betragen habe, eine ganz richtige sein. Und doch starb diese so

zahlreiche Familie im Verlauf eines halben Jahrhunderts aus, das reiche Besitzthum derselben drohte ganz auseinanderzufallen, und erst nach fast hundertjährigen Wirren war es den Hohenzollern vorbehalten, den Bau des Staates aufs neue mühsam zu beginnen und zu noch größerem Glanze und innerer Festigkeit zu führen.

Die Sitte, die Söhne schon von ihrer Mündigkeit an Theil an der Regierung nehmen zu lassen, läßt die Regierungszeit der folgenden Markgrafen schwer von einander trennen. Es scheint deshalb zweckgemäß, ihre Geschichte zusammenzufassen und nach den einzelnen Richtungen ihre Thätigkeit zu verfolgen, um so mehr, als man dadurch am besten ein Bild gewinnt von den eigenthümlichen, unsern Anschauungen äußerst fremdartigen Verhältnissen der Fürsten jener Zeit, so wie von ihrem unaufhörlichen Streben, ihre Besitzungen zu vergrößern.

Von den Söhnen Johann's I. war Johann II. der älteste und also das Haupt der Familie. Er starb jedoch schon 1281 und hinterließ einen einzigen Sohn, der in den geistlichen Stand getreten war. Seitdem regierten nur noch zwei andere Söhne gemeinschaftlich, Otto IV. mit dem Pfeil und Conrad, von denen jener 1309, dieser 1304 starb. Ein vierter Bruder Heinrich I. hatte längere Zeit an der Regierung Theil genommen; als aber im Jahre 1303 neben den drei Brüdern auch noch die Söhne des zweiten von ihnen, Conrad's, als Mitregenten thätig waren, mithin sechs Markgrafen zugleich regierten, so wurde diesem jüngsten Bruder Heinrich die Markgrafschaft Landsberg sowie die Pfalz Sachsen überwiesen, die er auf seinen Sohn Heinrich II. vererbte, der während des späteren Interregnums in der Mark vergeblich versuchte, Herr des ganzen Landes zu werden. Einen fünften Bruder Erich werden wir als Erzbischof von Magdeburg kennen lernen. Otto IV. hinterließ keine Kinder; von den Söhnen Conrad's gelangten drei zu männlichem Alter und zur Mitregierung, nämlich Johann IV., Otto VII. und Waldemar, von denen der letzte seine Brüder überlebte — er starb 1319 — und so alleiniger Herr in den Johanneischen Landen wurde.

Otto III., der Stifter der jüngeren Linie, hatte vier Söhne hinterlassen, von denen jedoch der älteste, Johann III., bald nach dem Vater starb. So führte der zweite, Otto V. der Lange, eine Zeit lang allein die Regierung, nahm dann den dritten Bruder Albrecht zum Mitregenten an und später auch noch den vierten, Otteken oder Otto VI. den Kleinen. Bald jedoch entschlossen sich die Brüder zu einer Theilung ihrer Länder der Art, daß 1282 Albrecht mit dem Lande Stargard und mehreren Bezirken der Mittel- und Neumark abgefunden wurde. Schon 1286 trat Otto VI. von der Regierung zurück (er starb 1303 als Mönch in dem Kloster Lehnin, wo noch heut sein Leichenstein vorhanden ist), und da 1300 nach dem Tode Albrecht's auch dessen Antheil mit Ausnahme von Stargard an Otto V. zurückfiel, so war dieser seitdem alleiniger Besitzer der Ottonischen Länder, die er 1298 auf seinen einzigen ihn überlebenden

Sohn Hermann den Langen vererbte. Bei seinem Tode 1308 hinterließ dieser nur einen, noch unmündigen Sohn, Johann V., mit welchem 1317 die Ottonische Linie des askanischen Hauses ausstarb. Waldemar, aus der älteren Linie, war nun alleiniger Herr der Mark.

Die Regierung dieser letzten askanischen Markgrafen fällt in die Zeit der deutschen Könige Rudolf und seiner Nachfolger bis auf Ludwig von Baiern. Bei der Wahl dieser Fürsten haben unsere Markgrafen eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Als nämlich während des s. g. Interregnums (1250—1273) der eine der beiden damaligen Gegenkönige, Richard von Cornwallis, 1272 gestorben war, einigten sich die Fürsten zu einer neuen Wahl zu Frankfurt. Zuerst wurde dem König Ottocar die Krone angeboten; er schlug sie aus. Da gelang es dem Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg, 1273 die Stimmen für den Grafen Rudolf von Habsburg zu gewinnen (1273—1291). Ottocar weigerte sich, denselben als römischen König anzuerkennen, und wurde deshalb von ihm mit Krieg überzogen und 1276 genöthigt, die österreichischen Lande abzutreten. Bei der Erneuerung des Krieges fand er 1278 in der Schlacht auf dem Marchfelde seinen Tod. Sein Neffe, Markgraf Otto V. der Lange, wurde auf 5 Jahre zum Vormunde des noch unmündigen Thronfolgers Wenzel II. eingesetzt, hatte jedoch dabei mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen.

Als nach dem Tode Rudolf's 1291 zu einer neuen Wahl geschritten wurde und der Erzbischof Gerhard von Mainz durch kluges Benehmen dieselbe auf den Grafen Adolf von Nassau (1291—1298) wandte, scheinen zwischen Otto dem Langen und seinem Vetter Otto IV. Streitigkeiten darüber stattgefunden zu haben, wem von ihnen die Ausübung des Erzamtes und also auch die Wahl des Königs zustehe. Otto der Lange nahm sie für sich in Anspruch und übertrug in Gemeinschaft mit Böhmen und Sachsen dem Erzbischof von Mainz die Stimme. Dagegen war bei der Wahl des Herzogs Albrecht I. von Oesterreich, des Sohnes von Rudolf von Habsburg, zum römischen König (1298—1308) Otto IV. besonders thätig, nachdem er für die Absetzung König Adolfs gestimmt hatte. Als Albrecht seinen Gegner Adolf in der Schlacht bei Gellheim unweit Worms besiegt und getödtet hatte, später aber der Papst Bonifacius VIII. die rheinischen Kurfürsten aufforderte, einen neuen König zu wählen, griff Albrecht abermals zu den Waffen, sich Anerkennung zu erzwingen. Ihm stand dabei Otto IV. treu zur Seite und brachte 1302 zu Speyer einen erwünschten Frieden zu Stande, doch dauerte dies Freundschafts-Verhältniß nicht gar lange. König Wenzel II. von Böhmen war nämlich auch in Polen zum Könige gewählt worden und hatte große Aussicht, auch Ungarn seinem Reiche hinzuzufügen. König Albrecht, mit Recht besorgt, daß Wenzel übermächtig werden möchte, mischte sich in die ungarischen Angelegenheiten und sprach die Reichsacht 1304 über Wenzel aus, als dieser sich seinen Anordnungen nicht fügen wollte,

und eben so über die Markgrafen, welche den König Wenzel in dem Kriege kräftig unterstützt hatten, den Albrecht gegen Böhmen führte. Der Tod des Königs Wenzel II. 1305 machte jedoch diesen Wirren ein Ende, und die Acht, welche über Otto, Johann und Waldemar aus der älteren, so wie über Hermann aus der jüngeren Linie ausgesprochen worden war, wurde aufgehoben.

Als 1308 König Albrecht von seinem Neffen Johann ermordet worden war, waren Otto IV. und Waldemar unter der ansehnlichen Zahl derer, die sich um die deutsche Krone bewarben. Sie schlossen sich aber später den geistlichen Kurfürsten an, welche ihre Stimme dem Grafen Heinrich von Luxemburg (1308—1313) gegeben hatten. Der junge Waldemar war wegen dieses Wahlgeschäfts persönlich in Frankfurt, von seinem damals kranken Oheim Otto IV. beauftragt. Eine neue Aussicht auf die Kaiserkrone eröffnete sich für Waldemar, als Kaiser Heinrich 1313 plötzlich in Italien starb. Doch bald sah er, daß die Verhältnisse weder für ihn noch für seinen Oheim Heinrich I. von Landsberg günstig waren. Deshalb schloß er sich der bayrisch-luxemburgischen Partei an, die 1314 zu Frankfurt den Herzog Ludwig von Bayern (1314—1347) wählte, während die österreichische Partei Friedrich den Schönen, ältesten Sohn des ermordeten Königs Albrecht, zum deutschen König ausrief. Welch außerordentlichen Einfluß die zwiespältige Kaiserwahl auf die Mark gehabt hat, werden wir später ersehen.

Gehen wir nach dieser Uebersicht der Verhältnisse der Markgrafen zum Reiche zu den Beziehungen über, in welchen sie zu ihren Nachbarn standen, so wird es die Uebersicht erleichtern, wenn wir dieselben nicht nach chronologischer, sondern nach geographischer Reihenfolge aufzählen.

Otto V. der Lange (1267—1298) hatte sich 1268 mit der Gräfin Jutta vermählt, der Tochter des Grafen von Henneberg, und nach dem Tode seines Schwiegervaters 1290 dessen Grafschaft geerbt. Dieselbe umfaßte zwischen dem Thüringer Walde und dem Main mehr als zwanzig Schlösser und Städte, unter denen Schmalkalden, Schweinfurt und Coburg die wichtigsten waren, und von welcher letzten diese Landschaft die Pflege Coburg genannt wurde. Otto's Sohn Hermann der Lange (1298—1308), der mit der Tochter Königs Albrecht, Anna von Oesterreich, seit 1295 vermählt war, verschrieb seiner Gemahlin dieses Land zum Leibgedinge; doch nur kurze Zeit blieb es in dem Besitz der markgräflichen Familie. Eine Tochter Hermann's vermählte sich 1316 an den Grafen von Henneberg-Schleusingen und brachte demselben einen Theil dieses Landes als Mitgift zu, während alles Uebrige ihr Vormund Markgraf Waldemar ebendemselben mit Zustimmung ihrer Mutter Anna verkaufte, die sich 1311 mit dem Herzog Heinrich von Breslau vermählt hatte.

Auch eine zweite Besitzung war nur auf kurze Zeit mit der Mark verbunden. Es war dies die Mark Landsberg, ein Gebiet zwischen Mulde und Saale von Düben bis etwa nach Halle, zu der die Pfalz

Sachsen um Allstädt, ferner Sangerhausen, Freyburg, Lauchstädt mit ihrem Zubehör geschlagen worden waren. In dem Streite des Landgrafen Albrecht des Unartigen von Thüringen mit seinen Söhnen, von denen unten Einiges gesagt werden wird, verkaufte Albrecht 1291 diese Gegenden an die Markgrafen, und König Adolf bestätigte 1294 diesen Kauf. Es ist schon oben erwähnt, daß Heinrich I. aus der älteren Linie 1303 dies Land zugewiesen erhielt. Nach seinem Tode 1319 und dem seines Sohnes Heinrich des Jüngeren 1320 blieb die Wittwe Agnes, Schwester Kaiser Ludwig's von Bayern, in dem Besitz des Landes, bis später ihr zweiter Gemahl, der Herzog Magnus von Braunschweig, das Land an Meißen verkaufte.

Die Verhältnisse mit dem Erzstifte Magdeburg waren auch unter der Regierung dieser letzten askanischen Markgrafen für die Mark von Bedeutung. Als 1277 der erzbischöfliche Stuhl neu besetzt werden sollte, bildete sich unter den Domherren eine Partei für Erich, den Bruder unserer Markgrafen aus der ältern Linie. Um eine zwiespältige Wahl zu vermeiden, wurde Erich wie sein Mitbewerber durch eine Geldsumme abgefunden und der Graf Günther von Schwalenberg erwählt. Otto IV., über diese Zurücksetzung seines Bruders aufgebracht, verband sich mit Sachsen und mehreren anderen Fürsten gegen Magdeburg. Doch der neue Erzbischof besiegte die Sachsen bei Aken und den herbeieilenden Otto bei Frose 1278, wobei dieser das Unglück hatte, mit vielen Rittern in Gefangenschaft zu gerathen, aus der er sich mit 4000 Mark Silbers lösen mußte. Diese Summe soll er aus einem Schatze in der Kirche zu Tangermünde (nicht Angermünde, denn das war erst nach 1250 angelegt worden, so daß dort Markgraf Johann unmöglich Gelder niedergelegt hat, während Tangermünde eine der ältesten und wichtigsten Städte in der Mark war, die schon um's Jahr 1000 genannt wird) genommen haben, wo sein Vater denselben für dringende Fälle aufbewahrt hätte, wie dies ein alter treuer Rath des fürstlichen Hauses, Johann von Buch, dem Markgrafen mitgetheilt. Schon im nächsten Jahre begann Otto IV. aufs neue den Krieg und belagerte die Stadt Stasfurt an der Bode, wo er durch einen Pfeil am Kopfe verwundet wurde, dessen Spitze er lange mit sich herumtragen mußte, weshalb er den Namen „mit dem Pfeile" erhielt. Endlich gelang es 1283 Erich bei einer abermaligen Wahl Erzbischof zu werden, doch gerieth er sehr bald mit seinen Vasallen in offenen Krieg. Während desselben wurden bei der Belagerung von Neu-Gattersleben durch einen Ueberfall viele Ritter seines Heeres gefangen, die er nur durch Hülfe seiner Brüder auszulösen vermochte. Für diese baaren Summen sowie für die geleistete Kriegshülfe sah sich Erich genöthigt, 1284 den magdeburgischen Antheil an dem Lande Lebus seinen Brüdern zu überlassen, so daß erst seit diesem Jahre dies Land ganz zur Mark gehört. Dagegen verkaufte Waldemar 1316, als er sich in großer Geldverlegenheit befand, das Schloß Wollmirstädt und die Grafschaft Billingsho an Magdeburg, letztere unter der Bedingung, daß er sie innerhalb zweier Jahre wieder ein-

lösen dürfe. Da diese Einlösung nicht erfolgte, so blieb das Land seitdem bei Magdeburg und die bayerischen Markgrafen leisteten 1336 ausdrücklich Verzicht auf dasselbe.

Mecklenburg, das eine Zeit lang bedeutend in die Geschichte der Mark eingriff, war 1166 eine Herrschaft geworden, welche Herzog Heinrich der Löwe dem Obotritenfürsten Pribislaw überließ, die jedoch nicht den Umfang des heutigen Großherzogthums hatte, da namentlich auf der Westseite die Grafschaft Schwerin ein bedeutendes Gebiet wegnahm. Nach dem Tode von Pribislaw's Enkel, Heinrich Borwin II., 1226 wurde seine Herrschaft so getheilt, daß der älteste Sohn, Johann, Herr von Mecklenburg, d. h. dem nordwestlichen Theile des Landes wurde, der zweite Sohn, Nicolaus, Herr von Werle oder Wenden, d. h. dem südöstlichen Theile, und Heinrich Borwin III. Herr von Rostock, d. h. dem nordöstlichen Theile des Landes. Diese Dreitheilung wurde auch festgehalten, als nachmals durch Untertheilungen kleinere Gebiete entstanden.

Namentlich auf Kosten der Herren von Werle erweiterten die Markgrafen ihr Gebiet und gewannen 1276 das Land Wesenberg mit der Lietze, das sich von der oberen Havel schräg hinüber zur Dosse zog. Es wurde dasselbe zum Lande Stargard gezogen, das 1236 den Pommern genommen worden war, und das, wie oben erwähnt, an Albrecht III. überlassen wurde, als dieser 1282 mit einer eigenen Herrschaft ausgestattet werden sollte. 1292 vermählte er seine Tochter Beatrix an Heinrich den Löwen von Mecklenburg, und versprach ihm das Land Stargard mit Zubehör als Mitgift seiner Tochter, doch so, daß derselbe 3000 Mark zahlen, das Land aber erst nach Albrecht's Tode ihm zufallen sollte. Als Albrecht nun 1300 starb, trat Heinrich den Besitz von Stargard mit Lychen, Wesenberg und der Lietze unter brandenburgischer Oberhoheit an, und als sich später zwischen ihm und Hermann dem Langen Streitigkeiten erhoben, wurde 1304 zu Vietmannsdorf bei Templin die Sache dahin beigelegt, daß Heinrich 5000 Mark zahlte, und daß das Land an Brandenburg zurückfallen sollte, falls Beatrix ohne Erben stürbe.

Als später Heinrich der Löwe die Hochzeit seiner Tochter Mechthilde mit Herzog Otto von Lüneburg 1310 feiern wollte, verweigerte seine Stadt Wismar die Aufnahme der zahlreichen Gäste, auf das Bündniß trotzend, das sie kurz zuvor mit Rostock, Stralsund und Greifswald geschlossen hatte. Deshalb fand bald darauf 1311 ein glänzender Fürstentag bei Rostock statt; da jedoch auch Rostock sich geweigert hatte, die vielen Fremden bei sich aufzunehmen, so wurde hier der Krieg gegen die widerspänstigen Seestädte beschlossen. Wismar wurde auch gleich darauf durch Heinrich den Löwen gebändigt, Rostock gelang es anfangs, sich siegreich gegen König Erich von Dänemark zu behaupten. Da nahmen aber 1312 die verbündeten Fürsten, unter denen auch Waldemar sich befand, nach langer, blutiger Belagerung Warnemünde und zwangen so Rostock zur Unterwerfung und zur Zahlung bedeutender Geldsummen.

Während Markgraf Waldemar bis dahin mit den Fürsten gemeinschaftliche Sache gegen die Seestädte gemacht hatte, stellte er sich plötzlich als Schutzherr von Stralsund, das der Fürst Witzlaw von Rügen bändigen wollte, seinen bisherigen Bundesgenossen feindlich gegenüber. 1314 schien zwar durch den Vertrag zu Broderstorff (zwischen Gnoien und Demmin) die Sache beigelegt zu sein, doch 1315 entzündete sich aufs neue der Kampf, der vorzugsweise gegen den Schutzherrn Waldemar gerichtet war. Mit Witzlaw von Rügen verbanden sich sein Lehnsherr Erich von Dänemark, die Herzöge von Sachsen-Lauenburg, von Lüneburg und Braunschweig, die Herren von Mecklenburg und Werle, der Markgraf von Meißen, die Grafen von Holstein, Schwerin und Anhalt, die Bischöfe von Schwerin, Ratzeburg und Havelberg, sowie eine große Menge anderer Herren, selbst viele Vasallen von Waldemar selber, ja sogar Schweden und Polen, während es mit Waldemar besonders die Herzöge von Pommern hielten. Zu eben dieser Zeit starb auch 1314 Beatrix, Gemahlin Heinrich's des Löwen, und da nur eine Tochter, die oben genannte Mechthilde, die Mutter überlebt hatte, so erhob Waldemar zufolge des oben gedachten Vertrages Ansprüche auf das Land Stargard, das jetzt wieder an Brandenburg zurückfallen müsse. Deshalb war auch sein erster Angriff auf dies Land gerichtet, den er jedoch nach schweren Verlusten und nach der unglücklichen Schlacht bei Fürstensee (in der Nähe von Strelitz) 1316 aufgeben mußte, während mit größerem Glücke die Mecklenburger in die Prignitz eindrangen. Das gleichzeitig angegriffene Stralsund schlug die Verbündeten tapfer zurück, dagegen besiegten diese im August 1316 bei Schulzendorf in der Nähe von Gransee den Markgrafen Waldemar in einer so bedeutenden Schlacht, wie noch nie eine im wendischen Lande geschlagen worden. Nur mit Mühe wurde Waldemar selber vor der Gefangenschaft durch die Seinigen bewahrt, die sich mit hingebender Treue für ihn aufopferten. Doch auch die Gegner hatten so stark gelitten, daß schon zu Ende des Jahres ein Waffenstillstand zu Meyenburg zu Stande kam, obgleich es fast noch ein volles Jahr dauerte, ehe der vollständige Friede zu Templin abgeschlossen wurde, am 25. November 1317. Markgraf Waldemar mußte Stargard auf immer an Mecklenburg abtreten und einwilligen, daß die Schlösser und Gebiete von Eldenburg und Wredenhagen ebenfalls an Mecklenburg fallen sollten, falls er ohne Söhne zu hinterlassen stürbe.

Es ist oben erwähnt, daß der Herzog Barnim 1264 nach dem Tode seines Vetters Wartislaw alleiniger Herr von ganz Pommern geworden war. Da er nur einen einzigen Sohn hatte, vermählte er sich 1266 zum zweitenmale mit Mechthilde, der Schwester der Ottonischen Markgrafen, und hinterließ von ihr bei seinem Tode 1278 zwei Söhne, Barnim und Otto. Sein Sohn aus erster Ehe, Bogislaw, der seit der Wiederverheirathung seines Vaters mit demselben zerfallen war, beeinträchtigte die Rechte seiner Stiefmutter und Stiefbrüder, so daß sich die Markgrafen derselben kräftig annahmen. In

dem Frieden 1284 wurden die beiden jüngeren Brüder als Mitregenten anerkannt, und als Barnim 1295 ermordet wurde, fand eine Theilung der Art statt, daß Bogislaw Pommern-Wolgast, Otto Pommern-Stettin erhielt. Die Peene und Ihna machten etwa die Grenze zwischen beiden Gebieten, die ungeachtet dieser Theilung als ein Ganzes betrachtet wurden, wie dies ja auch in den märkischen Ländern der Fall war.

Die bereits von Johann I. und Otto III. begonnenen Eroberungen in dem Lande über Oder wurden von ihren Nachkommen mit Eifer fortgesetzt, doch sind nur spärliche Angaben darüber vorhanden. In den Kämpfen gegen Polen spielen die Schlösser Driesen und Zantoch an der Netze eine wichtige Rolle, da sie wiederholt erobert und verloren wurden. Nur das steht fest, daß bis etwa 1290 es den Markgrafen gelungen war, die Länder Friedeberg und Arnswalde den Polen zu entreißen. Die Gebiete an der Nordseite des Landes über Oder, Schildberg, Lippehne und Bernstein, hatten ehemals dem Bisthum Kamin angehört und waren durch die Markgrafen von demselben in dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts theils eingetauscht, theils angekauft, Schievelbein war in eben der Zeit durch Eroberung an die Mark gekommen. Unter dem deutschen Adel, der bei der Eroberung und Cultivirung dieser östlichen Gebiete der Mark besonders thätig war, zeichnete sich die ursprünglich altmärkische Familie v. Wedel aus, die mit der v. Jagow und v. Uchtenhagen demselben Stamme entsprossen war, und welcher es gelang hierselbst ein so bedeutendes Besitzthum zusammen zu bringen, daß es an Größe einem Fürstenthum gleichkam.

Es ist bereits oben erwähnt, daß bei der Theilung des Pommerlandes nach Swantibor's Tode 1107 die beiden jüngeren Brüder Hinter-Pommern oder Pomerellen erhielten. Aus diesem jüngeren Zweige des pommerschen Fürstenhauses stammte der Herzog Swantepolk (1220—1266), der durch seine langen Kämpfe gegen den deutschen Orden in Preußen sich einen Namen gemacht hat. Sein ältester Sohn Mestwin II. (1266—1295) gab durch seine einander widersprechenden Bestimmungen zu den heillosesten Wirren Anlaß, in welche auch die Mark gezogen wurde.

Zunächst hatte er schon bei Lebzeiten seines Vaters 1264 seinen Vetter Barnim von Pommern zu seinem künftigen Erben bestimmt. Später (1269) nahm er seine Erbgüter von den Johanneischen Markgrafen zu Lehn und übergab ihnen bedeutende Theile seines Landes zum Eigenthum, um mit ihrer Hülfe seinen Bruder Wartislaw zu verdrängen, was ihm auch gelang. Doch bald darauf forderte er Danzig, das er 1271 den Markgrafen übergeben hatte, von ihnen zurück, vertrieb sie auch mit polnischer Hülfe und bestimmte, daß nach seinem Tode seine Länder an Polen fallen sollten, wogegen natürlich die Markgrafen, Pommern und Fürst Witzlaw von Rügen, der ebenfalls Erbansprüche hatte, Protest einlegten.

Als nun Mestwin im Sommer des Jahres 1295 ohne Nach-

kommen starb und mit ihm die jüngere Linie des pommerschen Hauses endete, setzten sich die Polen in den Besitz von Pomerellen, während die Markgrafen dasselbe als offen gewordenes Lehen einziehen wollten. Jedoch nur das Land zwischen Drage uud Küddow vermochten sie zu gewinnen, da Polen, überdies mit Pommern verbunden, ihnen zu mächtig war; 1303 legten sie daselbst die Städte Arnskrone oder Deutsch-Krone und Kalies an. Später gewannen sie den früheren Statthalter von Pomerellen, Peter Schwentze, und dessen Bruder für sich, mit deren Hülfe sie sich 1308 der Stadt Danzig bemächtigten, während die Burg in den Händen der Polen blieb. Der polnische Befehlshaber daselbst, vergeblich auf Hülfe aus Polen hoffend, wandte sich mit Einwilligung des Königs an den deutschen Orden, der auch die Markgrafen zurücktrieb, aber nun selber von dem Lande Besitz nahm. Den weit aussehenden Krieg zu vermeiden, nahm Markgraf Waldemar das Anerbieten des Ordens an, seine Ansprüche gegen Geld-Entschädigung aufzugeben. Im Vertrage von Soldin 1309 überließ er die drei Gebiete von Danzig, Dirschau und Schwetz dem Orden gegen die Summe von 10,000 Mark Silbers, und versprach, die Zustimmung der anderen Prätendenten sowie des Kaisers einzuholen. Letzteres geschah im Jahre 1310, wo der Verkauf zu vollständigem Abschluß kam. Da der Rest des Kaufgeldes 1311 abgeführt wurde, überließ Waldemar dem Orden das Land, dessen Grenzen 1313 noch einmal genau bestimmt wurden, Die Länder zwischen Leba und Grabow, nämlich Stolpe, Bütow und Schlawe mit Rügenwalde, verblieben dem Markgrafen Waldemar, fielen aber kurz darauf theils durch Waffengewalt theils durch Verträge an Wartislaw von Pommern-Wolgast; nur Bütow kam noch an den deutschen Orden.

Während nach dem Gesagten die Thätigkeit der Markgrafen nach Norden und Osten hin vollauf in Anspruch genommen wurde, erheischten nicht minder die Verhältnisse mit den südlichen Nachbarn ihre ganze Kraft. Mit den Herzögen von Glogau waren sie friedlicher Art. Gleich zu Anfang des 14. Jahrhunderts waren den Markgrafen der älteren Linie die Länder Schwiebus, Züllichau, Crossen und Sagan von jenem verpfändet worden, und 1319 einigte sich Markgraf Waldemar mit den Herzögen dahin, daß er das Land Sagan zurückgab, dagegen die anderen Länder für Lebenszeit erb- und eigenthümlich behalten sollte. Da dieser Vertrag am 10. August abgeschlossen wurde, Waldemar aber schon am 14. August starb, so hat er nicht in Kraft treten können, aber für die schlesischen Herzöge den Vortheil gebracht, daß sie alle drei Gebiete sogleich wieder ohne Auslösung in Besitz nehmen konnten.

Wichtiger und verwickelter dagegen waren die Angelegenheiten mit den Markgrafen von Meißen.

Die Grafen von Wettin (an der Saale unterhalb Halle) waren durch den Kaiser Lothar mit der Markgrafschaft Lausitz, Meißen und dem Osterlande (zwischen Mulde und weißer Elster) belehnt worden.

Etwa 100 Jahre später hatten aus eben dieser Familie Heinrich der Erlauchte von dem Gegenkönig Kaiser Friedrich's II., Heinrich Raspe, die Landgrafschaft Thüringen und die Pfalz Sachsen geerbt (1247). Derselbe hatte drei Söhne: Albrecht den Unartigen, Dietrich und Friedrich den Kleinen. Der älteste, Albrecht, dem der Vater schon 1265 Thüringen und die Pfalz Sachsen zugewiesen hatte, war mit Margarethe, Tochter Kaiser Friedeich's II. vermählt gewesen, die 1270 vor ihrem Gemahl von der Wartburg floh und bald darauf starb. Ihre beiden für die märkische Geschichte wichtig gewordenen Söhne, Friedrich „mit der gebissenen Wange" und Diezmann, wurden von ihrem Oheim Dietrich erzogen, der mit Helene, Tochter des Markgrafen Johann I., vermählt war und seinen Sitz in Landsberg hatte, da ihm vom Vater das Osterland mit der Mark überwiesen worden war. Sein Besitzthum ging nach seinem Tode 1285 auf seinen Sohn Friedrich den Stammler (Tuta) über, der nach Heinrich des Erlauchten Tode 1288 die Lausitz in Besitz nahm und Meißen, soweit es nicht in der Hand Friedrich des Kleinen von Dresden war, mit seinem Oheim Albrecht dem Unartigen theilte. Damit waren die Söhne des letzteren unzufrieden; Diezmann zwang den Tuta, ihm die Lausitz abzutreten, und Friedrich der Gebissene, der seinen Vater gefangen genommen hatte, zwang denselben, ihm die Besitzungen in Meißen zu überlassen. Noch heftiger entbrannte der Krieg zwischen dem Vater und den Söhnen um das Erbe Tuta's, als dieser 1291 starb. Um sich die Hülfe der Markgrafen zu erkaufen, überließ Albrecht ihnen die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen. Aber auch König Adolf von Nassau mischte sich in diesen Streit und verlangte Meißen als erledigtes Reichslehen zurück, das er auch in der That eroberte. Sein Tod schien für die beiden Brüder Friedrich und Diezmann eine günstige Wendung herbeizuführen, doch sein Nachfolger König Albrecht nahm ebenfalls Meißen als Reichsland in Anspruch und setzte daselbst König Wenzel von Böhmen als Statthalter ein sowie zugleich als Pfandinhaber für die Geldsumme, durch die er dessen Stimme für seine Wahl erkauft haben soll. Friedrich und Diezmann geriethen dadurch in die größte Bedrängniß, und Diezmann verkaufte, um Geldmittel zu gewinnen, 1303 und 1304 die Lausitz an Brandenburg, nachdem er schon 1301 mit Magdeburg wegen des Verkaufs verhandelt hatte. Als jedoch gleichzeitig König Albrecht und König Wenzel II. mit einander in Krieg geriethen, zog letzterer dadurch die Markgrafen auf seine Seite, daß er ihnen eine bedeutende Geldsumme versprach und ihnen dafür die meißenschen Städte Meißen, Freiberg, Döbeln, Großenhain, Oschatz und Grimma mit den dazu gehörigen Ländern als Unterpfand übergab. Der Tod des Königs Wenzel II. im Jahre 1305 brachte einen Frieden zwischen seinem Sohne Wenzel III. und Albrecht herbei, in den auch die Markgrafen eingeschlossen waren, die nun 1306 mit der Lausitz belehnt wurden. Da inzwischen Friedrich und Diezmannn aufs neue Eroberungen gemacht hatten, griff König Albrecht sie an, doch erlitt sein Heer 1307 bei Lucka in der

Nähe von Altenburg eine große Niederlage. In demselben Jahre starb Diezmann durch Mörderhand; Friedrich wurde alleiniger Herr des Landes und brachte es nach Albrecht's Ermordung bei Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg 1309 dahin, daß dieser allen Ansprüchen von Seiten des Reiches auf Meißen entsagte.

Seitdem konnte Friedrich seine ganze Macht gegen die Markgrafen wenden, denen er die meißenschen Besitzungen zu entreißen suchte, namentlich nachdem sich die Verhandlungen, welche man 1309 angeknüpft, zerschlagen hatten. Er war in der That so glücklich, Großenhain, Döbeln, Oschatz und Grimma zu erobern, hatte aber das Unglück, 1312 mit seinem älteren Sohne Friedrich dem Lahmen bei Großenhain gefangen genommen zu werden. Zu Tangermünde, wo sie in Verwahrsam gehalten wurden, mußte er (im April) den Ansprüchen, die er noch immer auf die Lausitz, die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen gemacht hatte, entsagen, Großenhain wieder herausgeben, und statt der andern Gebiete (Döbeln, Oschatz und Grimma) das Land Torgau abtreten, überdies aber 32,000 Mark baar in drei Terminen zu zahlen versprechen, wofür er andere Gebiete zum Unterpfand setzte. Darauf erfolgte die Freilassung und im Juli, wie festgesetzt worden, war zu Leipzig die feierliche Uebergabe der abgetretenen und verpfändeten Lande; ebenso wurde die Baarzahlung in den bestimmten Terminen geleistet.

Bei dem großen Bündnisse gegen Waldemar, dessen wir oben erwähnten, hatte sich auch Friedrich der Gebissene betheiligt, und um so mehr, als Waldemar nach dem Tode Friedrich des Kleinen von Dresden 1316 sich eines Theils von dessen Lande bemächtigte, welches Friedrich als Erbe in Anspruch nahm. Doch schon zu Anfang des Jahres 1317 einigte sich Waldemar mit Friedrich dahin, daß der jüngere Sohn des letzteren, Friedrich der Ernsthafte — der ältere, Friedrich der Lahme, war schon früher gefallen — eine brandenburgische Prinzeß heirathen, diese ihm als Mitgift Meißen und Freiberg zubringen, und damit alle Feindschaft zwischen Brandenburg und Meißen abgethan sein sollte. So waren nur noch Torgau, Großenhain und Dresden mit ihrem Gebiete im brandenburgischen Besitze, die gleich nach Waldemar's Tode 1319 von Friedrich besetzt und für immer der Mark entrissen wurden.

Ueberblicken wir das thatenreiche Leben der letzten askanischen Markgrafen, so muß man gestehen, daß das Ansehen derselben ein außerordentlich großes war. Nach allen Seiten hin griffen sie in die Bewegungen der Zeit ein; reich, mächtig und gefürchtet standen sie nach außen da, aber nicht weniger war ihre unabläßige Sorge im Innern dahin gerichtet, auch während dieser ununterbrochenen Kriege den Wohlstand des Landes zu mehren. Ehe wir jedoch zur Darstellung des Zustandes des Landes unter den Askaniern übergehen, haben wir noch Einiges von den innern Begebenheiten nachzutragen sowie den Ausgang der askanischen Fürsten in der Mark zu besprechen.

Die Bischöfe in Deutschland standen in Bezug auf ihre weltliche

Macht fast überall unmittelbar unter dem Kaiser und waren Reichsfürsten. Die von Havelberg und Brandenburg aber waren nur durch das Kriegsglück der Markgrafen wieder in ihre Sprengel gekommen und wurden deshalb als Vasallen der Markgrafen angesehen. Ihr Streben, sich nach Möglichkeit eine freie Stellung zu verschaffen, brachte sie mit den Landesherren in vielfachen Conflict. Ein solcher brach 1294 aus, als die Markgrafen zwangsweise Stifts-Unterthanen zu Abgaben heranzogen; derselbe wurde 1296 gütlich beigelegt, brach aber gleich darauf wegen Erhebung des Zehnten mit desto größerer Heftigkeit aufs neue aus. Namentlich waren die Markgrafen der älteren Linie hierbei betheiligt; sie wurden von den Bischöfen mit dem Bann, ihr Land mit dem Interdikt belegt, worauf so heftige Fehde entstand, daß beide Bischöfe aus ihren Sitzen nach Magdeburg gingen; der Papst aber bestätigte ihre Maßregeln. Darauf zwangen die Markgrafen die Geistlichen, den Gottesdienst nach wie vor fortzusetzen, und verjagten die Widerspänstigen, vor allem den Propst des Havelberger Domstifts. Den Bettelmönchen wurde das Termininen untersagt, falls sie in ihren Kirchen den Gottesdienst aussetzten. Als 1302 der Bischof Volrad von Brandenburg über diese Wirren hinstarb, wurde 1303 durch eine päpstliche Bulle das Interdikt aufs neue der Art eingeschärft, daß an jedem Kirchentage in den Gemeinden wiederholt werden sollte, wie die Markgrafen Otto IV. und Conrad nebst allen ihren Beamten und Anhängern dem Bann, ihre Länder dem Interdikt verfallen seien. Erst als Markgraf Conrad, der heftigste Gegner der Geistlichkeit, 1304 gestorben war, gelang es Markgraf Hermann dem Langen, eine Aussöhnung Otto's IV. mit der Kirche herbeizuführen, zu welchem Ende 1305 zu Löwenberg mit beiden Bischöfen eine Auseinandersetzung erfolgte. Dem Bischofe von Havelberg namentlich wurden einige streitige Gebiete überwiesen, die Vogtei- und Zehnten-Angelegenheit wurde geordnet, den Bischöfen ihre entzogenen Güter wieder eingeräumt sowie Entschädigung für die Einkünfte zugesagt, welche während dieser neunjährigen Streitigkeiten von den Markgrafen mit Beschlag belegt worden waren. Darauf wurden die Markgrafen von der Excommunication, das Land von dem Interdikt befreit.

Eine andere große Aufregung entstand bald darauf 1308 im Lande nach dem Tode Hermann's des Langen aus der Ottonischen Linie. Ueber einen noch unmündigen Sohn Johann und seine drei unmündigen Töchter hatte dieser Markgraf vier märkische Ritter zu Vormündern eingesetzt, welche zugleich die Regierung in seinen brandenburgischen Landen führen, während drei andere die Regentschaft in dem Ottonischen Theile der Lausitz bilden sollten. Otto IV., der sich durch diese Anordnung in seinem Rechte wie in seinem Vortheil verletzt fühlte, beauftragte seinen Neffen Waldemar, die Vormundschaft über jene Minorennen an sich zu bringen, und es gelang diesem in der That, die Markgräfin Anna, die Wittwe Hermann's, zur Einwilligung zu bewegen, um so mehr, als schon früher die dereinstige Vermählung Waldemar's mit Agnes, der einen von ihren Töchtern, verabredet

worden war. Der junge Johann sollte am Hofe der Markgrafen seine Erziehung erhalten, und ein Theil der Landes-Einkünfte an die Markgrafen abgeführt werden. Die Vormünder erklärten sich entschieden gegen diese Maßregel, entführten den jungen Markgrafen mit Einwilligung der schwachen Mutter, und brachten ihn nach dem Schloß zu Spandau in Sicherheit. Waldemar wußte jedoch die Mutter wieder zu gewinnen, überfiel das Schloß und bemächtigte sich gewaltsam des jungen Johann. Diese That machte so großes Aufsehen, daß die sämmtlichen Städte der Ottonischen Lande sich im März 1308 mit einander fest und eidlich verbanden, nöthigenfalls Gewalt gegen Gewalt zu setzen. Die Vormünder flüchteten, Anna aber begab sich nach ihrem Wittwensitz Coburg. Nachdem zu Anfang des Jahres 1309 Otto IV. gestorben und Waldemar sein alleiniger Erbe geworden war, söhnte sich dieser mit den Vormündern aus, und als Anna nach ihrem andern Wittwensitz, nach Arneburg in der Altmark, zurückgekehrt und dort die Verlobung Waldemar's mit Agnes, der Schwester des jungen Johann, gefeiert worden war, erkannten die Ottonischen Lande Waldemar als Vormund seines jungen Schwagers an und leisteten ihm als solchem die Huldigung. Zu Ende dieses Jahres 1309 erfolgte der päpstliche Heirathsdispens und 1311 die Vermählung. Waldemar war damals 20 Jahre alt, Agnes etwa 14 Jahr. Bis zum August 1314 führte Waldemar die Vormundschaft, da wurde Johann 12 Jahr alt und nach damaligem Rechte regierungsfähig; doch nur kurze Zeit regierte er selbständig die Ottonischen Lande, da er bereits 1317 starb. Seitdem vereinigte Waldemar die gesammten märkischen Länder, denn sein Oheim Heinrich von Landsberg wurde auch da nicht Mitregent, sondern blieb auf seinen geringen Besitz beschränkt. Zu Berlin nahm Waldemar die Huldigung der ihm zugefallenen Länder an, aber auch seine Regierung dauerte nur noch kurze Zeit. Schon am 14. August 1319 starb er ziemlich plötzlich in einem Alter von 28 Jahren zu Bärwalde und wurde im Kloster Chorin beigesetzt. Seine Ehe war kinderlos geblieben.

Mit ihm erlosch das heldenmüthige Geschlecht der Askanier in der Mark, das fast zwei Jahrhunderte mit außerordentlichem Ruhme für sich, zu ausgezeichnetem Segen für das Land regiert hatte. Der Glanz und das Glück seiner Herrschaft ließ eine um so wehmüthigere Empfindung und um so größere Sehnsucht zurück, je trüber in dem nächstfolgenden Jahrhundert die Verhältnisse wurden, denen das unglückliche Land anheimfiel. Denn eine lange Leidensbahn war zu durchlaufen, ehe ein neues Herrschergeschlecht die Zügel der Regierung mit fester Hand ergriff und von neuem den Bau begann, den die Askanier begründet hatten.

IV. Innere Zustände der Mark unter den Askaniern.

Als in den ältesten Zeiten die Germanen ihre Eroberungen machten und zur Zeit der Völkerwanderung sich auf römischem Gebiete festsetzten, bestand allgemein die Sitte bei ihnen, daß die Unterworfenen $^1/_3$ oder auch $^2/_3$ ihres Landes ihren neuen Herren einräumen mußten. Von diesen abgetretenen Ländereien nahm der Anführer oder Heerkönig der Sieger einen bedeutenden Theil für sich, da er die Kosten des Zuges bestritten hatte. Das Uebrige wurde unter die Krieger seines Heeres, die sich alle freiwillig angeschlossen hatten, erb- und eigenthümlich vertheilt, die Anführer wurden überdies noch von dem Heerkönige je nach ihren Verdiensten und ihrer Stellung mit Gütern auf Lebenszeit ausgestattet (feudum oder Lehnsgut im Gegensatz zu allodium oder Erbgut), die ihm aus dem vom Könige vorbehaltenen Theile, dem fiscus, zugewiesen wurden. Aehnlich, aber doch auch wieder wesentlich verschieden, verhielt es sich bei der Eroberung des Wendenlandes durch die Askanier. Die Bewohner der Nord- oder nachmaligen Altmark, des Stammlandes der Mark Brandenburg, waren zwar zum Kriegsdienst verpflichtet, doch nicht zur Eroberung nach außen, sondern nur zur Vertheidigung des eigenen Landes. Eroberungen im Wendenlande konnten Albrecht der Bär und seine Nachfolger nur mit denen machen, die sich im Besitz von Lehnsgütern befanden und die das stehende Heer der damaligen Zeit bildeten, da sie auch außerhalb des Landes zum Kriegsdienst verpflichtet waren. Diese Lehnsleute oder Vasallen waren besonders zahlreich und nahe bei einander längs der Elbe ansässig, und noch bis heute ist deshalb die Zahl der Rittergüter in jenem Districte eine sehr große. Das Heer nun, das die Markgrafen aus diesen Vasallen oder Mannen bildeten, verstärkten sie ansehnlich durch Söldner. Die Ausrüstung eines Heerzuges war mithin sehr kostspielig, sie mußte von dem Markgrafen allein bestritten werden, und eben deshalb fielen ihm, oder wenn man will dem Kaiser, dessen Stellvertreter er war, sämmtliche Eroberungen zu; Erbgüter waren nicht an die Krieger zu vertheilen, sie hatten ja nur um Sold oder wegen ihrer Lehnspflicht am Kriege Theil genommen. Mithin gab es keinen freien Erbbesitz in der Mark; alles Land gehörte dem Markgrafen, und sowohl für das, was er der ursprünglichen slawischen Bevölkerung ließ, als für das, was er an deutsche Ansiedler abtrat, mußte fortdauernd Zins gezahlt werden. Nur die Vasallen, der Krieger- oder Ritterstand, machten in gewisser Beziehung eine Ausnahme. So lange sie mit dem Kriegsherrn zu Felde lagen, hatte dieser für ihren Unterhalt zu sorgen. Diejenigen, welche sich auch ferner zum Kriegsdienst der Markgrafen verpflichteten, wurden in dem

eroberten Lande mit Rittergütern von 4—6 Hufen Größe ausgestattet; dieser Landbesitz wurde ihnen statt des Soldes in den Zeiten der Ruhe überwiesen. Für dieses Besitzthum zahlte der Ritter (miles) oder Knappe (famulus) keine Abgabe; selbst was er sonst für sich verbrauchte, bezog er zollfrei. Dafür aber war er verpflichtet, bei jeder Aufforderung des Markgrafen persönlich und in Begleitung von 2 oder 4 Mann bewaffnet und beritten zum Kriegsdienst sich zu stellen. Kaufte er nebenher noch größeren Landbesitz, so hatte er für denselben ebenso Abgaben zu entrichten wie jeder andere Landbesitzer.

Diese ritterlichen Krieger wurden über das ganze eroberte Land vertheilt; ihre Wohnungen lagen mitten unter andern Ländereien, nur durch einen Zaun umfriedigt, weshalb diese unbeschlossenen Besitzer auch später Zaunjunker genannt wurden im Gegensatz zu den Schloßgesessenen. Feste Schlösser oder Burgen durften nämlich nur mit landesherrlicher Bewilligung angelegt werden oder waren ein Vorrecht des hohen Adels, der in der Mark nur spärlich vertreten war. In dem Lande westlich der Elbe gehörten die Grafen von Osterburg, von Lychow ꝛc. zu demselben, dagegen fehlte er fast ganz in dem früher wendischen Lande östlich der Elbe. Dort war es nur die altslawische Familie der Herren von Friesack, dann die Grafen von Lindow als Herren von Ruppin, die Herren v. Puttlitz und v. Zossen, welche feste Schlösser zu ihren Wohnsitzen hatten. Die Burgen dagegen, welche außer jenen in dem früheren Wendenlande angelegt wurden, waren sämmtlich landesherrlich und dienten zur Vertheidigung des Landes. Die Markgrafen hatten auf ihnen Vögte und Hauptleute, die für bestimmte Zeit zur Vertheidigung der Burgen bestellt waren. Ihnen zur Seite standen Burgmänner (castrenses, castellani), welche ebenfalls ritterbürtig waren und das Schloß vertheidigen helfen mußten. Zu ihrem Unterhalte erhielten sie Burglehen, wie die Vögte und Hauptleute größere Lehen inne hatten und überdies Einkünfte von den Eingesessenen der Vogtei oder des Schloßbezirks bezogen. Später als die Askanier mit ihren Eroberungen die Oder erreichten, ja dieselbe überschritten, und nun viele der Vertheidigungsschlösser ihre Aufgabe überlebt hatten, verkauften die Markgrafen solche an Städte oder Ritter. Die Städte machten gewöhnlich von der Erlaubniß, dieselben niederzureißen, Gebrauch, da sie für ihre Freiheit fürchteten, falls dieselben in andere Hände übergingen; die Ritter aber, welche nun in den Besitz von Schlössern gekommen waren, fingen an sich für höher zu halten als jene Zaunjunker, und wurden auch in der That lange vor jenen bevorzugt. Diejenigen aber, welche namentlich nach Waldemar's Tode in den Zeiten der Verwirrung sich feste Schlösser gebaut hatten, mußten auf Befehl des Markgrafen Ludwig dieselben größtentheils wieder niederreißen, als größere Ordnung eingetreten war.

Die ursprüngliche slawische Bevölkerung der Mark ist in den langen blutigen Kriegen gegen die erobernden Deutschen furchtbar verringert worden, die Ueberlebenden wurden jedoch nicht vertrieben oder

wohl gar ausgerottet, sondern behielten ihren Besitz, wenn auch geschmälert, gegen festgesetzte Abgabe bei. Zu Leibeigenen wurden sie nicht gemacht; ein solches Verhältniß hat nie in der Mark stattgefunden. Dadurch aber, daß sehr viele Ortschaften in den verheerenden Kriegen gänzlich zerstört oder den bestehenden wendischen Dörfern ein Theil ihrer Feldmark entzogen wurde, hatten die Markgrafen über einen großen Theil des Grundes und Bodens freie Verfügung. Von diesem Areal verkauften sie ein bestimmtes Maß, gewöhnlich 30 bis 60 Hufen, an einen Unternehmer, der sich erbot, hier ein Dorf mit deutscher Einrichtung anzulegen oder das slawische in ein solches zu verwandeln. Der Unternehmer zahlte dafür einen bestimmten Preis und erhielt je nach der Größe des Besitzes mehrere Hufen, frei, ohne andere Abgaben dafür zu entrichten als in Kriegszeiten ein Lehnpferd zu stellen, eine Verpflichtung, die später in eine Geldzahlung verwandelt wurde. Ebenso blieben einige Hufen für die Kirche reservirt. Seine Sache war es nun, die einzelnen Grundstücke wieder andern Käufern zu überlassen und später die Steuer von den neuen Ansiedlern aufzubringen, für welche er dem Landesherrn verpflichtet war. Mußte der Boden erst urbar gemacht werden, so wurde natürlich der neuen Pflanzung eine größere Zahl von Freijahren bewilligt als wo dies nicht der Fall war, damit der Acker erst vollständig unter den Pflug genommen und der Bau der Häuser ausgeführt werden könnte. Der Unternehmer selber war der Erb- oder Lehnschulze (scultetus, praefectus) und vererbte dies Vorrecht in seiner Familie. Er war der Erbrichter im Dorfe für kleine Rechtssachen, bezog gewisse Einkünfte von den Gerichtsgefällen und hatte außer seinen Freihufen das Recht, eine Anzahl Schafe auf die Felder der Bauern zur Weide treiben zu lassen; ebenso durfte er einen Krug oder Mühlen anlegen, die ihm Abgaben zu leisten hatten. Hatten Mehrere gemeinschaftlich die Feldmark zu einem oder mehreren Dörfern gekauft, so konnte nur einer von ihnen Lehnschulze im Dorfe sein, die andern, welche die Freihufen mit jenem getheilt, blieben dann Lehnbauern und hatten geringere Lehnspflichten zu erfüllen. Später kaufte oftmals der Adel die Lehnsschulzen aus und ernannte dann einen Setzschulzen, der die amtliche Verpflichtung des Lehnschulzen im Dorfe zu übernehmen hatte. Diejenigen Ansiedler, welche zwar hinreichendes Ackerwerk besaßen, Zins davon zu entrichten, doch nicht ein so großes, um zu gleichen Diensten herangezogen zu werden wie die Bauern, hießen Kossäten. Die slawischen Fischerdörfer und die Kietze bei den Städten besaßen keine Feldmark.

Die Gründung der altmärkischen Städte hat mit Ausnahme von Stendal und Gardelegen zu einer Zeit stattgefunden, die jenseit historischer Kenntniß liegt. Die Städte im Wendenlande bestanden ebenfalls entweder schon als solche zu den Zeiten, als diese Gegenden der deutschen Herrschaft unterworfen wurden, oder sie wurden erst später aus schon vorhandenen Ortschaften zu Städten erhoben. Die Umwandlung jener Städte, die Einrichtung dieser neuen nach

deutschem Rechte ist oft genug mit ihrer Gründung selber verwechselt worden, und doch ist diese Annahme eine durchaus falsche. Sie geschah vielmehr auf eben die Weise wie die Umwandlung der Dörfer, nur in großartigerem Maßstabe. War ein Ort für passend zur Einrichtung einer Stadt befunden, so kaufte ein Unternehmer meist wohl im Verein mit mehreren anderen von dem Markgrafen zu der Feldmark des schon bestehenden Ortes ein Gebiet hinzu, das der Regel nach 100—300 Hufen Landes umfaßte. Auch hier ist der Preis durchaus unbekannt, den die Erbauer (locatores) für den Grund und Boden zu zahlen hatten. Einer dieser Erbauer, deren Zahl bei einigen Städten bis auf acht angegeben ist, war der Stadtschulze (scultetus, praefectus), und für ihn wurden je nach der Größe der Stadt oder der Schwierigkeiten der Bebauung 20—80 Hufen, ja bei der Errichtung von Deutsch-Krone im Jahre 1303 sogar 320 Hufen als freies und erbliches Eigenthum bewilligt. Er zahlte davon ebensowenig eine jährliche Abgabe wie der Dorfschulze von den seinigen. Es war nun ebenfalls Sache der Erbauer, das Stadtgebiet zu parcelliren; oft wurde aber auch in dem Contracte mit dem Markgrafen besonders festgesetzt, wieviel Buden oder Worthen in der Stadt angelegt werden sollten, d. h. Häuser, zu denen kein Ackerwerk gehörte. Der Erbschulze blieb dem Markgrafen verpflichtet für die Abgaben, welche als Grundsteuer zu entrichten waren, und ebenso hatte er noch anderen Kosten-Aufwand zu machen, ehe er auf eine vortheilhafte Verwerthung seines erkauften Landes hoffen konnte. Er hatte das Rathhaus, das Kaufhaus (theatrum) und sonstige Gewölbe zu bauen, wo die Gewerbtreibenden ihre Waaren auslegen konnten. Ebenso war er auch wahrscheinlich der Regel nach verpflichtet, die Stadt mit Plankenzaun, Wall und Graben zu umziehen, da jede Stadt zugleich ein befestigter Ort sein mußte. An Stelle der Planken traten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts steinerne Mauern und Thürme, zu deren Bau noch besondere Freijahre vom Markgrafen bewilligt wurden. Zur ersten Einrichtung des Ortes wurde der Regel nach 3—8 Jahre, ja sogar 16 Jahre völlige Abgabenfreiheit zugestanden. Zum Bau der Häuser, die durchgängig hölzern waren, wurde das Bauholz aus den reichen landesherrlichen Waldungen unentgeltlich geliefert; für Brennholz wurde meistens eine kleine Abgabe entrichtet.

Außer der Freiheit seiner ihm zugelegten Hufen und seines Hauses in der Stadt erhielt der Schulze häufig $^1/_3$ des Grundzinses der Stadt, und da er zugleich Erb-Stadtrichter war, $^1/_3$ der Gerichtsgefälle und der Strafgelder. Außerdem hatte er das Recht Mühlen anzulegen, und bezog auch $^1/_3$ von mehreren städtischen Einkünften.

Gleich nach Einrichtung der Stadt wurde zum inneren Abschluß der Gemeinde ein Rath erwählt, wahrscheinlich durch den Landesherrn und durch den Stadtrichter. Er bestand gewöhnlich aus 12 Personen (consules, Rathsherren), welchen die städtischen Angelegenheiten zur Verwaltung übergeben wurden und die jährlich zum Theil ausschieden,

nach zwei Jahren aber wiedergewählt werden konnten. Sie standen unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit der Markgrafen und genossen auch sonst großes Ansehen. — Gerade durch diese selbständige Verwaltung, durch ihre Umwallung und Ummauerung, ihre Dienstleistungen und Abgaben unterschied sich die Stadt von dem Flecken, der zwar auch Gewerbtreibende enthielt und Handel trieb, sich aber sonst in nichts von dem Dorfe unterschied.

Wenn auch der Markgraf durch Bewilligung von Freijahren bei Anlegung von Städten und Dörfern eine Zeit lang der Einkünfte daselbst verlustig ging, so war doch dieser Verlust mehr imaginär als wirklich. Theils war es unbebaut liegendes Land, welches in seinem wüsten Zustande ihm keinen Nutzen brachte, theils war es Land der ursprünglichen Bevölkerung, das jetzt bei dichterer Bevölkerung ganz andere Steuern tragen konnte als zuvor. Außerdem müssen durch diesen Verkauf höchst bedeutende Summen in den Säckel der Markgrafen geflossen sein, durch welche es ihnen möglich wurde, die Kosten zu weiteren Kriegs-Unternehmungen zu bestreiten. Schon dieser pecuniäre Vortheil mußte die Markgrafen veranlassen, gern die Hand zu bieten, wo sich deutsche Städte und Dörfer einrichten ließen. Zugleich aber boten die festen Städte ein vortreffliches Mittel für die Vertheidigung des Landes dar, sogar mehr noch als die zu diesem Zwecke angelegten Burgen. Deshalb sehen wir die Markgrafen überall bemüht, sobald ein Landstrich erobert war, denselben durch Städte zu schützen und zu germanisiren, obgleich sich von wenigen derselben der Stiftungsbrief erhalten hat.

Die Abgaben, die nach dem Verlaufe der Freijahre den Markgrafen aus den Städten und Dörfern zuflossen, bildeten nebst den Gerichts-Einkünften die Haupt-Einnahme der Markgrafen. Ursprünglich hatten die Markgrafen einen Theil des Tributes bezogen, den die Slawen der unterworfenen Mark dem Kaiser zu zahlen hatten. Als aber durch den Abfall des Wendenlandes diese bedeutenden Einkünfte aufhörten, wurden die Markgrafen durch die Gerichts-Einkünfte ihrer Mark entschädigt, und dazu kamen nun die nicht unbedeutenden Abgaben von den Ländereien, welche sie an die errichteten Städte und Dörfer überlassen hatten. Von jeder Hufe Landes hatte der Bauer wie Bürger jährlich einen gewissen Zins (census mansorum, Hufenzins) zu zahlen, der je nach der Güte des Bodens oder nach anderweitigen Verhältnissen eine bestimmte Höhe hatte. Außerdem hatte der Bürger den Ruthen- oder Worthzins (census arearum) zu leisten je nach der Länge, die das Grundstück, sowohl das Erbe, d. h. das mit Ackerwerk ausgestattete Grundstück, als auch das Haus, d. h. das Grundstück ohne Ackerwerk, oder auch die Worthen, d. h. eingefriedigte Gärten ꝛc., an der Straßenfront einnahm. Dazu kam, daß eine andere Abgabe, die ursprünglich den Bischöfen zustand, nämlich der Zehent (decima), im Besitz des Landesherrn war; schon oben sind die Streitigkeiten erwähnt worden, welche darüber zwischen den Markgrafen und den Bischöfen geführt wurden. Auch da, wo die

Bischöfe im Rechte verblieben, überließen sie gern, ausgenommen in ihren eigenen Besitzungen, diese Abgabe gegen Entschädigung den Markgrafen, da die Einziehung derselben ihnen sehr lästig wurde. Diese Abgabe bestand zunächst im Feldzehnten, der ursprünglich in natura entrichtet, allmählich aber in eine feste Geldabgabe verwandelt wurde, die man mit dem Namen Pacht (pactus) bezeichnete. Aber auch von dem Schlachtvieh mußte gleicherweise der kleine, schmale oder Fleischzehnte (decima minuta, decima carnium) entrichtet werden, entweder durch jährliche Lieferung eines Ochsen, oder von zwei Hammeln, zwei Kälbern und zwei Ziegen, oder auch durch einen festgesetzten Geldbetrag. Dahin gehörte auch das Rauchhuhn, das jährlich von jeder Feuerstelle zu entrichten war. Außerdem mußte für das Recht, den Bedarf von Bau- und Brennholz aus den Wäldern zu entnehmen, ein Haidezins oder Holzpfennig gezahlt werden, für das Recht der Fischerei der Kahnzins ꝛc., denn die Wälder, die Gewässer, die Landstraßen waren markgräflich, und eben deshalb flossen alle Zölle in die markgräfliche Kasse. Nicht minder bedeutend war auch die Einnahme aus dem Münzrecht, das ursprünglich nur dem Markgrafen zustand, so daß alle diese Einnahmen sich auf eine bedeutende Summe belaufen mußten. Dazu kam, daß die Bauern bei dem Bau und der Instandsetzung von Schlössern und Brücken zur Hülfsleistung verpflichtet waren, daß sie Kriegsfuhren ꝛc. zu leisten hatten, welche Verpflichtung später auch mit Geld abgekauft oder durch Spann- und Handdienste ersetzt werden konnte.

Ungeachtet aller dieser einträglichen Jahreseinnahmen kamen jedoch schon früh die Markgrafen nicht selten in die drückendste Geldverlegenheit, durch welche sie gezwungen wurden, an vielen Orten diese Einnahmen Städten oder Privatpersonen für sofortige Zahlung der ihnen nöthigen Summen zu überlassen. Dadurch wurde zwar augenblicklich Hülfe gewonnen, durch das spätere Ausbleiben von Einnahmen das Uebel aber natürlich größer gemacht. Schon die askanischen Markgrafen verloren auf diese Weise den bedeutendsten Theil dieser laufenden Einnahmen, so daß sie sich zu außerordentlichen Maßregeln genöthigt sahen.

Schon früher war es Sitte gewesen, daß in besonderen Fällen die Markgrafen die Geldhülfe ihres Landes in Anspruch nahmen, doch nicht sowohl befehls- als vielmehr bittweise, weshalb diese Abgabe Bede (precaria, petitio) genannt wurde. Die drückenden Verhältnisse hatten die Markgrafen gezwungen, wiederholt von diesem Bederecht Gebrauch zu machen, so daß sie endlich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts den Anforderungen des Adels und der Städte nachgeben und diese Abgabe regeln mußte. Für die Aufgabe des Rechtes, die Bede zu unbestimmten Zeiten beizutreiben, zahlten die Städte, mit denen einzeln verhandelt wurde, ein gewisses Pauschquantum, das Land zahlte dagegen in drei Terminen für jede Hufe, welche ein Stück (frustum), d. h. einen Wispel Hartkorn oder zwei Wispel Hafer oder ½ Mark Silbers als Zins zu entrichten hatte, ¾ Mark.

Wer kein Land besaß, mußte als Vermögenssteuer von jedem Pfunde 6 Denare oder Pfennige zahlen. Später sollte dann eine regelmäßige Bede gezahlt werden, die von jeder Hufe obiger Art jährlich zwei Schillinge oder 1/10 Mark betrug; die Städte zahlten als Erbbede oder Orbede (Urbede) jährlich 50 bis 200 Mark in Gesammt-Summe. Entweder wurde die ganze Summe in einem Termine oder in zwei halbjährigen jedesmal zur Hälfte entrichtet. Die Markgrafen versprachen, diese Bede niemals an Andere zu verkaufen oder zu verleihen, aber schon die Askanier sahen sich durch ihre fortdauernde Geldverlegenheit gezwungen, ihr Versprechen zu brechen. — Für außerordentliche Fälle, z. B. in Kriegen, zur Auslösung gefangener Fürsten, zur Aussteuer der Prinzessinnen u. s. w., sollten auch ferner besondere Beden, Landschoß, Landbede oder auch Steuer genannt, beigetrieben werden. Eine besonders eingesetzte Commission hatte dann zu bestimmen, wieviel als außerordentliche Vermögenssteuer ausgeschrieben werden sollte. — Ebenso wurde von den Markgrafen eine neue Vermessung der früher verkauften Hufenzahl bei den Städten und Dörfern vorgenommen, und nachträgliches Kaufgeld für das Uebermaß eingefordert. Ebenso erhielt sich auch der Gebrauch, daß namentlich bei Belehnungen von Nicht-Adeligen eine Abgabe, Lehnware (laudemium), unter dem Namen eines Geschenks gezahlt wurde.

Daß die Markgrafen sich so vielfach in der bittersten Geldnoth befanden, hatte seinen Grund in mehreren Umständen. Einmal waren es die schweren, ununterbrochenen Kriege, die den Markgrafen um so größere Summen kosten mußten, als sie dazu verpflichtet waren, gefangene Vasallen auszulösen und ihnen sonst jeden Schaden zu vergüten. Dann waren es die bedeutenden Ankäufe, die sie machten, ihr Land zu vergrößern und abzurunden. Ferner waren es die bedeutenden Verschenkungen, die sie nach der Sitte jener Zeit der Geistlichkeit überwiesen. Die Errichtung des Domstifts zu Stendal 1188, zu Strausberg 1258, und zu Soldin 1298, die Begabung einer nicht unbedeutenden Anzahl von Klöstern, die Ueberlassung einer nicht geringen Anzahl von Gütern an die Tempelherren und Johanniter nahmen einen höchst ansehnlichen Theil der früher markgräflichen Besitzungen und Einkünfte fort. Rechnet man endlich hinzu die kostspielige Hofhaltung der zahlreichen markgräflichen Familie und die nicht minder theure Verwaltung des Landes, so kann es bei der damaligen kläglichen Finanzwirthschaft nicht auffallen, daß nie die Einnahmen ausreichen wollten, die so vielfachen und großen Ausgaben zu bestreiten.

Die Markgrafen hatten nicht feste Wohnsitze, sondern durchzogen unaufhörlich mit starkem Gefolge nach allen Richtungen ihr Land, um selber zu ordnen und zu beaufsichtigen, wie ja dies auch von den Kaisern damaliger Zeit geschah. Deshalb waren überall landesherrliche Schlösser zu ihrer Aufnahme bereit oder an deren Stelle in einigen Städten besondere Wohnhäuser; auch hatten die Klöster die Ver-

pflichtung, die Markgrafen und ihr Gefolge aufzunehmen und während ihres ganzen Aufenthaltes zu verpflegen. Für die Hofhaltung hatten besonders vier Beamte Sorge zu tragen. Der Truchseß oder Droste war der Aufseher über die fürstliche Tafel, Küche und Speisevorräthe; der Schenk über die Kellereien und Brauereien; der Marschall hatte die Oberaufsicht über die Pferde und Waffen und war deshalb bei Kriegszügen eine sehr wichtige Person; der Kämmerer endlich hatte für die Wohnung, Kleidung u. s. w. zu sorgen und die fürstlichen Einkünfte zu vereinnahmen; ihm lagen bisweilen insbesondere die eigentlichen Regierungsgeschäfte ob, und ihm zur Seite standen die Hofcapellane und Hofnotare, welche die schriftlichen Verhandlungen abzufassen hatten. Diejenigen Beamten aber, welche mit den genannten Titeln bezeichnet wurden, führten nur vorzugsweise diese Namen, während sie eine überaus große Anzahl untergeordneter, doch ebenfalls adliger Beamter zur Unterstützung hatten, die für gewöhnlich dem Fürsten Dienste leisten mußten; nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten hatte der Ober-Truchseß an fürstlicher Tafel vorzulegen, der Oberschenk zu kredenzen. Diese sämmtlichen Hofbeamten, das Hofgesinde, hießen Ministeriale oder Dienstleute des Fürsten, und daß ihre Zahl eine überaus große war, geht daraus hervor, daß, wenigstens in der Altmark, zu jedem markgräflichen Schlosse ein besonderes Hofgesinde gehörte, von welchem jeder einzelne nur zu 4—6 Wochen Dienstzeit im Jahre verpflichtet war.

Ursprünglich waren diese Ministeriale sowohl in Bezug auf ihre Person wie auf ihr Vermögen dem Dienstherrn eigenbehörig. Sie durften gewöhnlich nur Töchter von Ministerialen heirathen, einer ihrer Söhne war und blieb geborner Dienstmann, und starb der Ministerial ohne Erben, so fiel sein Vermögen dem Dienstherrn zu. Wurde das Schloß, zu dem der Ministerial gehörte, verkauft, so ging auch er zugleich mit in den Besitz des neuen Herrn über. Wurde er aus diesem Dienstverhältniß nach gegenseitiger Uebereinkunft entlassen, so bestätigte wohl der Kaiser ausdrücklich, daß er nun Freiherr (homo ingenuus) geworden sei.

Man muß billig darüber erstaunen, wie es möglich war, daß eine so außerordentlich große Anzahl Angesehener von Adel ihre persönliche Freiheit aufopfern und für sich und ihre Nachkommen in solches Dienstverhältniß eintreten konnten. Deshalb eine kurze Bemerkung. Schon in sehr früher Zeit — bereits aus der Regierungszeit Karl's des Großen liegen Beispiele vor — war die Sitte aufgekommen, daß Männer von Adel sich dem Heiligen eines Stiftes zu eigen hingaben, da die fromme Sitte der Zeit eine solche Hörigkeit nicht für schimpflich, sondern vielmehr für besonders ehrend und verdienstvoll hielt. Sie wurden damit zugleich auch Dienstmannen des Bischofs, der durch sie das Gut der Kirche leicht vertheidigen konnte. Später fand man es ebenso ehrenvoll, im Dienste des Kaisers, eines Fürsten, Grafen oder Herrn zu stehen, und die Vortheile, welche mit solcher Stellung verbunden waren, veranlaßten, daß der ungleich größere Theil des Adels

sich zu derselben drängte. Zunächst nämlich genossen die Ministerial- und besonders die oberen Beamten den Vorrang, die natürlichen Rathgeber der Fürsten zu sein. Dann aber wurde jedem Ministerial ein Hoflehen gereicht, entweder liegende Gründe oder gewisse Einkünfte, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sogar zu bedeutendem Vermögen zu gelangen und sein Besitzthum zu vergrößern.

Wegen übermäßiger Anmaßung und unerhörter Verschwendung der erblichen Inhaber jener Oberhofämter hob man allmählich, besonders im Anfange des 13. Jahrhunderts, jene frühere Einrichtung in ganz Deutschland auf, und auch die Markgrafen betrauten gewöhnlich nur auf bestimmte Jahre Personen mit diesen Oberämtern, welche sich ihnen durch ihre Tüchtigkeit empfohlen hatten. Dessenungeachtet muß bei der getheilten Hofhaltung der markgräflichen Familie die Ausstattung der zahlreichen Ministeriale eine sehr kostspielige gewesen sein. Rechnet man ferner hinzu, daß die Vögte, die Hauptleute und Burgmannen in den landesherrlichen Schlössern gleicherweise mit Lehen begabt wurden, daß die andern markgräflichen Beamten, z. B. die Haidereiter, denen die Aufsicht über die Waldungen oblag, die Landreiter, welche namentlich die Abgaben einzutreiben hatten, die Münz- und Mühlenmeister Tantiemen von den abgelieferten Summen bezogen und keine Rechnung abzulegen hatten, so wird man es nach dem Gesagten sehr begreiflich finden, wie die Finanznoth, in welche je länger je mehr die Markgrafen hineingeriethen, eine immer bedenklichere werden mußte, je öfter der Fürst zur Bestreitung augenblicklicher Ausgaben sich genöthigt sah, Grundbesitz, Rechte und Einkünfte zu verkaufen oder zu verpfänden.

Wie in dem Reiche der Kaiser, so war in der Mark der Markgraf der oberste Richter; seine richterliche Gewalt konnte er auch Andern übertragen, die sie in seinem Namen auszuüben hatten. Während für den geistlichen Stand ein geschriebenes Recht gemacht wurde, bildete sich allmählich für die weltlichen Stände, den Adel, die Städte und Bauern ein Gewohnheitsrecht, das Hof- oder Lehns- oder Dienstrecht, das Stadtrecht und das Landrecht. Dasselbe war bei den verschiedenen deutschen Stämmen ein verschiedenes, ursprünglich kein geschriebenes, sondern erhielt sich durch mündliche Ueberlieferung. Erst Ekko v. Repchow sammelte die sächsischen Gewohnheitsrechte im Sachsenspiegel, den er 1215—1233 auf der Burg seines Freundes, des Grafen Hoyer v. Valkenstein, zusammenstellte. Die mündliche Ueberlieferung dieses Rechts war aber um so eher möglich, als Gerichtssitzungen (placita) des Hof- oder Kammergerichts, des Stadtgerichts, sowie des Land- oder Vogtei- und Dorfgerichts nur mit Ausnahme des ersten ursprünglich öffentliche waren, zu denen die Einsassen des Gerichts-Bezirks durch den Schall einer Glocke eingeladen wurden. Unter freiem Himmel war ein Raum durch Schnüre eingefriedigt mit einem Eingang auf der Ostseite. Demselben gegenüber saß der vorsitzende Richter mit bedecktem Haupte und im Mantel; vor ihm auf dem Tische lag

ein abgeschälter Stab. Ihm zu beiden Seiten saßen die Schöppen oder Schöffen (scabini), gewöhnlich sieben bis zwölf, mit unbedecktem Haupte, doch auch in Mänteln. Nach sächsischem Rechte sollten die Schöffen ganz freie Leute sein; da es aber solche in der Mark nicht gab, so wurden hier zu Schöffen entweder Lehnschulzen oder andere rechtskundige Grundbesitzer genommen, welche zu dem Ende mehrere Hufe abgabenfrei besaßen und während ihrer Amtszeit selbst von der Bede frei waren. Nur des Vormittags durften diese Gerichtssitzungen beginnen; der Vorsitzende eröffnete sie unter gewissen Förmlichkeiten, welche zuvor von den Schöffen gebilligt sein mußten. Dann trat der Vorsprech oder Anwalt auf und brachte die Sache des Sachwalts oder Klägers vor, die Zeugen wurden vernommen, und den Schöffen lag es dann ob, das Urtheil zu finden d. h. die Entscheidung zu geben, wobei sie in schwierigen Fällen auch die Meinung des Umstandes, d. h. der umstehenden Gerichts-Einsassen zu erfahren suchten. Das gefundene Urtheil theilte dann einer der Schöffen dem Richter mit, der dasselbe öffentlich aussprach und für die Vollziehung Sorge zu tragen hatte. Es kam mithin bei diesem ganzen Verfahren nicht sowohl auf die Person des Richters an als vielmehr auf die Rechtskenntniß der Schöffen. Bei Vergehen und Verbrechen wurde auf Todesstrafe oder Verlust eines Ohres, eines Fingers, einer Hand ꝛc. erkannt, oder auf Brandmarkung, Staupenschlag ꝛc., oder es wurden Geldstrafen an den Richter (Wette) oder an die klagende Partei (Buße) verordnet. Wurde das Urtheil gescholten d. h. dagegen appellirt, so war ein langer Instanzenzug möglich, der dadurch höchst kostspielig wurde, daß in Begleitung des Appellanten mehrere Personen vor den höheren Gerichtshof traten, für welche alle Kosten der Reise vom unterliegenden Theile gezahlt werden mußten. Man wandte sich zunächst an den Schöppenstuhl zu der Klinken in Brandenburg, dann zur Krepe, einer Eichenwaldung bei Stendal, dann zur Linde auf einem Berge bei Salzwedel, dann an das Hofgericht in Tangermünde, dessen Schöffen nur ritterbürtige Personen waren; ja es stand auch die Appellation an das kaiserliche Reichsgericht frei. Dieser weitläufige Instanzenzug wurde in den letzten Zeiten der Askanier dadurch abgekürzt, daß Brandenburg die zweite, das Hofgericht in Tangermünde die dritte Instanz bildete. Bis zu Ende des 12. Jahrhunderts mußte in nicht zu entscheidenden Fällen der Zweikampf als Gottesgericht entscheiden, das seitdem nur unter ganz besonderen Umständen noch seine Anwendung fand.

Die Hauptsitzungen der Gerichte fanden dreimal im Jahre Statt, dazwischen fielen für kleinere und Civilsachen Sitzungen alle sechs Wochen, und für noch geringere Sachen alle zwei Wochen. Bei dem Dorf- und Stadtgericht hatten die Lehnschulzen den Vorsitz, bei den Landgerichten der Vogt, bei dem Hofgerichte der Markgraf selber oder der von ihm bestellte Hofrichter. Schon oben ist gesagt, daß 1/3 der Gerichtsgefälle dem Schulzen zufielen; 2/3 gehörten dem Markgrafen. Später bezeichnete man auch diese Gerichts-Ein-

künfte mit dem Namen Gericht, dieses das höchste Gericht (judicium supremum oder summum), jenes das unterste oder niederste Gericht (judicium infimum), obgleich diese Bezeichnung Ober- oder Untergerichte ursprünglich nach ihrer Befugniß gebraucht wurde. Im Laufe der Zeit überließen die Markgrafen das Vogteigericht an Vasallen, das Stadtgericht dem Rathe der Stadt, der selbst über Leben und Tod zu sprechen hatte. Die Rolandssäulen, die noch in einigen Städten vorhanden sind, werden oft als Beweis angesehen, daß den Städten dieses Recht überlassen worden war.

Eine nicht unwesentliche Einnahme bezogen die Markgrafen aus dem Münzrecht. Leider sind uns die alten Münzverhältnisse in der Mark wenig bekannt, und wir beschränken uns deshalb um so mehr auf die allgemeinsten Angaben. Die älteste Rechenmünze war das Pfund (libra, talentum), ursprünglich dem Handelspfunde ganz gleich. Die Münzen wurden aus reinem Silber oder Golde geprägt, von Silbermünzen gingen 20, von Goldmünzen gingen 80 Schillinge (solidi) auf ein Pfund. Ein Silberschilling hatte mithin einen Werth von $^{28}/_{20}$ Rthlr. gleich 1 Rthlr. 12 Sgr., und da für einen Goldschilling ($^{1}/_{80}$ Pfd.) drei Silberschillinge ($^{3}/_{20}$ Pfd.) gezahlt wurden, das Gold also den zwölffachen Werth des Silbers hatte, so galt ein Goldschilling 14 Rthlr. 24 Sgr. Die Schillinge wurden jedoch nie gemünzt, sondern galten nur als Rechenmünze; man prägte nur Pfennige (denarii), von denen 12 auf einen Schilling, also beim Silber 240 auf das Pfund gingen. Mithin betrug ein Silberpfennig $3^{1}/_{2}$ Sgr., ein Goldpfennig 1 Rthlr. 12 Sgr. unseres jetzigen Silberwerths, abgesehen davon, daß das Geld in damaliger Zeit fast zu dem dreifachen Betrage des jetzigen angenommen werden muß, wenn man erwägt, daß 10—12 Prozent der übliche Zinsfuß war, daß aber sein Werth noch höher zu veranschlagen ist, wenn man berücksichtigt, daß bei der damaligen Seltenheit des Silbers und noch mehr des Goldes für ein Stück Geldes (frustum), d. h. für $^{1}/_{2}$ Mark, ein Wispel Korn gekauft werden konnte. Später sank allmählich das Gewicht der 240 Pfennige, welche ursprünglich ein Pfund wogen, sogar auf die Hälfte, also auf eine Mark von 16 Loth herab, so daß der Schilling nur 21 Sgr., der Pfennig 1 Sgr. 9 Pf. Werth hatte. Zu Ende der askanischen Herrschaft prägte man aus der Mark fünfzehnlöthigen Silbers sogar 340 Pfennige, so daß also der Pfennig etwa 2 Sgr. 2 Pf., der Schilling 13 Sgr. 11 Pf., die Mark 9 Rthlr. 8 Sgr. Werth hatte. Man muß deshalb wohl unterscheiden die Mark Silber von der Mark Brandenburgischer ꝛc. Pfennige, und die Zählmark von der Gewichtsmark. 20 Schillinge, bisweilen sogar nur 16, wurden nämlich zwar auch eine Mark genannt, diese mußte aber natürlich einen weit geringeren Werth haben, wenn man aus der 15, 14 ꝛc. löthigen Gewichtsmark 30, 40 und noch mehr Schillinge prägte.

Die Art, wie die Markgrafen bei dieser Ausprägung des reinen Silbers zu Geld Gewinn haben konnten, war eine höchst merkwürdige

und gezwungene. Jedes Jahr nämlich mußte acht Tage vor Jacobi, d. h. am 18. Juli, das alte Geld gegen neues bei schwerer Strafe umgesetzt werden, da nur das im Münzjahre geprägte Geld Geltung hatte. Dieser Umtausch fand der Art statt, daß anfänglich für 12 Pfennige neuen Geldes 13, seit 1319 aber sogar 16 Pfennige des alten Geldes gezahlt werden mußten. Mithin flossen der markgräflichen Kasse nicht weniger als 25 Prozent zu, welche nach Abzug der Prägungskosten und des durch den Gebrauch oder auch durch absichtliche Beschneidung verloren gegangenen Silbers einen nicht unbedeutenden Gewinn abwarf. Diesen Umtausch bequemer zu bewerkstelligen, war das Land in Münzdistricte oder Münzyser (Münzeisen; so hieß ursprünglich der Prägestock) eingetheilt, in deren Hauptorte sich die Münzfabrik befand. Berlin z. B. umfaßte 14 umliegende Städte und die dazwischen liegenden adligen Gebiete und Dörfer; in allen diesen hatte der Berliner Münzmeister die Auswechslung zu besorgen. Daß ein solches Verfahren außer der Unbequemlichkeit auch noch den Uebelstand hatte, daß Betrügereien aller Art ungeachtet der angedrohten überaus harten Strafen möglich waren, liegt nahe genug, und wir werden deshalb im folgenden Zeitabschnitt sehen, wie der s. g. ewige Pfennig schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts Sitte wurde, d. h. eine nicht einzuwechselnde Münze, und wie alle nur irgend wichtigere Orte dies Münzrecht dem Landesherrn abkauften, eine Vergebung von Hoheitsrechten, die unter den Askaniern nur selten vorgekommen ist.

Was den Geldverkehr ferner sehr erschwerte, war die bestehende Verordnung, daß es nicht erlaubt war, Geld auf Zinsen oder Pfand zu leihen. Man verfiel deshalb auf das Auskunftsmittel, auf Zeit zu verkaufen oder gewisse Renten aus seinem Geld zu beziehen. Wollte deshalb Jemand Geld verleihen, so schloß er einen gerichtlichen Contract der Art ab, daß er sich für 100 Pfund Silbers eine jährliche Rente von 10 Pfd. erkaufe, daß aber dem Andern das Recht vorbehalten bleibe, nach einer gewissen Zeit diese Rente gegen Zahlung von 100 Pfd. wieder zurückzukaufen. Auf ähnliche Weise wurde auch Geld auf Unterpfand, Häuser oder Güter, verliehen; der Gläubiger gestand seinem Schuldner ebenfalls das Recht zu, für die empfangene Summe nach gewisser Zeit das Gut wieder an sich zu kaufen. Anderweitig wurden auch der Art Zinsen genommen, daß man Kapital und Zinsen als Gesammtsumme von dem Schuldner in dem Schuldscheine aufführen ließ, und selbst kirchliche Bestimmungen konnten dagegen nichts ausrichten. War zur Verfallzeit die Schuld nicht eingelöst, so hatte der Gläubiger das Recht der Pfändung an dem lebenden Inventar oder dem Grundstück, das der Schuldner besaß. Wurde dies Pfand nicht in bestimmter Zeit eingelöst, so konnte der Gläubiger zum Verkauf der beweglichen Habe, und genügte das nicht, der liegenden Gründe schreiten. Besaß der Schuldner kein Vermögen und hielt er sein gerichtlich gegebenes Versprechen nicht, so wurde er in Haft genommen. Eigenthümlich war das Verfahren, daß der Schuldner bei

Uebernahme einer Schuld sich auch wohl verpflichtete, von dem Verfalltage an, wenn er nicht Zahlung leistete, entweder selber oder — gehörte er den höheren Ständen an — mit mehreren seiner Freunde oder seines Gefolges sich an einem bestimmten Orte in einem Gasthause auf eigene Kosten so lange aufzuhalten, bis er Zahlung geleistet hätte. Diese eigenthümliche Sitte, das Einlager oder der Einritt (obstagium, obligatio ad jaciendum) genannt, die aus den ältesten Zeiten der Deutschen herstammte und sich durch sie ganz allgemein in Europa verbreitete, hat sich sogar bis ins 15. Jahrhundert erhalten.

War es von Seiten der Kirche allen Christen verboten, Geld- und Pfandgeschäfte zu betreiben, so stand doch beides den Juden frei, um deren Seelenheil sich die Kirche nicht zu kümmern hatte, da sie doch nach Ansicht der Zeit verdammt waren; nur sorgte man durch Verordnungen dafür, daß die von ihnen geforderten Zinsen einen gewissen Satz nicht überstiegen. Die Juden wurden dadurch, man möchte sagen, bevorzugt gegen die Christen und gelangten oft zu bedeutendem Vermögen. In der Mark ist überhaupt ihre Lage in jenen Zeiten mit wenigen Ausnahmen eine ganz erträgliche gewesen; sie konnten sogar das Bürgerrecht gewinnen und eigene Häuser besitzen, wenn ihnen auch besondere Kleidung oder sonstige Abzeichen vorgeschrieben waren. Ursprünglich unter dem Schutz des Kaisers oder des Markgrafen, wurden sie später der Gerichtsbarkeit der Städte untergeordnet und hatten dem Rathe in denselben das Schutzgeld zu zahlen.

Das Stadtrecht, dessen sich die neuen Städte in dem früheren Wendenlande bedienten, war theils aus den altmärkischen Städten Stendal, Salzwedel, Seehausen übertragen worden, da sich dort das städtische Leben schon Jahrhunderte hindurch ausgebildet hatte, theils von Magdeburg, das namentlich seit Heinrich's I. und Otto's I. Zeiten eine außerordentlich wichtige Rolle spielte. Von hier war es namentlich nach Brandenburg übertragen worden, von dem es wieder viele andere Städte entnommen hatten, so daß, wie schon angegeben, diese Stadt eine obere Instanz im Lande für alle wichtigeren Rechtssachen bilden konnte, die man an anderen Orten nicht für gesetzmäßig entschieden hielt. Der Rath in den Städten, der das Gemeindewohl zu vertreten hatte und deshalb auch mit der Polizeigewalt beauftragt war, wurde ursprünglich aus den Bürgern gewählt, welche mit einem Erbe (s. oben) ausgestattet waren. Ein Patricierstand, wie in den großen Handelsstädten Deutschlands, hat sich zwar in der Mark nicht gebildet, doch wurden die Verhältnisse hierselbst dem ähnlich. Die reichen Grundbesitzer, Kaufleute und Gewandschneider, d. h. Tuchhändler, kamen allmählich allein zu dem Vorzuge, in den Rath gewählt zu werden, und wurden als reiche Bürger bezeichnet im Gegensatz zu den armen, zu denen die meisten Handwerker und Ackerbürger gehörten. Je mehr sich aber im Laufe der Zeit die Städte hoben, desto größeres Ansehen gewannen überall die Handwerker. Sie waren zu

Gilden, Gewerken oder Innungen vereinigt, welche alle unter der Controlle des Rathes standen. Besonders sind es vier von diesen Gewerken gewesen, welche in den meisten Städten mit großer Bedeutung hervortraten und oftmals mit dem Rathe in Opposition gestanden zu haben scheinen. Es waren dies die Fleischer, Bäcker, Schuster und Wollenweber, und wir werden im nächsten Zeitraum zu besprechen haben, wie diese Viergewerke überall sich zur Stadtherrschaft herandrängten, so daß auch hier in der Mark in kleinem Maßstab sich die Kämpfe entwickelten, welche in dem alten Rom welthistorisch geworden sind.

Als Karl der Große die Sachsen unterworfen und damit sämmtliche deutsche Stämme seinem Reiche einverleibt hatte, bestimmte er gewisse Grenzorte, darunter Magdeburg, von wo aus allein Handel mit den weiter östlich wohnenden Wenden getrieben werden durfte. Diese alte Einrichtung wurde auch da beibehalten, als die Deutschen siegreich vordrangen; nach einander wurden Brandenburg, vielleicht auch Perleberg, ferner Berlin, Oderberg, Frankfurt und endlich Landsberg a. d. W. sowie Eberswalde für die Wasserstraße die Orte, von denen aus allein der Handel nach den östlichen Slawengegenden getrieben wurde. Aber auch später behielten diese Städte das Recht, daß alle oder doch gewisse Waaren, welche durchgeführt wurden, niedergelegt d. h. zum Verkauf ausgestellt werden mußten. Deshalb war mit diesem Niederlagsrecht der Städte auch die Einrichtung von Handelsstraßen verbunden, welche von den Kaufleuten genommen werden mußten. So nahe es liegt einzusehen, von wie großem Vortheile für die Städte eine solche Einrichtung sein mußte, ebenso klar ist auch der große Nachtheil, den der Kaufmann in jenen Zeiten bei der Betreibung seines Geschäfts zu erleiden hatte. Wenn auch in den märkischen Städten der Handel nicht die Blüthe erreichte wie in vielen anderen Orten Deutschlands, so war doch der Handel mit Natur-Erzeugnissen und manchen Fabrikaten, z. B. mit Wollenzeugen, ein sehr ausgedehnter. Er wurde durch die Unsicherheit der Landstraßen, durch Zölle aller Art, sowohl zu Lande wie zu Wasser vielfach beschränkt oder gehemmt, und die Verbindung mehrerer Städte unter einander, sich freiere Bewegung zu verschaffen, war die natürliche Folge dieser Hemmnisse. Das gab die Veranlassung zur Bildung der Hanse, der sich auch mehrere märkische Städte anschlossen. Die Verbindung der märkischen Städte gegen Ende der Regierungszeit der Askanier zu dem Zwecke, Handels- und politische Interessen zu verfolgen, trug nicht wenig zu ihrem Aufblühen und ihrer Machtstellung bei.

Als die beiden Bisthümer Havelberg und Brandenburg durch Albrecht den Bären wieder hergestellt wurden, erhielten sie ihre Sprengel nicht ganz in der Ausdehnung wieder, wie sie ursprünglich gewesen, da den benachbarten mecklenburgischen und pommerschen Bisthümern Theile von denselben zugewiesen worden waren. Das Bisthum Lebus, das gleichnamige Land umfassend und erst seit 1133

bestimmt hier nachzuweisen, stand unter der Oberaufsicht von Gnesen; das Land über Oder nebst der Ukermark gehörte zum Sprengel des 1140 gestifteten pommerschen Bisthums Kamin, über welches Bremen die Oberaufsicht führte; die Lausitz gehörte, wie schon oben gesagt, zum Bisthum Meißen; in der Altmark endlich trennten Milde und Biese die Bisthümer Verden und Halberstadt von einander. Alle diese Bisthümer, nur Lebus wegen seiner geringen Größe ausgenommen, zerfielen in mehrere Archidiakonate und diese wieder in Decanate oder in Propsteien.

Dem Bischofe stand als Rath das Domcapitel zur Seite, das nicht immer an dem Orte seßhaft war, wo der Bischof sich aufhielt. So residirte der Brandenburger Bischof in Ziesar, sein Capitel in Brandenburg; der Havelberger Bischof in Wittstock, sein Capitel in Havelberg; dagegen hatte der Lebuser Bischof mit seinem Capitel anfänglich seinen Sitz in Görlitz, dann in Lebus, und seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts in Fürstenwalde. Der erste unter den Domherren war der Dompropst, der als Vicar des Bischofs den größten Theil der bischöflichen Amtspflichten zu versehen hatte, falls dieser abwesend war oder der bischöfliche Stuhl erledigt war, und der zugleich der Vorstand der ganzen äußeren Verwaltung des Bisthums war. Andere Domherren waren mit anderen Aemtern betraut. Der Küster (custos) hatte die Aufsicht über die äußere Ordnung in den Kirchengebäuden, der Kämmerer (camerarius) über den Kirchenschatz, der Kellermeister (cellarius) über Speisen und Getränke, der Schulmeister (scholasticus) über den Unterricht, der Hospitalar über das gewöhnlich mit dem Domstift verbundene Hospital. Ebenso wurden Domherren als Notarien oder Capellane am markgräflichen und bischöflichen Hofe beschäftigt. Von dem Domcapitel geschah die Wahl der Bischöfe, wobei wie bei anderen zur Abstimmung kommenden Geschäften nicht die Mehrheit der Stimmen den Ausschlag gab, sondern mehr noch die wichtige Stellung des Stimmenden. Auch bei sonstigen Verwaltungs-Handlungen des Bischofs hatte das Capitel wesentlich mitzusprechen.

Außer dem Zehnten oder der dafür von dem Markgrafen zu zahlenden Gesammtsumme und den sonstigen kirchlichen Einnahmen besaß sowohl der Bischof als auch das Domcapitel besondere Güter, die theils bei der Gründung oder Wieder-Einrichtung dem Hochstifte zuertheilt, theils durch Schenkung oder Kauf erworben worden waren. Die Schenkungen waren aber deshalb an die Geistlichkeit so häufig, weil nach der Auffassungsweise der damaligen Zeit die Gebete, das Fasten und die Kasteiungen der Geistlichen einen so reichen Schatz der göttlichen Gnade anhäuften, daß auch dem größten Sünder, selbst wenn er im sündhaften Leben fortfuhr, voller Erlaß seiner Sünden und ewige Seligkeit gewiß war. Nicht minder wurde das Kirchenvermögen vergrößert durch den Ablaß, der denjenigen zugesichert wurde, welche zum Bau und zur Ausstattung von Kirchen, Klöstern und Hospitälern beitrugen; ferner durch das Sehenlassen von Reliquien, wobei reiche

Opfer gesammelt wurden. Der Wunderglaube jener Zeit war es, der dem Blute Christi, das in dem von dem Edlen v. Puttlitz 1230 gestifteten Kloster Stepnitz oder Marienfließ aufbewahrt wurde, heilende Kraft für körperliche und geistige Gebrechen beilegte. Das Wunderblut einer Hostie zu Zehdenick gab 1249 Veranlassung zur Stiftung des dortigen Cistercienser-Nonnenklosters, und ein ähnliches Wunder zu Belitz 1247 verschaffte der dortigen Kirche reiche Einnahme. Ebenso gab eine andere 1287 angeblich durch einen Juden geraubte Hostie durch ihr Wunderblut Veranlassung zum Bau des Klosters Heiligen Grabe.

Der religiöse Sinn der damaligen Zeit bethätigte sich um so lieber durch Unterstützung beim Bau von Klöstern, als gerade diese vorzugsweise geeignet waren, christlichen Sinn und Cultur immer mehr unter dem Volke zu verbreiten. Von Klöstern der ältesten Art, nämlich Benediktiner-Ordens, waren nur wenige in der Mark, und zwar Mönchsklöster nur eins oder zwei in der Altmark, Nonnenklöster auch in Spandau, Gransee, Prenzlow und Boitzenburg. Zu der Zeit nämlich, wo die Askanier hier ihre Eroberungen begannen, war die Vorliebe für diesen Orden schon im Abnehmen begriffen, dagegen den Prämonstratensern zugewendet, und in der That wurde von den Klöstern dieses Ordens z. B. von Leitzkau, Jerichow und Gramzow aus sowie von den beiden Bischofssitzen selber sehr thätig für die Verbreitung des Christenthums Sorge getragen. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts wandte sich aber die Vorliebe noch mehr den Cisterciensern zu, die sich ums Jahr 1100 von den Benediktinern abgezweigt hatten. Die Klöster dieses Ordens richteten überall Musterwirthschaften für den Landbau ein, zu dessen Betreibung sie insbesondere verpflichtet waren; so hatten sie großen Einfluß auf die Cultivirung des Landes überhaupt, da sie der übrigen Bevölkerung zum Vorbild dienten. Ihnen hat die Mark viel zu danken, und einige von ihnen, z. B. Lehnin und Chorin, sind von großer Bedeutung geworden; ebenso das im Jahre 1171 gestiftete Kloster Zinna an der Nuthe. Noch wichtiger wurden die beiden Mönchsorden, welche zu Anfang des 13. Jahrhunderts errichtet worden waren, um zunächst der damals besonders im südwestlichen Europa allgemein verbreiteten gefährlichen Ketzerei entgegenzutreten. Es waren dies die beiden Bettelmönchs-Orden der Franziskaner (graue Mönche, Minoriten) und der Dominikaner (schwarze Brüder, Predigermönche). Während letztere gelehrte Bildung sich anzueignen hatten und sich durch ihren Glaubenseifer am geeigneten für die Inquisition erwiesen, verachteten die Franziskaner meistens alle Gelehrsamkeit und waren wegen ihrer plebejischen Sitten bei dem großen Haufen sehr beliebt, zumal da ihnen auch das Recht zustand, selbst zur Zeit des Interdikts Messen zu lesen. Da in beiden Orden weder die Klöster noch die einzelnen Mönche Eigenthum besitzen durften, beide vielmehr sich von ihrer Hände Arbeit oder noch mehr durch Betteln ernährten, so konnten Klöster der Art nur in Städten ihren Unterhalt finden, zu denen auch noch die Umgegend,

oft sogar in ziemlicher Entfernung, beim Terminiren oder Betteln hinzugezogen wurde. So entstanden denn im 13. Jahrhundert z. B. in Stendal, Salzwedel, Brandenburg, Berlin, Angermünde, Prenzlow u. s. w. Franziskaner-Klöster, während die Dominikaner in Seehausen, Brandenburg, Cöln, Ruppin, Soldin ꝛc. Klöster errichteten. Andere Orden außer den genannten waren in der Mark nur schwach oder gar nicht vertreten; dagegen waren Tempelherren z. B. bei Tempelhof und Lietzen ziemlich begütert, weniger die Johanniter und Deutschherren.

Außer diesen Religiösen, d. h. durch ein bestimmtes Gelübde zu einem Orden Verpflichteten, gab es auch zahlreiche Weltgeistliche. Für jede Kirche war ein Pfarrer (plebanus) bestellt, der aber sehr häufig einen Stellvertreter oder Vicar unterhielt so wie für jede seiner Kirche zugehörige Capelle einen Capellan, sobald nur die Pfarre reich genug ausgestattet war. Besonders zahlreich war die Zahl der Meßpriester oder Altaristen; an einzelnen Kirchen betrug oft ihre Zahl 20, 40 oder noch mehr. Da nämlich von Einzelnen oder von Innungen Altäre in den Kirchen gestiftet wurden, an denen Messen für ihr oder der Ihrigen Seelenheil gelesen werden sollten, und da keinem Priester erlaubt war, täglich mehr als eine Messe zu lesen, da ferner oft der Raum in den Kirchen nicht ausreichte, noch mehr Altäre zu errichten, so daß nicht selten zwei Altaristen zu dem Dienste eines Altars bestimmt wurden, so läßt sich ermessen, wie selbst in kleinen Städten sich eine zahlreiche Geistlichkeit befand. Erwägt man nun ferner, daß die Zahl der Feste die größere Hälfte des Jahres fortnahm, und daß an den 19 hohen, zum Theil mehrtägigen Festen es eben so wenig zu arbeiten erlaubt war wie an den Sonntagen, so ist leicht einzusehen, daß ein gewisses kirchliches Leben wenigstens der äußern Form nach Platz greifen mußte, von dem wir jetzt kaum noch eine Ahnung haben. Selbst das alltägliche Leben wurde von der Kirche aus geregelt. Uhren nämlich waren selbst dem Namen nach unbekannt, nur Sonnenweiser und Sandseiger maßen die Zeit, waren aber nur in dem Besitze Weniger. Die große Menge richtete sich nach dem Geläut der Kloster- und Collegiatkirchen, d. h. derjenigen Kirchen, an welchen die Geistlichen nach gewissen mönchischen Vorschriften beisammen lebten. Im Sommer um 3, im Winter um 4 Uhr jetziger Zeit erklangen die ersten Glocken der Frühmette, zwei Stunden später die der Prime; um 8 Uhr wurde die Terz, um 11 Uhr die Sexte, um 4 Uhr Nachmittags die None, und nach 4 Uhr die Vesper angeschlagen. Im Winter fiel das Geläute Vormittags eine Stunde später, Nachmittags eine Stunde früher, und jeder Tag schloß mit der Complete nach Sonnen-Untergang, wozu später noch „die letzten Glocken" kamen, die von allen Kirchen in drei Absätzen angeschlagen wurden. Wer sie hörte, hatte dreimal das Ave Maria zu beten. Die Geistlichen waren verbunden, zu allen diesen sog. kanonischen Stunden zu beten oder gemeinschaftlichen Gottesdienst zu halten.

Wenn nun auch der Einfluß der Kirche auf das religiöse und bürgerliche Leben der damaligen Zeit unverkennbar uns überall entgegentritt, so ist doch der Einfluß der Geistlichkeit als Erzieherin der Nation, in Bezug auf Bildung und Wissenschaftlichkeit, in der Mark von geringer Bedeutung gewesen, da es ihr selber an eigner Bildung gebrach. Bei den wenigsten Klöstern waren Schulen vorhanden, die oft ganz fehlten; man sandte deshalb auch wohl Knaben nach den Nonnenklöstern zur Erziehung, weshalb sich z. B. 1299 die Benediktiner-Nonnen in Spandau darüber beschwerten, daß ihnen vielfach der Lohn von Eltern vorenthalten würde für den Unterricht, den sie deren Kindern ertheilt hätten. Ebenso befanden sich höchst selten Bibliotheken in den Klöstern, und die wenigen in einigen derselben vorhandenen Bücher waren nur religiösen Inhalts. Wenn es aber auch in der Mark zu jener Zeit eben so wenig Gelehrte wie Heilige gegeben, so muß doch namentlich an dem Hofe der Markgrafen auch neben der Jagd und anderen Belustigungen geistige Beschäftigung stattgefunden haben. Die Markgrafen Otto IV. mit dem Pfeil, Otto V. der Lange, Albrecht und Waldemar werden uns als Minnesänger genannt, was zugleich den Beweis liefert, daß neben der sonst allgemein üblichen niedersächsischen Sprache auch das Hochdeutsche im Gebrauch gewesen ist.

Bei dem zunehmenden Wohlstande des Landes und der Einförmigkeit des Lebens bildete sich in allen bedeutenderen Städten der Mark gegen Ende dieses Zeitraums eine Einrichtung, die zur Zeit ihrer reineren Blüthe vortheilhaft auf den Charakter der Bewohner eingewirkt haben muß; es sind dies die Kalands-Verbrüderungen und die Elendsgilden, welche nur in dem alten Sachsenlande und in den von hier aus germanisirten Gegenden angetroffen wurden. Ursprünglich versammelten sich die Geistlichen einer Stadt oder eines Districts monatlich ein- oder zweimal, gemeinschaftliche Angelegenheiten zu besprechen, Seelenmessen für die verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft lesen zu lassen ꝛc. Mit Gebet wurden diese Versammlungen eröffnet und geschlossen, und hinterher ein gemeinschaftliches einfaches Mahl eingenommen. Bald wurden auch Laien, selbst Frauen, in diesen Kreis gezogen, und von den eingezahlten Beiträgen der Mitglieder, die sich der Regel nach an den Kalenden, d. h. am 1sten jedes Monats versammelten, wurden nicht nur Altäre in den Kirchen gestiftet, um an ihnen Seelenmessen für verstorbene Mitglieder lesen zu lassen, sondern auch Unterstützungen an Bedürftige, namentlich Geistliche, dargereicht; auch waren die Mitglieder zu sonstiger gegenseitiger Hülfreichung verpflichtet. Allerdings arteten in späteren Zeiten die einfachen geselligen Mahle in Schwelgereien aus und veranlaßten im sechzehnten Jahrhunderte die Aufhebung dieser Gesellschaften.

Wie in vielen Dingen des gewöhnlichen Lebens die Kirche ordnende Hand anlegte, so auch bei der Unterdrückung des Aussatzes, dieser furchtbaren Krankheit, die wie manche andere, z. B. Pest und Pocken, durch die Kreuzzüge aus dem Orient gekommen war und auch

nach unseren Gegenden sich verbreitet hatte. Das beste Mittel, sich gegen dies Uebel zu schützen, war Reinlichkeit, und um dieselbe allgemeiner zu verbreiten, wurde nicht nur das Baden anempfohlen, sondern auch von der Geistlichkeit ausdrücklich als Seelenbad verordnet, das auch innerlich von aller Sünde reinige. Milde Stiftungen machten die Anlage von Bädern in Städten wie bei Klöstern möglich, so daß auch der Arme sich derselben bedienen konnte, ja er wurde sogar noch nach dem Bade mit Bier, Brod und Salz bewirthet.

Für die zahlreichen Unglücklichen, die von dieser Krankheit ergriffen waren, wurden Aussatzhäuser (domus leprosorum) errichtet, um sie von jeder Berührung mit Anderen abzuschneiden, und als im 14. Jahrhundert diese Krankheit nachließ, behielt man die Hospitäler für Pest- und andere Kranken unter dem Namen der Georgs-Hospitäler bei. Diese oder auch die Heilige Geist-Hospitäler waren regelmäßig bei den märkischen Städten zu finden. Auch diese letzteren sind in der Zeit der Kreuzzüge entstanden. Wie in dem Morgenlande Krankenhäuser für Kranke und Verwundete eingerichtet wurden und den geistlichen Ritterorden die Verpflichtung oblag, der Kranken in denselben zu warten und sie zu pflegen, so verpflanzte sich diese Einrichtung nach dem Abendlande, und nach dem Beispiele Roms, wo ein solches großartiges Hospital zum heil. Geist mit reichen Einkünften angelegt worden war, entstanden auch in der Mark gleichnamige Krankenhäuser, die unendlich Vielen Zuflucht und Hülfe gewährt haben.

V. Das Interregnum in der Mark.

1319—1323.

Eine traurige Zeit der furchtbarsten Verwirrung begann unmittelbar nach Waldemar's Tode und brachte die Mark an den Rand des Verderbens; der Staat schien sich vollständig in seine einzelnen Bestandtheile auflösen zu wollen. Daß die Herzöge von Schlesien die Länder Crossen, Schwiebus und Züllichau zurücknahmen, geschah in Folge der Verträge, die Waldemar kurz vor seinem Tode abgeschlossen hatte, und ebenso fielen rechtlicher Weise die Schlösser Eldenburg und Wredenhagen auf der Nordseite der Prignitz

an Mecklenburg, und blieb die Grafschaft Billingsho bei Magdeburg. Daß ferner Friedrich der Gebissene von Meißen die Gelegenheit benutzte, den Brandenburgern alles das zu entreißen, was sie noch in Meißen besaßen, war, wenn auch nicht recht, doch wenigstens erklärlich. Das Uebel wurde aber dadurch so gefährlich, daß Niemand von der Familie der Askanier in der Mark vorhanden war, welcher gegründete Ansprüche auf die Erbfolge hatte oder die Macht besaß, dieselben geltend zu machen.

Es war zwar noch ein männlicher Sprößling der Johanneischen Linie vorhanden, Heinrich der Jüngere von Landsberg; derselbe war aber noch ein unmündiger Knabe, der das Unglück hatte, seinen Vater Heinrich den Aelteren vermuthlich wenige Tage vor Waldemar's Absterben durch den Tod zu verlieren. Ueberdies wurden die Ansprüche desselben vielfach angezweifelt, weil sein Vater — wie es scheint — allen Anrechten auf die Mark entsagt hatte, und obgleich seine Mutter Agnes die Schwester des Kaisers Ludwig war, so konnte er doch unglücklicher Weise gar nicht auf die Hülfe seines Oheims rechnen, da dieser zu viel mit seinem Gegenkaiser Friedrich von Oesterreich zu schaffen hatte, um die kaiserliche Würde für sich zu behaupten. Nur das Land über Oder und anfänglich auch Lebus erkannten ihn als rechtmäßigen Nachfolger in der Mark an und erklärten seinen Vetter, den Herzog Wartislaw von Pommern-Wolgast, für seinen Vormund. Die Prignitz dagegen und die Uckermark zogen es vor, da sich über die Erbfolge so große Streitigkeiten erhoben, einstweilen sich unter den Schutz von Heinrich dem Löwen von Mecklenburg zu stellen, um den Ausgang des Streites in neutraler Stellung abzuwarten.

Eben so wenig aber erkannte Waldemar's Wittwe Agnes die Rechtmäßigkeit der Nachfolge Heinrich des Jüngeren an, vielmehr machte sie selber Ansprüche auf das Land, einmal als Erbin ihres Gemahls, dann aber vorzüglich, weil sie ja selber aus der Ottonischen Linie stammte. Schon im September 1319, also kurz nach dem Tode ihres Gemahls, hatte sie sich nach der Altmark begeben, ihrem Leibgedinge, und dort die Huldigung angenommen (nur die Vogtei Arneburg war das Leibgedinge ihrer Mutter Anna, der damaligen Herzogin von Breslau). Unter dem Beistande ihres rechtmäßigen Vormundes, des Herzogs Rudolf von Sachsen-Wittenberg, der seit 1298 mit ihrer Tante Judith vermählt war, wußte sie auch einen großen Theil der damaligen Neumark oder nachmaligen Mittelmark zu bewegen, sie als Herrin anzuerkennen, leider aber trat noch ein dritter Prätendent auf und ihr gegenüber, der seine Ansprüche auf die Mark mit den Waffen in der Hand geltend zu machen suchte.

Es war dies Heinrich, Herzog von Schlesien und Herr zu Jauer und Fürstenberg, dessen Vater Herzog Boleslaw III. von Schweidnitz mit einer andern Tante der Agnes, mit Beatrix, verheirathet gewesen war. Von dieser Verwandtschaft mit den märkischen Askaniern leitete Heinrich seine Ansprüche her, und um mit desto

größerem Nachdruck seine vermeintlichen Rechte zu verfechten, verband er sich mit seinem Schwager, dem Könige Johann von Böhmen, dem er für seine Hülfe die Länder Bautzen, Lausitz und Lebus zusicherte, und für den er beim Kaiser Ludwig die Belehnung mit diesen Ländern beantragte, die noch erst erobert werden sollten.

So mächtigen Mitbewerbern gegenüber — auch Magdeburg und Halberstadt traten mit Ansprüchen hervor — mußte die Stellung der Agnes in der Mark eine sehr unsichere werden. Dazu kam noch, daß sie mit ihrem Vormunde Rudolf sehr bald zerfiel. Um deshalb eine feste männliche Stütze zu haben, das Gewonnene zu behaupten und möglichst zu erweitern, verheirathete sie sich wenige Monate nach Waldemar's Tode mit Herzog Otto dem Milden von Braunschweig; schon im December 1319 wird sie dessen Gemahlin genannt. Leider wurde dadurch die Verwirrung in der Mark nicht gehoben, sondern noch vermehrt, da zu den schon vorhandenen Prätendenten noch ein neuer kam. Rudolf nämlich suchte in der Mark zunächst dadurch festen Fuß zu fassen, daß er, nachdem mit Agnes' Verheirathung auch seine Vormundschaft aufgehört hatte, plötzlich zur Partei des jungen Heinrich übertrat und sich dessen Vormund nannte, obgleich doch schon Wartislaw und zwar als näherer Verwandter weit rechtmäßiger die Vormundschaft über denselben führte. Dieser Wartislaw hatte für sein Mündel zunächst die Ukermark zu gewinnen gesucht, und nachdem er Heinrich von Mecklenburg bei Prenzlow 1320 geschlagen, hatte er die Freude, daß wenigstens zunächst die Städte Pasewalk, Prenzlow und Templin mit dem umliegenden Lande den jungen Heinrich als ihren Herrn anerkannten. Der junge Fürst nahm die Huldigung hierselbst ein, und sein Oheim Kaiser Ludwig suchte dadurch ihn zu unterstützen, daß er ihn im Juni 1320 für mündig erklärte, wodurch er selber freiere Bewegung erhielt, Rudolf aber, der auf Seiten des Gegenkaisers Friedrich von Oesterreich stand, seine Vormundschaft niederlegen mußte. Leider raffte der Tod den jungen Markgrafen schon im Juli des Jahres 1320 fort und brachte das Land in noch größere Auflösung. Denn nun suchten auch Wartislaw von Pommern und Rudolf von Sachsen das zu behaupten, was sie bereits als Vormünder verwaltet hatten, und auf eigene Hand wo möglich noch weiter um sich zu greifen, indem sie theils für den bedeutenden Kostenaufwand, den sie gehabt, sich schadlos halten wollten, theils wie Heinrich von Jauer auf ihre weibliche Verwandtschaft — jener von Seiten der Mutter, dieser von Seiten seiner Gemahlin — ihre Anrechte auf das Erbe gründeten.

Zu dem Ende verband sich der Herzog Wartislaw, nachdem er sich schon früher mit seinem Oheim, dem Herzog Otto von Pommern-Stettin, ausgesöhnt hatte, noch im Juli 1320, also gleich nach Heinrich's des Jüngeren Tode, mit Heinrich von Jauer, um gemeinschaftlich von der Mark Besitz zu nehmen; was man erobern würde, sollte gleichmäßig getheilt werden. Die oben genannten ukermärkischen Städte aber nahmen den König Christoph II. von Dänemark sowie die

pommerschen Herzöge zu ihren Beschützern an und erklärten, so lange zu ihnen halten zu wollen, bis ein Fürst in die Mark käme, der größeres Anrecht auf das Land nachweisen könnte, als jene Fürsten besäßen. Vergeblich suchten jedoch Wartislaw und Otto dem Mecklenburger zunächst auch nur die Ukermark zu entreißen; ungeachtet sich ihnen auch noch der Fürst Witzlaw von Rügen, die Herren von Werle und der Bischof von Schwerin anschloß, kämpften sie doch in diesem wie in den beiden folgenden Jahren so unglücklich, daß Heinrich von Mecklenburg selbst siegreich in Pommern bis nach Stettin vordrang und ihnen namentlich auch Templin entriß. Rudolf von Sachsen dagegen wußte nach Heinrich's des Jüngeren Tode sich nicht nur in der Mittelmark, sondern auch zum Theil in der Lausitz und in Lebus zu behaupten und veranlaßte, daß 1321 sich eine große Menge von Städten in diesen Landschaften ihm anschlossen, sowie auch erklärten, seine Kinder als ihre Herren betrachten zu wollen, selbst wenn dieselben bei seinem Tode noch unmündig sein sollten. Der Erzbischof von Magdeburg hatte es nicht nur 1320 bei Anna von Breslau, die, wie oben erwähnt, die Vogtei Arneburg als Leibgedinge besaß, sondern auch eben so 1321 bei Agnes, der Mutter des verstorbenen jungen Heinrich, welche als Erbtheil ihres Gemahls und ihres Sohnes die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen besaß, dahin zu bringen gewußt, daß beide seine Lehnsherrlichkeit anerkannten, obgleich Kaiser Ludwig schon 1320 nach seines Neffen Tode die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen den Grafen von Anhalt zugesagt hatte, wenn seine Schwester mit Tode abginge. Ja selbst seine Ansprüche auf die Lausitz suchte der Erzbischof dahin geltend zu machen, daß er den jungen Friedrich von Meißen, Sohn Friedrichs des Gebissenen, 1321 mit diesem Lande belehnte und versprach, ihm bei der Eroberung desselben behülflich zu sein. Weniger gelang es ihm, in der Mittelmark Gebiete an sich zu reißen; Rudolf von Sachsen stellte sich ihm muthig entgegen und blieb auch in dem darüber ausgebrochenen Kriege siegreich.

Am wenigsten scheinen Heinrich von Jauer und König Johann von Böhmen Fortschritte gemacht zu haben, nachdem sie die Ober-Lausitz erobert hatten und Johann im September 1320 von Kaiser Ludwig mit dem Lande Bautzen belehnt worden war. Heinrich von Jauer muß sogar seine Ansprüche auf die Mark gänzlich an Böhmen abgetreten haben, denn Johann suchte später allein diese Rechte geltend zu machen. Kaiser Ludwig soll ihm auch nach der Schlacht bei Mühldorf (den 28. September 1322) das Land für die treue Hülfe zugesagt haben, welche Johann in dieser Schlacht so wie überhaupt in dem Kriege gegen Oesterreich dem Kaiser geleistet hatte. Doch mit dieser Schlacht tritt für die märkische Geschichte ein Wendepunkt ein. Kaiser Ludwig hatte nicht nur gesiegt, sondern auch seinen Gegner Friedrich den Schönen von Oesterreich gefangen genommen; seitdem war er allgemein als alleiniger Kaiser anerkannt. Seine Freundschaft mit Johann von Böhmen erkaltete; Rudolf von Sachsen aber,

der nächstberechtigte Erbe der märkischen Askanier, hatte in den Reihen seiner Feinde gestanden; deshalb übertrug Ludwig auf dem Reichstag zu Nürnberg im März des Jahres 1323 die Mark als ein eröffnetes Lehen seinem ältesten Sohne Ludwig. Die Mark erhielt somit wieder einen gesetzmäßigen Fürsten, obschon es anfänglich nur der bloße Titel war, der dem jungen Ludwig zu Theil wurde; das Land selber mußte erst durch Verträge oder durch Gewalt denen abgewonnen werden, welche sich faktisch in den Besitz desselben getheilt hatten.

VI. Die bayerschen Markgrafen.

1323—1373.

1. Ludwig I. der Aeltere. 1323—1351.

Der junge Ludwig von Bayern war etwa 8 Jahre alt, als er 1323 zum Markgrafen von Brandenburg ernannt wurde. Zu seinem Vormund setzte der Vater den Grafen Berthold von Henneberg, der mit großer Umsicht und Geschicklichkeit die Verhandlungen leitete, welche nöthig waren, auch faktisch von dem Lande Besitz zu nehmen.

Zunächst waren die Verhandlungen mit Agnes anzuknüpfen, der Wittwe Waldemar's und damaligen Herzogin von Braunschweig. König Ludwig hatte deshalb ihre Ansprüche auf die Mark nicht anerkannt, weil er die weibliche Erbfolge bei Reichslehen nicht zugestehen wollte, doch willigte er ein, daß ihr Leibgedinge, der größte Theil der Altmark, auch nach ihrem Tode in dem lebenslänglichen Besitz ihres Gemahls, des Herzogs Otto, bleiben sollte. Als sie zu Anfang des Jahres 1324 die Städte und Landschaften der Neu-(Mittel-)Mark des Eides entließ, den dieselben ihr geleistet hatten, belehnte der König im Juni desselben Jahres seinen Sohn feierlich mit der Mark. Nach dem Tode der Agnes 1334 suchte dann Markgraf Ludwig dem Herzog Otto, trotz jener früheren Zusage, die Altmark zu entreißen; es kam darüber zum Kriege, Ludwig erzwang 1343 durch den Sieg bei Gardelegen die Herausgabe der Altmark, versprach aber eine Entschädigungssumme von 3000 Mark, die auch, da Otto bereits 1344 starb, seinen Brüdern bis 1348 ausgezahlt wurde. Es vergingen mithin volle 20 Jahre, ehe das Stammland der Mark wieder erworben wurde, und auch da nicht einmal in seinem früheren Umfang. Denn der Erzbischof von Magdeburg hatte in Folge des Lehnsauftrages von

1196 seine Ansprüche geltend zu machen gesucht, und Ludwig sah sich 1336 genöthigt, ihm Wollmirstädt, Alvensleben, Rogätz, Angern die Grafschaft Billingsho an der Südseite der Altmark als Eigenthum zu überlassen, und die übrige Altmark, das Land Lebus und die Lausitz als magdeburgisches Lehn anzuerkennen. Außerdem mußte er bedeutende Geldsummen zahlen und bis zu deren Abtragung Gebiete verpfänden, namentlich auch die Vogtei Arneburg, die durch den Tod der Herzogin Anna 1329 an die Mark zurückgefallen war.

Um sich gegen Mecklenburg und Pommern einen kräftigen Rückhalt zu verschaffen, verlobte König Ludwig schon im Juli 1323 seinen Sohn mit Margarethe, der Tochter des Königs Christoph II. von Dänemark, und bereits im folgenden Jahre wurde die Hochzeit vollzogen. Durch seine unglückliche Stellung zu seinen Unterthanen war der König außer Stande die versprochene Mitgift von 12,000 Mk. Silber zu zahlen, und erst 1333 setzten seine Söhne das Herzogthum Esthland als Unterpfand für diese Summe ein. Die Entlegenheit des Landes jedoch machte dieses Besitzthum für Ludwig sehr precär und erweckten den Wunsch in ihm, es zu verkaufen. Desfallsige Verhandlungen mit dem deutschen Orden zogen sich jedoch bis zum Jahre 1346 hin, und da inzwischen (1341) Margarethe verstorben war, erhielt Ludwig vertragsmäßig nur die Hälfte der Mitgift mit 6000 Mk. von den Kaufgeldern zugewiesen.

Auf Anregung des Königs Christoph ließ sich Heinrich der Löwe von Mecklenburg, der damals sogar die Hoffnung gehegt hatte, mit päpstlicher Hülfe Herr der Mark zu werden, 1325 dazu bewegen, die ukermärkischen Vogteien Jagow, Liebenwalde und Stolp gegen 20,000 Mark Silbers herauszugeben; er behielt sie aber noch bis 1329 im Pfandbesitz, weil erst da die Zahlung erfolgte. Für die Prignitz so wie für die Städte Seehausen und Werben, die der Herzog ebenfalls in seinem Besitz hatte, mußte Ludwig zunächst die Summen zahlen, welche mehrere Vasallen darauf an Waldemar geliehen, und eben so die Schulden, die Heinrich darauf gemacht hatte. Außerdem wurden Heinrich 8000 Mark baar zugesprochen, und dafür das Land Grabow, das Schloß Strelitz ꝛc. zu Pfande gesetzt. Da Ludwig auch später nicht im Stande war, die Pfandsumme zu zahlen, so blieben diese Gebiete mecklenburgisches Eigenthum.

Das Land über Oder und der Theil der Ukermark, der sich Pommern angeschlossen hatte, unterwarf sich von allen Provinzen am willigsten der bayerschen Herrschaft und wurde deshalb auch nachmals vielfach von dem Markgrafen begünstigt. Pommern war jedoch nicht Willens, seine Ansprüche aufzugeben, um so mehr als König Ludwig seinem Sohne bei der Belehnung in Nürnberg 1324 auch die Lehnsherrschaft über Pommern zugesprochen hatte, die, wie oben gezeigt, Brandenburg seit langer Zeit besessen hatte, die aber Pommern nie hatte anerkennen wollen und am wenigsten jetzt, da es nur den Askaniern lehnspflichtig gewesen zu sein behauptete. Es verband sich deshalb 1325 mit Polen, Werle ꝛc. gegen Ludwig, und alle Ver-

handlungen, den Streit in Güte beizulegen, zerschlugen sich, zumal als der Kaiser Ludwig nach seiner Krönung in Rom seinen Sohn aufs neue mit der Mark belehnte und Pommern 1328 aufforderte, die brandenburgische Lehnsherrschaft anzuerkennen. Auf beiden Seiten der Oder wurde seit 1329 der Krieg mit großer Heftigkeit geführt, der Markgraf erlitt wiederholt empfindliche Niederlagen, z. B. 1331 bei Cremmen, und schloß mehreremal Waffenstillstand; erst 1338 ordnete der Kaiser auf dem Reichstage zu Frankfurt diese Verhältnisse. Herzog Otto und Barnim von Pommern-Stettin wurden von Seiten des Reiches mit ihren Ländern der Art belehnt, daß Ludwig und seine Erben und Nachkommen auf immer der Lehnsherrschaft entsagten, wogegen festgesetzt wurde, daß Pommern-Stettin nach dem Aussterben seiner Fürsten an Brandenburg fallen sollte. Daß Pommern-Stettin und Pommern-Wolgast in Erbverbrüderung mit einander standen, wurde damals gar nicht berührt, und wir werden deshalb später sehen, wie nach dem Aussterben der Herzöge von Pommern-Stettin 1464 aufs neue heftige Kriege zwischen Brandenburg und Pommern ausbrachen, in welchen die in Wolgast regierende Linie ihre Ansprüche durchzusetzen wußte.

Nicht minder wichtig waren die Verhandlungen mit dem Herzog Rudolf von Sachsen, der im Besitze von einem großen Theile der Mittelmark, von Lebus und der Lausitz war. Erst im Jahre 1328 einigte er sich mit Ludwig dahin, daß ihm für seine Ansprüche und Kosten eine Entschädigungssumme von 16,000 Mark gezahlt werden sollte, und da Ludwig diese Summe nicht sogleich baar abtragen konnte, so übergab er ihm die Lausitz so wie die Städte Beelitz, Treuenbrietzen, Görzke, Fürstenwalde und Beeskow als Unterpfand, das innerhalb 12 Jahre eingelöst werden sollte. Nur mit großer Mühe wurden die Städte und Mannen vermocht, neue Beisteuern hierzu zu geben, und besonders fiel es der Neumark schwer, die von ihr geforderte Summe aufzubringen, da sie im pommerschen Kriege furchtbar gelitten hatte. Bei dieser Gelegenheit war es, wo 1337 das noch vorhandene Landbuch der Neumark aufgenommen wurde. Doch konnte 1339 die Einlösung erfolgen, und Ludwig verband da endlich auch diese Pfandstücke mit der Mark.

War Herzog Rudolf genöthigt gewesen, der Macht des Kaisers nachzugeben, so kann es nicht auffallen, daß die Grafen oder Fürsten von Anhalt noch weniger ihre Erbansprüche auf die Mark durchzusetzen vermochten. Schon 1320 hatte König Ludwig die Grafen von Anhalt-Zerbst — die von Bernburg hatten sich gar nicht in diese Angelegenheit gemischt — dadurch für sich zu gewinnen gesucht, daß er ihnen die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen zusicherte, wenn seine Schwester Agnes mit Tode abginge. Später jedoch 1329 erklärte er diese Länder für Bestandtheile der Mark und gab seinem Sohne die Anwartschaft auf dieselben; Anhalt wurde dadurch entschädigt, daß seine Fürsten zur gesammten Hand mit ihren Ländern belehnt wurden. Aber auch Markgraf Ludwig kam nicht wieder in

den Besitz jener Gebiete, der Kaiser überließ sie 1333 der Sophie, der Tochter Heinrich's von Landsberg und der Agnes, die mit Magnus von Braunschweig, dem Bruder des oben genannten Herzogs Otto, vermählt war; sie vererbten laut kaiserlicher Zusage vom Jahre 1341 auf ihren Sohn Magnus mit der Kette, der sie 1347 an Meißen verkaufte.

Es ist schon oben erwähnt, daß König Ludwig den König Johann von Böhmen 1320 mit dem Lande Bautzen belehnte. Auch Görlitz überließ er ungestört dem Herzog Heinrich von Jauer, der sich jedoch 1329 genöthigt sah, dies Land der Krone Böhmen abzutreten. Nur die Städte Mark Lissa, Lauban, Priebus, Sorau und Triebel behielt er bis zu seinem Tode 1346, worauf auch diese Länder an Böhmen fielen.

Aus dem Gesagten ersieht man, welche Anstrengungen und welche Geldsummen es kostete und wie lange es dauerte, bis die einzelnen Theile der Mark wieder zu einem Ganzen vereinigt wurden, und wie es doch nicht gelang, die Mark in ihrem früheren Umfange wieder herzustellen. Die Mark Landsberg, die Pfalz Sachsen, die Oberlausitz waren ganz verloren gegangen, die übrigen Provinzen hatten an ihren Grenzen mehr oder weniger Einbuße erlitten; abgesehen von den furchtbar verheerenden Kriegen hatte das Land überdies sehr schwere außerordentliche Steuern hergeben müssen, um die versetzten Pfandstücke einlösen zu können. War es demnach zu verwundern, daß die Herrschaft der Bayern in der Mark keine beliebte war! Dazu kam ferner, daß der Markgraf ein Ausländer war und auch seine Umgebung großentheils aus Ausländern bestand. Dazu kam endlich noch die überaus große innere Zerrissenheit, welche durch kirchliche Wirren herbeigeführt worden war. Die Namen Welfen für die Anhänger des Papstes und Ghibellinen für die Anhänger des Kaisers, zu den Zeiten der Hohenstaufen entstanden, spielten in dem mit großer Heftigkeit zwischen Papst und Kaiser geführten Streite eine wichtige Rolle, in den auch Markgraf Ludwig und die Mark mit hineingezogen wurden.

Nachdem sich nämlich Ludwig durch die Schlacht bei Mühldorf 1322 als alleiniger König in Deutschland behauptet hatte, zerfiel er bald gänzlich mit den Päpsten, die damals in Avignon residirten und in großer Abhängigkeit von den französischen Königen standen. Schon 1323 verlangte der Papst Johann XXII. nicht weniger, als daß Ludwig die königliche Würde niederlegen und die Mark herausgeben sollte, die er unrechtmäßig an sich gerissen hätte. Da Ludwig zur Schlichtung seines Streites mit dem Papst an ein allgemeines Concil appellirte, wurde er in den Bann gethan und eben so sein Sohn, ja der Papst forderte 1324 sämmtliche Nachbarn der Mark auf, den Bayern dies Land zu entreißen. Bei diesem Zwiste zeigte sich besonders der Bischof von Lebus als unversöhnlichen Gegner des Kaisers sowie seines Sohnes, und er soll namentlich die Veranlassung geworden sein zu dem furchtbaren Einfall, den 1325 die Polen nach der Mark

machten und wobei sie alles Land bis zur Oder furchtbar verheerten. Zu dieser Zeit geschah es, daß auch Berlin sich anfüllte mit einer großen Zahl unglücklicher Flüchtlinge, die nur mit Mühe das nackte Leben gerettet hatten. Der Markt, der gerade damals abgehalten wurde, hatte eine große Menge Fremder hierher geführt. Um dieselbe Zeit (wohl am 13. Juni 1325) war auch der Propst Nicolaus von Bernau hier anwesend, der als eifriger Welfe bekannt war, und dem von der aufgeregten Menge die Mitschuld zugeschrieben wurde an dem großen Unglück, welches das Land betroffen hatte. Man schleppte ihn deshalb aus seinem Hause, schlug ihn vor der Marienkirche — oder nach anderer Nachricht in der Kirche selber — zu Tode und verbrannte seine Leiche auf dem nahen Marktplatze. Die ruhige Besonnenheit, die nach der That eintrat, befürchtete mit Recht, daß der Papst die härtesten Maßregeln über Berlin und Cöln verhängen würde. In der That erfolgte schon 1326 über beide Städte das Interdikt. Dasselbe wieder aufheben zu lassen kostete Mühe, Zeit und vor allen Dingen große Geldsummen. Erst 1335 gestand der Bischof von Brandenburg, dem die Sache vom Papste übertragen worden, eine Aussöhnung unter der Bedingung zu, daß ein besonderer Altar in der Marienkirche errichtet würde, an welchem für den erschlagenen Propst Seelenmessen gelesen werden sollten, daß ferner ein steinernes Kreuz an der Stelle errichtet würde, wo der Mord geschehen war, und daß man auf demselben eine ewige Lampe zum Gedächtniß unterhielte. Ueberdies mußte dem Bischof eine bedeutende Summe Geldes gezahlt werden. Trotz dieser Aussöhnung zogen sich die Verhandlungen in Avignon mit dem Papste um gänzliche Aufhebung des Interdikts bis zum Jahre 1346 hin, ja völligen Abschluß erhielt die Sache erst 1347, als auch der Propstei in Bernau Entschädigung gezahlt worden war. Die gewöhnliche Angabe, daß der erschlagene Propst Nicolaus Cyriax oder Cyriacus geheißen, ist dadurch irrthümlich herbeigeführt, daß sein Bruder Heinrich Pfarrer oder curatus in Eberswalde gewesen ist, und daß eine falsche Lesart daraus Heinrich Cyriacus gemacht hat.

Gleichzeitig mit diesem Vorfalle, welcher den Städten Berlin und Cöln überaus große Summen gekostet hat, war ebenfalls das Interdikt insbesondere über Frankfurt verhängt worden. Da nämlich 1326 ein zweiter Einfall der Polen in die Mark erfolgte, der wieder durch den Bischof Stephan von Lebus veranlaßt worden war, so ergriff Markgraf Ludwig entschiedene Maßregeln. Göritz, der Sitz des Bischofs, wurde erobert, die Stiftskirche so wie die Wohnhäuser der Domherren wurden zerstört, der Bischof selber gerieth in die Gefangenschaft der dabei besonders thätigen Frankfurter und wurde ein Jahr lang von ihnen festgehalten, die Domherren entflohen, und auch der Bischof begab sich später nach Breslau, wo er in der Verbannung starb. Alle Stiftsgüter wurden eingezogen, und alle Geistlichen, die wegen des Interdikts (das natürlich über Frankfurt und alle anderen Städte ausgesprochen wurde, die an der Zerstörung der Domkirche Theil genommen hatten) den Gottesdienst nicht abhalten wollten, wurden

verjagt. Erst 1354 wurden Bann und Interdikt aufgehoben; das Bisthum erhielt 12,000 Mark Schadenersatz halb in baarem Gelde, halb in Gütern, die dem Stifte übereignet wurden.

Abgesehen von diesem Interdikte, das einzelne Städte im Besonderen betraf, lag das ganze Land noch in allgemeinem schweren Bann und eben so der Markgraf und alle seine Beamten. Dieser Bannfluch wurde über die Mark eben so wiederholt wie über den Kaiser, und nur durch die gewaltsamsten Maßregeln konnten es Kaiser wie Markgraf dahin bringen, daß trotz des Interdikts der Gottesdienst nicht ausgesetzt wurde. Allgemein wurden die Geistlichen verjagt, welche sich sträubten, ihrem Amte zu genügen; die Noth, die Unzufriedenheit und die Aufregung im Lande mußte dadurch je länger je mehr sich steigern. Ein Gewinn war es für die bayerischen Fürsten, daß die Franziskaner, damals mit dem Papste zerfallen, überall bereitwillig den Gottesdienst abhielten und laut erklärten, daß der Papst in weltlichen Dingen gar nichts zu bestimmen habe. Ja der Umschwung der Dinge kam so weit, daß die Kurfürsten 1338 im Kur-Verein zu Rense am Rhein, um endlich den Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser ein Ende zu machen, die ganz Deutschland in Verwirrung brachten, erklärten, daß nur sie, die den deutschen König wählten, das Recht hätten, ihn unter Umständen abzusetzen. Die ganze Thätigkeit des Papstes sei nur die, daß er durch die Krönung des Kaisers ihrer Wahl die kirchliche Weihe verleihe; wenn er also keine Krone gäbe, so könne er sie auch dem Kaiser nicht absprechen.

Diese günstige Stimmung der Fürsten verscherzte Kaiser Ludwig nur zu bald durch seine ungemessene Ländersucht und verfeindete sich insbesondere das Haus Luxemburg, was von ganz außerordentlichem Einfluß für die märkische Geschichte geworden ist. Als nämlich die Gemahlin des Markgrafen Ludwig, Margarethe von Dänemark, 1341 starb, sah sich der Kaiser nach einer zweiten, reichen Gemahlin für seinen Sohn um. Nun war die Tochter des Herzogs Heinrich von Kärnthen und Tyrol, Margarethe, gewöhnlich nach dem Schlosse in Tyrol, wo sie geboren war, Maultasch genannt, seit dem Jahre 1330 mit Johann, dem jüngeren Sohn des Königs Johann von Böhmen und Bruder des nachmaligen Kaisers Karl IV., vermählt. Als 1335 ihr Vater starb, weigerte sich Kaiser Ludwig, den jungen Johann mit Kärnthen und Tyrol zu belehnen, weil er befürchtete, Böhmen möchte dadurch zu mächtig werden. Vielmehr gab er Kärnthen an Oesterreich und bot Johann für Tyrol die Mark Brandenburg, wiewohl vergebens, an. Die Ehe Johanns und Margarethens war aber eine sehr unglückliche, zumal da sie kinderlos blieb, und Margarethe verhandelte deshalb mit dem Kaiser, sie zu trennen, da der Papst sich dessen weigerte. Ludwig gab ihr gern Gehör, löste 1341 die Ehe auf, und ertheilte zugleich Dispensation zu ihrer Vermählung mit seinem Sohn Ludwig. Im Februar 1342 fand das Beilager statt und Ludwig nahm Besitz von Tyrol. So bedeutend aber auch dadurch die Macht des bayerischen Hauses vermehrt zu sein schien, so

wurden doch durch diesen Schritt dem Kaiser wie seinem Sohne neue Verlegenheiten bereitet. Der Papst sprach aufs neue über ihre Länder den Bann aus und erklärte die Ehe für ungültig. Die kirchlich Gesinnten hielten deshalb die Ehe nur für ein Concubinat und reizten die Stimmung gegen Ludwig, die Fürsten aber wurden stutzig über die Umgriffe, welche sich der Kaiser erlaubte, und gaben um so williger den Aufreizungen des Papstes wie des Königs von Böhmen Gehör.

Vergeblich suchte der Kaiser, nachdem der Papst aufs neue 1343 den Bann über ihn ausgesprochen hatte, eine Versöhnung herbeizuführen. Letzterer ging darauf aus, Ludwig vom Throne zu verdrängen und Karl, den älteren Sohn des Königs Johann von Böhmen, auf denselben zu erheben. Mehrere deutsche Fürsten schlossen sich der böhmischen Partei an und ebenso der König Philipp von Frankreich. Aber gerade dieser Umstand brachte Ludwig Hülfe. Eduard III. von England, besorgt, daß Frankreich dadurch übermächtig werden möchte, trat nicht nur selber auf die Seite des Kaisers, sondern verschaffte ihm auch noch andere Bundesgenossen. Endlich entbrannte 1345 nach allen Seiten hin der Kampf; auch nach der Lausitz drangen böhmische Heere vor und bedrohten wiederholentlich Berlin. Doch schon im August 1345 kam es zu Spremberg zum Frieden zwischen Brandenburg und Böhmen. Markgraf Ludwig verzichtete auf die Ober-Lausitz und behielt zwar Tyrol, mußte sich jedoch zu einer Entschädigungszahlung von 20,000 Mark bequemen, die er abermals im Lande aufbrachte und dadurch die Unzufriedenheit nicht wenig vergrößerte, wie z. B. aus einem Bündnisse hervorgeht, das dazumal Ritter und Städte des Landes mit einander schlossen. Dazu kam noch, daß Ludwig die Hofämter und viele Vogteien mit Bayern und Tyrolern besetzte und den märkischen Adel überall zurückstellte. Wahrlich nur eines Funkens bedurfte es für diesen Brennstoff, um das ganze Land und alle Stände gegen das bayerische Haus in die lichten Flammen des Aufruhrs und Abfalls zu versetzen.

Der Kaiser hatte sich indeß wenigstens äußerlich mit Johann von Böhmen ausgesöhnt und wollte sich dem Könige Ludwig von Ungarn zu einem Zuge nach Italien anschließen, als derselbe wegen der Ermordung seines Bruders Andreas, des Königs von Neapel, Rache nehmen wollte. Auch Markgraf Ludwig hatte bereits zum Statthalter in der Mark den Burggrafen Johann II. von Nürnberg bestellt, den Großvater des Burggrafen Friedrich's VI., mit welchem die Herrschaft der Hohenzollern in der Mark begann, um an dem Zuge Theil zu nehmen, als im Frühjahr 1346 ein neuer Bannfluch über den Kaiser und sein ganzes Haus ausgesprochen wurde, der auch den Markgrafen seines Landes für verlustig erklärte, die deutschen Fürsten aber aufforderte, eine neue Königswahl vorzunehmen. In der That konnte der Kaiser es nicht hindern, daß die geistlichen Kurfürsten so wie Sachsen zu Rense Karl IV. zum römischen Könige wählten, nachdem derselbe in sämmtliche Forderungen des Papstes gewilligt hatte. Doch

konnte er zu keinem rechten Ansehen gelangen und ging deshalb mit seinem Vater, dem erblindeten König Johann, nach Frankreich, wo damals Eduard III. von England um die französische Krone stritt. Als Johann in der Schlacht bei Crecy 1346 ritterlich kämpfend seinen Tod gefunden, kehrte Karl nach Deutschland zurück, wo ihn der Erzbischof von Cöln 1346 zu Bonn zum König krönte, und kaum hatte er die Regierung in Böhmen übernommen, als im October 1347 ein Schlagfluß dem Leben des Kaisers Ludwig ein Ende machte und Karl plötzlich von diesem gewaltigen Gegner befreite. Seine ersten Schritte gingen deshalb dahin, die Macht des bayerschen Hauses möglichst zu schwächen.

Zunächst erkannte er die Ansprüche des Herzogs Rudolf von Sachsen auf die Mark an und belehnte ihn einstweilen (schon zu Anfang November 1347) mit der Altmark, die allerdings erst zu erobern war; dann durchzog er das Reich, um seinen Anhang zu stärken, da die Bayern Alles daransetzten, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen. Zu Anfang 1348 wählten auch Ludwig, der Pfalzgraf am Rhein, der verjagte Erzbischof von Mainz und der Herzog von Sachsen-Lauenburg, den Ludwig durch schwere Summen bestimmt hatte, sich die Kurstimme von Sachsen anzumaßen, den König Eduard von England zum römischen König, und als dieser die Wahl ablehnte, versuchte Ludwig den Markgrafen Friedrich von Meißen zu überreden, daß er die deutsche Krone annehmen möchte. Karl aber kam ihm zuvor; er zahlte an Friedrich 10,000 Mark, wogegen dieser die Krone ausschlug. Eben so gewann Karl Mecklenburg dadurch für sich, daß er dasselbe zu einem Herzogthum erhob, und Pommern, daß er die Reichslehnschaft anerkannte, so wie er auch bestimmte, daß Wolgast und Stettin einander beerben sollten.

Dies war die Stellung des bayerischen und böhmischen Hauses zu einander, als ein Ereigniß die Mark in die fieberhafteste Bewegung setzte, die neues Unglück und neues Elend herbeiführte; wir meinen das Auftreten des sog. falschen Waldemar.

Nachdem schon längere Zeit Gerüchte verbreitet gewesen waren, daß Markgraf Waldemar noch am Leben und wieder in der Mark sei — Gerüchte, die dadurch allerdings an Glaubwürdigkeit gewannen, daß nicht gar lange zuvor Heinrich der Pilger von Mecklenburg 1298 nach sechsundzwanzigjähriger Abwesenheit aus ägyptischer Gefangenschaft ins Vaterland zurückgekehrt war, wo man ihn längst todt geglaubt hatte — stellte sich eines Tages 1348 bei dem Erzbischof Otto von Magdeburg ein alter Pilger ein, der an seinem Siegelringe für den Markgrafen Waldemar erkannt wurde. Diesen Ring ließ er nämlich, wie man erzählte, in einen Becher Weines fallen, der ihm von der erzbischöflichen Tafel gereicht worden, und beauftragte den Diener, denselben dem Erzbischof zu übergeben. Zum Erzbischof geführt, erzählte er diesem, daß er, da seine Ehe kinderlos geblieben, Gewissensbisse über die nahe Verwandtschaft mit seiner Gemahlin gefühlt habe, und daß der Papst Johann XXI., an den er sich deshalb gewendet,

die Absoluiion unter der Bedingung zugestanden habe, daß er 28 Jahre lang sein Land meide und ohne Wissen Anderer sich den härtesten Bußübungen unterziehe. Deshalb habe er die Leiche eines Anderen in Chorin beisetzen lassen und sei jetzt zurückgekehrt, nicht sowohl um selber die Regierung wieder zu übernehmen, als vielmehr um seinen Vettern, den Herzögen von Sachsen und den Grafen von Anhalt, das Erbe zu verschaffen, da er selber gehört und gesehen, wie unglücklich das Land unter der Regierung Ludwig's sei. Der Erzbischof, durch die Erzählung gewonnen, wies dem vermeintlichen Waldemar einen Wohnsitz in Wollmirstädt an und beschied die askanischen Fürsten zu sich, welche wie er selber zu der Ueberzeugung kamen, daß man nicht einen Betrüger, sondern den wirklichen Waldemar vor sich habe.

Während Waldemar bereits im Juli 1348 mehrere Städte und Herren der Mark aufforderte, seine Herrschaft anzuerkennen, erließ er zugleich ein Schreiben an Ludwig des Inhalts, daß er gekommen sei, sein Land wieder in Besitz zu nehmen, und gleich darauf, im August, rückte er mit einem Heere, das der Erzbischof von Magdeburg und die askanischen Fürsten aufgebracht hatten, zunächst in die Altmark ein, wo ihn die meisten Städte mit großem Gepränge aufnahmen und nur wenige Schlösser Widerstand leisteten. Nachdem auch namentlich die Herren von Ruppin ihn als ächt anerkannt hatten, schlossen sich ihm, ebenfalls im August 1348, die Prignitz und mehrere Städte in der Mittelmark an, und als am 1. September in Cremmen eine ansehnliche Versammlung von Fürsten und Herren stattfand, erklärten sich die Herzöge von Mecklenburg und Pommern-Stettin, die Herren von Werle, die Grafen von Holstein und Schwerin so wie Gesandte des Königs Magnus von Schweden für ihn. Darauf unterwarf sich die Ukermark, ferner viele Städte in Lebus, in Sternberg, in der Mittelmark und auch im Lande über Oder; andere, z. B. Berlin und Spandow, wurden gewaltsam unterworfen.

Unterdessen war Ludwig, der sich damals in seinen bayerischen Landen aufhielt, nicht unthätig gewesen. Er hatte die Könige von Dänemark und Polen, den Herzog von Sachsen-Lauenburg ꝛc. für sich gewonnen und ein bedeutendes Heer zusammengebracht, um seine Herrschaft in der Mark zu behaupten. Mit wenigen Truppen eilte er nach dorthin voraus, aber der Beginn der Feindseligkeiten war für ihn sehr unglücklich. Der junge Pfalzgraf Ruprecht, der größere Haufen nachführte, wurde in der Lausitz nicht nur von Rudolf von Sachsen geschlagen, sondern auch selber nebst vielen Rittern gefangen genommen. Fünftehalb Jahre brachte er im Kerker zu. Dann rückte auch Karl aus Böhmen mit einem Heere heran, vereinigte sich mit Waldemar und schlug sein Lager bei Heinersdorf zwischen Müncheberg und Fürstenwalde auf, wo von den versammelten Fürsten eine Commission gebildet wurde, welche über die Aechtheit Waldemar's entscheiden sollte. Da der Spruch zu seinen Gunsten ausfiel, so belehnte König Karl am 2. October 1348 Waldemar mit der Mark und ertheilte den Askaniern in Sachsen und Anhalt die Mitbelehnung; zugleich forderte er

das Land auf, Waldemar als Herrn anzuerkennen. Für den Beistand, den Karl ihm gewährte, trat Waldemar jenem die Lausitz ab.

Dann brach das Heer auf, Frankfurt zu belagern, wohin Ludwig sich geworfen hatte, doch schon nach wenigen Tagen hob Karl die Belagerung auf, kehrte nach Böhmen zurück und erklärte alle die in die Reichsacht, welche Waldemar nicht anerkennen würden. Dieser aber einigte sich mit seinen Vettern, den askanischen Fürsten, dahin, daß sie ihn nach seinem Tode beerben sollten, doch sollten die von Magdeburg zu Lehen gehenden Gebiete diesem anheimfallen.

Ludwig war es zwar nach dem Abzuge des Heeres gelungen, seinem Gegner mehrere Städte zu entreißen, doch fühlte er seine Kraft zu schwach gegen die des Kaisers und der Askanier. Deshalb überredete er den Grafen Günther von Schwarzburg die deutsche Krone anzunehmen, welche ihm durch die Wahl von Mainz, Pfalz, Brandenburg und Sachsen-Lauenburg im Januar 1349 übertragen wurde. Durch diese Maßregel bewirkte er einen plötzlichen und vollständigen Umschlag seiner Lage. Karl, besorgt um seine Krone, hielt eine Aussöhnung mit dem bayerschen Hause für das geeignetste Mittel, seine Würde zu behaupten. Er war damals Wittwer und vermählte sich im März mit einer Tochter des Pfalzgrafen Rudolf, eines nahen Verwandten von Ludwig. Die Askanier fürchteten mit Recht, der Kaiser möchte sie fallen lassen, um sich selber zu behaupten, und einigten sich dahin, daß die Fürsten von Anhalt nach Waldemar's Tode die Mark erhalten sollten, Sachsen dagegen die anhaltinischen Länder nebst einem Theil der Mark, und Magdeburg die Altmark. Sämmtliche Städte, die sich ihnen angeschlossen hatten, erkannten diesen Vertrag an und gelobten den Anhaltinern Treue.

Aber auch König Günther sah nach dem Uebertritt des Pfalzgrafen zur Partei Karl's seine Macht auf ernstliche Weise bedroht. Schon krank zog er dem Erzbischof von Mainz zu Hülfe, wurde aber selber durch Karl im Schlosse Eltvil im Rheingau belagert und mit ihm Ludwig, der sich zu ihm begeben hatte. Hier nun war es, wo Ludwig mit Karl verhandelte und in Folge dessen es übernahm, Günther zur Verzichtleistung auf die Krone zu bewegen. Dieser, durch seine Krankheit eben so sehr wie durch die Treulosigkeit der Wahlfürsten gebrochen, willigte ein die Krone niederzulegen. Er that dies Ende Mai 1349, erhielt von Karl 20,000 Mark als Abstandszahlung, starb aber schon wenige Tage nachher. Ludwig hatte versprochen, Karl als Kaiser anzuerkennen, ihm die Reichskleinodien auszuliefern, sich mit seinen Ländern von ihm belehnen zu lassen, nochmals auf die Ober-Lausitz zu verzichten, und ihm freien Weg durch Tyrol zu gewähren. Dagegen verpflichtete sich Karl, bei dem Papste zu bewirken, daß Bann und Interdikt, die so oft über Ludwig und seine Länder ausgesprochen waren, aufgehoben, und seine Ehe mit Margarethe Maultasch anerkannt würde. Er mußte ihm ferner die Mark, auch die Nieder-Lausitz eingeschlossen, so wie Tyrol zugestehen und sich sogar einer neuen Wahl unterwerfen, um dadurch den Beweis zu geben, daß

er nicht dem Papste, sondern den Wahlfürsten die Krone verdanke. Die Wahl wurde dann auch vorschriftsmäßig in Frankfurt vorgenommen, und Ludwig war persönlich bei der Krönung in Aachen zugegen, die im Juli erfolgte. Gleichzeitig wurde zunächst die Ehescheidung der Margarethe Maultasch von Johann, Karl's Bruder, von Seiten des Papstes ausgesprochen, da Johann sich anderweitig vermählen wollte.

Weniger günstig gestalteten sich anfangs die Dinge für Ludwig in der Mark, obgleich dies die Hauptsache für ihn war. Noch immer erkannte Karl hier Waldemar als Herr an, und Ludwig blieb nur der Weg der Gewalt übrig. Während die Askanier kräftige Hülfe durch Mecklenburg bekamen, dem nach Waldemar's Tode eine gleiche Theilung der Mark zugesagt war, gelang es Ludwig, seinen Schwager, den König Waldemar von Dänemark, auf seine Seite zu ziehen, der auch die Herzöge von Pommern-Stettin und Wolgast für Ludwig gewann und mit einem Heere in die Ukermark eindrang. Doch gleich anfangs wurde er von den Mecklenburgern in Strasburg eingeschlossen, und Ludwig der Römer, der während des älteren Ludwig's Abwesenheit in der Mark war und sein Heer dem des Königs anschließen wollte, erlitt im September durch die Mecklenburger bei Oberberg eine schwere Niederlage. Dennoch drang der König im Verein mit den Pommern bis Berlin vor, das er eine Zeit lang belagerte; bald aber wurden die Feindseligkeiten durch einen Waffenstillstand unterbrochen, der dadurch wichtig wurde, daß die Herren von Ruppin zu Ludwig übertraten, nachdem die beiden Städte Gransee und Wusterhausen ihnen abgetreten worden waren. Viele andere Vasallen und Städte folgten ihrem Beispiele.

König Waldemar hatte inzwischen bei Karl darauf gedrungen, die Angelegenheiten der Mark zum Austrag zu bringen, und dieser sah sich genöthigt, seinem Versprechen nachzukommen. Zuvor aber traten König Waldemar, der Herzog von Lauenburg so wie die beiden Markgrafen Ludwig der Aeltere und der Römer in Spremberg mit Rudolf von Sachsen, den Grafen von Anhalt, dem Herzog von Mecklenburg und den Gesandten des Erzbischofs von Magdeburg zusammen; Markgraf Waldemar war nicht gegenwärtig. Man einigte sich dahin, den König Magnus von Schweden zum Schiedsrichter zu wählen; dessen Urtheilsspruche wollte man sich unterwerfen und bis zu dieser Entscheidung die Waffen ruhen lassen. Darauf brach man nach Bautzen zum Kaiser auf, der eine große Menge von Fürsten um sich versammelt hatte. Hier warf der Kaiser den Askaniern vor, daß sie widerrechtlich einen fremden König zum Schiedsrichter verlangt und ohne seine Zustimmung eine Theilung der Mark verabredet hätten; dann setzte er eine Commission ein, welche die Aechtheit Waldemar's nochmals untersuchen sollte. Daß die Askanier unter solchen Umständen sich nicht länger in der Versammlung aufhielten, ist leicht begreiflich. Jene Ritter und Herren, die den Urtheilsspruch abgeben sollten und die sämmtlich der bayerschen Partei angehörten, erklärten, daß, wenn

sie schwören sollten, ob Waldemar ächt oder falsch sei, sie lieber sprechen und schwören wollten, daß es der Markgraf Waldemar, Markgraf Conrad's zu Brandenburg sel. Sohn, nicht wäre, als daß er es wäre. Auf diese Erklärung hin belehnte darauf den 16. Februar 1350 Karl feierlichst den Markgrafen Ludwig und seine beiden Brüder Ludwig und Otto mit der Mark und der Lausitz, mit der Kurstimme und dem Erzkämmerer-Amte, und erließ an die Waldemar'schen Städte in der Mark die Erklärung, daß er Ludwig die Mark zurückgegeben habe, da dieser vor dem ganzen Reiche beweisen wolle, er, der Kaiser, sei in Bezug auf Waldemar gänzlich betrogen. Wie diese Beweisführung auf dem Reichstage zu Nürnberg im April geführt worden, ist unbekannt, nur das steht fest, daß weder die Askanier noch Ludwig zu demselben sich einfanden, daß aber Karl die Mark aufforderte, ferner nicht dem anzuhangen, den man Markgraf Waldemar nenne, da dieser unrecht sei, vielmehr Ludwig zu gehorsamen. Vergeblich baten Städte und Mannen den Kaiser, sie bei Waldemar zu lassen, dem sie auf sein Geheiß Treue geschworen; der Kaiser wies sie ausdrücklich an, von dem Unglaublichen zu lassen und Ludwig als Erbherrn anzunehmen.

Die askanischen Fürsten, vom Kaiser verlassen, suchten nach Möglichkeit wenigstens das zu behaupten, was sie von der Mark inne hatten. Die Städte und Mannen daselbst hatten zwar Waldemar gehuldigt, jetzt aber beeilten sich die Askanier die Erbhuldigung anzunehmen. Der Krieg mußte abermals Entscheidung herbeiführen; in ihm erhielt Ludwig dadurch ein bedeutendes Uebergewicht, daß es ihm gelang, Mecklenburg zu sich herüber zu ziehen; er leistete nämlich auf die Lehnsherrschaft über das Land Stargard Verzicht und überließ ihm Fürstenberg, das er erobert hatte. Noch glücklicher war er im folgenden Jahre 1351. Der Bischof von Havelberg söhnte sich mit ihm aus, die ganze Altmark und ein Theil der Prignitz schlossen sich ihm theils freiwillig an, theils wurden sie gewaltsam unterworfen; auch Berlin und Cöln traten zu ihm über, und selbst der Erzbischof von Magdeburg schloß Frieden, nachdem ihm 5000 Mark als Entschädigung zugesichert waren, wofür die Vogtei Tangermünde und das Land Jerichow als Unterpfand gegeben wurden. Waldemar blieben am Schluß des Jahres 1351 nur die Ukermark, so weit sie nicht von Pommern besetzt war, und die Städte Nauen, Brandenburg und Görzke.

Jetzt erst (am 24. December 1351) führte Ludwig aus, was er schon zu Ende des vorigen Jahres beabsichtigt hatte. Er übergab zu Luckau die Mark seinen beiden Brüdern Ludwig dem Römer und Otto und zog sich nach Bayern zurück, um dort den Rest seines vielbewegten Lebens in Ruhe zuzubringen. Erst 1359 wurde der Bann, der noch immer auf ihm lastete, aufgehoben und seine Ehe für gültig erklärt. Er starb 1361 eines plötzlichen Todes, seine Gemahlin Margarethe Maultasch 1366.

2. Ludwig II. der Römer. 1351—1365.
3. Otto der Faule. (1351) 1365—1373.

Der dritte Sohn des Kaisers Ludwig, Ludwig der Römer, wurde 1328 in Rom geboren, als der Vater daselbst die Kaiserkrone empfing. Er folgte seinem ältesten Bruder in der Regierung der Mark nach früher geschlossenen Verträgen. Nämlich schon 1334 hatten die Brüder einen Erbvertrag der Art festgesetzt, daß sie sich gegenseitig beerben sollten, falls einer von ihnen mit dem Tode abginge ohne Söhne zu hinterlassen. 1338 wurde dieser Vertrag erneuert, der Vater bestätigte ihn und belehnte die Söhne zur gesammten Hand mit Bayern und der Mark. Noch später, im Jahre 1349, als die Aussöhnung mit Kaiser Karl erfolgt war, wurde eine Theilung des Landes der Art vorgenommen, daß die drei Brüder Ludwig der Aeltere, Ludwig der Römer und Otto außer mehreren kleineren Besitzungen Ober-Bayern und die Mark, dagegen Stephan, Wilhelm und Albrecht Nieder-Bayern so wie die Grafschaften Holland, Seeland und Friesland, welche der Familie durch Erbschaft angehörten, erhalten sollten. Jede dieser beiden Hauptlinien sollte für sich unter einander erben, und erst dann, wenn eine ganze Linie in ihren einzelnen Zweigen ausgestorben wäre, sollte die andere eintreten. Endlich hatten die drei erstgenannten Brüder in dem erwähnten Vertrage zu Luckau 1351 eine Theilung der Art vorgenommen, daß Ludwig der Aeltere Ober-Bayern und die sonstigen Besitzungen in Süd-Deutschland erhalten, die Mark aber und die Lausitz den beiden jüngeren Brüdern zufallen sollten. Stürbe einer von ihnen ohne Erben, so sollten die beiden andern sein Land theilen. Ueberdies aber hatte sich Ludwig der Aeltere die Kurwürde auf Lebenszeit vorbehalten.

Zufolge dieses Uebereinkommens nun übernahm Ludwig der Römer die Brandenburgischen Länder und empfing die Huldigung. Dann begab er sich mit Beginn der besseren Jahreszeit 1352 zum Heere, um den Krieg fortzusetzen. Derselbe wurde mit schwankendem Glücke geführt und schien eine Zeit lang für Ludwig eine schlimme Wendung nehmen zu wollen, da Pommern-Wolgast und der Erzbischof von Magdeburg wieder auf Seite der Askanier traten. Durch kluge Verhandlungen erreichte Ludwig 1354 jedoch, was seinen Waffen nicht gelungen war. Zunächst ordnete er sein Verhältniß mit Pommern-Stettin. Dasselbe hatte bedeutende Theile der Ukermark, welche Waldemar als Unterpfand an Mecklenburg überlassen, letzterem entrissen. Ludwig überließ nun davon dem Herzog Barnim die Schlösser und Städte Stolpe, Angermünde, Schwedt, Zichow und Brüssow mit ihrem Gebiete als Eigenthum, und erhielt dagegen die übrigen Eroberungen heraus. Dann schloß er Frieden mit Magdeburg. Der Erzbischof erhielt die Stadt Sandow und die Länder Kamern, Klitz,

Jerichow und Schollene d. h. das Land zwischen Elbe und Havel, das seitdem bei Magdeburg verblieben ist, wogegen er versprach, die ihm früher überwiesenen Besitzungen in der Altmark gegen Geldentschädigung auszuliefern. Pommern-Wolgast behielt vorläufig die Stadt Pasewalk und die beiden Schlösser Alt- und Neu-Torgelow, die es von Waldemar als Unterpfand für Kriegskosten erhalten hatte und die es nach späterem Vertrage für 13,000 Mark wieder herausgeben wollte. Der Herzog von Sachsen endlich wurde ebenfalls durch eine Geldsumme abgefunden, für welche bis zu erfolgter Zahlung die Herrschaft Zossen und die Vogtei Saarmund verpfändet werden mußten.

Unter solchen Umständen waren die Fürsten von Anhalt auf ihre eigene Kraft angewiesen und sahen sich zu einem Vergleich mit Ludwig genöthigt. Derselbe kam den 27. Februar 1355 unter folgenden Bedingungen zu Stande. Der Markgraf Waldemar verzichtete auf die Mark und alle mit derselben verbundenen Rechte zu Gunsten Ludwig's und überließ diesem die noch in seinem Besitze befindlichen Vogteien Prenzlow und Templin, sowie die Städte Brandenburg und Görzke. Dagegen sollte Ludwig 10,000 Mark an die Fürsten von Anhalt als Entschädigung zahlen und ihnen jene Gebiete einstweilen als Unterpfand lassen, da er unvermögend war, sogleich baare Zahlung zu leisten. Anfang März entband Waldemar die letzten treuen Anhänger ihres Eides und ging darauf nach Dessau, wo er 1357 starb; er wurde im fürstlichen Erbbegräbniß der dortigen Schloßkirche beigesetzt.

Bei der von Kaiser Karl wiederholt angestellten Untersuchung über die Aechtheit Waldemar's ist das eigenthümliche Verfahren beobachtet worden, daß das erste Mal nur von der askanischen, das zweite Mal nur von der bayerschen Partei ein Urtheil abgegeben wurde. Es kann demnach nicht auffallen, daß die Meinung über seine Aechtheit nicht bloß bei den Zeitgenossen eine getheilte war, sondern auch eine getheilte geblieben ist bis auf diesen Tag, da auch die neuesten Forschungen nichts thatsächlich Entscheidendes ermittelt haben. Wir haben deshalb seine Geschichte ausführlicher erzählt, damit der Leser sich selber sein Urtheil darüber bilden möge. Hier nur die kurze Bemerkung: Es liegt allerdings nahe, aus dem rücksichts- und rechtlosen Verfahren Karl's gegen die Askanier die Ansicht herzuleiten, daß er mit dem Auftreten Waldemar's nur seine Krone habe behaupten wollen, und daß das Gefühl der Schuld ihn gedrückt habe; die Geisteskrankheit des wahren Waldemar, von der ein Zeitgenosse spricht, läßt freilich Vieles möglich finden, was sonst unglaublich erscheinen würde; dagegen fehlt der Nachweis ganz, daß man den ehrenwerthen, angesehenen Männern seiner nächsten Umgebung so große Schwäche und Kurzsichtigkeit zuschreiben müsse, daß auch nicht Einer sich dem Vorhaben des geisteskranken Fürsten entgegengestellt hätte, und ohne Mitwissen derselben läßt sich doch die Wegführung der Leiche von Bärwalde nach Chorin und die Beisetzung am letzteren Orte nicht denken. Daß der Kaiser den Waldemar nicht als Betrüger bestrafte, ja nicht

einmal ihn so nannte — was als Beweis für dessen Aechtheit angeführt wird — kann sehr wohl aus seiner Mitschuld erklärt werden; er konnte die Askanier nicht des Betruges beschuldigen, dessen Urheber er selbst gewesen sein mag. Wenigstens bleibt es auffallend, daß er den Prätendenten fallen ließ, sobald nur durch die Aussöhnung mit den Bayern seine Krone gesichert war, und daß er bei den Verhandlungen zu Bautzen den König Waldemar von Dänemark aus eigenen Mitteln für seine Kriegskosten mit 16,000 Mark Silbers entschädigte. Daß schließlich die Askanier bei der Behauptung, er sei der ächte Waldemar, beharrten, erklärt sich ganz von selbst aus ihrer ganzen Stellung. — Die Angabe, daß ein Müller Jäkel Rehbock aus dem Dorfe Hundeluft oder ein Bäcker Maenecke aus Beelitz, der eine Zeit lang Schildknappe Waldemar's gewesen, die Rolle des Betrügers übernommen habe, bedarf wohl keiner Widerlegung.

Daß das Land schwer in diesem langen Kriege gelitten hatte und sich nach Ruhe und Erholung sehnte, liegt nur zu nahe. Die Mittel waren so erschöpft, daß man es beim Markgrafen durchsetzte, ihm einen controllirenden Rath zur Seite zu stellen, um nur einigermaßen Ordnung in die Finanzen zu bringen. Ebenso mußte er auch das Versprechen geben, die Landesämter nicht mit Fremden, sondern mit Eingebornen zu besetzen, was allerdings jetzt um so eher geschehen konnte, als der innige Zusammenhang der Mark mit Bayern aufhörte, der unter Ludwig dem Aeltern bestanden hatte. Die Parteiwuth, die Jahre lang das Land zerfleischt, konnte sich auch lange nach dem Abtreten Waldemar's nicht mäßigen, ungeachtet Ludwig strenge Verordnungen erließ, daß das Geschehene nicht Gegenstand gerichtlicher Klage werden sollte. Auch mußten harte Maßregeln gegen die Räubereien ergriffen werden, zu denen die Noth und die Verwilderung des Lebens Viele veranlaßt hatte.

Wenn sich auch die Bayern nach langen Kämpfen in der Mark behauptet hatten, so ruhte doch ihr bitterster Feind, Kaiser Karl, nicht, ihnen das Land zu entreißen, indem er Zwietracht in der Familie säete oder sie klug benutzte. Durch die goldene Bulle, das berühmte Reichsgesetz, durch welches er 1356 die inneren Angelegenheiten des Reiches ordnete, entzog er Ludwig dem Aelteren die Kurwürde, die derselbe sich vorbehalten hatte, und übertrug sie auf Ludwig den Römer. Als dann der ältere der Brüder 1361, und sein einziger Sohn Meinhard 1362 starb, riß Oesterreich Tyrol, Herzog Stephan von Nieder-Bayern Ober-Bayern an sich, das an die brandenburgischen Fürsten hätte fallen müssen. Ihnen versprach auch Kaiser Karl seinen Schutz, als darüber ein Bruderkrieg auszubrechen drohte, und bewog sie, im März des Jahres 1363 zu Nürnberg einen Erbvertrag mit seinem Hause der Art einzugehen, daß sie den damals 2 Jahr alten Sohn des Kaisers, Wenzel, zu ihrem Erben einsetzten, falls sie ohne Kinder stürben. Diese Erbfolge sollte sich nicht nur auf Wenzel und seine männlichen Nachkommen erstrecken, sondern auch auf seine jüngeren Brüder ꝛc., und schon jetzt nahmen diese alle den Titel

„Markgrafen von Brandenburg und der Lausitz" an, und der Kaiser kam mit seinem Sohne Wenzel nach der Mark und empfing für ihn die Eventualhuldigung.

Um das Band, das beide Familien umfassen sollte, noch enger zu knüpfen, wurde gleichzeitig Otto, der 1360 die Mitregierung angetreten hatte, mit der 5 Jahr alten Tochter des Kaisers, Elisabeth, verlobt — die Vermählung sollte 7 Jahre später stattfinden — und Otto wie sein Bruder Ludwig der Römer erklärten sich 1363 bereit, die Neumark, Lebus und den Barnim an Böhmen zu überlassen, sobald nach der Hochzeitsfeier die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer als Mitgift übergeben würden. Und dies Versprechen erfolgte gerade zu der Zeit, als der Kaiser dem Herzog Stephan Ober-Bayern zusprach und ihm gelobte, den märkischen Bayern keine Unterstützung zu gewähren, falls sie ihm das Land mit Gewalt nehmen wollten. Man würde das Benehmen der letzteren gar nicht begreifen können, wenn man nicht das Verhältniß in Betracht ziehen müßte, in welchem sie damals zu dem Erzbischof Dietrich von Magdeburg standen. Dieser, im engsten Einverständnisse mit dem Kaiser und dessen Absichten mit großer Gewandtheit fördernd, hatte die Geldbedürftigkeit der Markgrafen klug benutzt und sie 1362 im Vertrage zu Tangermünde vermocht, ihm auf drei Jahre die Verwaltung der Mark zu überlassen, und so sehr hatte er ihr Vertrauen zu gewinnen gewußt, daß sie unbedingt seinen Rathschlägen Folge leisteten.

Darüber starb Ludwig II. 1365 hin, ohne Kinder zu hinterlassen. Seine Leiche soll in der Klosterkirche zu Berlin neben der seiner ersten Gemahlin Kunigunde von Polen, mit der er 1352 bis 1357 vermählt gewesen war, ihre Ruhestätte gefunden haben. (Seine zweite Gemahlin Ingeburg von Mecklenburg überlebte ihn.) Otto, nun alleiniger Herr der Mark und noch schwächer als sein Bruder, war seitdem vollends in den Händen des Kaisers und hat deshalb den Beinamen „der Faule" erhalten. Er überließ, noch 1365, dem Kaiser die Verwaltung seines Landes auf sechs Jahre, und dieser stellte ihm nun einen Rath von Ausländern zur Seite, deren Willen der schwache Fürst anheimgegeben war. So kam es denn, daß es sich Otto 1366 ruhig gefallen ließ, statt der verlobten Braut Elisabeth deren ältere Schwester Katharina, Wittwe des Herzogs Rudolf von Oesterreich, zu erhalten, und ebenso die Lausitz an den Kaiser abzutreten.

Schon Kaiser Ludwig von Bayern hatte von seinem Schwiegersohne, dem Markgrafen Friedrich von Meißen, Geld geliehen, und ebenso seine Söhne, ohne daß Friedrich hinlängliche Sicherheit für sein Darlehn empfangen hatte. Nach längeren Verhandlungen wurden ihm endlich 1350 Besitzungen in der Lausitz als Unterpfand übertragen, und neue Anleihen veranlaßten, daß er 1355 in den Pfandbesitz der gesammten Lausitz kam, wozu 1360 Kaiser Karl seine Einwilligung gab. Seitdem aber ging Letzterer, der bereits Hoyerswerda und Spremberg gekauft hatte, mit dem Gedanken um, das

ganze Land an Böhmen zu bringen. Bereits 1364 löste er mit Einwilligung der Markgrafen die Lausitz für 21,000 Mark und 10,000 Schock für seinen Sohn Wenzel von Meißen ein und übergab sie als Pfandbesitz dem Herzog Bolko von Schweidnitz, dem Oheim seiner Gemahlin, auf Lebenszeit. Als bald darauf Otto alleiniger Herr der Mark geworden war, überließ er seinem Schwiegervater für jene Pfandsumme die Lausitz 1367 als Eigenthum, nur daß der Kaiser noch eine Nachzahlung leistete, welche auf dem Reichstage zu Nürnberg 1368 auf etwa 13,000 Schock bestimmt wurde.

War der Kaiser durch diese Erwerbung seinem Ziele näher gekommen, so trat doch gleich darauf eine bedenkliche Wendung der Dinge ein, als Nicolaus v. Bismarck von Otto an den Hof berufen wurde. Indem es diesem Manne gelang, die fremden Rathgeber zu entfernen und dem Markgrafen über die Absichten des Kaisers die Augen zu öffnen, versuchte er, wo möglich noch in letzter Stunde das Verderben abzuwenden. Zunächst kam es darauf an, Gelder flüssig zu machen, um die noch immer in fremden Händen befindlichen Pfandschaften an Brandenburg zurückzubringen, dann aber sich dem Kaiser entschieden gegenüber zu stellen. Um Ersteres zu errreichen, verkaufte er das Münzrecht an die Münzstädte des Landes und gewann auf diese Weise die Mittel, die Vogteien Prenzlow und Templin, sowie die Städte Brandenburg und Görzke von Anhalt gegen 10,000 Mark wieder einzulösen. Darauf wurden Verbindungen mit den benachbarten Fürsten angeknüpft, um die bedeutenden Pfandschaften zu erobern, welche Mecklenburg inne hatte; aber gerade während dieses Krieges wurde über das Schicksal der Mark entschieden. Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1370 verlangte der Kaiser von Otto die sofortige Abtretung der Mark, und als dieser sich entschieden weigerte, erklärte er ihm den Krieg. Otto suchte nun in der Aussöhnung mit seinem Bruder Stephan Rettung: ihnen schloß sich auch der Kurfürst Ruprecht von der Pfalz an und, was von besonderer Wichtigkeit war, auch König Ludwig von Polen und Ungarn. Bereits im Frühjahr 1371 rückte ein bayersches Heer, geführt von Stephan's Sohn Friedrich, in die Mark. Otto ließ diesem seinen Neffen in Folge der früheren Erbeinigung, die er mit seinem Bruder erneut hatte, vom Lande die Huldigung leisten; der Kaiser erwiderte dies dadurch, daß er von der Lausitz her in die Mark einfiel, während die Herzöge von Lauenburg, Mecklenburg und Stettin, die mit dem Kaiser verbunden waren, von der andern Seite her Otto's Länder angriffen. Die Hülfe jedoch, die den Bayern von verschiedenen Seiten zugesagt wurde, bestimmte den Kaiser zu einem Waffenstillstand auf $1^1/_2$ Jahr, während welcher Zeit er namentlich König Ludwig, wiewohl vergeblich, auf seine Seite zu ziehen suchte. Mecklenburg hatte während des kurzen Krieges an seinen märkischen Pfandschaften in der Prignitz wie in der Ukermark Verluste erlitten, der Kaiser zog es aber dadurch wieder auf seine Seite, daß er ihm namentlich das verloren gegangene Liebenwalde als Pfand für 12,000 Mark zusicherte, die übrigen Pfänder als erbliches Lehen zu-

sprach und ferner noch die Belehnung mit der Prignitz und die Verpfändung von Havelberg hinzufügte. Plötzlich brach er dann 1373 in die Mark ein und griff Otto an, der ebenfalls nicht müßig gewesen war, sich nach Kräften zu rüsten. Er entnahm zu dem Zwecke von seinem Bruder und dessen Söhnen 200,000 Rfl. und verpfändete ihnen dafür die Altmark und Prignitz, deren Einwohner seinem Neffen Friedrich als Pfandherrn huldigen mußten. Ehe jedoch noch Ludwig von Ungarn heranzog, hatten der Kaiser und seine Bundesgenossen den Bayern eine Feste nach der andern entrissen, ungeachtet sie kräftigen Widerstand fanden. Um nicht Alles zu verlieren, sahen sich Otto und Friedrich endlich genöthigt, am 15. August 1373 in dem Lager des Kaisers vor Fürstenwalde in die Bedingungen einzugehen, welche derselbe ihnen vorschrieb. Der Kaiser zahlte für die Mark 500,000 Goldgulden, außerdem sollte Otto zwölf Städte und Schlösser in der Oberpfalz erhalten, die der Kaiser mit 100,000 Goldgulden von den bayerschen Herzögen einlösen durfte, falls Otto ohne Söhne stürbe. Otto sollte überdies die Kurwürde und das Erzkämmerer-Amt auf Lebenszeit behalten.

Nachdem Otto das Land dem Kaiser und seinen Söhnen überwiesen hatte, zog er sich nach dem Schlosse Landshut in Bayern zurück, wo er 1379 starb.

So endete die Herrschaft des Hauses Bayern oder Wittelsbach in der Mark, welche diesen Fürsten wie dem Lande wenig Freude und Segen gebracht, das unter den Askaniern blühende Land schrecklich verwüstet, und den sittlichen Halt der Bevölkerung gänzlich untergraben hat. So bedeutend auch die Summe war, die den Bayern als Entschädigung gezahlt wurde, so deckte sie doch die Summen nicht, welche es gekostet hatte, das Land zweimal für sie zu gewinnen und zu behaupten. Alle Anstrengungen waren vergebens gewesen, und die beständigen Kriegswirren hatten den Bayern nicht Zeit gelassen, für das Wohl des Landes Sorge zu tragen. „Wer Unrecht säet, wird Mühe erndten!“ Dies Wort möchte man auf Kaiser Ludwig anwenden, als derselbe die Mark den Näherberechtigten entriß, um die Größe seines Hauses zu mehren; das Unrecht des Vaters, als er seinen Erstgebornen mit der Mark belehnte und das askanische Haus ganz überging, hat seinen Söhnen die bittersten Früchte getragen.

VII. Die Luxemburger.

1373—1415.

Kaiser Karl hatte die Mark für eine verhältnißmäßig schwere Summe Geldes erkauft. Das noch vorhandene Landbuch, das er in der Mark zusammenstellen ließ, um die Finanzen zu regeln, weist nur ein landesherrliches jährliches Einkommen von 6500 Mark nach, so daß jene 600,000 Gulden oder 150,000 Mark nur 4⅓ Procent einbrachten, während der damalige Zinsfuß 10 Procent betrug. Aber Karl brachte dies nicht unbedeutende Opfer, um seine Hausmacht zu vergrößern und sein Besitzthum abzurunden. Die Art und Weise jedoch, wie er auf Schlangenwindungen sich in den Besitz des Landes gesetzt hatte, brachte seiner Familie keinen Segen, das unrecht erworbene Gut kam nicht auf den dritten Erben. Abermals stellt sich uns ein trostloses Bild von unserem Vaterlande dar; noch eine lange Laufbahn der Noth und des Unglücks sollte durchlaufen werden, ehe geordnetere Zustände eintraten.

1. Wenzel. 1373—1378.

Nachdem Otto die Mark ihres Eides gegen ihn entlassen und sie an den Kaiser sowie an dessen Sohn Wenzel gewiesen, nachdem ferner Herzog Friedrich zugleich im Namen seines Vaters und seiner Brüder seinen Ansprüchen entsagt hatte (Pfalz-Bayern verzichtete erst ein Jahr später auf die Mark), belehnte der Kaiser im October 1373 seine Söhne Wenzel, Siegmund und Johann, und falls diese ohne Kinder stürben, seinen Bruder Johann, Markgrafen von Mähren, und dessen Erben mit der Mark, und ließ von den Nachbarn die Uebernahme der Mark durch seine Familie noch durch besondere Verträge bestätigen. Darauf bewog der Kaiser die Stände der Mark, in die Erbeinigung der Mark mit Böhmen der Art einzuwilligen, daß das Land auf ewige Zeiten mit Böhmen vereint bleiben sollte.

Wenzel war erst 12 Jahr alt, als er zum Markgrafen von Brandenburg ernannt wurde, deshalb übernahm der Kaiser selber die Regierung hierselbst, die dem Lande zu großem Segen gereichte, so daß sein nur zu bald eintretender Tod um so mehr zu beklagen war, als dadurch die großen Pläne ins Stocken geriethen, die er zu Gunsten des neu erworbenen Landes entworfen hatte. Den Frieden nach außen sicherte er durch Verträge mit den Nachbarn, Pommern bestätigte er die Pfandschaft von Pasewalk und Torgelow, dagegen mußte Mecklenburg der Prignitz entsagen und verlor auch seine Besitzungen

in der Ukermark. Er verabredete nämlich 1376 eine Vermählung seines jüngsten Sohnes Johann mit einer mecklenburgischen Prinzeß, ließ sich die oben genannten Orte Liebenwalde, Zehdenick, Strasburg und Fürstenwerder sogleich abtreten, und versprach der Braut 6000 Mark zu zahlen. Die Vermählung kam zwar nicht zu Stande, doch blieben die genannten Besitzungen bei der Mark, ohne daß bekannt ist, unter welchen Bedingungen. Die beiden Flüsse Oder und Elbe, welche von Böhmen und Schlesien aus schiffbar gemacht wurden, ersah er als die geeignetsten Handelsstraßen zur Verbindung seiner Erbländer mit dem Meere. Wie an ersterem Frankfurt ein Hauptstapelort war, so beabsichtigte er, für die Elbe Tangermünde zu einem solchen zu erheben, und knüpfte zu dem Ende auch persönlich in Lübeck Unterhandlungen mit der Hansa an. Hier in Tangermünde ließ er auch ein prächtiges Schloß für sich bauen und seine beiden Söhne Siegmund und Johann daselbst erziehen. So reichte seine Macht von der Donau bis an die Ostsee; der Handel, der im Südosten bis in's griechische Reich ging, dehnte sich nordwestlich bis an die Nordsee aus; der Wohlstand aber und die Bildung, die Karl in seinen Erblanden verbreitet hatte, namentlich in Prag, schien auch auf die Mark übergehen zu sollen.

Noch kurz vor seinem Tode theilte der Kaiser seine Länder unter seine Söhne der Art, daß der jüngste derselben, Johann, damals erst acht Jahre alt, das Land über Oder d. h. die Neumark erhalten sollte, sowie einzelne Gebiete in der Ober- und Nieder-Lausitz. Der zweite Sohn Siegmund bekam die ganze übrige Mark Brandenburg, der älteste, Wenzel, Böhmen, Schlesien und die übrige Lausitz. Demzufolge überwies Wenzel im Juni 1378 die Mark an Siegmund und bestimmte, daß, wenn derselbe ohne männliche Erben stürbe, sein Land auf Johann übergehen, daß aber dann dessen Gebiete in der Lausitz an Böhmen fallen sollten. Stürbe auch dieser ohne Söhne, so sollte die gesammte Mark wieder mit Böhmen vereinigt werden.

2. Siegmund. 1378—1397 u. 1411—1415 } Kurfürsten von
3. Jobst. 1397—1411 } Brandenburg.

4. Johann. (1378) 1388—1396 Herr der Neumark, in der Ober- und Nieder-Lausitz.

Markgraf Siegmund war 10 Jahre alt, als er die Regierung in der Mark selber, ohne einen Vormund, antrat. Seitdem begann abermals eine wo möglich noch traurigere Zeit für das Land als je zuvor. Nur einmal ließ er sich während seiner Regierungszeit in der Mark sehen, im übrigen dieselbe durch Statthalter regieren, denen es an Macht und Mitteln fehlte, Ruhe und Sicherheit im Inneren wie nach außen aufrecht zu erhalten, da sämmtliche baare Einkünfte von Siegmund bezogen wurden. Zu diesem für das Land so unglücklichen

Verhältnisse gab die Bewerbung Siegmund's um die reiche Prinzeß Maria von Polen und Ungarn die Veranlassung. Sie war die Tochter des obengenannten Königs Ludwig; ihre Verlobung fand 1382 statt, als Siegmund also 14 Jahr alt war, und dieser empfing gleich damals die Erbhuldigung in Polen. Leider aber starb Ludwig wenige Monate später, und vergeblich suchte nun Siegmund die Krone Polens für sich zu gewinnen. Eben so wenig glückte es ihm in Ungarn, wo zwar seine Verlobte Maria zum König gekrönt, ihm aber kein Antheil an der Regierung zugestanden wurde. Dazu kam, daß die Königin Wittwe Elisabeth ihm wenig gewogen war und Polen für ihre jüngere Tochter Hedwig zu erhalten suchte. Siegmund brach deshalb mit ungarischen und brandenburgischen Schaaren in Polen ein und suchte sich gewaltsam als König aufzudrängen, doch sein Bemühen war vergeblich. Hedwig's Anhang wuchs je länger je mehr, und bereits 1384 wurde sie in Krakau als Königin gekrönt. Durch ihre Vermählung mit dem Großfürsten Wladislaw Jagiello von Lithauen 1386 wurden Polen und Lithauen zu einem Ganzen verbunden, und Siegmund mußte der Hoffnung entsagen, Polen für sich zu gewinnen.

Auch der Besitz von Ungarn schien ihm nicht zu Theil werden zu sollen. Maria war zwar als Königin anerkannt und regierte mit ihrer Mutter Elisabeth, doch die Ungarn, unzufrieden mit beiden, riefen den König Karl III. von Neapel, einen Verwandten des verstorbenen Königs Ludwig, herbei, um ihm die Krone zu übertragen. Da söhnte sich Elisabeth mit Siegmund aus, vermählte Maria mit ihm, konnte aber nicht verhindern, daß Karl III. am Schlusse des Jahres 1385 zu Ofen als König von Ungarn gekrönt wurde. Aufgebracht darüber wußte Elisabeth denselben an sich zu locken, und ließ ihn bei einer Unterredung ermorden (1386). Aber der Mörder wurde durch die zahlreichen Anhänger Karl's getödtet, die Königin Mutter ertränkt, Maria gefangen fortgeführt. Da jedoch eilte Siegmund, der schon vor Karl's Krönung nach Deutschland gegangen war um Geld aufzutreiben und Truppen zu werben, mit einem Heere herbei, und erzwang die Freilassung seiner Gemahlin und seine Anerkennung als Generalcapitain von Ungarn, und im folgenden Jahre 1387 seine feierliche Krönung.

Um die schweren Kosten von alle dem zu bestreiten, hatte Siegmund von seinem Vetter, dem Markgrafen Jobst von Mähren, dem Sohne von Karl's IV. Bruder Johann, Gelder entliehen und dafür eine große Anzahl von Schlössern, Städten und Districten in Ungarn als Unterpfand einräumen müssen. Um diese einzulösen, faßte er den Entschluß, die Mark zu verpfänden. 1388 beschied er Abgeordnete des Landes zu sich nach Ungarn, die jedoch nur die Zeugen dieser Verpfändung abgaben. Für 565,263 Gulden wurde (im Mai) die Mark dem Jobst von Mähren übergeben mit der Bedingung, daß Siegmund dieselbe innerhalb der nächsten fünf Jahre wieder einlösen könne. Geschähe dies nicht, so sollte die Mark Eigenthum des Pfandbesitzers

werden, auch sollte die Kurwürde und das Erzkämmerer-Amt von dem Lande nicht getrennt werden. Um seine Brüder zur Zustimmung zu bewegen, hatte er Wenzel die Auszahlung der Jahrgelder erlassen, die ihm nach Anordnung Karl's aus Böhmen zustanden, und seinem näheren Erbrecht an der Krone Böhmen zu Gunsten Johann's entsagt. Zugleich wurde diesem jüngsten Bruder Johann, der nun mündig geworden war, das Land über Oder eingeräumt, so daß dies nicht in den Pfandbesitz der mährischen Vettern überging. Darauf ging Jobst nach der Mark, die Huldigung anzunehmen, welche im Fall seines Todes zwar auch auf seinen Bruder Procop ausgedehnt wurde, wobei jedoch Jobst sich ausdrücklich vorbehielt, die Mark bei seinen Lebzeiten auch einem andern Herrn überweisen zu dürfen.

Die Einlösung des Landes blieb Siegmund unmöglich, und die Mark hätte deshalb 1393 mit der Kurwürde und dem Erzamte an Jobst übergehen müssen, wenn nicht die Verhältnisse letzterem so ungünstig gewesen wären, daß noch mehrere Jahre vergingen, ehe ihm der Besitz rechtlich zugesprochen wurde. Wenzel war nämlich seit seines Vaters Tode 1378 König von Deutschland geworden, seine Regierung im Reiche war aber eine ebenso schwache und verächtliche, wie sie in seinen Erblanden, in Böhmen, eine tyrannische war. Während sich im südwestlichen Deutschland die Städte zu gemeinschaftlichem Schutze mit einander verbanden und ebenso der niedere Adel in Gesellschaften zusammentrat, theils mit den Städten, theils mit dem höheren Adel in beständiger Fehde begriffen, war auch der Herrenbund in Böhmen gegen die Gewaltthätigkeiten Wenzel's zusammengetreten und hatte die Hülfe Siegmund's in Anspruch genommen, der sich zu diesem Zwecke mit Jobst von Mähren, Albrecht von Oesterreich und Wilhelm von Meißen verband. Jobst überfiel Wenzel, setzte ihn im Mai 1394 gefangen, und ließ sich zum Hauptmann von Böhmen ernennen. Damit war aber der jüngste Bruder Johann unzufrieden; er drang mit einem Heer in Böhmen ein, ließ sich die Thronfolge zusichern und erzwang die Freilassung Wenzel's im August 1394. Procop hatte sich ihm angeschlossen und gerieth darüber mit seinem Bruder Jobst in Feindseligkeiten. Dies benutzte Siegmund, sich 1395 von letzterem zum Erben der Mark einsetzen zu lassen, wogegen Procop vergeblich protestirte. Kaum hatte Wenzel jedoch seine Freiheit wieder erhalten, so verfuhr er nach gewohnter Weise, zerfiel auch bald mit seinem Bruder Johann und hielt ihn einige Zeit in Prag gefangen. Schon 1396 im März starb Johann an Gift, sein Land über Oder fiel nach früherem Vertrage an Siegmund, das Uebrige an Wenzel.

Siegmund hatte sich inzwischen mit seinem Bruder ausgesöhnt, war zum General-Statthalter von demselben eingesetzt worden und hatte einen Frieden zwischen Wenzel und Jobst so wie den böhmischen Herren herbeigeführt. Ja als die Türken Ungarn bedrohten und Siegmund sich zum Kriege gegen dieselben rüstete, trat Jobst in

Böhmen an seine Stelle. Diese Zeit der Freundschaft mit Wenzel benutzte Jobst, die Belehnung der seit 1393 ihm zugefallenen Mark zu erhalten. Ungeachtet er erst zwei Jahre zuvor Siegmund zum Erben in der Mark eingesetzt hatte, übertrug er diese Erbschaft 1397 auf König Wenzel, erhielt dafür von diesem die Nieder-Lausitz auf Lebenszeit, die Ober-Lausitz auf fünf Jahre überwiesen, und wurde am 3. April 1397 feierlichst zu Prag mit der Mark und zugleich mit der Kurwürde und dem Erzkämmerer-Amte belehnt. Da er jedoch gleich darauf wieder mit Wenzel zerfiel, wurde ihm erst 1400 nach erfolgter Wiederaussöhnung der übliche Lehnsbrief ausgestellt, und ungeachtet Wenzel sein Erbrecht auf die Mark zu Gunsten seines Bruders Siegmund aufgab, ließ er doch Jobst im Besitze der Lausitz.

Die Trägheit des Königs Wenzel — er wurde der Faule genannt — veranlaßte, daß die rheinischen Kurfürsten seine Absetzung beschlossen; sie wählten 1400 den Kurfürsten von der Pfalz, Ruprecht, zum Könige, doch war auch dieser nicht der Mann, der sich Ansehen zu verschaffen wußte. Es kam auch nicht zu Feindseligkeiten zwischen beiden Königen, ja Wenzel wollte Ruprecht sogar die Königswürde zugestehen, wenn ihm nur die kaiserliche bliebe. Bald brachen dagegen zwischen ihm und Siegmund neue Feindseligkeiten aus; letzterer drang in Böhmen ein, nahm seinen Bruder gefangen und wollte sich zum Könige von Böhmen erheben. Procop, der Wenzel zu Hülfe kommen wollte, gerieth in die Gewalt von Siegmund, der ihn 1402 in Brünn verhungern ließ. Wenzel jedoch, der als Gefangener nach Oesterreich abgeführt worden war, fand Gelegenheit zur Flucht, kehrte nach Prag zurück, bemächtigte sich des Thrones wieder und führte sein zügelloses Leben nach wie vor fort.

Nach dem Erzählten wird es klar sein, in welch trauriger Lage sich die Mark während dieser Streitigkeiten ihrer regierenden Häupter unter einander befinden mußte. Siegmund wie Jobst suchten nur die Einkünfte des Landes zu beziehen und überließen die Mark Statthaltern, denen sie keine Mittel gewährten, Sicherheit nach außen, Ruhe und Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten. So kam es denn, daß die Nachbarn aufs neue die Mark mit feindlichen Einfällen heimsuchten, während im Innern das Faustrecht in voller Blüthe stand. Der Erzbischof von Magdeburg nahm 1391 den Statthalter Lippold v. Bredow gefangen, eroberte 1394 Rathenow durch Verrath, plünderte es gänzlich aus, vertrieb sämmtliche Einwohner, auch Weiber und Kinder, und konnte erst 1396 durch Jobst bewogen werden, den Statthalter sowie Rathenow wieder frei zu geben. Braunschweig-Lüneburg verheerte die Altmark und Prignitz auf furchtbare Weise und nahm 1390 Schnackenburg und Gartow, 1391 Klötzen, die nie wieder zur Mark gekommen sind. Gegen Mecklenburg suchte Jobst dadurch das Land zu schützen, daß er die Herzöge zu Statthaltern einsetzte. Noch verheerender waren die Kriegszüge der Pommern nach der Mark; ihnen schlossen sich die Herren von Ruppin und viele Andere vom märkischen Adel an. Sie plünderten

eine große Anzahl von Dörfern und brannten sie nieder, besonders waren es die Gebiete von Zehdenick, Boitzenburg, Strasburg und Prenzlow, die Pommern bleibend in Besitz nahm. Erst Kurfürst Friedrich I. brachte dieselben wieder an die Mark.

Zu gleicher Zeit herrschte im Innern fortgesetzte Fehde, wie das ja auch im übrigen Deutschland — wie wir gesehn — bei dem Mangel einer kräftigen Staatsgewalt der Fall war. Unter dem fehdesüchtigen Adel der Mark spielte keine Familie eine wichtigere Rolle als die Quitzows. Der ältere Bruder Dietrich v. Quitzow hatte das feste Schloß Friesack erkauft, der jüngere Hans das noch festere Plaue geerbt, und außer den Städten Rathenow, Strausberg und Saarmund besaßen sie theils eine Anzahl von Schlössern unmittelbar, theils hielten es die Eigenthümer von solchen mit ihnen. Ihr Ansehen und ihre Macht war so bedeutend, daß sie eine Zeit lang in der Mark und in dem Erzstifte zu Schutzherren eingesetzt wurden, daß sie 1407 mit Meißen, 1410 mit Sachsen auf eigene Hand Krieg führten, daß Dietrich es wagen konnte, 1404 den damaligen Statthalter in der Mark, den Grafen Günther von Schwarzburg, anzufallen und auszuplündern, und daß Hans den Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard 1407 überfiel und gefangen nach Plaue brachte. Und als dieser hülfreichen Beistand fand und entfloh, ihm aber die Mittel fehlten, barfuß und wenig bekleidet in der bittersten Kälte weiter zu kommen und er wieder eingefangen wurde, blieb er auch ferner in harter Gefangenschaft im Schlosse Bötzow (jetzt Oranienburg), bis durch glücklichen Zufall sein Bruder Ulrich den Hans v. Quitzow gefangen nahm, und die Gefangenen gegenseitig ausgeliefert wurden. 14 Monate hatte des Herzogs Gefangenschaft gedauert.

Jobst kümmerte sich um alle diese Verhältnisse gar nicht. Er verpfändete landesherrliche Städte und Schlösser oder verkaufte sie gar. So hatte er Sternberg, Fürstenberg, Oderberg, Strausberg, Alt-Landsberg, Trebbin, Potsdam, Biesenthal, Liebenwalde und Lenzen aus den Händen gegeben sowie noch viele andere Orte. Ja 1393 verpfändete er die Mark an seinen Schwager, den Markgrafen Wilhelm den Einäugigen von Meißen und dessen Gemahlin, seine Schwester Elisabeth, und ernannte ersteren zum mächtigen (bevollmächtigten) Vorsteher der Alt- und Neu- (Mittel-) Mark, doch erst 1395 huldigte ihnen das Land zu ihrem Gelde. Nachdem Jobst vergeblich sich bemüht hatte, das Geld zur Einlösung aufzubringen, berief er 1403 die Stände nach Berlin, die ihm eine große Summe zu diesem Zwecke bewilligten; aber auch diese reichte nicht hin, Wilhelm ganz zu befriedigen, weshalb Jobst 1409 abermals eine Beisteuer von den Ständen verlangte. Mehrere Städte weigerten sich jedoch, neue Zahlungen zu leisten, da er die frühere nicht vollständig zu dem angegebenen Zwecke verwendet habe. So verpfändete oder verkaufte denn der Markgraf aufs neue Gebiete, um sich endlich mit den Erben Wilhelm's abzufinden.

Einen empfindlichen Verlust in dem Umfange ihres Gebiets er-

litt die Mark durch den Verkauf der Neumark oder des Landes über Oder. Es ist bereits oben angeführt, daß dies Land 1396 nach dem Tode Johann's von Görlitz an Siegmund zurückfiel. Da Letzterem dasselbe nach dem Verlust der übrigen Mark zu unbequem gelegen war, so suchte er es zu verpfänden oder zu verkaufen. Schon 1384 war von diesem Lande die Herrschaft Schievelbein in den Besitz des deutschen Ordens in Preußen übergegangen, wenn sie auch unter brandenburgischer Lehnsherrschaft blieb. Der bisherige Besitzer nämlich, Hans v. Wedel, der seit 1381 von Siegmund zum obersten Hauptmann und Verweser des Landes über Oder eingesetzt worden war, hatte diese seine Herrschaft dem Orden überlassen, wogegen jener seine nicht unbeträchtlichen Schulden übernahm und ihm einen anständigen Unterhalt auf Lebenszeit gewährte. Später war auch der übrige Theil der Neumark wiederholt dem Orden angeboten, doch von demselben zurückgewiesen, da ihm der Kaufpreis zu hoch war. Als 1398 neue Verhandlungen eingeleitet wurden, kaufte der Orden 1400 zunächst die Herrschaft Dramburg für 7000 Schock oder 17,500 ungarische Gulden. Siegmund, in großer Geldnoth, suchte den Orden zum Ankauf des Uebrigen dadurch zu zwingen, daß er die Neumark an Polen zu verkaufen oder zu verpfänden drohte. Das wollte der Orden unter allen Umständen vermeiden, um nicht von seiner Verbindung mit Deutschland vollständig abgeschnitten zu werden. So kam denn 1402 der Verkauf der Neumark für 63,200 ungar. Gulden zu Stande, wobei nur Siegmund sich wie seinem Bruder Wenzel und seinem Vetter Jobst auf Lebenszeit den Wiederkauf für eben diese Summe vorbehielt. Vergeblich hatte sich Jobst gegen diesen Verkauf gesträubt und ebenso Wilhelm von Meißen, der namentlich ein Pfandrecht auf Küstrin in Anspruch nahm; auch der Adel des Landes mochte sich ungern dem Orden unterwerfen, der seiner Willkür Fesseln anzulegen drohte. Noch unzufriedener war Wladislaw Jagiello, König von Polen, der namentlich Driesen als polnisches Lehn beanspruchte. Der Orden hielt es deshalb für angemessen, dies Schloß seinem bisherigen Eigenthümer Ulrich v. d. Osten für 7750 Schock abzukaufen, um es selber besser zu schützen. Auch an Siegmund zahlte der Orden einige Jahre später noch 80,000 Gulden, um sich den Besitz seines neuen Landes zu sichern, auf dessen Wiedereinlösung jener 1429 gänzlich verzichtete.

Der römische König Ruprecht hatte nicht vermocht sich Ansehen in Deutschland zu verschaffen, und man ging bereits damit um, ihn ebenfalls abzusetzen, als sein Tod im Mai 1410 ihn dieser Schmach überhob. Die Wahl eines neuen Königs war es nun, die für die Mark von so überaus großer Wichtigkeit geworden ist.

Wenzel betrachtete sich noch immer, wie schon oben erwähnt, als römischen König; Jobst, als Kurfürst von Brandenburg, und der Kurfürst von Sachsen stimmten ihm hierin bei. Dagegen wollten auch jetzt die rheinischen Kurfürsten ihn nicht anerkennen und drangen auf eine neue Wahl, die Siegmund auf sich zu lenken suchte. Dem

standen jedoch sehr wichtige Bedenken entgegen. König Philipp IV. der Schöne von Frankreich hatte es nämlich dahin zu bringen gewußt, daß die Päpste 1305 ihren Sitz von Rom nach Frankreich (seit 1309 nach Avignon) verlegten. Seitdem hatten sie in großer Abhängigkeit von den französischen Königen gestanden. Erst Gregor XI. war es gelungen, seinen Sitz wieder in Rom aufzuschlagen. Als er gleich darauf 1378 gestorben war, hatte die italienische Partei der Cardinäle in Rom einen Papst erwählt, während ebenso die französische Partei in Avignon einen Papst ernannt hatte. Beide Päpste so wie ihre Nachfolger hatten sich und ihre Anhänger gegenseitig verflucht, so daß die ganze Christenheit im Banne lag. Dieser großen Kirchenspaltung ein Ende zu machen, war 1409 in Pisa ein Concil zusammengetreten, das beide Päpste, Gregor XII. in Rom und Benedict XIII., der seinen Sitz von Avignon nach Perpignan verlegt hatte, absetzte und Alexander V. erwählte, der seinen Sitz in Bologna nahm; als er schon 1410 starb, hatte man Johann XXIII. erwählt. Leider war aber dadurch das Uebel noch größer geworden, denn jene beiden Päpste hatten ihre Absetzung nicht anerkannt, und so gab es jetzt sogar drei Päpste. Die Erzbischöfe von Mainz und Cöln nun hielten es mit Johann XXIII., und da Wenzel wie Siegmund es mit dem Papste Gregor hielten, weigerten sich beide Kurfürsten hartnäckig, einem der beiden Brüder ihre Stimme bei der Königswahl zu geben.

Somit war wenig Aussicht für Siegmund's Wahl vorhanden, der sein ganzes Vertrauen in den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg setzte, den er als seinen Rath zu sich berufen hatte. Dieser wußte den noch sehr jungen Pfalzgrafen Ludwig, Sohn des verstorbenen Königs Ruprecht, so wie den altersschwachen Erzbischof von Trier für die Wahl von Siegmund zu gewinnen, so daß sich einige Aussicht für diesen eröffnete, vorausgesetzt daß Wenzel's Partei bei der Wahl unbetheiligt blieb. Der Erzkanzler für Deutschland, der Erzbischof von Mainz, hatte auf den 1. September 1410 die Wahl eines neuen römischen Königs in Frankfurt angesetzt. Dorthin kamen zu dem bestimmten Termine die drei geistlichen Kurfürsten so wie Ludwig von der Pfalz, und Friedrich, der sich ebenfalls dahin begab, hatte das Glück, daß er zur Kurversammlung zugelassen wurde, indem er von Einigen als ungarischer Botschafter angesehen wurde, während er sich selbst für den Bevollmächtigten Siegmund's als Kurfürsten von Brandenburg erklärte. Nun hatte allerdings — wie wir oben gesehen — Wenzel im Jahre 1397, als er Jobst mit der Mark belehnte, denselben auch zum Kurfürsten des Reichs ernannt; dem ungeachtet trat Friedrich kühn mit der Behauptung auf, Siegmund habe wohl das Land, aber nicht die Kurwürde abgetreten (in der That hatte derselbe z. B. 1404 öffentlich erklärt, daß er noch immer Kurfürst sei), und da weder Jobst noch Wenzel noch der Kurfürst von Sachsen in der Versammlung vertreten waren, so konnte über diese Angelegenheit bei gleicher Stimmenzahl der Anwesenden kein Beschluß

gefaßt werden. Mainz wie Cöln suchten deshalb den Wahltermin hinauszuschieben, um Jobst zum Erscheinen Zeit zu gewähren, der sich für den Papst Johann XXIII. erklärte und ehrgeizig genug war, sich unter so schwierigen Umständen zur Königsgewalt zu drängen. Friedrich setzte es aber durch, daß an dem bestimmten Termin, dem 20. September, zur Wahl geschritten wurde, nachdem seine Vollmacht zur Ausübung der brandenburgischen Wahlstimme von Trier und Pfalz anerkannt worden war. Da der Erzbischof von Mainz den hohen Chor der Bartholomäus-Kirche, wo die Wahl üblicher Weise vor sich gehen sollte, hatte verschließen lassen, wurde die Wahl an einem andern Altare vorgenommen, und Trier, Pfalz und Brandenburg, die allein sich eingefunden hatten, ernannten einmüthig Siegmund zum römischen König.

Vergeblich spotteten die Gegner

„Zu Frankfurt hinter'm Chor
Haben gewählt einen König
Ein Kind und ein Thor!"

Zu spät sahen sie ein, welchen Fehltritt sie gemacht. Eilig kamen nun Abgeordnete von Jobst, Rudolf von Sachsen, ja selbst von Wenzel nach Frankfurt und wählten in Uebereinstimmung mit Mainz und Cöln am 1. October Jobst zum König, der an Wenzel das Versprechen gegeben hatte, ihn als Kaiser anzuerkennen und sich selbst mit dem Titel eines Königs zu begnügen. Siegmund drohte jedoch in Mähren einzufallen, falls Jobst sich krönen ließe, und ehe noch Jobst seine Maßregeln dagegen treffen konnte, starb er bereits den 17. Januar 1411. Wenzel wurde darauf durch kluge Unterhandlungen für Siegmund gewonnen und ebenso Sachsen, und im Juli 1411 ward eine neue Wahl angesetzt, die Siegmund die Königswürde aufs neue zusprach. Trier und Pfalz waren bei dieser Wahl nicht zugegen, da sie wie Friedrich dieselbe für überflüssig hielten, letzterer vertrat deshalb auch nicht die brandenburgische Stimme.

Zum Theil die Freude, seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen, zum Theil die Absicht, für die Mark bessere Zustände herbei zu führen, veranlaßten nun Siegmund, dieses Land an Friedrich zu übertragen. Nach dem Tode des Jobst nämlich war dem Könige nach früheren Bestimmungen die Mark als Erbe zugefallen, da jener keine Kinder hinterlassen hatte. Schon im März 1411 nahmen königliche Botschafter auf dem Landtage in Berlin für Siegmund Besitz von der Mark, und beriefen Abgeordnete der Städte und Mannen nach Ofen zum Könige, um den Huldigungseid zu leisten. Von ihnen erfuhr er die unglückliche Lage des Landes in ihren Einzelheiten, wie alle Ordnung sich aufgelöst habe, und wie das Land an den Abgrund des Verderbens gerathen sei. Sein Entschluß wurde dadurch, da er selber

mit Reichsgeschäften überladen war, noch bestärkt, den Burggrafen Friedrich als einen rechten Obristen und gemeinen Verweser nach der Mark zu senden, der mit klugem Sinne und kräftiger Hand das Land aus dem Verderben reißen möchte, in welches es so tief versunken war. Und damit dem Burggrafen die Mittel zu solch schwieriger Stellung werden möchten und damit er dessen Diensten den Lohn verabreiche, zu dem sein königliches Herz ihn treibe, setzte er demselben in seiner Bestallung vom 8. Juli 1411 die Summe von 100,000 Goldgulden aus, zu deren Unterpfand, da er sie zur Zeit nicht baar zahlen konnte, Friedrich die Mark übergeben werden sollte. Ja Siegmund ging noch weiter. Im August brachte er nicht nur eine freundliche Vereinigung Friedrich's mit dem Herzog Rudolf von Sachsen zu Stande, sondern auch einen Ehevertrag zwischen Friedrich's Sohn Johann und Rudolf's Tochter Barbara, obgleich beide Kinder noch nicht sieben Jahre alt waren, und stattete sie königlich mit 50,000 Goldgulden aus, die er ebenfalls auf die Mark verschrieb. Stürbe nach vollzogener Ehe Barbara früher als Johann, so sollte die ganze Summe letzterem zufallen; stürbe dagegen Johann früher, so sollten sieben Städte in der Zauche und dem Teltow das Leibgedinge der Wittwe sein, nach ihrem Tode aber den Erben des Johann zufallen. Von diesen Verhandlungen setzte er die Stände der Mark in Kenntniß und forderte sie zum Gehorsam gegen Friedrich auf; Wenzel aber bestätigte alle diese Anordnungen seines Bruders.

Diese großartige Schenkung hat zu dem merkwürdigen Irrthum Veranlassung gegeben, der Burggraf habe dem Könige jene Summen vorgestreckt, ein Irrthum, der seit Jahrhunderten aus einem Buche in das andere übergegangen und selbst noch in neuerer Zeit wiederholt worden ist, auch nachdem die Urkunden öffentlich bekannt geworden sind, welche einer solchen Annahme auf das entschiedenste widersprechen.

Leider verging fast ein volles Jahr, bevor Friedrich, durch vielfache Reichsgeschäfte bei Siegmund zurückgehalten, nach der Mark kommen konnte. Er sandte deshalb Wend v. Ileburg als Bevollmächtigten dorthin, der den Huldigungseid zu dem Gelde für Friedrich annehmen und Vorkehrungen treffen sollte, die verpfändeten landesherrlichen Besitzungen einzulösen. Doch Städte wie Mannen weigerten sich, den Bevollmächtigten anzuerkennen, und vergeblich forderte Siegmund zum Gehorsam auf. Einerseits sah man sich in den Erwartungen getäuscht, daß durch den Burggrafen selber ein besserer Zustand herbeigeführt werden möchte, andererseits spottete man „des Nürnberger Tandes". Endlich im Juni 1412 langte Friedrich in Brandenburg, der alten Hauptstadt des Landes, an und forderte zur Huldigung auf; doch namentlich die Altmark und die Prignitz verweigerten dieselbe, da ihnen im vorigen Jahre zu Ofen Caspar Gans v. Putlitz als Landeshauptmann gesetzt sei, der schon früher unter Jobst diese Würde bekleidet hatte. Ihnen schlossen sich auch der Bischof von Havelberg, die Herren von Ruppin und viele Adlige der Mittelmark an.

Während deshalb wiederholte Sendschreiben Siegmund's, obgleich vergebens, zur Unterwerfung aufforderten, suchte sich Friedrich mit den Nachbarn zu befreunden, um einen kräftigen Rückhalt zu gewinnen. So schloß er Verträge mit dem Erzbischof von Magdeburg, mit Braunschweig und mit Lüneburg, desgleichen mit Mecklenburg-Schwerin und Stargard, mit den Herren von Werle, dem deutschen Orden, dem Herzoge von Schlesien und Crossen, befreundete sich viele Standesherren der Lausitz und wußte auch den Grafen von Anhalt von seiner Verbindung mit dem widerspänstigen märkischen Adel abzuziehen. Auch die Herren von Ruppin erkannten ihn als ihren Lehnsherrn an. Am schwierigsten aber war es, die Angelegenheiten mit Pommern-Stettin zu ordnen. Herzog Swantibor war unter Jobst längere Zeit Statthalter in der Uker- und Mittelmark gewesen, und Siegmund hatte weder mit ihm Abrechnung gehalten, noch ihn amtlich seiner Stellung entlassen. Jetzt wurden ihm sogar die Pfandschaften gekündigt, die Pommern seit geraumer Zeit in der Ukermark besaß und schon als sein Eigenthum betrachtete. Kein Wunder, daß seine Söhne Otto und Casimir durch kräftigen Angriff die Sache günstig für sich stellen wollten. Sie eroberten Templin und wollten nach Kremmen vordringen. Friedrich zog ihnen mit einem Heere entgegen; es kam am 24. October 1412 auf dem Kremmer Damm zu einem Gefechte, in welchem außer Anderen der Graf Johann v. Hohenloh nebst noch zwei fränkischen Herren aus dem Gefolge des Burggrafen fielen. Noch heut bezeichnet ein Kreuz die Stelle, wo der Graf erschlagen wurde, und sein Grabmal ist noch in der Klosterkirche zu Berlin vorhanden. Der Kampf blieb unentschieden, doch huldigten dem Burggrafen gleich darauf die Städte der Altmark und Prignitz. Da aber viele vom Adel sich dessen weigerten, erfolgte im Januar 1413 eine wiederholte Vorladung vor den königlichen Hof. Die Befürchtung, nach dreimaliger Vorladung der Reichsacht zu verfallen, bewog jene im April zu huldigen. Caspar Gans mußte mit der Niederlegung seiner Landeshauptmannschaft auch die Vogtei Tangermünde herausgeben, mehrere andere Städte und Schlösser wurden gegen Erstattung der Pfandsumme oder auch auf bloße Schuldverschreibung vom Adel abgetreten, die übrigen Pfandschaften gekündigt, die Widerspänstigen mit Gewalt gezwungen. Darauf wandte sich Friedrich gegen die Stettiner Herzöge und entriß ihnen im Verein mit Wolgast, das sich zur Herausgabe seiner Pfandstücke willig gefunden hatte, Templin, Strasburg und einige andere Besitzungen.

Unterdeß hatte der noch immer aufsässige Adel, die Putlitz und Quitzows an der Spitze, auf eigene Hand neue Plünderungskriege gegen den Erzbischof von Magdeburg so wie gegen den Bischof von Brandenburg, der fest zu Friedrich hielt, begonnen, ohne der versöhnlichen Stimme des Burggrafen Gehör zu geben. Da verhandelte Friedrich im December 1413 mit dem Erzbischof, diesem zügellosen Treiben ein Ende zu machen, zumal da zu derselben Zeit Caspar Gans in die Gefangenschaft des Bischofs von Brandenburg gerathen

war, der ihn nach seinem Schlosse Ziesar bringen ließ. Auch den Herzog von Sachsen, die Herren von Werle und mehrere Andere zog er zu diesem Bündnisse, von allen Seiten brachte er Geld und Mannschaft zusammen, selbst von dem Landgrafen von Thüringen erborgte er schweres Geschütz, das wohl später unter dem Namen der „faulen Grethe“ erwähnt wird, obgleich kein gleichzeitiger Schriftsteller diesen Namen nennt. Vergeblich suchten jetzt die Quitzows und ihre Anhänger eine friedliche Entscheidung der Landstände herbeizuführen; sie sahen sich zur Vertheidigung gezwungen, hofften jedoch noch ein gutes Ende im Vertrauen auf ihre Festen. Aber gleichzeitig wurden zu Anfang des Februars 1414 ihre Hauptburgen Plaue, Friesack und Beuthen, wo die Quitzows, so wie Golzow, wo Wichart v. Rochow befehligte, umlagert, und schon nach wenigen Tagen erlag zuerst Friesack dem schweren Geschütz, obgleich es Dietrich v. Quitzow gelang, sich durch die Flucht zu retten. Eben so wurde Golzow durch Wichart v. Rochow übergeben, ihm selber aber freier Abzug zugesichert. Länger, etwa drei Wochen, hielt sich Plaue; doch auch hier vernichteten die feindlichen Kugeln die 14 Fuß starken Mauern und veranlaßten Hans v. Quitzow ebenfalls zur Flucht. Sie glückte ihm jedoch nicht; er wurde im Röhricht des Flusses aufgefunden und als Gefangener des Erzbischofs nach Calbe an der Saale abgeführt. Darauf ergab sich auch das Schloß Beuthen. Nachdem so der Adel der Mittelmark gedemüthigt war, unterwarf der Burggraf die widerspänstigen Mannen in der Altmark und Prignitz; auch der Bischof von Havelberg schloß sich nun dem Burggrafen an. Im Juni 1414 war das ganze Land vollständig beruhigt. Der gewaltsamen Niederwerfung des aufsässigen Adels folgte die gerichtliche Verurtheilung desselben durch die Stände zu Tangermünde; zugleich setzte Friedrich hier einen Landfrieden fest, der die fernere Ruhe des Landes sichern sollte.

Die klugen und mit glücklichem Erfolge gekrönten Maßregeln Friedrich's verschafften diesem im Lande wie bei den Nachbarn ein gewaltiges Ansehen, und wohl möchte es ihm gelungen sein, das Land des durchlebten Unglücks vergessen zu lassen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, andauernd sich dem Wohle seines Landes zu widmen; doch wurde er aufs neue zu Siegmund berufen, um die Reichswirren schlichten zu helfen. Er setzte deshalb seine Gemahlin Elisabeth, die schöne Else genannt, zur Statthalterin ein und ihr als Rath zur Seite Johann v. Waldow, nachmals Bischof von Brandenburg, verlängerte die Bündnisse, die er schon früher mit den Nachbarn geschlossen, und suchte dadurch die Städte des Landes an sich zu fesseln, daß er ihnen für die ihm geleistete Hülfe Vergünstigungen mannichfacher Art zu Theil werden ließ. Darauf begab er sich im August 1414 zu König Siegmund, der bereits in seiner Stellung zum Reiche so bittere Erfahrungen gemacht hatte, daß er schon Willens war, seine Würde niederzulegen. Daß Friedrich ihn von diesem Schritte zurückhielt, der unsägliche Wirren über Deutschland gebracht haben würde, wurde ihm von den Zeitgenossen zu nicht geringerem

Verdienste angerechnet als seine Beihülfe zur Erlangung der Königswürde für Siegmund. Friedrich begleitete darauf den König zu seiner Krönung nach Aachen und folgte ihm dann nach dem Concil zu Costnitz, das auch für die Mark eine so überaus wichtige Bedeutung erhalten sollte.

VIII. Die inneren Verhältnisse der Mark

unter den bayerschen und luxemburgischen Markgrafen.

Die landesherrliche Macht, welche als eine ursprünglich militairische eine unbeschränkte in der Mark gewesen, hatte schon in der letzten Zeit der Askanier dadurch einen bedeutenden Stoß erlitten, daß bei dem sich immer wiederholenden Geldbedürfnisse der Markgrafen die Stände, d. h. die Geistlichkeit, der Adel und die Städte, um ihre Einwilligung zu neuen Steuern hatten befragt werden müssen. Die oben erwähnten Verhandlungen wegen der Bede vom Jahre 1280 hatten den Ständen eine Stellung eingeräumt, deren Vortheile weiter zu verfolgen sie nicht verabsäumten. Bei den steten Geldforderungen der bayerschen Fürsten mußte ihre Stimme noch gewichtiger werden. 1345 verweigerten sie auf dem Landtage in Berlin, zu dem sie zusammenberufen waren um neue Steuern zu bewilligen, nicht nur diese, sondern traten auch, Mannen wie Städte, eng an einander und versprachen sich gegenseitig Beistand, um nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ja zehn Jahre später hatten sie, wie oben gesagt, es durchgesetzt, daß dem Markgrafen ein controllirender Rath zur Seite gesetzt wurde; ohne Zustimmung des Hofemeisters hatte keine Verordnung des Markgrafen Gültigkeit. Eben so einstimmig hatten die Stände dem Burggrafen die Huldigung verweigert, als derselbe den Wend v. Ileburg in die Mark gesendet hatte.

So einmüthig sich aber auch der Adel und Städte bei diesen Gelegenheiten mit einander zeigten, so feindselig standen sie doch sonst einander gegenüber, da beide nach Freiheiten und Rechten trachteten, welche der eine Stand nur auf Kosten des andern besitzen konnte. Die Städte hatten die Gerichtsbarkeit, ja selbst den Blutbann, an sich gebracht; sie hatten das Recht de non evocando erworben, d. h. daß jede Stadt ihre Angehörigen selber richtete; sie hatten es sogar

durchgesetzt, daß selbst markgräfliche Diener dem Gerichte der Stadt unterworfen sein sollten, wo sie etwa eine Unthat begangen hätten. Sie hatten ferner das so wichtige Münzrecht käuflich an sich gebracht, und besonders zur Zeit von Waldemar's Auftreten neue Rechte sich zu sichern gewußt. Waldemar hatte namentlich, um die Städte für sich zu gewinnen, ihnen auch das zugestehen müssen, daß sie sich selbst zu einem andern Fürsten halten dürften, wenn ihnen etwa von dem Landesherrn ihr Recht geschmälert werden möchte; ja kein neues Schloß durfte im Lande erbaut werden, wenn sie nicht zuvor ihre Zustimmung gegeben hatten. Mit eiserner Consequenz hielt man das Sonder-Interesse fest, das allgemeine Staats-Interesse fand selten Raum. Jede Stadt schloß sich vollständig für sich ab, bildete einen Staat im Staate.

An der Spitze der städtischen Verwaltung stand der erste Bürgermeister, der noch einen oder zwei Collegen zur Seite hatte und mit so großer Vollmacht regierte, daß er nicht selten nach Willkür handelte. Die Rathsherren hatten die Verwaltung getheilt; daher finden wir unter ihnen einen Vogt, der die Rathsdörfer zu beaufsichtigen hatte, einen Salzherrn, einen Wald-, einen Bierherrn ꝛc. Wo der alte Rath einem neuen Platz machte, übernahm letzterer die laufenden Geschäfte, ersterer bildete mit dem Ausschuß der Viergewerke den größeren oder äußeren Rath. In Stendal zuerst war es 1345 zwischen dem Rathe und den Gewerken zu offenen Feindseligkeiten gekommen, indem letztere sich zur Besetzung der Rathsstellen drängten, die bis dahin nur den Geschlechtern zustanden. Ohne Zuziehung der Gildemeister, d. h. der Häupter der Zünfte, konnte keine wichtigere Verordnung vom Rathe erlassen werden, und in besonderen Fällen, z. B. bei der Einführung neuer Steuern, wurde die ganze Gemeinde zusammen berufen. Jedes Gewerk war wieder für sich streng abgeschlossen; der Eintritt in dasselbe mußte erkauft werden, aber das Handwerk hatte auch recht eigentlich einen goldenen Boden. Nicht mehr Meister nahm die Zunft auf als die Stadt deren bedurfte, dagegen sorgte sie auch dadurch für die Ehre der Zunft, daß alles Gelieferte untadelhaft und nicht übertheuert sei; jeder Meister mußte seinen guten Ruf bewahren, widrigenfalls er sogar aus der Zunft ausgeschlossen wurde. Deshalb nahm man auch keine Lehrlinge an, welche nicht von Eltern guten Rufes herstammten. Die Söhne von Pfeifern, Zöllnern, Leinewebern, Schäfern, Müllern, Badern und Barbieren so wie die slawischer Abkunft sind lange als unehrlich angesehen worden d. h. unfähig, in irgend eine Zunft aufgenommen zu werden; sie konnten nur den Stand des Vaters ergreifen.

War durch zweckmäßige, wenn auch nach unseren Begriffen engherzige Einrichtungen eine gewisse Wohlhäbigkeit der Gewerbtreibenden in den Städten gesichert worden, so hatten die Städte auch dafür zu sorgen gewußt, daß die Handeltreibenden sich einer nicht weniger günstigen Lage erfreuen. Wie kein Handwerk außerhalb der Städte getrieben werden konnte, so auch kein Handel im

Großen wie im Kleinen. Korn, Wolle, Butter, Honig ꝛc. durfte der Producent nur in der Stadt verkaufen, und nur hier konnte er sich mit seinen Bedürfnissen versehen. Durch Anschluß mehrerer märkischen Städte an die Hanse, dies große Bündniß von Handelsstädten, das im Laufe des 13. Jahrhunderts sich im nördlichen Deutschland gebildet hatte, durch vielfache Befreiungen von Zöllen und Abgaben hatte der Handel in der Mark, selbst in den unruhigen Zeiten der bayerschen Fürsten, einen nicht unbedeutenden Aufschwung gewonnen und Wohlhabenheit verbreitet. Durch Städte-Bündnisse suchte man der Unsicherheit auf den Landstraßen vorzubeugen, während die befestigten und wohl verwahrten Städte sichere Niederlagen für die Waaren gewährten. Durch die Einführung des s. g. ewigen Pfennigs im Jahre 1368, d. h. durch Abschaffung des früher üblichen jährlichen Umtausches der Münzen, wurde dem Handel eine überaus große Bequemlichkeit verschafft, wenn auch dadurch die Münze verschlechtert wurde, um die Prägekosten zu bestreiten. Zu den früher gebräuchlichen Münzen kamen namentlich die böhmischen Groschen, die seit 1300 zuerst in Böhmen geprägt wurden. Während die Kel- oder Okelpfennige und die Finkenaugen (vienken Ogen d. h. feine Augen, da sie aus reinem Silber geprägt und mit einem Zeichen versehen wurden, welches das Ansehen eines Auges hatte) wegen ihrer Dünnheit unbequem zum Zählen waren und deshalb bei größeren Summen abgewogen wurden, bot der Dickpfennig oder Groschen (grossus denarius) größere Bequemlichkeit bei seinem Gebrauche. Ursprünglich wurden diese Groschen aus feinem Silber geprägt, und ein Schock wog eine Mark, hatte also den Werth von 14 Rthlrn., der Groschen also war = 7 Sgr. Schon Karl IV. ließ nur 14 löthiges Silber nehmen und aus der Mark 70 Groschen schlagen, so daß das Schock nur 10½ Rthlr., der Groschen 5¼ Sgr. Werth hatte. Noch mehr verschlechterte sich die Münze zu Ende unserer Periode, da König Wenzel sogar nur 10 löthiges Silber nehmen und aus der Mark 96 Groschen schlagen ließ. Das Schock galt demnach nur noch 5½ Rthlr., der Groschen 2¾ Sgr. Auf ähnliche Weise verschlechterten sich aber auch die Goldmünzen, die in der Mitte des 13. Jahrhunderts zuerst in Florenz geprägt wurden und daher den Namen Floren erhielten. In Deutschland waren es zuerst die rheinischen Kurfürsten, welche rheinische Gulden prägen ließen d. h. Goldmünzen, wie sie auch unter Siegmund in Ungarn in Gebrauch kamen. Ursprünglich wurden aus der Mark fein Gold 64 Gulden geprägt, ein Gulden hatte also den Werth von 3 Rthlrn. 13 Sgr. Im Jahre 1386 einigten sich die rheinischen Kurfürsten dahin, aus der 23 karäthigen Mark 66 Stück zu prägen; jeder Gulden betrug demnach 3 Thlr. 5 Sgr. Am Schlusse unserer Periode prägte man sie aber nur 22 oder 20 karäthig, so daß also ein Gulden etwa 3 Rthlr. oder gar nur 2 Rthlr. 23 Sgr. werth war.

Wie allgemein verbreitet der Wohlstand in den Städten gewesen sein muß, darüber giebt beispielsweise die Verordnung des Berliner

Magistrats von 1335 hinlänglichen Beweis. Bei Hochzeiten sollten nicht mehr als 40 Schüsseln aufgetragen werden; auf jede Schüssel zwei Personen gerechnet durften mithin nicht mehr als 80 Gäste geladen werden. Außerdem wurden zehn Schüsseln für die Dienerschaft und drei für die Spielleute erlaubt. Bei Kindtaufen sollte man sich nur auf drei Schüsseln beschränken; nach einer anderen Verordnung sollte nur Butter, Käse und Bier vorgesetzt werden. Zugleich suchte der Magistrat der Putzsucht zu wehren. Keine Frau oder Jungfrau sollte mehr goldenes Geschmeide an sich tragen, als eine halbe Mark schwer; eben so nicht mehr Perlen. Mit Gold durchstreifte Zeuge wurden gänzlich verboten, und ebenso Zobel- und Bortenbesatz an Kleidern und Mänteln. Auch sollten die Kränze der Jungfrauen unter einer Mark Werth haben, und es wurde eine Strafe von zehn Mark für den festgesetzt, der gegen diese Vorschriften fehlen würde. Beim Kegel- und Würfelspiel durfte der Einsatz nicht fünf Schillinge übersteigen.

Der Reichthum und die Macht, deren sich die Städte zu erfreuen hatten, erregte vielfach den Neid des Adels hier in der Mark wie anderwärts; daher die beständigen Reibungen zwischen Adel und Städten. Zwar hatten die Adligen vielfach die Gerichtsbarkeit in den Dorfschaften erhalten und seitdem die geringe Zahl ihrer Hufen, die nur kärglichen Unterhalt gewährte, durch Einziehung von Bauergütern zu vergrößern und letztere ebenfalls steuerfrei zu machen gewußt, doch war ihre Stellung im Allgemeinen immer nur eine beschränkte zu nennen. Da nun damals Jedem die Befugniß zustand, sein Recht durch Scheltbriefe (Pasquille) oder selbst mit Gewalt durchzusetzen, wenn er von dem Richter oder Gegner dasselbe nicht erlangen konnte, so fand sich nur zu leicht für den Adel Gelegenheit, den Städten Fehde anzukündigen und sich auf ihre Kosten zu bereichern. Man beobachtete nämlich in jenen wirren Zeiten nicht die gesetzliche Vorschrift, erst den richterlichen Ausspruch einzuholen und dann nöthigenfalls zum Aeußersten zu schreiten, sondern begnügte sich höchstens mit einer andern vorgeschriebenen Form, die Fehde rechtzeitig anzusagen, mochten die Forderungen auch noch so wenig gegründet sein. Die festen Städte selber anzugreifen, dazu war eine bedeutendere Macht nothwendig als gewöhnlich der Angreifer aufzubringen im Stande war, obgleich auch Fälle der Art vorkamen. Noch heut wird z. B. in Kyritz das Andenken an die Ueberfälle frisch erhalten, die 1381 und 1403 ein v. Bassewitz unternahm, der selber in Gefangenschaft gerieth, als er durch einen unterirdischen Gang, den er hatte graben lassen, mit seinen Leuten in die Stadt dringen wollte. Gewöhnlich begnügte man sich deshalb damit, die Heerden des Feindes wegzutreiben, seine Dörfer auszuplündern und sie niederzubrennen, wenn nicht noch besondere Brandschatzung gelobt wurde, die Kaufmannswaaren der Städte aufzufangen und sich einzelner Bürger zu bemächtigen, um schweres Lösegeld zu erpressen. Die Klagen der Geschichtsschreiber jener Zeit über dieses überhand nehmende Faustrecht sind ganz trostlos, und eben so

haben wir endlose Verzeichnisse von den Beschädigungen, die noch zur Zeit der burggräflichen Statthalterschaft vorgekommen sind.

Der Adel fand Sicherheit in seinen festen Schlössern und sonstigen festen Wohnsitzen oder Burgfrieden, die er ohne landesherrliche Erlaubniß erbaut hatte und ungeachtet aller Verordnungen sich weigerte niederzureißen. Für zahlreiche Helfer bei seinen Gewaltthätigkeiten sorgten die Städte selber reichlich. Das Strafverfahren nämlich jener Zeit war ein überaus hartes und grausames. Für Diebstähle von mehr als drei Schillinge Werth so wie für unzählige andere selbst leichtere Vergehen ging man dem Thäter an den Hals, d. h. er wurde hingerichtet; für kleinere Diebstähle oder Uebertretungen ging man ihm an Haut und Haar, d. h. man verhängte Leibes- und Ehrenstrafen über ihn. Nach verbüßter Strafe wurde der Verbrecher letzter Art aus der Stadt verwiesen und mußte Urfehde schwören, d. h. das eidliche Versprechen geben, sich deswegen nie zu rächen und nie wieder das Gebiet der Stadt betreten zu wollen. Da auch keine andere Stadt einen solchen Ausgewiesenen aufnahm, so blieb dem Heimathlosen nur übrig, entweder das Land zu verlassen oder in Gemeinschaft mit Anderen zu wegelagern. Auf solche Weise aber wurde die Mark der Schauplatz beständiger Fehden und Verwüstungen, abgesehen von den inneren und äußeren oben erwähnten Kriegen. Es war sprichwörtlich geworden, „daß, wenn man auch ungefährdet ganz Deutschland durchreist sei, doch Niemand unberaubt aus der Mark herauskomme."

Das Elend in der Mark wurde wie in ganz Deutschland, ja Europa durch die furchtbare Pest vermehrt, welche in der Mitte des 14. Jahrhunderts mehrere Jahre lang schrecklich wüthete. Sie wurde mit dem Namen großer oder schwarzer Tod bezeichnet, wie auch noch andere verheerende Krankheiten die Zahl der Einwohner schrecklich decimirten. Das Leben, so vielfach bedroht, hatte deshalb keinen Werth; man suchte so lange und so viel wie möglich zu genießen; Sinnlichkeit und Roheit nahmen in allen Ständen auf schreckenerregende Weise zu. Andere glaubten durch öffentliche Bußübungen den Himmel zu versöhnen, und so entstanden die zahlreichen Gesellschaften der Geißler oder Geißelbrüder, die in großen Schaaren das Land durchzogen und nicht wenig zum Verfall der Sittlichkeit beitrugen und zur Verbreitung der Krankheit, die sie durch ihre harten Geißelungen abzuwenden meinten. Die ganze Wuth des Volkes wandte sich gegen die Juden, denen der Vorwurf gemacht wurde, daß sie durch Vergiftung der Brunnen die Krankheit veranlaßt hätten. Auch hier in der Mark erduldeten dieselben die härtesten Verfolgungen; sehr Viele von ihnen wurden verbrannt und ihre Güter eingezogen. Doch gelang es endlich Ludwig dem Römer, ihnen ein milderes Loos zu bereiten.

Da das ganze Streben der Zeit nur dem materiellen Interesse zugewandt war, kann es nicht Wunder nehmen, daß von Wissenschaft und Kunst in der Mark nicht die Rede war. Die Geistlichkeit war

im höchsten Grade unwissend; Viele von ihnen konnten kaum lesen, noch Wenigere schreiben. Dabei zeichneten sie sich vielfach durch unsittlichen Lebenswandel aus, der von den Oberen entweder übersehen oder höchstens durch Geldstrafen gerügt wurde. Der weltlichen Macht aber stand kein Recht über Geistliche zu, so daß z. B. in Ruppin, als man dort 1397 einen Pfaffen gehenkt hatte, der Kirchen- und andere Diebstähle verübt, der Graf wie die Einwohner mit dem Banne belegt wurden, den loszukaufen es große Summen kostete. Karl IV. ließ es sich zwar angelegen sein, für die Bildung der Märker Sorge zu tragen; er zog an das 1372 gegründete Domstift zu Tangermünde gelehrte Männer und forderte vielfach auf, die Söhne auf seiner 1366 errichteten Universität zu Prag studiren zu lassen; seine Regierung war aber viel zu kurz und die folgenden Zeiten viel zu verworren, als daß er Besonderes hätte bewirken können. Die Kenntnisse, die in den Schulen gelehrt wurden, beschränkten sich auf nothdürftiges Lesen und Schreiben sowie auf das Auswendiglernen der zehn Gebote, des Vater Unsers, des Credo ꝛc., besonders aber des Cisio Janus. Dieser — nach seinen Anfangsworten genannt — war ein Kalender, in barbarischen lateinischen Versen abgefaßt. Für jeden Monat waren zwei Verse bestimmt, die so viel Silben zählten als Tage in dem Monat waren. Zählte man die Sylben, so fand man, auf den wievielten Tag dasjenige Heiligenfest fiel, dessen Anfangs-Sylbe im Verse vorkam. Eigenthümlich war die Sitte der fahrenden Schüler, häufig die Schule zu wechseln, angeblich um an einem anderen Orte ihre Studien fortzusetzen. Diese Schüler, Bachanten genannt, oft 20 bis 30 Jahre alt, hatten in ihrer Begleitung je einen oder mehrere Schützen, d. h. jüngere arme Knaben, die für sie betteln mußten und von ihnen unterrichtet wurden.

Bei so großem Mangel an Bildung — die Märker blieben noch lange als halbe Barbaren verschrieen — mußte der Glaube an Zauberei und Hexerei so wie an Wunder aller Art allgemein verbreitet sein. Als Beweis dafür mag hier nur das Wunderblut in Wilsnack aufgeführt werden, das lange Zeit gewaltiges Aufsehen erregt hat. Im Jahre 1383 hatte Heinrich v. Bülow in einer Fehde gegen den Bischof von Havelberg mehrere Dörfer des letzteren niedergebrannt, darunter auch Wilsnack. Auch die Kirche dieses Dorfes war ausgeplündert und in Trümmer gelegt. Der Geistliche fand aber, wie man erzählte, auf dem steinernen Altare noch drei Hostien vor, durch Blut an einander geklebt. Das Wunder wurde bald ruchbar, und das heilige Blut von Wilsnack wurde von Unzähligen von nah und fern, sogar von Böhmen und Ungarn her besucht, die dort Vergebung ihrer Sünden zu finden glaubten. Der Bischof von Havelberg begünstigte diese Wallfahrten auf alle Weise, und sehr bald erwuchs das Dorf zu einem Städtchen, dessen Kirche durch ihren großartigen Bau noch jetzt den Beweis liefert, welche reiche Spenden hier niedergelegt wurden. Selbst eine Sündenwage war aufgestellt, auf deren eine Schale theils Geld, theils Lebensmittel gelegt werden mußten, um die Schuld

des Sünders auf der andern aufzuwiegen. Jeder Wallfahrer erhielt als Andenken eine bleierne Marke, auf welcher die blutgefleckten Hostien dargestellt waren. Vergeblich wurde schon 1400 gegen diesen schamlosen Betrug geschrieben und gepredigt — selbst der Erzbischof von Prag ließ die Wallfahrten nach Wilsnack bei Strafe der Excommunication untersagen — vergeblich ließ 1450 der Papst die Sache untersuchen, für Betrug erklären und anbefehlen, daß die Hostien weggenommen werden sollten: der Bischof von Havelberg weigerte sich entschieden und achtete weder des Bannes, den der Erzbischof von Magdeburg über ihn aussprach, noch der Waffengewalt, zumal da Markgraf Friedrich und der Herzog von Mecklenburg ihn unterstützten. Selbst der Papst mußte nachgeben, und die Verehrung des Wunderblutes dauerte bis in die Zeit der Reformation fort. Als 1552 der evangelische Geistliche in Wilsnack dadurch der Sache ein Ende machte, daß er die Hostien verbrannte, wurde er von dem Havelberger Bischofe lange gefangen gehalten und endlich Landes verwiesen. Aber selbst da noch dauerten bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Wallfahrten nach der Kirche zu Wilsnack fort.

IX. Die Kurfürsten von Brandenburg

aus dem Hause Hohenzollern.

Die erste Erwähnung der Familie Hohenzollern geschieht in der Mitte des elften Jahrhunderts. Im Jahre 1061 nämlich wird der Tod der beiden Grafen Burchard und Wenzel von Zollern gemeldet. Vermuthlich waren es Brüder oder Vettern; wenigstens treten seitdem zwei Linien in der Familie auf, von denen die jüngere, die Grafen v. Haigerloch, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts ausstarb. Dagegen spaltete sich die ältere Linie unter den Enkeln jenes Burchard wieder in zwei Zweige. Der ältere Enkel nämlich, Burchard III., stiftete die Linie der Grafen v. Hohenberg, deren Besitzthum bei ihrem Aussterben 1486 nicht wieder an das Haus Zollern zurückfiel. Was aber die Familie dadurch verlor, gewann die jüngere Linie, von Friedrich I. Grafen v. Zollern abstammend, im Laufe der Zeit reichlich wieder in Folge davon, daß aus derselben Friedrich III. Burggraf von Nürnberg wurde.

Nürnberg wurde erst 1050 dadurch zur Stadt erhoben, daß Kaiser Heinrich III. dem Orte Marktgerechtigkeit verlieh. Das Schloß aber, um welches sich der Ort gebildet, ist von weit älterem Ursprunge und erhielt in dem Kriege des Kaisers Heinrich IV. mit seinem Sohne Heinrich V. 1105 seinen ersten Burggrafen. Kaiser Heinrich vertraute es nämlich dem österreichischen Grafen Gottfried von Razaza oder Raabs — noch heut ist das Stammschloß dieser Familie bei dem Orte Raabs an dem Zusammenfluß der deutschen und böhmischen Thaya vorhanden — zum Schutze an. Drei Generationen dieser gräflichen Familie, die mit den damaligen Markgrafen von Oesterreich aus dem Hause Babenberg oder Bamberg verwandt war, haben das Burggrafenamt bekleidet; der letzte, Conrad II., begleitete 1190 den Kaiser Friedrich I. auf seinem Kreuzzuge bis Wien und starb bald darauf. Seine Tochter Sophia war mit Friedrich III. von Hohenzollern vermählt und brachte demselben ihre Erbgüter in Oesterreich und Franken zu. Zugleich war diese Vermählung die Veranlassung, daß Kaiser Heinrich VI. den um ihn hoch verdienten Grafen Friedrich von Zollern zum Burggrafen des erledigten Burggrafenthums Nürnberg einsetzte; es geschah dies zwischen 1190 und 1192, das Datum ist nicht bestimmt. Als Burggraf heißt er Friedrich I. Seine beiden Söhne führten eine Zeit lang die Regierung gemeinschaftlich, theilten aber um das Jahr 1230 das väterliche Erbe der Art, daß der ältere Conrad III. das Burggrafenthum Nürnberg und die fränkischen Güter, der jüngere Friedrich II. die Grafschaft Zollern in Schwaben erhielt. Von ersterem stammt das preußische Königshaus ab, von letzterem die nachmaligen Grafen oder (seit 1623) Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen.

Seitdem spielten die Nürnberger Burggrafen eine wichtige Rolle in der deutschen Geschichte. Wie Conrad III. stets ein eifriger Anhänger der Hohenstaufen gewesen, so auch sein Sohn Friedrich III., der bereits 1242 Mitregent des Vaters wurde. Seine Verwandtschaft mit den Habsburger Grafen bestimmte ihn, nachdem er treu bis zum Untergange der Hohenstaufen zu diesen gehalten, 1273 die Wahl eines deutschen Königs auf den Grafen Rudolf von Habsburg, seinen Vetter, zu lenken, und nicht nur diese Erhebung hatte letzterer ihm zu verdanken, sondern auch später unterstützte er ihn durch seinen klugen Rath und seine ausgezeichnete Tapferkeit. In der Schlacht auf dem Marchfelde 1278 gegen Ottocar von Böhmen trug er die Sturmfahne; seine Ueberredungsgabe bewog die Fürsten einzuwilligen, daß König Rudolf 1282 seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit den Ländern Oesterreich, Steyermark, Krain und Windisch-Mark belehnte, die er dem Böhmen-Könige entrissen hatte. Fast die einzige Gunst, die ihm für alles dies von Rudolf zu Theil wurde, war die, daß der König 1273 und 1281 den Besitz aller Lehen und namentlich das Burggrafenthum Nürnberg auf seine älteste Tochter und deren Erben übertrug, da er keine Söhne hatte. Doch wurden ihm in hohem Alter

aus zweiter Ehe noch zwei Söhne geboren und dadurch jene Vergünstigung überflüssig gemacht.

Sein älterer Sohn Johann I. starb bald nach ihm; sein jüngerer Friedrich IV. war mit Ludwig von Bayern nahe befreundet, ihm verdankte dieser seine Kaiserkrone. Denn ihm ist vorzüglich der Sieg bei Mühldorf 1322 zuzuschreiben, bei welchem es überdies einem von seinen Mannen, einem v. Rindsmaul, gelang den Gegenkaiser Friedrich den Schönen von Oesterreich gefangen zu nehmen. Eben so nahe stand sein ältester Sohn Johann II. den bayerschen Fürsten; er war eine Zeit lang von Markgraf Ludwig mit der Statthalterschaft in der Mark betraut. Dessen Sohn Friedrich V. hielt es dagegen mit den Luxemburgern und stand bei Kaiser Karl IV. in so hohem Ansehen, daß derselbe 1363 ihn und seine Nachkommen zu Reichsfürsten erhob mit Vorrechten, die sonst nur den Kurfürsten zustanden. Wenn auch die Vermählung seiner Tochter mit Karl's IV. Sohn Siegmund rückgängig gemacht wurde, so vermählte doch Karl seine Tochter Margarethe mit dem älteren Sohne des Burggrafen, Johann III., der also der Schwager von König Wenzel und Siegmund wurde. Johann starb ohne Kinder zu hinterlassen, seinem jüngeren Bruder Friedrich VI. war es vorbehalten, durch die Erwerbung der Mark der Gründer des brandenburgisch-preußischen Staates zu werden.

Woher der Name des Stammschlosses Zollern oder Hohenzollern herzuleiten, ist eben so unbekannt wie der Umfang des Gebietes, das die Grafen von Zollern ursprünglich verwalteten. Das nicht unbedeutende Besitzthum der Familie erhielt einen ansehnlichen Zuwachs, als Friedrich III., wie oben erwähnt, sich mit Sophia von Raabs vermählte. Die Erbgrafschaft derselben in Oesterreich war unmittelbares kaiserliches Lehen, nicht von den Markgrafen oder späteren Herzögen von Oesterreich abhängig. Die Entlegenheit dieser Güter von dem übrigen Besitzthum der Hohenzollerschen Burggrafen, die Unbequemlichkeit für diese entweder in Person oder durch einen Lehnpropst d. h. Statthalter die dortigen Lehen zu vergeben — der österreichische Adel durfte nicht außer Landes belehnt werden — gab die Veranlassung zum allmählichen Verkauf der meisten derselben; von vielen wurde zugleich die Lehnsherrschaft aufgegeben. Doch waren im achtzehnten Jahrhundert noch 14 Lehen hierselbst vorhanden; erst König Friedrich der Große versprach 1779 im Teschner Frieden die Lehnsherrlichkeit abzutreten, sobald das Burggrafenthum Nürnberg mit Preußen vereinigt würde. Dies geschah 1791, als Alexander, Fürst von Anspach-Bayreuth, sein Land gegen ein Jahrgeld an Preußen überließ; König Friedrich Wilhelm II. entsagte darauf 1792 jener Lehnsherrschaft.

Welches die Erbgüter in Franken waren, welche Sophia ihrem Gemahl zubrachte, ist unbekannt, doch gehörten Fürth und das oft genannte Schloß Cadolzburg zu denselben. Zum Burggrafthum Nürnberg endlich gehörten außer der Burg — nicht der

noch vorhandenen, die war kaiserliche Pfalz; das Schloß der Burggrafen lag dicht neben ihr, und wurde 1427 an die Stadt Nürnberg verkauft und von den Bürgern gänzlich niedergerissen — nur das Schloß Creußen, das Städtchen Schwandt und noch zwei Dörfer. Aus diesem ursprünglichen Besitzthume bildeten sich nachmals die beiden Fürstenthümer Anspach und Bayreuth. Conrad IV., der sich auch Graf von Abenberg nannte, verschenkte zwar aus übergroßer Frömmigkeit fast alle seine Güter an den deutschen Orden oder an die Geistlichkeit, da seine Söhne in den geistlichen Stand getreten waren; desto mehr aber war sein Bruder Friedrich III. darauf bedacht, das väterliche Erbe zu mehren. Nicht nur erkaufte er eine große Anzahl von Gütern, sondern es fielen ihm auch durch seine Gemahlin Elisabeth, Herzogin von Meran, mit deren Bruder Otto II. 1248 dies reiche Haus ausstarb, viele Besitzungen aus dieser Herrschaft zu, darunter Stadt und Herrschaft Bayreuth, vermuthlich auch die Stadt Hof, und selbst die einträgliche Schirmvogtei über das Stift Besançon in der Grafschaft Burgund. Friedrich IV. brachte bedeutende Güter durch Kauf an sein Haus, darunter insbesondere Anspach und Wunsiedel. Johann II. erhielt durch Erbschaft Culmbach mit der Feste Plassenburg sowie Goldcronach, und es nahmen so viele Herren ihre Güter von ihm zu Lehen, um sich unter seinen Schutz zu stellen, daß er Conquästor d. h. Erwerber genannt worden ist. Friedrich V. kaufte Schwabach, und endlich Johann III. und Friedrich VI. Crailsheim und Erlangen. So war durch Erbschaft, Belehnung und Kauf schon damals der bei weitem größte Theil der nachmaligen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth erworben, als Friedrich VI. durch König Siegmund mit der Mark Brandenburg belehnt wurde.

A. Die Kurfürsten vor der Reformation.

1. Friedrich I. 1415—1440.

Nach seiner Erwählung zum römischen König ließ es Siegmund als Schirmvogt der Christenheit seine erste Sorge sein, die langjährigen Wirren in der Kirche abzustellen sowie die mannichfachen Gebrechen im deutschen Reiche zu beseitigen. Mit Papst Johann XXIII. hatte er sich deshalb dahin geeinigt, daß 1414 nach Costnitz ein Concil berufen wurde, das eine Reformation an Haupt und Gliedern vor-

nehmen sollte. Außer dem Papste fanden sich 5 Patriarchen hier ein, mehr als 30 Cardinäle, gegen 300 Bischöfe und Erzbischöfe, mehr als 2000 Doctoren und Abgeordnete von Universitäten, mehr als 6000 andere Geistliche, alle mit zahlreicher Begleitung; von weltlicher Seite aber außer dem Könige 70 Herzöge und Fürsten, 200 Grafen und Herren, 1500 Ritter, etwa 500 Gesandte aus fremden Staaten sowie Abgeordnete aus den Städten, ebenfalls alle mit so glänzendem Gefolge, daß die Zahl der Fremden sich auf 50 bis 60,000 belief.

Der erste Hauptgegenstand der Verhandlungen war die Ketzerei, welche seit Jahren der Kirche mit innerer Auflösung drohte. Bereits 1374 hatte Johann Wiclef in England die Gebrechen der Kirche öffentlich angegriffen, und, durch die damaligen inneren Unruhen im Lande kühner gemacht, gegen den Ablaß gepredigt, die Abendmahls-Lehre angegriffen und die Bibel ins Englische übersetzt, damit sie allgemein vom Volke gelesen werden könnte. Seine Lehre fand zahlreiche Anhänger; auch Johann Huß, Professor an der Universität Prag, billigte Vieles in dieser Lehre und lehrte in ihrem Geiste, ungeachtet die Universität 45 Sätze der Wiclef'schen Lehre als ketzerisch verwarf; er vermochte dies um so mehr, als er bei Wenzel und dessen Gemahlin Sophie Unterstützung fand. Später freilich (1410) ließ der Erzbischof von Prag Schriften von Wiclef öffentlich verbrennen und sprach den Bannfluch über Huß aus, den der Papst bestätigte. Huß verließ darauf Prag und predigte an verschiedenen Orten des Landes mit großem Beifall seine Lehre.

Er wurde jetzt vor das Concil gefordert, um Rede zu stehen über sein ketzerisches Benehmen. Mit einem Geleitsbriefe für unbehinderte Hin- und Rückreise von König Siegmund versehen hoffte er siegreich die Anklagen seiner Gegner zu entkräften; doch nicht gar lange nach seiner Ankunft wurde er gefangen gesetzt, und vergeblich forderte Siegmund, der am Schlusse des Jahres 1414 von seiner Krönung zu Aachen in Costnitz eintraf, seine Freilassung, vergeblich drohte er das Concil zu verlassen: man hielt ihn durch die gleiche Gegendrohung. Ja im Laufe der Verhandlungen wurde auch Siegmund durch die hartnäckige Weigerung des Huß, zu widerrufen, so sehr gegen dessen Ketzerei aufgebracht, daß er den geistlichen Richtern freie Hand gewährte. Da erfolgte die Verurtheilung; Huß wurde im Juli 1415 als Ketzer verbrannt und seine Asche in den Rhein geworfen; dasselbe Geschick traf ein Jahr später seinen Freund Hieronymus von Prag, welcher der Verbreitung gleicher Irrlehren beschuldigt wurde.

Um den zweiten Hauptgegenstand der Verhandlungen durchzuführen, nämlich die Einheit der Kirche wieder herzustellen, war es nothwendig, daß zunächst alle drei Päpste ihre Würde niederlegten. Johann XXIII. befand sich dadurch in schlimmer Lage, da er sich bei seiner Theilnahme am Concil dieser Forderung nicht entziehen konnte wie die beiden anderen Päpste, die ungeachtet aller Aufforderungen sich nicht eingefunden hatten. Die zahlreiche Begleitung hoher Geistlichen, durch deren Stimmen er die Versammlung für sich zu gewinnen

gehofft, hatte ihm deshalb keinen Vortheil gebracht, weil gleich zu Anfang des Concils der Beschluß gefaßt worden war, daß nur nach Nationen (Deutsche, Italiener, Franzosen, Engländer) gestimmt werden sollte. Sich aus dieser so peinlichen Lage zu befreien, wußte er den Herzog Friedrich von Oesterreich für sich zu gewinnen, und mit dessen Hülfe gelang es ihm, im März 1415 aus Costnitz zu entfliehen. Doch kurz darauf wurde er von Freiburg, wohin er sich begeben hatte, zurückgeführt und längere Zeit gefangen gehalten; dann ward er begnadigt und zum Cardinal-Bischof gemacht, starb aber schon 1419. Noch übler erging es dem Herzog Friedrich, der, mit Reichsacht und Bannfluch beladen, erst nach harten Verlusten an Land und gegen schwere Geldsummen 1418 volle Verzeihung erhielt.

Da der römische Papst Gregor XII. freiwillig abdankte, doch mit der Bedingung, daß auch Benedikt XIII. in Perpignan seine Würde niederlegen sollte, brach Siegmund 1415 selber nach Spanien auf, um letzteren durch mündliche Ueberredung zu gewinnen. Sein Bemühen war jedoch vergeblich; obgleich vom Concil abgesetzt, ging Benedikt nach Peniscola und nannte sich bis zu seinem Tode 1424 Papst, ohne jedoch irgendwo Anerkennung zu finden.

Nach dieser glücklichen Beendigung der großen Kirchenspaltung entstanden heftige Streitigkeiten darüber, ob erst ein neuer Papst gewählt oder zuvor die so allgemein ersehnte Kirchen-Reform vorgenommen werden sollte. Auch da war es wieder nahe daran, daß das Concil sich auflöste. Siegmund, der gewaltsame Maßregeln ergreifen wollte, um zuerst Reformen durchzusetzen, sah sich endlich genöthigt nachzugeben, da auch die Engländer, die es bis dahin mit den Deutschen gehalten hatten, zu den Gegnern übertraten. Man wählte 1417 Martin V. zum Papst, der zur Abstellung der Gebrechen in der Kirche ein neues Concil zu berufen versprach und die gegenwärtige Versammlung, von der man so viel gehofft hatte, im Mai 1418 auflöste.

Doch nicht bloß kirchliche, sondern auch Reichs-Angelegenheiten fanden auf der Costnitzer Versammlung ihre Erledigung. Die für die Mark wichtigste war die feierliche Belehnung des Burggrafen Friedrich mit Brandenburg und damit zugleich seine Erhebung zum Kurfürsten und Erzkämmerer des Reichs. Siegmund hatte bei der Uebernahme der königlichen Würde in Deutschland kein kleineres Ziel sich vorgesteckt, als das kaiserliche Ansehen wieder so zu heben, daß er als Schiedsrichter in Europa gelten möchte. Deutschland konnte jedoch diese bedeutende Stellung nach außen nur gewinnen, wenn seine inneren Angelegenheiten geordnet waren, wenn ein allgemeiner Landfriede die Ruhe und Ordnung in den einzelnen Ländern sicher stellte, wenn das Rechtsbewußtsein befestigt war, und der Kaiser im Reiche das alte Ansehen gewonnen hatte, welches die Kaiser in der Blüthezeit der deutschen Macht genossen hatten. Als den kräftigsten und tüchtigsten Gehülfen bei der Ausführung so ehrenwerther Vorsätze betrachtete er den Burggrafen Friedrich. Dieser hatte mit geringen Mitteln und

in kurzer Zeit ein verwildertes Land zur Ordnung zurückgeführt; seiner Klugheit und seiner Thatkraft konnte man zutrauen, daß er in erweitertem Wirkungskreise Großartiges auszuführen im Stande sei. Siegmund beabsichtigte nichts Geringeres, als ihn zum römischen Könige wählen zu lassen; sich selber wollte er die Kaiserwürde vorbehalten; beide vereint wollten eine neue Blüthezeit für Deutschland herbeiführen. Den Weg zu dieser Königswürde für Friedrich bahnte Siegmund dadurch an, daß er ihm die Mark Brandenburg am 30. April 1415 übertrug. Nur das behielt sich Siegmund vor, daß er oder sein Bruder Wenzel oder ihre männlichen Erben jederzeit die Mark für die Gesammtsumme von 400,000 Gulden zurückkaufen könnten, so daß die 150,000 Gulden, welche früher schon Friedrich auf die Mark verschrieben waren, darin einbegriffen sein sollten. Ebenso sollte Friedrich die Mark wieder ausliefern, sobald er durch Siegmund's Willen und Bemühung zum römischen Könige erwählt worden wäre; auch sollte die Mark dem Kaiser oder dessen Erben wieder zufallen, wenn Friedrich's Nachkommenschaft ausstürbe. Von einem Anlehen ist bei diesen Verhandlungen durchaus nicht die Rede, und die Angabe, Friedrich habe dem Könige aufs neue 250,000 Gulden zur Reise nach Spanien vorgestreckt, zerfällt demnach in sich selber. Doch läßt sich nachweisen, daß die Summen, welche Friedrich zur Einlösung landesherrlicher Schlösser und Städte sowie zum Kriege bei Unterwerfung des widerspänstigen Adels verwendete, reichlich auf jenen Betrag sich beliefen.

Siegmund entließ hierauf die Bewohner der Mark ihres Eides und forderte sie auf, ihrem neuen Herrn zu huldigen. Die rheinischen Kurfürsten erklärten ihre Zustimmung zu dieser Vereignung der Mark an die Hohenzollern schon im Mai und Juni, Sachsen that es erst gegen Ende des Jahres, Wenzel dagegen verweigerte als Kurfürst des Reiches seine Zustimmung, und auch noch später machten die Böhmen dem Kaiser Siegmund Vorwürfe, daß er die Mark widerrechtlich von Böhmen getrennt habe, mit welchem sie Karl IV. auf ewig verbunden hätte. Diese Verhandlungen mit Sachsen und besonders mit Wenzel, so wie die von Siegmund unternommene spanische Reise, von der er erst 1417 nach Costnitz zurückkehrte, verzögerten die öffentliche Belehnung Friedrich's mit der Mark noch volle zwei Jahre. Erst am 18. April 1417 fand der feierliche Akt der Uebergabe statt, ohne daß an den früheren Bestimmungen des Wiederkaufs geändert wurde; dadurch aber, daß Wenzel 1419, Siegmund 1437 ohne Söhne starben, wurde die Mark unbedingtes Erbeigenthum des Burggrafen.

Als Friedrich zum ersten Male nach Costnitz gegangen war, schienen sich für die Mark die alten bösen Zeiten wiederholen zu wollen. Dietrich von Quitzow, der sich nach Pommern-Stettin geflüchtet hatte, benutzte Friedrich's Abwesenheit, einen verheerenden Zug nach der Mark zu unternehmen, bei welchem namentlich Nauen in Flammen aufging. Im Verein mit Pommern suchte er dann den

Barnim hart heim; Strausberg wurde nicht nur erobert, sondern auch von den Pommern besetzt gehalten. Nur mit Hülfe von Sachsen und Mecklenburg-Stargard gelang es, die Pommern zurückzudrängen, und Friedrich brachte es zu Costnitz bei König Siegmund dahin, daß derselbe über Otto und Casimir von Pommern-Stettin die Acht aussprach und alle Nachbarn der Mark zur Vollstreckung derselben aufforderte. Das hatte dann die Wirkung, daß die Pommern zu Neustadt-Eberswalde sich 1415 zu einem Frieden bequemten und dem Dietrich v. Quitzow ihren Schutz entzogen, der sich in Folge dessen zum Herzog Ulrich von Mecklenburg-Stargard begab. Darauf kehrte Friedrich im October 1415 nach der Mark zurück, nahm in Berlin die Erbhuldigung der Stände an und durchreiste die einzelnen Städte des Landes, um sich von ihnen und den Mannen huldigen zu lassen. Ueberall beeiferte man sich, ihn prächtig aufzunehmen; man bewilligte selbst eine außerordentliche Bede, um seine Geldnoth zu heben, und Friedrich suchte seinerseits diese Liebe, mit der man ihm von allen Seiten entgegenkam, durch Gnaden-Erweisungen aller Art zu vergelten. Kein Schloß oder sonstiges größeres Lehen wurde an fränkische Ritter vergeben, sondern nur an Märker, und selbst die ihm früher feindlich gesinnten Adligen suchte er durch Milde und Freigebigkeit für sich zu gewinnen. Wichard v. Rochow z. B. erhielt Golzow wieder, Gebhard von Alvensleben Schloß und Vogtei Gardelegen, ja er wurde sogar zum Hauptmann der Altmark ernannt; Caspar Gans v. Putlitz wurde nach 2½ jähriger Gefangenschaft freigegeben ꝛc. Etwa 7 bis 8 Monate verweilte Friedrich in der Mark, dann kehrte er nach Costnitz zurück, wo er, wie bereits erzählt, 1417 die feierliche Belehnung der Mark empfing.

Diesem erfreulichen Beginn seiner Herrschaft, bei welchem das Land wieder aufzuathmen anfing, entsprach leider nicht der weitere Verlauf der Dinge. Die Gewalt der Umstände war stärker als der redliche Wille und die Klugheit und die Kraft, die Friedrich nach allen Seiten hin entwickelte. Gerade das, daß er das Land in kürzester Zeit beruhigt und gesichert hatte, und daß er bemüht war, dem Lande wo möglich den alten Umfang und das alte Ansehen zu verschaffen, dessen es sich zur Zeit der ruhmwürdigen askanischen Herrschaft erfreut hatte, erweckte ihm Feinde von allen Seiten. Daß es ihm nicht gelang, sie niederzuwerfen, lag an verschiedenen Dingen. Zunächst waren es die geringen Geldmittel, welche ihm überall hindernd entgegen traten und ihn häufig nöthigten, Anleihen zu machen und Güter zu verpfänden oder wohl gar zu verkaufen, wodurch seine an und für sich geringe Kraft noch mehr geschwächt wurde, so daß er, zumal bei der mangelhaften Kriegführung der damaligen Zeit, immer wieder auf Unterhandlungen beschränkt war, die, wenn auch noch so klug von ihm geleitet, doch nur theilweise zum Zwecke führten. Ein anderer Uebelstand, durch den die Mark schwer zu leiden hatte, war, daß er durch seine vielfache anderweitige Thätigkeit verhindert wurde, persönlich die Regierung in der Mark zu führen, und dieselbe deshalb Statthaltern

überlassen mußte, denen seine Kraft und sein durchgreifender und entscheidender Wille fehlte. Wir werden die Nachtheile kennen lernen, die daraus dem Lande erwuchsen.

Zunächst waren es die fränkischen Besitzungen, welche einen großen Theil der Aufmerksamkeit und der Kraft Friedrich's in Anspruch nahmen, besonders als sein Bruder Burggraf Johann III. 1420 ohne Söhne gestorben und Friedrich der Erbe seines Landes geworden war. Der oben genannte Herzog Stephan von Bayern, der nach Markgraf Ludwig's des Aelteren Tode dessen Landes-Antheil an sich gerissen und somit ganz Bayern vereinigt hatte, hatte drei Söhne hinterlassen, die sich das Land der Art theilten, daß es in Bayern-Ingolstadt, Landshut und München zerfiel. Friedrich's Gemahlin Elisabeth war eine Prinzeß von Bayern-Landshut; ihr Bruder Heinrich war so heftig von seinem Vetter Ludwig dem Bärtigen, Herzog von Bayern-Ingolstadt, beschimpft worden, daß er 1417 zu Costnitz jenen überfiel und stark verwundete und dadurch die Feindschaft desselben gegen sich in hohem Grade vermehrte. Da Friedrich sich seines Schwagers annahm und ein Bündniß mit ihm schloß, wandte sich der ganze Zorn Ludwig's gegen ihn und veranlaßte beständige Streitigkeiten und Fehden, unter welchen die Länder Friedrich's schwer zu leiden hatten. Die noch vorhandenen Briefe Ludwig's gegen Friedrich enthalten die ärgsten Bitterkeiten und bieten einen merkwürdigen Belag zu dem Sittengemälde jener Zeiten dar. Ludwig begnügte sich übrigens nicht mit jenen Schmähbriefen, er forderte auch die Mark zum Ungehorsam, ihre Nachbarn zu Angriffen gegen Friedrich auf; er verleumdete Friedrich bei König Siegmund, und seine böswilligen Reden fanden leider dort ein geneigtes Ohr. Mit großer Macht fiel er wiederholt die fränkischen Besitzungen an, und wenn auch diese Kriege mehrfach durch Waffenstillstand unterbrochen wurden, so wurden sie doch mit großer Wuth erneuert, bis endlich 1438 ein Friede zu Stande kam, der dadurch größere Gewähr versprach, daß Ludwig's Sohn, Ludwig der Bucklichte, der damals mit dem Vater zerfallen war, Friedrich's Tochter Margarethe heirathete.

Noch mehr wurde Friedrich der Sorge für die Mark dadurch entzogen, daß er bereits 1418 von König Siegmund zum Statthalter und Verweser des deutschen Reiches ernannt wurde. So ehrenvoll diese Auszeichnung für ihn war und so glänzend die Aussicht, dereinst König von Deutschland zu werden, so nachtheilig wurde ihm doch diese Stellung, da nur zu bald das enge Freundschaftsband gelöst wurde, das ihn bis dahin an Siegmund geknüpft hatte. Der Tod des Huß hatte ganz Böhmen in die größte Aufregung versetzt, der Wenzel nach gewohnter Weise theilnahmlos zusah, überdies gegen seinen Bruder aufgebracht, daß er dem Huß das freie Geleit nicht gehalten. Darauf brach 1419 in Prag ein furchtbarer Aufruhr aus, der sich bald über das ganze Land verbreitete. Wenzel starb vor Schreck und Zorn darüber, und Siegmund wurde sein Erbe. Die böhmischen Länder huldigten ihm zwar zu Ende 1419 zu Brünn,

doch ergriff er, aufgereizt durch die päpstliche Partei, 1420 zu Breslau die härtesten Maßregeln gegen die Hussiten, verlangte unbedingte Unterwerfung und wollte nur über die niedergerissenen Mauern Prags dort seinen Einzug halten. Gerade dadurch aber wurden die Böhmen zum Widerstand angeregt, und als sogar ein Kreuzzug gegen sie gepredigt wurde, boten sie dem Könige Wladislaw Jagiello von Polen die Krone Böhmens an. Friedrich, welcher stets Milde anempfohlen hatte, dessen Rathschläge aber nicht gehört worden waren, nahm an diesem Kreuzzuge keinen Antheil, der, obgleich er mit einem starken Heere unternommen wurde und Siegmund sogar Prag besetzte und sich daselbst krönen ließ, doch ein schmähliches Ende nahm, da der Anführer der Böhmen, Johann v. Trozнova, bekannter unter dem Namen Ziska, mit neuer Kriegskunst und entschiedenem Glücke kämpfte. Mit Siegmund's Einwilligung hielt sich in diesem Jahre Friedrich etwa 10 Monate lang in der Mark auf, dennoch wußten seine Feinde und besonders Ludwig von Ingolstadt dem Könige diese Nichttheilnahme als den schreiendsten Undank darzustellen, und die Stimmung Siegmund's gegen Friedrich wurde eine noch gereiztere, als letzterer damals Verhandlungen mit Polen anknüpfte. Er beabsichtigte nämlich seinen zweiten Sohn Friedrich mit Wladislaw's Tochter Hedwig zu verloben, und ließ sich von diesem Vorhaben auch durch die sehr ernsten Mahnungen Siegmund's nicht abhalten. Dem Polenkönig nämlich war früher von Siegmund das Versprechen gegeben, er wolle ihn in seinen Anforderungen gegen den deutschen Orden in Preußen unterstützen; auf dem Tage zu Breslau 1420 jedoch hatte Siegmund gegen Wladislaw erkannt und ihn dadurch zu seinem Feinde gemacht. Als nun Friedrich im April 1421 zu Krakau jene Verlobung in der That zu Stande brachte und der junge Friedrich sogar mit Zustimmung der Polen zum einstigen Thronfolger bestimmt wurde, falls Wladislaw ohne Söhne stürbe, suchte Siegmund dadurch den König von Friedrich abzuziehen, daß er ihm, der damals Wittwer war, seine Tochter oder, falls ihm diese zu jung wäre, die Wittwe seines Bruders Wenzel zur Gemahlin anbot und Schlesien als Mitgift versprach. In der That erklärte sich Wladislaw für den letzteren Vorschlag, doch kam die Heirath nicht zu Stande.

Wladislaw hatte inzwischen die ihm angebotene böhmische Krone abgelehnt, sein Vetter, der Großfürst Alexander Witold von Lithauen, dagegen sich nicht abgeneigt erklärt, dieselbe zu übernehmen. Um so stärker betrieb Siegmund seine Rüstungen, um Böhmen zu unterwerfen, und gleichzeitig brachten auch die deutschen Fürsten ein bedeutendes Heer zusammen, mit welchem sie — auch Friedrich nahm an der Spitze von brandenburgischen Truppen Antheil — im September 1421 in Böhmen einrückten. Während jedoch die Fürsten an der Eger mit dem Angriff zögerten, damit Siegmund gleichzeitig von Mähren her vordränge, vermählte dieser seine Tochter Elisabeth mit dem Herzog Albrecht von Oesterreich, so daß die Hussiten ihre ganze Macht gegen die Reichstruppen richten konnten. Erst als diese in wilder Flucht

das Land geräumt hatten, rückte Siegmund mit seinem Schwiegersohn in Böhmen ein, sah sich aber bald zu schimpflichem Rückzug gezwungen. Zu diesem Unglück kam noch, daß Witold seinen Neffen Siegmund Korybut als Landes-Verweser nach Prag schickte, wo derselbe durch seine Klugheit und Tüchtigkeit, wenigstens eine Zeit lang, großes Ansehen sich verschaffte. Seitdem gab Siegmund alle die großartigen Pläne für Deutschland auf, die er früher mit Friedrich gemeinsam auszuführen beschlossen hatte, und war nur darauf bedacht, Böhmen seiner Herrschaft zu unterwerfen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1422 wurde ein dritter Kreuzzug beschlossen, und Markgraf Friedrich wurde zum obersten Anführer sowie zum Statthalter in Böhmen bestellt. Man hatte sich aber weder über die Kosten einigen können, die zu dem „täglichen Kriege" gegen Böhmen erforderlich waren, d. h. zu einem Kriege, der so lange ununterbrochen geführt werden sollte, bis Böhmen unterworfen wäre, noch war der Zuzug der Mannschaften stark genug, um den Böhmen die Spitze bieten zu können. Friedrich mußte ohne allen Erfolg umkehren. Auch das trug dazu bei, die Stellung Siegmund's gegen Friedrich immer feindseliger zu machen, und nur zu bald fand sich Gelegenheit, ihn die ganze Ungnade des Königs fühlen zu lassen.

In demselben Jahre 1422 schloß nämlich mit dem Tode des Kurfürsten Albrecht's III. von Sachsen die Reihe der askanischen Fürsten daselbst, die mit Bernhard, dem jüngsten Sohne Albrecht's des Bären, 1180 begonnen hatte. Mit der Nichte Albrecht's III., Barbara, hatte, wie oben erwähnt, Siegmund den ältesten Sohn Friedrich's, Johann, verlobt und die Hochzeit war 1416 zu Treuenbrietzen gefeiert worden, als Friedrich im Begriff war, zum zweiten Male nach Costnitz zu gehen. Für diesen beantragte nun Friedrich die sächsische Kurwürde und besetzte das Land in Folge der Aufforderung von sächsischen Mannen und Städten; sein zweiter Sohn Friedrich sollte die Mark erben. König Siegmund erklärte jedoch, daß nicht zwei Kurwürden Einer Familie zu Theil werden könnten, und belehnte zu Anfang des Jahres 1423 den Markgrafen Friedrich den Streitbaren von Meißen mit dem Kurfürstenthum Sachsen, den er für die Geld- und Kriegshülfe, welche er ihm gegen die Hussiten geleistet hatte und ferner leisten wollte, auf diese Weise am einfachsten befriedigte. Friedrich mußte sich mit einer Abstandssumme von 10,000 Schock begnügen, theils für seine Kosten während der einstweilen geführten Landes-Verwesung, theils als Antheil seiner Schwiegertochter Barbara an dem Allodial-Vermögen ihres Hauses.

Die feindselige Gesinnung, die Siegmund hier zeigte, that sich auch in seinen weiteren Schritten kund. Er bestätigte 1424 aufs neue dem deutschen Orden die Neumark, als dieser befürchtete, daß Friedrich mit der Hülfe Polens dies Land an sich bringen möchte, und suchte die Verlobung des jungen Friedrich, der in Polen erzogen wurde, rückgängig zu machen; er belehnte ferner den Herzog Casimir von Pommern-Stettin mit der Ukermark, die Friedrich gewaltsam den

Pommern zu entreißen suchte, und erkannte ihn durch Belehnung von Seiten des Reichs als unmittelbaren Reichsfürsten an. Kein Wunder deshalb, daß Friedrich, der alle früheren Pläne zur Kräftigung des Reiches durch den König gescheitert und seine eigene Stellung durch jenen bedroht sah, sich 1424 der Einigung der Kurfürsten anschloß, welche Abstellung der Gebrechen in Kirche und Reich beabsichtigte, da Siegmund sich um die Reichs-Angelegenheiten gar nicht mehr kümmerte, sondern einen Reichsverweser einsetzte, der ohne Ansehen war. Erst als Böhmen nicht mehr an Witold oder Korybut zu fallen drohte, und als Wladislaw ein Sohn geboren wurde, mithin nicht mehr zu befürchten war, daß der junge Friedrich dereinst König von Polen werden möchte, kam im Februar 1426 eine Versöhnung zwischen Siegmund und Friedrich zu Stande, die jedoch das alte Verhältniß nicht wieder herzustellen vermochte. Siegmund hatte bereits seinen Schwiegersohn, den Herzog Albrecht von Oesterreich, zu seinem Reichsnachfolger bestimmt, wie derselbe auch seine Länder erben sollte, und alle die Uebel, welche Friedrich aus dieser langen Feindschaft erwachsen waren, konnten nicht rückgängig gemacht werden.

Diese mehrjährige Feindschaft Siegmund's und Friedrich's hatte dem Bestreben des letzteren, die früher zur Mark gehörigen Landschaften und Anrechte derselben wiederzugewinnen, nicht wenig geschadet und ihn in weitläufige Streitigkeiten verwickelt. Namentlich die mit Mecklenburg zogen sich durch seine ganze Regierungszeit hindurch. Als Friedrich 1415 zu Berlin die Huldigung der Stände annahm, hatten sich auch die Herren von Wenden oder Werle, nämlich Christoph von Werle-Waren und Balthasar nebst seinem Bruder Wilhelm von Werle-Güstrow, eingefunden und ihr Land von ihm zu Lehen genommen. Bald darauf (1418) hatten sie jedoch mit den beiden Mecklenburg (Schwerin und Stargard) eine Erbverbrüderung geschlossen, ohne auf ihre Lehns-Abhängigkeit von der Mark Rücksicht zu nehmen. Bei den Verwicklungen, die daraus entstanden, war der Umstand von Wichtigkeit, daß der junge Herzog von Stargard, Johann III., von den Märkern zu Ende des Jahres 1418 gefangen genommen wurde, man weiß nicht, bei welcher Gelegenheit. Ihn zu befreien verbanden sich Mecklenburg und Werle mit ihren Nachbarn, namentlich mit Pommern, und drangen in die Ukermark ein, erlitten aber 1419 bei der Bestürmung von Strasburg eine schwere Niederlage. Friedrich, der damals nach der Mark zurückgekehrt war, griff die Verbündeten an und erzwang durch die Eroberung von Dömitz und Gorlosen sowie von Angermünde ꝛc. einen Waffenstillstand, der zu Perleberg 1420 zunächst auf drei Jahre abgeschlossen wurde. Während dieser Zeit sollten durch braunschweigsche Vermittlung die streitigen Punkte erledigt werden.

Bald darauf starb Balthasar von Güstrow (1421) ohne Kinder; ihm folgte sein Bruder Wilhelm, der mit päpstlicher Dispensation aus dem geistlichen Stande getreten war. Dieser machte mit seinem Vetter Christoph von Waren und Pommern-Stettin abermals den Versuch,

den noch immer gefangen gehaltenen Herzog Johann von Stargard zu befreien. Mecklenburg-Schwerin betheiligte sich hierbei nicht, da es sich durch zwiefache Heirath in Friedrich's Familie freundlich zu letzterem gestellt und die Schlösser Dömitz und Gorlosen als Mitgift zurückerhalten hatte. Der Einfall der Verbündeten in die Prignitz 1425 lief aber höchst unglücklich ab, denn Christoph von Waren fiel in der Schlacht, welche der Kurprinz Johann ihnen bei Pritzwalk lieferte, und Wilhelm von Güstrow entrann nur durch große Aufopferung der Seinigen der Gefangenschaft. Dieser schwere Verlust führte endlich 1427 den Frieden von Templin herbei, dem gleich darauf auch der gefangene Herzog Johann beitrat. Er nahm sein Land Stargard von Brandenburg zu Lehen und erhielt gegen Zahlung von 3000 Mark oder 9000 Gulden seine Freiheit wieder, deren er etwa 9 Jahre lang beraubt gewesen war.

Seitdem trat auf einige Jahre größere Ruhe ein. Als aber 1436 der letzte Fürst von Wenden, Wilhelm, starb, ohne Söhne zu hinterlassen und seine Mecklenburger Vetter sogleich von seinem Lande Besitz nahmen, drohten aufs neue die Feindseligkeiten auszubrechen. Vergeblich forderte der Kaiser sie auf, das Land an Friedrich zu überlassen; die Mecklenburger strengten einen Prozeß an, über welchen Siegmund 1437 am 9. December hinstarb, so daß die Entscheidung in ungewisse Ferne hinausgeschoben wurde. Nicht gar lange darauf starb auch (Ende 1438) Johann von Mecklenburg-Stargard, ohne Kinder zu hinterlassen; sein Vetter Heinrich beerbte ihn und vereinigte so das bis dahin getheilt gewesene Land Stargard wieder zu einem Ganzen. Doch nahm der Markgraf Friedrich der Jüngere, der damals die Statthalterschaft in der Mark bekleidete, hieraus Veranlassung, die Ansprüche Brandenburgs zu erneuern. Er verband sich deshalb 1440 mit Pommern, drang siegreich in Stargard ein und eroberte namentlich die Stadt Lychen und das Kloster Himmelpfort; erst einige Jahre später erfolgte der vollständige Abschluß dieser Mecklenburger Angelegenheiten.

Nicht weniger hartnäckig als die Kriege gegen Mecklenburg waren die gegen Pommern. Als letzteres in Folge der Achts-Erklärung nachzugeben sich gezwungen sah, einigte man sich 1415 dahin, daß zur Erstattung der Kosten, welche Herzog Swantibor von Pommern-Stettin als Statthalter der Mark hatte aufwenden müssen, etwa 4500 Mark von Friedrich gezahlt werden sollten, sowie 2000 Schock für die Herausgabe von Boitzenburg und Zehdenick, die den Pommern zur Zeit des Jobst verpfändet worden waren; von dem übrigen Ukerlande, das sich in pommerschem Besitze befand, war zunächst nicht die Rede, dagegen wurde die Entscheidung über die Lehnsherrschaft so wie wegen des Angriffs auf dem Kremmer Damm dem Könige vorbehalten. Die Einlösung jener Orte erfolgte auch gleich darauf. Ungeachtet dieses Vertrages traten die Pommern doch wieder feindlich auf und schlossen sich Mecklenburg an, namentlich 1419, als man, wie oben erzählt, den Herzog Johann von Stargard befreien wollte. Sie waren bei der Niederlage vor Strasburg betheiligt,

und während Friedrich gegen Mecklenburg von der Prignitz aus kämpfte, setzten sie sich in der Ukermark fest. Der Markgraf rückte deshalb 1420 gegen sie und eroberte zunächst Angermünde. Bei dem Versuch, die Stadt durch nächtlichen Ueberfall wieder zu nehmen, erlitten die Pommern eine empfindliche Niederlage, welche durch einen Hinterhalt, den Caspar Gans befehligte, noch bedeutend vermehrt wurde, so daß man in Volksliedern die Heldenthaten der Märker und des Caspar Gans insbesondere besang. Darauf verfolgte Friedrich seinen Sieg, eroberte Greifenberg, Prenzlow ꝛc. und schloß im August 1420 den erwähnten Waffenstillstand zu Perleberg.

Als aber Friedrich mit Siegmund zerfallen war, ließ sich Herzog Casimir, wie schon erwähnt, 1424 zu Ofen mit seinem Lande vom Könige belehnen und als Reichsfürst anerkennen, verband sich aufs neue mit Mecklenburg und nahm 1425 Prenzlow durch Verrath. Friedrich eilte zwar selber aus Franken herbei und begann den Feldzug mit der Belagerung von Vierraden, war aber genöthigt, vor den anrückenden Pommern und ihren Verbündeten sich eiligst mit schwerem Verlust an Heergeräth zurückzuziehen. Der Krieg gegen Bayern nöthigte ihn nach Franken zu eilen und seinem Sohne Johann die Fortsetzung des Krieges gegen Pommern zu überlassen. Diesem gelang es in einer Sommernacht des Jahres 1426 im Einverständnisse mit den brandenburgisch gesinnten Einwohnern Prenzlow wieder zu nehmen. Ein eifriger Anhänger des Markgrafen führte nämlich den Heerhaufen des jungen Fürsten durch die Sümpfe zu einer Seitenpforte. Als er an den unwegsamsten Stellen den Kurprinzen auf seine Schultern nahm und unter der schweren Bürde umzusinken drohte, ermunterte ihn Johann mit den Worten: „Steh' fest, mein Mann, und bedenke, daß du die ganze Mark Brandenburg auf deinen Schultern trägst!" Die Stadt wurde genommen, und vergeblich war der wüthende Einfall der Pommern in die brandenburgische Ukermark; sie sahen sich 1427 genöthigt, den Frieden zu Neustadt einzugehen, in welchem sie auf Angermünde verzichteten und versprachen, sich in Bezug auf die Lehnsherrlichkeit Brandenburgs über Pommern der Entscheidung Siegmund's zu unterwerfen. Seitdem wurde das Verhältniß zur Mark ein freundliches.

Die Angelegenheiten mit Magdeburg blieben unter Friedrich's Regierung ungelöst; wegen des Grenzschlosses Plaue, das man Hans v. Quitzow genommen, einigte man sich gütlich dahin, daß Friedrich bis zum Tode des Erzbischofs in dem Besitz desselben bleiben sollte. Die freundliche Stellung des Erzbischofs zu Friedrich wurde aber getrübt, als der freigelassene Caspar Gans Magdeburg die Stadt Sandow entriß. Der Erzbischof darüber aufgebracht, um so mehr als ihm die Wiedereroberung nicht gelang, entließ 1416 nicht nur Hans v. Quitzow seiner Gefangenschaft, sondern nahm auch ihn wie seinen Bruder Dietrich in seine Dienste und ließ durch beide verheerende Einfälle in die Mark machen. Doch schon 1417 kam eine Einigung zu Stande; Sandow wurde zurückgegeben, der Erzbischof dagegen entließ beide Quitzows aus seinen Diensten. Dietrich begab sich in die

Nähe von Helmstädt, wo er bald darauf starb; mit Hans v. Quitzow söhnte sich aber Friedrich 1421 aus, und überwies ihm namentlich Lenzen als Entschädigung für die ihm früher abgesprochenen Güter.

Im Januar des Jahres 1426 verließ Friedrich die Mark für immer, nachdem er seinen ältesten Sohn Johann als Statthalter eingesetzt hatte. Theils die gebundene Stellung desselben, theils aber und noch mehr sein wenig energischer Charakter brachten der Mark abermals böse Zeiten. Die Fehdelust der Mannen erwachte wieder, und namentlich in den Grenzdistricten waren gegenseitige Plünderungszüge in vollem Gange, so daß die Städte der Mittelmark, der Prignitz und der Altmark Schutzbündnisse unter einander schließen mußten, um nur einigermaßen den Schutz zu finden, den sie vergeblich von dem Landesherrn erwartet hatten. Dazu kam der unruhige Geist in den Städten, wo die Geschlechter oder Patricier und die Gewerke vielfach scharf einander gegenüberstanden; noch mehr aber wurde jedes kräftige Eingreifen durch die Geldverlegenheiten gelähmt, welche bei der wenig durchgebildeten Steuerverfassung den Kurprinzen zu häufigen Verpfändungen nöthigten.

Friedrich's Thätigkeit wurde namentlich lange durch die Anstrengungen in Anspruch genommen, welche König Siegmund machte, die Hussiten niederzuwerfen. Dieselben hatten 1426 ein bedeutendes Heer bei Außig geschlagen und verheerende Einfälle in die Nachbarländer gemacht. Deshalb wurde 1427 vom Reiche ein neues Heer zusammengebracht, zu welchem auch Friedrich mit zahlreichen Hülfstruppen gestoßen war. Um die Ausrüstung derselben zu ermöglichen, hatte er selbst die von den Bayern niedergebrannte Burg in Nürnberg so wie viele Gerechtsame an die Stadt Nürnberg verkauft. Aber auch dieser Feldzug verunglückte durch die Niederlagen bei Mies und Tachau, und die Neider Friedrich's schrieben ihm die Schuld davon zu, da er nichts weniger beabsichtige als König von Böhmen zu werden. Diese beständigen Niederlagen bewogen Friedrich, der 1428 abermals mit großen Vollmachten zum Oberanführer gegen die Böhmen ernannt worden war, den Weg der Unterhandlung zu versuchen, der nur insofern glückte, als er durch Zahlung von Geldsummen seine fränkischen und märkischen Besitzungen vor verheerenden Einfällen sicherte. Als endlich abermals die Gewalt des Schwertes die Entscheidung bringen sollte und Friedrich mit starker Heeresmacht 1431 in Böhmen eindrang, löste sich sein Heer aus Furcht vor den herbeieilenden Hussiten auf, und das ganze Heergeräth so wie alles Feldgeschütz fiel den Feinden in die Hände. In Folge dieser abermaligen Niederlage hatte auch die Mark schwer zu leiden; sie wurde 1432 von den Hussiten unter Procop hart heimgesucht. Frankfurt widerstand tapfer, dagegen wurden Lebus, Müncheberg, Strausberg und Alt-Landsberg von ihnen geplündert und niedergebrannt. Darauf belagerten sie Bernau. Die hartnäckige Vertheidigung der Bürger daselbst, die von einer Besatzung kräftig unterstützt wurden, gab dem jungen Markgrafen Friedrich Gelegenheit, mit einem Heere herbeizueilen und die Hussiten zum

Rückzuge aus der Mark zu zwingen. Noch heut werden eroberte Waffen ꝛc. als Siegeszeichen in der Stadt aufbewahrt, wie auch das Andenken an jene glückliche Rettung aus so schwerer Bedrängniß noch immer gefeiert wird.

So sehr sich auch der Papst gesträubt hatte, den ketzerischen Hussiten Zugeständnisse zu machen, so sah man sich doch immer wieder darauf verwiesen, durch gütliche Verhandlung die Angelegenheit zu ordnen, die so schweres Unglück über Deutschland brachte. Man lud deshalb die Hussiten ein, zu dem Concil Abgeordnete zu senden, das 1431 nach Basel berufen worden war und in das zu willigen man den Papst genöthigt hatte. Erst als alle Fürsten sich für die Sicherheit dieser Abgeordneten verbürgt hatten, ließen sich die Böhmen dazu bewegen, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Während derselben geschah es erst, daß Siegmund 1433 sich in Rom zum Kaiser krönen ließ; in Böhmen wurde er 1436 als König anerkannt, nachdem er sich den Bedingungen gefügt, welche ihm die Hussiten gestellt hatten. In den Verhandlungen mit den Böhmen war besonders Friedrich thätig gewesen; doch wären seine Bemühungen wohl erfolglos geblieben, wenn es nicht unter den verschiedenen hussitischen Parteien zum Bruch gekommen und in den furchtbaren inneren Kämpfen die exaltirte Partei der Taboriten unterlegen wäre.

Als man nach Siegmund's Tode (Ende 1437) zu einer neuen Königswahl schritt, bewarb sich auch Friedrich um die deutsche Krone, unterstützt von Trier und Kurpfalz. Trier wurde jedoch von seinen Gegnern gewonnen und half den Herzog Albrecht von Oesterreich (1438—39) wählen, den Gemahl der Elisabeth, der einzigen Tochter Siegmund's, der bereits in Ungarn als König anerkannt worden war. Friedrich unterstützte nach erfolgter Wahl diesen seinen früheren Nebenbuhler eifrigst, und als die Böhmen sich weigerten, denselben als König anzuerkennen, und ein Theil von ihnen einen jüngeren Sohn des Königs Wladislaw von Polen, Casimir, zum König wählte, trat Friedrich's dritter Sohn Albrecht, nachmals Achilles genannt, an die Spitze des Heeres, welches in Schlesien gegen die Polen kämpfte. Durch reiche Geldspenden suchte König Albrecht seinen Anhang zu mehren, doch ehe er sich noch in den Besitz von Böhmen gesetzt hatte oder in Deutschland seine Krönung erfolgt war, starb er 1439, eine schwangere Gemahlin und zwei unerwachsene Töchter hinterlassend.

Bei der abermaligen Königswahl hielt es Friedrich nicht für angemessen, als Thronbewerber aufzutreten; er schlug vielmehr im Verein mit Böhmen den Landgrafen Ludwig von Hessen-Kassel zum König vor. Sachsen jedoch, durch Heirath mit dem Hause Oesterreich verbunden, einigte sich mit den übrigen Kurfürsten dahin, Friedrich (III.), Herzog von Steyermark und Vetter des verstorbenen Königs Albrecht II., zu wählen (1400—1493); Markgraf Friedrich und Böhmen mußten sich der Stimmen-Mehrheit fügen. Mit dieser Wahl schwanden die früher von dem Markgrafen gefaßten Pläne auf immer dahin,

Deutschland durch innere Einigung und Kräftigung eine achtunggebietende Stellung zu verschaffen. Wie man nach dem Interregnum längere Zeit nur Fürsten von geringer Macht zu Königen gewählt hatte, damit die einzelnen Herren desto ungestörter ihre Territorialmacht befestigen könnten, so leitete auch jetzt derselbe Grundsatz die Wahl. Friedrich war ein schwacher Fürst; von ihm stand nicht zu befürchten, daß er die sich immer mehr abschließende Gewalt der einzelnen Reichsgebiete mit kräftiger Hand zu einem festen und mächtigen Ganzen vereinen möchte.

Noch ehe Albrecht's II. Wittwe Elisabeth 1440 einen Sohn gebar, Wladislaw den Nachgebornen (posthumus), rief ein Theil der Ungarn den König Wladislaw, den älteren Bruder des vorhin genannten Casimir, als König herbei, während eine andere Partei dem Hause Oesterreich ergeben blieb. In Böhmen war man über die Wahl um so uneiniger, als man ja Albrecht II. selber nicht hatte anerkennen wollen. Endlich sprach sich der größere Theil der böhmischen Wahlherren für Markgraf Friedrich aus; daß dieser dennoch nicht in den Besitz der Krone kam, hatte darin seinen Grund, daß er nicht die Mittel oder nicht den Willen hatte, sich diese Geneigtheit bei der engeren Wahl durch reiche Geldspenden zu sichern.

Bereits im Juni 1437 traf Friedrich unter seinen Söhnen eine Erbtheilung. Zwei derselben sollten die fränkischen, zwei die märkischen Länder besitzen. Der älteste Sohn Johann, der als Erstgeborner das Kurfürstenthum hätte erben müssen, ließ sich bestimmen, der Mark zu entsagen, da seine friedliche Denkweise ihn ungeeignet erscheinen ließ, die Leitung eines so unruhigen Landes zu übernehmen; seine geringe Fähigkeit hierzu hatte er während seiner Statthalterschaft hinlänglich bekundet. Ihm wurde der nördliche Theil des Frankenlandes, das Fürstenthum Bayreuth, überwiesen, während der dritte Bruder Albrecht Achilles Herr des Fürstenthums Anspach wurde. Der zweite Sohn, der ebenfalls thatkräftige Friedrich (II.), sollte die Kurwürde erhalten, die Mark aber mit dem jüngsten, damals noch unmündigen Bruder Friedrich (nachmals der Fette genannt) der Art theilen, daß dem einen die Altmark und Priegnitz, dem andern die übrige Mark durchs Loos zufallen sollte. Doch sollte diese Theilung erst nach 16 Jahren vorgenommen werden, und die Kurwürde in beiden Linien nach der Folge des Seniorats wechseln. Bereits jetzt setzte Friedrich seinen zweiten Sohn Friedrich zum Statthalter der Mark ein und übertrug ihm im Februar 1440 die Regierung daselbst vollständig. Er selber starb auf dem Schlosse Kadolzburg nicht gar lange darauf in frommer Ergebung am 20. September 1440 in einem Alter von etwa 70 Jahren.

In dem Testamente, das er zwei Tage vor seinem Tode aufsetzte, hatte er geglaubt, „Alles so bestellen zu müssen, daß er mit gutem Vertrauen seine Seele Gott überantworten könne." Er traf deshalb noch Anordnungen, die Eingriffe in das Eigenthum der Kirche und Anderer, die er durch die Noth gezwungen sich hatte erlauben müssen,

wieder auszugleichen, selbst z. B. auch die Glocken der Marienkirche in Berlin zu erstatten, die er zur Zeit des Krieges in der Mark zu Geschütz verwendet hatte. Sein ganzes Leben hindurch zeigte er wahrhafte Frömmigkeit nicht nur in Worten, sondern auch in Werken. Er betrachtete sich nur als „Gottes schlichten Amtmann an dem Fürstenthum", und in den größten Stürmen seines viel bewegten Lebens hielt ihn der Wahlspruch aufrecht: „Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht!" Seine Zeitgenossen rühmten seine Einsicht, seine Gerechtigkeitsliebe und seine Tapferkeit; sie erkannten in ihm einen Fürsten „hoher Art", dessen Sinn nicht nach Streit, sondern nach Frieden gestanden habe. Um so mehr ist es zu bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, seinem Lande zu leben, und daß namentlich in der Mark, nachdem er zum Kurfürsten erhoben worden, sein Aufenthalt sich auf die kurze Zeit von etwa drei Jahren beschränkte.

2. Friedrich II. mit den eisernen Zähnen, Kurfürst. 1440—1470.

Friedrich der Fette, Markgraf. 1440(7)—1463.

Friedrich II. war 8 Jahr alt, als er 1421 mit der polnischen Prinzeß Hedwig verlobt und zum Erben des Königreichs bestimmt wurde; er genoß seitdem am polnischen Hofe eine ausgezeichnete Erziehung. Dadurch, daß seinem Schwiegervater Wladislaw Jagello in vierter Ehe noch drei Söhne, darunter die oben genannten Wladislaw und Casimir, geboren wurden, sowie daß Hedwig 1431 starb, noch bevor die Vermählung stattgefunden hatte (das Gerücht beschuldigte laut die Stiefmutter als Mörderin), wurden dem jungen Prinzen die Aussichten zu der Laufbahn vereitelt, welche der Vater ihm hatte eröffnen wollen; er kehrte nach der Mark zurück, übernahm 1437 die Statthalterschaft und 1440 die Regierung daselbst, und führte eine Zeit lang die Vormundschaft über seinen jüngsten Bruder Friedrich.

Schon 1447 gab er dem ungestümen Andringen desselben nach, ihn mit der Altmark und Prignitz abzutheilen, wodurch natürlich die Kurmark nicht wenig geschwächt wurde. Die Aufgabe, das Ansehen seines Landes und seiner Familie aufrecht zu erhalten, wurde für Friedrich dadurch noch erschwert, daß ein großer Theil der Domänen als Unterpfand in fremden Händen war. Dessen ungeachtet oder vielmehr um so eifriger war er darauf bedacht, das Streben seines Vaters zu verfolgen und die früher zur Mark gehörigen, nachmals ihr entfremdeten Landestheile wieder an sich zu bringen; er wurde dabei wenigstens durch das Wort des Königs Friedrich III. unterstützt, welcher 1444 anbefahl, daß dem Kurfürsten zurückgegeben werden solle, was früher zur Mark gehört habe. Dem Worte fehlte jedoch der Nachdruck; der Kurfürst selber mochte zusehen, wie er diesen Befehl zur Ausführung brächte. Dies veranlaßte aber große Verwicke-

lungen mit den Nachbarn, bei denen Friedrich zufrieden sein mußte, auch nur einen Theil seiner Forderungen befriedigt zu sehen.

Zunächst waren es Sachsen und Böhmen, mit denen er wegen der Lausitz in lang anhaltende Streitigkeiten verwickelt wurde. Dies Land war von Kaiser Siegmund 1422 für etwa 8000 Schock an Johann v. Polenz verpfändet worden. Nach dessen Tode hatte sein Vetter Nicolaus die Vormundschaft über die beiden hinterbliebenen Söhne übernommen, und dieser begab sich 1441 mit Einwilligung der Mehrzahl der Stände in den Schutz Friedrich's, als Sachsen damit umging, das Land in seine Gewalt zu bringen. Bald darauf aber schloß er sich Sachsen an, und seitdem suchte dies — ebenso wie Brandenburg — möglichst viele der Herren und Städte in der Lausitz auf seine Seite zu bringen. Friedrich gewann insbesondere 1442 die Länder Teupitz und Peitz für sich, 1443 Beeskow und Storkow, und kaufte 1445 die Hälfte von Cotbus für 5500 Schock, ja er zwang endlich 1448 die herangewachsenen Söhne des Johann v. Polenz, beide Jacob geheißen, ihm die ganze Lausitz gegen Erstattung der Pfandsumme zu überlassen.

Kaiser Friedrich III., der damals die Vormundschaft des jungen Wladislaw posthumus von Böhmen führte und auf Seiten des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen von Sachsen stand, versuchte darauf, doch eben so vergeblich wie dieser, Friedrich durch Unterhandlungen aus der Lausitz zu verdrängen; letzterer fand immer größeren Anhang, und fast das ganze Land, Städte wie Mannen, huldigte ihm zu seinem Gelde. Ueberdies bestätigen 1449 die böhmischen Stände seinen Pfandbesitz, nachdem er das Versprechen gegeben, daß er das Land jederzeit gegen Zurückzahlung der Pfandsumme wieder abtreten und es bis dahin an keinen Andern überlassen wollte. Zu noch größerer Sicherheit ließ er sich diesen Besitz von der älteren Schwester des Wladislaw posthumus, Anna, bestätigen, die mit dem Herzog Wilhelm, Bruder des sächsischen Kurfürsten, vermählt war. Da also die Verhandlungen erfolglos blieben, forderte 1450 der Kaiser die benachbarten Fürsten auf, sich mit Sachsen gegen Brandenburg zu verbinden oder doch letzteres nicht zu unterstützen. So kam es zum Kriege mit Sachsen, ungeachtet mehrere Jahre zuvor ein enges Freundschafts-Bündniß zwischen Brandenburg und Sachsen abgeschlossen und wiederholt erneuert worden war. Nicht bloß der jüngere Friedrich leistete in diesem Kriege seinem Bruder treue Hülfe, sondern auch der Herzog Wilhelm von Sachsen, der mit seinem Bruder schon mehrere Jahre in heftiger Fehde lebte. Doch schon zu Anfang des Jahres 1451 kam zu Naumburg eine Aussöhnung zu Stande, sowohl zwischen den sächsischen Brüdern als auch zwischen Sachsen und Brandenburg. Letzteres behielt die Lausitz; nur die Schlösser und Städte Senftenberg und Hoyerswerda blieben bei Sachsen.

Seitdem standen Friedrich und Sachsen wieder freundlich zu einander, und noch enger wurden die Beziehungen des Hohenzollerschen und Wettinschen Hauses, als das erstere 1457 in die Erbverbrüde-

rung aufgenommen wurde, die bereits 1373 zwischen Sachsen und Hessen abgeschlossen worden war. Mit kaiserlicher Zustimmung wurde zu Naumburg festgesetzt, daß Sachsen und Hessen einerseits und Brandenburg andererseits einander beerben sollten, so jedoch, daß letzteres dann erst als Erbe eintreten könnte, wenn jene beiden Häuser ausgestorben wären. Durch eine Doppelheirath wurde diese Verbindung bald darauf noch enger geknüpft.

Kurz nach dem Naumburger Vertrage (noch in demselben Jahre 1451) erkaufte Friedrich das Ländchen Bärwalde, das schon früher zur Mark gehört hatte, und erhielt die Anwartschaft auf Beeskow und Storkow für den Fall, daß der damalige Besitzer Wenzel v. Biberstein ohne Söhne verstürbe; desgleichen fiel ihm 1455 auch die zweite Hälfte von Cotbus durch Erbschaft zu. Ungeachtet aber der junge König Wladislaw von Ungarn und Böhmen, den Kaiser Friedrich seiner Vormundschaft hatte entlassen müssen, dem Kurfürsten den Pfandbesitz der Lausitz zuerkannte, erfolgte schon 1453, während Friedrich auf einer Pilgerreise nach Jerusalem begriffen war, die Kündigung dieser Pfandschaft durch Georg Podiebrad, den Statthalter für Böhmen, und daß nicht die Einlösung gleich damals oder zwei Jahre später nach abermaliger Aufkündigung erfolgte, lag nur an dem Geldmangel des Königs. Dieser starb 1457 in Prag an Gift, erst 18 Jahr alt, als er im Begriff war, dort seine Vermählung mit einer französischen Prinzeß zu feiern. Unter den Bewerbern um seine Doppelkrone war auch Kurfürst Friedrich, von den Lausitzern auf das wärmste empfohlen; man wählte jedoch in Ungarn Matthias Corvinus, in Böhmen Georg Podiebrad zum König. Mit diesem letzteren schloß zwar das brandenburgische Haus 1459 zu Eger ein enges Freundschafts-Bündniß, und er bestätigte auch 1461 dem Kurfürsten den Pfandbesitz der Lausitz; als Friedrich jedoch die ehrgeizigen Absichten des Königs auf die deutsche Krone nicht unterstützte, wurden ihm nicht nur die verpfändete Lausitz, sondern auch die dort angekauften Besitzungen abverlangt. Da er die Herausgabe verweigerte, erklärte ihm Podiebrad noch 1461 den Krieg. Friedrich, von Pommern-Stettin und Braunschweig unterstützt, war anfangs siegreich, doch auf die Dauer der Uebermacht Böhmens nicht gewachsen. Sachsen hatte seine Hülfe auf Unterhandlungen mit dem Könige beschränkt, in Folge dessen zunächst ein Waffenstillstand, dann aber, im Juni 1462, der Friede zu Guben geschlossen wurde. Friedrich mußte die Lausitz an Böhmen zurückgeben — Einige sagen für 10,000 Schock —, dagegen blieben ihm Cotbus, Peiz, Teupitz und Bärwalde, und ebenso wurde ihm der einstige Anfall von Beeskow und Storkow zugesichert.

Seitdem war das Verhältniß des Kurfürsten zu Podiebrad ein freundliches und wurde selbst da nicht gestört, als der König mit dem Papste zerfiel und wiederholt mit dem Bannfluch belegt wurde. Auch die lockenden Aufforderungen des Papstes, den königlichen Thron in Böhmen einzunehmen, wies Friedrich 1468 nach reiflicher Ueberlegung

mit seinem Bruder Albrecht und in Erwägung der Gefahren zurück, denen er, damals schon sehr kränklich, sich hätte aussetzen müssen. Er mußte um so größeres Bedenken tragen, diese Krone anzunehmen, als die Nachbarn noch immer fortfuhren, die Hohenzollern als Emporkömmlinge zu beneiden und ihnen alle nur möglichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Mit Magdeburg beendigte Friedrich endlich den langanhaltenden Streit wegen der seit 1196 begründeten Lehnsansprüche. Bereits 1443 war der Versuch gemacht worden, die Sache gütlich beizulegen, doch hatte man zu keiner Einigung gelangen können. Gegen Ende aber des Jahres 1449 kam zu Kloster Zinna der Vergleich zu Stande, nach welchem dem Erzbischofe Wollmirstädt, Möckern, Jerichow, Sandow, Milow, Bukow, Alvensleben, Angern, Altenhausen und Alt-Platho, sowie die Lehnsherrschaft über Wolfsburg und Rogätz für immer abgetreten wurden. Der Erzbischof entsagte dafür seinerseits allen Lehnsansprüchen, die er auf Grund jenes alten Lehnsauftrages auf die Altmark und Zauche festgehalten hatte. Wegen der Grafschaft Wernigerode einigte man sich erst 1450 dahin, daß dieselbe wieder brandenburgisches Lehen werden sollte. Die Grafen von Wernigerode hatten ursprünglich eine Grafschaft verwaltet, welche bei Braunschweig gelegen war; ihre eigene Herrschaft am Harze hatten sie vermuthlich schon 1268 den askanischen Markgrafen zu Lehen aufgetragen, und diese Lehnsherrschaft war auch auf die bayerschen Markgrafen übergegangen. Doch in den wirren Zeiten der Luxemburger hatte sich Magdeburg 1381 der Oberhoheit bemächtigt; einer der damals lebenden vier gräflichen Brüder löste sich nämlich nur dadurch aus der Gefangenschaft des Erzbischofs, daß er seine Herrschaft von Magdeburg zu Lehen nahm. Dies Verhältniß war auch geblieben, als die Herrschaft Wernigerode 1429 auf die Grafen von Stolberg vererbte. Die Lehnsherrlichkeit wurde erst zur Zeit des großen Kurfürsten in wahre Landeshoheit verwandelt.

Gleichzeitig erhielt Friedrich 1451 die Herrschaft Derenburg von dem Stifte Gandersheim als Mannlehen angewiesen; sie verblieb zwar in dem ferneren Besitz der damaligen Inhaber, der Grafen von Regenstein, nach deren Aussterben erfolgte aber ihr Anfall an Brandenburg unter Kurfürst Joachim Friedrich.

Die Streitigkeiten mit Mecklenburg hatte Friedrich, wie oben erzählt, mit Hülfe der Pommern noch als Statthalter durch das Schwert geschlichtet, der völlige Abschluß kam aber erst 1442 zu Wittstock zu Stande. Mecklenburg überließ dem Kurfürsten die Stadt Lychen und das Kloster Himmelpfort und zahlte Pommern für die Herausgabe seiner Eroberungen 5000 Gulden. Brandenburg entsagte allen weiteren Ansprüchen, erhielt aber dafür die Anwartschaft auf das gesammte Mecklenburger Land. Die Erb-Huldigung der Stände nahm theils der Kurfürst in Perleberg an, theils seine Beauftragten in den einzelnen Städten und Landschaften. Darauf schlossen Brandenburg und Mecklenburg zu gegenseitigem Schutze ein Bündniß

mit einander; der Kurfürst bestätigte dem Lande alle Rechte und Freiheiten für den Fall, daß seine bisherigen Landesherren ausstürben, und der Kaiser bestätigte diesen Vergleich. Wenn auch seitdem noch Befehdungen einzelner Herren unter einander stattfanden, so wurde doch die friedliche Stellung der Fürsten nicht mehr getrübt.

Ungünstiger gestalteten sich die Angelegenheiten mit Pommern; der Krieg mit diesem Lande zog sich durch die ganze Regierungszeit des Kurfürsten, ohne daß letzterer einen Abschluß herbeiführen konnte.

Zunächst erhob Friedrich 1445 Ansprüche auf Pasewalk und Torgelow, und versuchte dieselben gewaltsam durchzusetzen, als Pommern sich weigerte, diese Gebiete herauszugeben. Durch Verrath war es ihm gelungen, in Pasewalk einzudringen, doch wurde er mit Verlust zurückgetrieben. Darauf ließ er sich in Unterhandlungen ein, die sich bis 1448 hinzogen; dann einigte man sich zu Prenzlow dahin, daß Brandenburg auf immer jene früher märkischen Gebiete an Pommern abtrat; die Lehnsangelegenheiten sollten einem rechtlichen Ausspruche anheimgestellt werden.

Seitdem lebten beide Länder in Frieden mit einander, bis 1464 mit Otto III. die Herzöge in Stettin ausstarben. Bei der Bestattung desselben warf der Bürgermeister von Stettin, Albrecht Glinde, der gut brandenburgisch gesinnt war, Helm und Schild des Herzogs ins Grab als Zeichen, daß die Familie ausgestorben sei. Dem widersprachen jedoch Viele der Anwesenden, und Franz v. Eickstedt sprang in die Gruft und holte beides wieder heraus. Man überbrachte dieselben den Herzögen von Wolgast, die ohne Verzug von dem Lande Besitz nahmen; die Stände verweigerten jedoch die Huldigung, bis der Streit mit Brandenburg entschieden wäre. Der Kurfürst, der den Herzögen von Wolgast die Gesammt-Belehnung bestritt, versuchte zuerst den Weg der Verhandlungen: die pommerschen Stände selber sollten Schiedsrichter sein. Georg Podiebrad und die übrigen Kurfürsten standen auf seiner Seite; der Kaiser belehnte ihn im März 1465 mit Pommern-Stettin und forderte die Herzöge von Wolgast auf, das Land an Friedrich zu überlassen, wenn sie nicht aller ihrer Besitzungen verlustig gehen wollten; ebenso gebot er den Ständen, dem Kurfürsten zu huldigen. Auch ermahnte er die Nachbarn Brandenburgs, Friedrich bei der Besitznehmung des Landes behülflich zu sein, und als die Stände sich weigerten zu huldigen, forderte er sie vor seinen Richterstuhl. Diese günstigen Aussichten trübten sich jedoch bald, da die pommerschen Herzöge Wege fanden, den Kaiser auf ihre Seite zu ziehen. Nun suchte Friedrich durch die ihm treu ergebene Partei in Pommern sich einiger Hauptorte zu bemächtigen, namentlich Garzs und Stettins; aber auch das schlug fehl. Endlich kam zu Anfang des Jahres 1466 zu Soldin ein Vertrag dahin zu Stande, daß Wolgast zwar von dem Lande Besitz nehmen, dem Kurfürsten jedoch zugleich Erbhuldigung geschworen werden sollte; einstweilen, bis zum Aussterben der pommerschen Herzöge, durfte er sich des pommerschen Titels und Wappens bedienen. Ein große Anzahl von den Ständen

leistete diese Huldigung, doch Stettin namentlich ließ sich durch keine Drohung dazu bestimmen. Der Kaiser, dem die Genehmigung des Vertrages vorbehalten war, vermehrte durch sein zweideutiges Benehmen die Verwirrung. Er war damals mit Georg Podiebrad in Streit, und da er befürchtete, daß Brandenburg für denselben Partei nehmen möchte, befahl er den Wolgaster Herzögen bei 1000 Pfund Goldes Strafe, Pommern-Stettin dem Reiche nicht zu entziehen, vielmehr dasselbe innerhalb sechs Monate vom Reiche zu Lehen zu nehmen. Vergeblich beschwerte sich der Kurfürst über diese Maßregel; die pommerschen Herzöge waren jetzt vollkommen im Rechte, die Erfüllung des Soldiner Vertrages auszusetzen und sich selber huldigen zu lassen. Erst 1468 konnte Friedrich im Verein mit zahlreichen Bundesgenossen, namentlich mit den beiden Mecklenburg, gewaltsam sein Recht verfechten. Vierraden fiel durch Verrath in seine Hände, Garz, Löcknitz, Torgelow wurden erobert und das Land schrecklich verheert. Die Pommern ihrerseits griffen die Neumark an, die weniger geschützt war, und vergalten durch gleiche Verheerung. Im Herbst endlich wurde ein Waffenstillstand vermittelt und Anfang 1469 zu Prenzlow ein neuer Vertrag abgeschlossen, in Folge dessen viele pommersche Städte und Mannen Erbhuldigung leisteten.

Da brachen, während noch in späteren Terminen Nebenpunkte geordnet werden sollten, die Pommern verheerend in die Neumark ein und zwangen Friedrich abermals zum Kriege. Mit starker Macht, wie er sie früher nie beisammen gehabt, legte letzterer sich im Juli 1469 vor Uckermünde, nachdem er mit Mecklenburg für dessen Hülfsleistung eine Theilung des zu erobernden Landes verabredet hatte. Selbst die Aufforderung des Kaisers, die Sache vor seinem Gerichte auszutragen bei einer Strafe von 1000 Pfund Goldes, vermochte nicht ihn abzuhalten, sein Recht mit den Waffen in der Hand zu verfechten. Doch nahm der mit so großen Hoffnungen unternommene Feldzug einen traurigen Ausgang. Die Pommern schnitten dem Heere die Zufuhr ab und suchten Wege und Wälder zu sperren, um das gesammte Heer einzuschließen; die Stadt aber, mit starker Besatzung versehen, schlug die vielfachen Stürme tapfer zurück. Als endlich eine Kugel, die in sein Zelt einschlug, dem schon kränklichen Kurfürsten durch den gewaltigen Luftdruck Vermehrung seines Uebels brachte, hob er die Belagerung auf; ein großer Theil seines Geschützes ging auf dem eiligen Rückzug verloren, und die Pommern verheerten Mecklenburg und die Ukermark.

König Casimir von Polen suchte darauf zu vermitteln, und der stark leidende Kurfürst war bereit, sein schon anerkanntes Recht noch einmal einem Schiedsgericht anheimzustellen, obgleich der Kaiser mit einer neuen Strafsumme drohte. Ein Waffenstillstand ward verabredet und die Verhandlungen wurden in Petrikau geführt; noch während derselben übertrug der kranke Kurfürst die Regierung seinem Bruder Albrecht, da er selber keine Söhne hatte. Erst dieser machte den Streitigkeiten ein Ende, wie unten erzählt werden wird.

Glücklicher als auf der Nordseite war Kurfürst Friedrich an der Ostgrenze in seinen Bemühungen, der Mark den alten Umfang wieder zu verschaffen, denn es gelang ihm, die Neumark wieder mit Brandenburg zu vereinigen. Wie sein Vater hielt er die Ansicht fest, daß nach den Bestimmungen der goldenen Bulle ein Kurland nicht verkleinert werden dürfe und daß alle dieser Vorschrift zuwider laufenden Verträge ungültig seien. Mit Mecklenburg verbündet suchte er deshalb seine Ansprüche auf die Neumark gegen den deutschen Orden geltend zu machen, doch wußte der damalige Hochmeister Conrad von Erlichshausen es dahin zu bringen, daß der Kurfürst wie seine Brüder 1443 dem Orden den Besitz der Neumark bestätigten, nachdem ihm für diese Verzichtleistung 30,000 Gulden gezahlt worden waren. Der Hochmeister ließ sich vom Kaiser wie von den übrigen Kurfürsten diesen Vertrag bestätigen, da er ungeachtet der Zahlung befürchtete, daß Friedrich gelegentlich mit neuen Ansprüchen hervortreten möchte.

Bald genug sah sich dennoch der Orden genöthigt, dem Kurfürsten die Neumark zu überlassen. Als nämlich der Landadel und die Städte in ganz Preußen sich gegen den Orden erhoben und an dem Könige Casimir von Polen einen bereitwilligen Helfer fanden, fehlte es den Deutschherren an Mitteln, diesen gewaltigen Aufruhr zu unterdrücken. Theils um diese Geldmittel zu gewinnen, theils um die Neumark sicher zu stellen, daß nicht auch sie dem Aufstande sich anschließen oder dem Könige von Polen in die Hände fallen möchte, dessen Vater schon gern sich in den Besitz des Landes hatte setzen wollen, überließ der Orden 1454 dem Kurfürsten für 40,000 Gulden die Neumark als Unterpfand unter der Bedingung, sie zu jeder Zeit für eben diese Summe wieder einlösen zu können, und gleich darauf ließ sich der Kurfürst von den Ständen des Landes zu seinem Gelde huldigen. Als die Absicht der Ritter, hierdurch den Kurfürsten mit Polen in Krieg zu verwickeln, nicht erreicht wurde, knüpften sie besondere Verhandlungen mit ihm an, während auch andererseits der Kaiser den Kurfürsten aufforderte, einen Frieden zwischen dem Orden und Polen zu vermitteln. Der Orden trat an Friedrich auch noch Schievelbein und Driesen ab, die er bis dahin von der Neumark zurückbehalten hatte, um ihn zum Kriege oder zu Verhandlungen bereitwilliger zu machen, und in der That ging der Kurfürst 1455 nach Bromberg, wo die Zusammenkunft mit König Casimir stattfand. Aber auch die mündlichen Verhandlungen vermochten letzteren nicht, in einen Frieden einzugehen. So wenig Vortheil jedoch dem Orden sowohl aus diesen Verhandlungen des Kurfürsten als aus dessen wiederholter Rüstung zu einem Feldzuge hervorgegangen war, ließ er sich doch bestimmen, im September 1455 Friedrich für seinen Kostenaufwand die Neumark — Schievelbein und Driesen ausdrücklich eingeschlossen — als Eigenthum zu überlassen. Nur das behielt sich der Orden vor, daß bei einem dereinstigen Rückkauf, der jedoch nicht bei Lebzeiten des Kurfürsten stattfinden dürfte, der Preis nicht höher als 100,000 Gulden angesetzt würde. Von diesem Vorbehalt hat der

Orden nie Gebrauch gemacht, denn der Krieg mit Polen, an welchem auch später der Kurfürst sich nicht betheiligte, fiel so unglücklich für ihn aus, daß er im Frieden zu Thorn 1466 sich genöthigt sah, die Hälfte seines Landes an Polen abzutreten. Dadurch wurde er so entkräftet, daß er an den Wiederkauf der Neumark nicht denken konnte; er entsagte deshalb 1517 seinen Ansprüchen für immer. Uebrigens hatte die Neumark, als sie an Brandenburg zurückfiel, nicht mehr ihren alten Umfang; während der Ordensherrschaft waren ihr bedeutende Theile zwischen Drage und Küddow durch Polen entrissen worden.

Der Geist der Widerspänstigkeit, der die Macht des Ordens für immer brach, war nicht in Preußen allein zu finden, sondern zeigte sich damals überall in Deutschland; auch die Mark war von diesen Bewegungen nicht frei geblieben, nur daß hier in Friedrich ein gewaltiger Gegner auftrat, der durch seine kräftigen Maßregeln ebenso das Streben der Städte nach Unabhängigkeit zu zügeln wußte, wie sein Vater die Macht des Adels gebrochen hatte. Er hat deswegen den Beinamen „mit den eisernen Zähnen" erhalten, der sehr treffend gewählt war, die Zähigkeit und Beharrlichkeit zu bezeichnen, mit der er das einmal Unternommene rücksichtslos verfolgte. In lang fortgesetztem Kampf gelang ihm die Unterwerfung der märkischen Städte, die, wie oben erwähnt, theils unter sich, theils mit der Hanse sich verbunden hatten und der fürstlichen Macht trotzen zu können glaubten. Berlin nahm schon damals eine hervorragende Stellung ein; an dieser Stadt versuchte Friedrich deshalb zuerst seine Macht.

Seit 1307 waren die beiden Städte Berlin und Cöln in so weit zu Einer vereinigt worden, daß sie einen gemeinschaftlichen Rath hatten und ihre Besitzungen und Einkünfte gemeinsam verwalteten; doch waren wiederholt Streitigkeiten zwischen beiden Städten sowie zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft ausgebrochen, die von den befreundeten Städten oder dem Landesfürsten geschlichtet worden waren. Ein solcher Zwist fand auch 1442 statt, und der Kurfürst ward von den Unzufriedenen, welche auf die Aufhebung der so lange bestandenen Gemeinschaft beider Städte drangen, zum Schiedsrichter aufgefordert. Mit 600 Reitern erschien er deshalb vor Berlin, erzwang von den bestürzten Bürgern Einlaß und forderte Rechenschaft von dem Rathe; der aber legte sein Amt nieder und überlieferte dem Kurfürsten die Schlüssel zu den Thoren beider Städte. Friedrich setzte darauf für jede Stadt einen besonderen Rath ein, der jährlich unter Bestätigung des Landesherrn neu gewählt werden sollte, und verbot den Städten, ohne seine Einwilligung mit irgend einer andern Stadt ein Bündniß einzugehen. Die Unzufriedenheit mit diesen gewaltsamen Maßregeln steigerte aber die Aufregung in den Städten und zwang den Kurfürsten zu noch härteren Schritten. Er nahm den Städten mehrere ihnen zugehörige Dörfer und berief die Stände, diese Streitigkeiten zu schlichten. In Folge dessen unterwarfen sich beide Städte, und räumten in und neben Cöln dem Kurfürsten einen Platz ein zur Er-

bauung einer Burg, zu der Friedrich selber 1443 den Grundstein legte. Je mehr der Bau derselben vorschritt, desto mehr wuchs den Bürgern der alte Freiheitssinn; sie erlaubten sich allerlei Gewaltthätigkeiten und ersetzten den wegen des Schloßbaues niedergerissenen Theil der Stadtmauer durch einen Blockzaun. Der Kurfürst sah jahrelang mit Geduld diesem Treiben zu, bis er 1447 abermals seine Sache mit den beiden Städten der Entscheidung der Stände überwies. Vergeblich suchten letztere eine Aussöhnung herbeizuführen; die Bürger ergriffen selbst den kurfürstlichen Richter, warfen ihn ins Gefängniß, erbrachen die kurfürstliche Kanzlei im Hohen Hause (dem jetzigen Lagerhause), zerstreuten oder vernichteten die dort vorgefundenen Papiere und forderten die übrigen Städte der Mark sowie die Hanse zur Hülfe auf. Eine neue Besprechung mit den Abgeordneten der Städte blieb ohne Erfolg; deshalb berief der Kurfürst sämmtliche Stände nach Spandow, und von diesen wurde endlich die Sache entschieden. Beide Städte mußten sich dem Kurfürsten unterwerfen, mehrere Patricier wurden verwiesen, noch Mehrere ihrer Lehen beraubt, Bürgermeister, Rath, Richter und Schöffen wurden von dem Kurfürsten eingesetzt und mußten wie alle Bürger demselben Treue und Gehorsam schwören; jede Verbindung dieser und aller anderen märkischen Städte unter einander und mit der Hanse wurde aufgehoben. Den beiden Gemeinden ließ er ihre Güter und gab den Begnadigten in der Folge ihre Lehen zurück. Die Vollendung des Schlosses 1451 hielt fortan die Städte Berlin und Cöln in Abhängigkeit; es wurde deshalb als „Zügel der alten Freiheit" bezeichnet. Die übrigen märkischen Städte zeigten sich seitdem gefügig.

Wie oben erwähnt, war Friedrich besonnen genug, die ihm angebotene Krone von Böhmen auszuschlagen; ein Gleiches hatte er schon früher mit der von Polen gethan, zu der er schon einmal als Knabe bei seiner Verlobung mit Hedwig bestimmt war. Im Jahre 1444 nämlich war Wladislaw, der älteste Sohn des Wladislaw Jagiello, von dem erwähnt ist, daß er nach König Albrecht's II. Tode von einer Partei in Ungarn als König herbeigerufen wurde, in der Schlacht bei Varna gegen die Türken verschwunden, und Niemand wußte, ob er sich gerettet oder das Leben eingebüßt hätte. Die Polen wählten darauf seinen jüngeren Bruder Casimir, Großfürsten von Lithauen, doch mit der Bedingung, daß er der Krone entsage, falls sein Bruder noch am Leben wäre und nach Polen zurückkehrte. Casimir schlug jedoch dies Anerbieten aus, und die Polen trugen darauf die Krone dem Kurfürsten Friedrich an. Dieser mit Recht besorgt, daß seine Herrhaft bei der Ungebundenheit der Polen eine sehr ungewisse sein werde, zumal da Casimir mehrere polnische Gebiete für sich beanspruchte, lehnte dies Anerbieten ab, indem er zuvor verlangte, daß Casimir feierlichst Verzicht leisten sollte, und bewog endlich letzteren 1447, selber die Krone anzunehmen.

Friedrich war aber nicht nur ein thatkräftiger und besonnener, sondern auch ein frommer Mann. Beweis dafür ist die Stiftung des

Schwanen-Ordens oder des Ordens Unserer Lieben Frauen Kettenträger, der seinen Mittelpunkt in der Marienkirche zu Alt-Brandenburg haben sollte. Er stiftete denselben für adlige Mitglieder männlichen und weiblichen Geschlechts, und begabte ihn reichlich (1440 und 43). Eine fromme Gesinnung zu verbreiten und von innen aus die vielen Gebrechen des damaligen kirchlichen Lebens zu heben, war der Zweck dieser Brüderschaft, die nicht bloß auf die Mark beschränkt blieb, sondern auch in Franken, Sachsen, Oesterreich, Preußen ꝛc. zahlreiche Anhänger gewann; nebenbei hatte der Kurfürst wohl auch die Absicht, den Adel auf diese Weise an sich zu ziehen. Die Mitglieder waren verpflichtet, alle Tage gewisse Gebete herzusagen, die Kirchen fleißig zu besuchen, ihre Ehre treu zu bewahren, und sich einander mit Rath und That beizustehen. An bestimmten Tagen verrichteten sie gemeinschaftlich ihre Andacht in der Marienkirche zu Brandenburg oder später auch, bei größerer Ausbreitung des Ordens, in einer Tochterkirche; für die Verstorbenen waren Gebete und Seelenmessen angeordnet. — Eben diese fromme Gesinnung bewog auch den Kurfürsten, 1453 eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe zu unternehmen, wie es seine beiden Brüder Johann und Albrecht schon 1435 gethan hatten. Und ebenso zeugt für seine Frömmigkeit die Stiftung des Domes in Cöln (1469), durch welche er Gott seinen Dank für den sichtlichen Beistand darbringen wollte, der alle seine Unternehmungen begleitet habe.

Durch den Tod seines Bruders Friedrich des Fetten 1463 fielen ihm, da derselbe keine Söhne hinterließ, dessen Länder zu, die sich im Zustande großer Auflösung befanden, da jenem Bruder die Energie des Geistes fehlte, welche dem Kurfürsten und dem Markgrafen Albrecht eigen waren. Ein Jahr später beerbte letzterer den ältesten Bruder Johann, da auch dieser keine Söhne hinterließ. Der Kurfürst wurde durch den schnell auf einander folgenden Verlust seiner Brüder tief erregt, und als ihm dann auch noch der Feldzug gegen Pommern, den er mit so großen Hoffnungen unternommen hatte, mißglückte, brach die Schwermuth, die seit dem Tode der Hedwig nicht von ihm gewichen war, mit neuer Heftigkeit hervor. Sein Gemüths-Zustand wurde so leidend, daß er zeitweise seiner Geisteskräfte beraubt wurde, was ihn bewog mit seinem noch allein übrig gebliebenen Bruder Albrecht zu unterhandeln, daß dieser die Regierung in der Mark übernähme, da sein einziger Sohn Johann (vermuthlich schon 1454) gestorben war. Nur ungern sah Albrecht den Bruder solchen Entschluß fassen und erst nach längeren Verhandlungen willigte er ein. Friedrich's Abschied von den märkischen Ständen im Juli 1470 war ein ergreifender. Dreißig Jahre lang hatten die Märker Leid und Freud mit ihrem Fürsten getheilt; mit tiefem, ungeheucheltem Schmerze schieden sie weinend von ihm, der nicht minder ergriffen war. Friedrich hatte sich außer gewissen Natural-Lieferungen ein Jahrgeld von 6000 Gulden ausbedungen; er nahm seinen Sitz zu Plassenburg bei Culmbach in Franken, wo er bereits im Februar 1471 starb.

3. Albrecht Achilles. 1470—1486.

Während der älteste und der jüngste von den vier Söhnen Friedrich's I. wenig energische Männer waren, sehen wir die beiden mittleren mit hohen Geistesgaben ausgerüstet. Friedrich II. stand jedoch seinem dritten Bruder noch nach, der mit unermüdlicher Geistesfrische, gestützt auf seine Körperkraft und seine bewunderswerthe Tapferkeit, Gefahren aufsuchte und, wie Maximilian I. unter den deutschen Kaisern, unter den brandenburgischen Fürsten so recht ein Muster mittelalterlicher Ritterlichkeit war auf der Grenze der alten und der neuen Zeit. Sein ganzes Leben war ein fortgesetzter Krieg, in welchem er nicht nur hohen Ruhm erwarb, sondern auch eine hervorragende Stellung am kaiserlichen Hofe einnahm. Wie schon 1431 gegen die Hussiten, so kämpfte er später in Schlesien gegen die Polen, dann in dem Bruderkriege in Sachsen, besonders aber heftig und lange gegen die Stadt Nürnberg (1446—50) und gegen seinen Vetter Ludwig den Reichen von Bayern, dessen Vater, der oben genannte Heinrich, bereits 1447 Bayern-Ingolstadt nach dem Tode Ludwig des Bärtigen und seines Sohnes Ludwig des Bucklichten ererbt hatte. Besonders darüber gerieth Albrecht mit diesem seinem Vetter in Streit, daß der Kaiser, dessen erster Rath er war, ihm 1454 das alte Landgericht in Franken übertragen hatte, und daß seitdem sein Streben dahin ging, die alte Herzogswürde in Franken für sich zu erneuern. Mehr als einmal schien er unterliegen zu müssen, dessen ungeachtet ging er, wenn auch nicht siegreich, doch ungeschmälert in seinem Besitze aus diesen langen Kämpfen hervor, indem er den Grundsatz festhielt: „er wollte eher todt sein, denn daß er eine schändliche Richtigung aufgenommen hätte." — Wegen dieser Tapferkeit wurde ihm der Beiname des deutschen Achilles gegeben.

In Folge der vom 2. April 1470 datirten Abtretungs-Urkunde von Seiten Friedrich's übernahm Albrecht im Mai die Regierung in der Mark. Zunächst hatte sein ältester Sohn Johann, damals 15 Jahr alt, mit Unterstützung erfahrener Räthe die Staatsgeschäfte zu leiten; erst gegen Ende 1471 kam Albrecht selber nach der Mark, um die Huldigung anzunehmen. Das geschah zunächst in Berlin, dann brach er nach der Altmark ꝛc. auf, um sich huldigen zu lassen. Sein Erscheinen und das Benehmen seiner fränkischen Begleiter machte keinen günstigen Eindruck auf die märkischen Stände, die sich durch den Stolz derselben tief verletzt fühlten und nicht wenig darüber betroffen waren, daß sie für die Bestätigung ihrer Freiheiten nicht unbedeutende Summen zu zahlen hatten. Noch unangenehmer wurden sie berührt, als ihnen der Kurfürst im Januar 1472 erklärte, daß ihm sein Bruder aus dem pommerschen Kriege her eine Schuldenlast von 124,000 Gulden hinterlassen habe, von denen das Land 100,000 Gulden übernehmen solle. Bis zu Ausgang August wurden die Be-

rathungen gepflogen, ehe die Stände sich dazu verstanden, 80,000 Gulden der Art zu decken, daß die Städte die größere Hälfte, der Adel und die Geistlichkeit die kleinere übernahmen; sie zogen es jedoch vor, lieber diese Schuld innerhalb der nächsten vier Jahre durch eine außerordentliche Landbede zu tilgen als durch ein Ungeld d. h. eine indirekte Steuer auf Bier aufzubringen, wie ihnen der Kurfürst vorgeschlagen hatte. Dafür gab ihnen letzterer das Versprechen, daß er nur im Fall eines Krieges, zur Auslösung von Gefangenen und zur Ausstattung von Prinzessinnen neue Steuern auferlegen wolle.

Die 44,000 Gulden der obigen Schuld, die der Kurfürst für sich übernommen, sollte er nach dem Wunsche der Stände nicht durch eine indirekte Steuer aufbringen; als er nun aber einen Zoll auf gewisse Waaren legte, um daraus allmählich diese Summen zu beziehen, fand die Maßregel allgemeinen Widerspruch. Vergeblich berief sich Albrecht auf das Recht, das ihm vom Kaiser verliehen sei, Zölle anzuordnen; die Städte ließen es auf ein Schiedsgericht ankommen, das unter dem Vorsitz des Bischofs von Lebus aus der hohen Geistlichkeit, dem Adel, den Bürgermeistern und Landschöffen zusammengesetzt wurde. Im Februar 1473 trat der Kurfürst persönlich vor demselben als Kläger auf, und seine Forderung wurde ihm als ein ihm zustehendes Recht zugesprochen. Durch gleiches richterliches Verfahren hielt er auch die Städte der Altmark und Prignitz an, ihre früher übernommene Verbindlichkeit zu erfüllen, als sie sich nach Einführung des Zolles weigerten, noch besonders zur obigen Schuldentilgung beizutragen. Bald darauf verließ Albrecht die Mark, indem er seinem Sohne Johann unter Beistand eines Kanzlers und einiger Räthe die Verwaltung des Landes überließ.

Der junge Markgraf befand sich in übler Lage. Die Städte weigerten sich, die Landtage zu besuchen und den Zoll erheben zu lassen. Havelberg z. B. verjagte die kurfürstlichen Zollbeamten und viele Städte erklärten ganz offen, sie würden den Zoll nicht zahlen, was auch über sie verhängt werden möchte. Unter solchen Umständen war es auch Johann unmöglich, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, sich mit Margarethe von Sachsen zu verheirathen, mit der er sich 1468 verlobt hatte. (Erst 1476 fand die Vermählung statt.) Um den dazu nöthigen Aufwand zu bestreiten, waren 10,000 Gulden erforderlich; die Städte erklärten jedoch, nicht eher etwas zahlen zu wollen, bis „die Unmöglichkeit", der verhaßte Zoll, wieder aufgehoben wäre. Vergeblich wandte sich der Markgraf an den Vater mit der Bitte, daß er durch sein persönliches Erscheinen die Sache beilegen möchte; der Kurfürst überließ es seinem Sohne sich selber zu helfen, und bewirkte nur ein kaiserliches Gebot an die Städte, sie sollten bei schwerer Strafe sich dem Urtheil fügen; doch blieb diese Drohung ohne Wirkung. Da endlich wurde namentlich die Altmark gewaltsam angehalten, dem kurfürstlichen Befehle nachzukommen, obgleich nicht näher bekannt ist, auf welche Weise dies geschah.

Als nach beendigtem Kriege mit Pommern, der unten erzählt

werden wird, wieder eine Schuldenlast von 100,000 Gulden zu tilgen war, wurde abermals eine Steuer auf Bier in Vorschlag gebracht, doch wie das erste Mal von den Ständen abgelehnt. Während die übrigen Städte ihren Antheil übernahmen, erklärten sich die der Altmark nur zu einer geringen Zahlung erbötig. Deshalb vor ein ähnliches Schiedsgericht wie früher berufen, behaupteten sie sogar, es sei gegen ihr Recht, außer Landes berufen zu werden, und die Geistlichkeit wie der Adel der Altmark stimmten dem bei; doch erkannte auch diesmal das Schiedsgericht gegen sie und verurtheilte sie zur Zahlung. So brachte Albrecht auf dem Wege des Rechts in der Mark es dahin — was sein Vater wie er selber durch den Kaiser im ganzen deutschen Reiche durchzusetzen sich bemüht hatten — daß die Sonder-Interessen keinen Platz fanden, daß vielmehr, wie er es im Landfrieden von 1484 aussprach, Alle für einen Mann stehen, Alle aber in dem Herrscher ihren gemeinsamen Mittelpunkt finden sollten, zum Nutzen und Besten des Ganzen.

Zwei Kriege waren es, welche Albrecht in der Mark zu führen hatte, und welche dem Lande um so mehr Gefahr drohten als bei dem vereinten Angriff von außen her die Einigkeit im Innern fehlte — der schlesische und der pommersche.

Albrecht hatte 1472 seine acht Jahr alte Tochter Barbara an den Herzog Heinrich XI. von Glogau verlobt und 1474 mit demselben vermählt; doch starb Heinrich schon 1476. Als Heirathsgut waren ihr 6000 Gulden gegeben, zu denen ihr Gemahl andere 6000 als s. g. Widerlage und 8000 Gulden als Morgengabe gelegt hatte. Für diese Summe von 20,000 Gulden sollte, falls er eher stürbe und keine Kinder hinterließe, seiner Wittwe ein entsprechendes Leibgedinge ausgesetzt werden, doch hatte er ihr später sein ganzes Land auf Lebenszeit zugesagt und ihr bei der Vermählung Huldigung leisten lassen. Wenige Monate nach Heinrich's Tode verlobte sich Barbara mit Wladislaw, dem Könige von Böhmen, und brachte diesem das Herzogthum Glogau zu, das dem Könige insofern huldigte, als sie selber auf das Land Anrecht hatte. Wladislaw war aber damals mit König Matthias von Ungarn in Krieg verwickelt. Als nämlich über den König Podiebrad vom Papst der Bannfluch ausgesprochen worden war, hatte die unzufriedene Partei im Lande 1469 zu Olmütz Matthias zum Könige gewählt, der auch von den böhmischen Nebenländern Mähren, Schlesien und der Lausitz anerkannt wurde, zumal da Kaiser Friedrich III. damals auf seiner Seite stand. Nach dem Tode Podiebrad's 1471 war jedoch nicht Matthias, sondern der polnische Prinz Wladislaw, der Sohn der Elisabeth, der Tochter König Albrecht's II. und Schwester des Wladislaw posthumus, zum Könige ausgerufen worden. Er war auch nachmals vom Kaiser mit der böhmischen Kurwürde belehnt worden, aber eben deshalb mit Matthias in Krieg gerathen. Diesen Streit der beiden Gegenkönige benutzte nun der Herzog Hans von Sagan, der Vetter des verstorbenen Herzogs Heinrich, Glogau für sich als nächsten Erben zu

beanspruchen. Da Wladislaw seine Ansprüche nicht anerkannte, wandte er sich an Matthias, der sehr bereitwillig ihn mit Glogau belehnte, so daß Hans den Krieg gegen Barbara eröffnete und bereits bis zu Ende des Jahres 1476 das ganze Land mit Ausnahme von Crossen und Freistadt sich unterwarf.

Der Markgraf Johann, dem die Aufgabe zufiel, von der Mark aus die seiner Schwester zugesagten Länder zu behaupten, befand sich in der traurigsten Lage; ihm fehlten die Geldmittel, die Stände waren in Betreff des Zuzuges schwierig, und vergeblich forderte er den Vater auf, daß dieser selber nach der Mark käme. Albrecht verwies ihn auf seine eigene Kraft und hielt ihm zur Ermuthigung sein Beispiel vor, wie er selbst im Frankenlande von allen Seiten her durch überwiegende Streitkräfte angegriffen worden sei und dennoch ein gutes Ende gewonnen habe. Die Unterstützung Wladislaw's von Böhmen fehlte fast ganz, wiederholter Waffenstillstand brachte keine dauernde Hülfe; bis nach Frankfurt wurde Johann zurückgedrängt, wo die Schaaren des Hans von Sagan sogar die Brücke niederbrannten und eine bedeutende Anzahl Bürger gefangen nahmen; dann verwüsteten sie das Land Sternberg, wurden aber glücklich von Drossen zurückgetrieben. Dazu kam, daß Matthias, der sich mit dem Kaiser entzweit hatte, 1477 denselben zu einem schimpflichen Frieden nöthigte, Wladislaw in die Enge trieb, Pommern zu neuem Kriege gegen die Mark aufreizte — selbst Mecklenburg machte Miene, Lychen wieder zu erobern — und den deutschen Orden bewog, sich der Lehnsherrschaft Polens zu entziehen und von Albrecht die Neumark zurückzufordern. Ein Führer des Herzogs Hans, Jan Kuck, bemächtigte sich der Stadt Belitz durch List und mordete oder vertrieb die Einwohner; und wenn auch Johann diese Stadt glücklich wieder eroberte und jenen Jan Kuck mit dem Tode bestrafte, so war er doch in so verzweifelter Lage, daß er im Verein mit den Ständen abermals den Vater bat, durch sein persönliches Erscheinen Rettung zu bringen.

Da endlich, Ende Juni 1478, erschien Albrecht in der Mark; schon im August warf er sich mit einem zahlreich aufgebotenen Heere zunächst auf die Pommern und zwang sie in wenigen Wochen zu einem Waffenstillstand; dann eilte er gegen Herzog Hans, der Crossen belagerte und durch bedeutenden Zuzug von Matthias unterstützt worden war, nachdem der König noch insbesondere den Krieg erklärt hatte. Im October war es, wo Albrecht die Weichenden bei Drehnow zwischen Crossen und Grüneberg einholte und ihnen eine empfindliche Niederlage beibrachte; doch konnte er nicht verhindern, daß in dem folgenden Winter ungarische Schaaren die Mark verwüsteten. Als aber Albrecht im Sommer 1479 eine Schaar von 9000 Ungarn, welche durch die Mark nach Preußen ziehen wollte, zurückgeschlagen hatte, kam zu Olmütz im August 1479 zunächst zwischen dem Könige und Kurfürst Albrecht ein Friede zu Stande, in welchem die Ansprüche Barbara's auf 50,000 ungar. Gulden bestimmt wurden, wofür ihr als Unterpfand Crossen, Züllichau und Schwiebus übergeben

werden sollten. Darauf verließ Albrecht zu Anfang October auf immer die Mark, nachdem er auch Pommern gezwungen hatte, Frieden abzuschließen, und den deutschen Orden, auf die Neumark zu verzichten; die Beendigung des Krieges mit Herzog Hans überließ er seinem Sohne und Statthalter Johann. Der Krieg wurde sehr lau geführt, ungeachtet Herzog Hans mit König Matthias selber zerfiel, so daß bei einiger Energie der Kampf gegen ihn leicht hätte zu einem günstigen Ende gebracht werden können. Im Jahre 1481 kamen zwischen Beiden Verhandlungen dahin zu Stande, daß Hans einen Theil von Glogau als erbliches Lehen behielt, dagegen Crossen, Schwiebus und Züllichau an den König abtrat, der diese Orte an Brandenburg als Unterpfand überlassen wollte. Da aber dies Albrecht nicht genügte, so verzögerte sich der Abschluß bis ins folgende Jahr. Auf dem Tage zu Guben (August 1482) einigte man sich dahin, daß Sachsen die Vermittelung übernehmen sollte, der sich die streitenden Parteien zu unterwerfen versprachen. Die Entscheidung fiel auf dem Tage zu Camenz (September) so aus, daß an Brandenburg Crossen und Züllichau überwiesen wurden und statt Schwiebus das Ländchen Bobersberg und Stadt und Land Sommerfeld. Im October 1482 bestätigte Matthias diese Pfandschaft, behielt sich aber die Wiedereinlösung vor.

Hans von Sagan entzweite sich bald darauf abermals mit Matthias, wurde 1488 seines Herzogthums Glogau beraubt, das ihm auch nach Matthias' Tode 1490 nicht wieder zu Theil wurde, und lebte eine Zeit lang unter dem Schutze Johann's zu Frankfurt, wo er oft das Spottlied hören mußte

Herzog Hans ohne Leut' und Land
Hat das Maul zu Drossen und Frankfurt verbrannt.

Er starb 1504 nach langem Umherirren in Wohlau.

Der deutsche Orden hatte, wie gesagt, den Kampf zwischen Matthias und Polen benutzen wollen, nicht nur seine Unabhängigkeit wiederzugewinnen, sondern auch wo möglich die Neumark zurückzubekommen. Der 1477 zum Hochmeister erwählte Komthur Martin Truchseß von Wetzenhausen versagte nicht nur an Polen die Huldigung, sondern suchte auch, von Matthias und dem Papste unterstützt, zu dem bevorstehenden Kriege Hülfe bei den deutschen Fürsten. Albrecht insbesondere wurde 1478 aufgefordert, den Hülfstruppen freien Durchzug zu gewähren und die Neumark an den deutschen Orden auszuliefern. Der Kurfürst war jedoch nicht der Mann, der selbst durch die Drohungen von Matthias hätte eingeschüchtert werden können. Mit bitterer Ironie antwortete er auf diese Forderung: „Er wisse nicht anders, als die Neumark sei jetzt sein wahres Erbe, und wer das Land haben wolle, müsse wahrscheinlich viel Geld besitzen; der Meister müsse dessen wohl viel in kurzer Zeit gewonnen

haben, da er noch gar nicht lange an der Herrschaft sei." Sein Waffenglück gegen Matthias und Pommern zerstreute bald genug jede Besorgniß, und noch mehr sicherte er sich gegen den Orden dadurch, daß er seinen zweiten Sohn Friedrich mit der polnischen Königstochter Sophie vermählte. Der Hochmeister stand nicht nur von seiner Forderung ab, sondern sah sich auch 1479 gezwungen, aufs neue die Oberhoheit Polens anzuerkennen.

Die Verhandlungen zu Petrikau 1469, durch welche unter polnischer Vermittelung die Streitsache mit Pommern beigelegt werden sollte, hatten zu keinem Resultate geführt. Die erste Regierungshandlung Albrecht's war es deshalb, dem Kaiser die Angelegenheit zur Entscheidung vorzulegen. Dieser forderte die pommerschen Herzöge auf, vor ihm zu erscheinen, und belehnte, da dieselben ausblieben, zu Ende des Jahres 1470 Albrecht mit dem Herzogthum Pommern-Stettin, gebot auch den Ständen dieses Landes Huldigung zu leisten. Vergeblich protestirten die Herzöge auf dem Reichstage zu Regensburg 1471 hiergegen; der Kaiser wies noch einmal Albrecht das Land zu und forderte die Nachbarn der Mark auf, dem Kurfürsten bei der gewaltsamen Besitznahme desselben behülflich zu sein. Dazu kam es jedoch nicht, vielmehr vermittelte Mecklenburg 1472 einen Vergleich zu Prenzlow, nach welchem der Kurfürst Titel und Wappen von Pommern führen und das Eroberte behalten sollte. Er sollte ferner Pommern-Stettin als Lehn vom Kaiser empfangen, dasselbe aber durch Handschlag an die beiden Herzöge übertragen, die Stände endlich sollten Erbhuldigung leisten. 1473 bestätigte der Kaiser diesen Vertrag, und damit schien der Streit erledigt zu sein. Doch der jüngere der beiden pommerschen Herzöge, Wartislaw X. zu Barth, wartete nur auf die Gelegenheit sich der brandenburgischen Oberherrschaft zu entledigen, zumal da die Unzufriedenheit über den neuen Zoll in der Mark ganz allgemein war und man laut äußerte, daß man dem Kurfürsten keine Mannschaft stellen würde, falls es zum Kriege käme. Zunächst hatte Wartislaw es auf Garz und Löcknitz abgesehen, was den Markgrafen Johann veranlaßte, in Garz ein Schloß zu erbauen, um diese Stadt selber, die gut pommersch gesinnt war, im Zaum zu halten und gegen etwanigen Angriff von außen zu sichern. Darüber starb 1474 Erich von Pommern-Wolgast, der ältere Bruder, und hinterließ einen Sohn, Bogislaw X., der sich weigerte, seine Länder von Brandenburg zu Lehn zu nehmen, da der Vertrag zu Prenzlow seinem Vater abgedrungen wäre. Unter Vermittelung Mecklenburgs kam jedoch 1476 abermals zu Prenzlow ein Vertrag zu Stande, durch welchen die früheren Bestimmungen bestätigt wurden. Als aber Kurfürst Albrecht, der persönlich die Verhandlungen geleitet hatte, Bogislaw die Hand reichte als Zeichen der Belehnung, schlug dieser dieselbe unwillig aus, entfernte sich alsbald und wurde von seinem Oheim Wartislaw zum Widerstande aufgereizt. Dem Bemühen der Mecklenburger Herzöge gelang dennoch der Abschluß der Verhandlungen, über die wir aber wenig unterrichtet sind. Nur das ist bekannt,

daß Bogislaw 1477 die Tochter Friedrich's II., Margarethe, die weit älter war als er, heirathete und für den Krieg gegen Hans von Sagan Hülfstruppen versprach.

Der allgemeine Unwille jedoch, der noch immer in der Mark wegen der Zoll-Erhebung anhielt, die förmliche Auflässigkeit der Stände, welche den Zuzug zu dem Kriege gegen Herzog Hans verweigerten, das Vordringen des Hans von Sagan sowie die Aufhetzungen des Königs Matthias von Ungarn veranlaßten den Herzog Wartislaw über die Mark herzufallen. Während Bogislaw im Jahre 1477 noch mit den Märkern gemeinschaftlich in Schlesien gekämpft hatte, nahm Wartislaw im April 1478 die Stadt Garz durch eine Kriegslist, ja auch das Schloß mußte der brandenburgische Hauptmann Werner v. Schulenburg den Pommern räumen, und ebenso fiel das feste Schloß Vierraden in ihre Hände. Durch dies Kriegsglück aufgemuntert erhob nun auch Bogislaw Ansprüche auf Entschädigung für die im vorigen Jahre geleistete Kriegshülfe und bemächtigte sich des Schlosses Löcknitz, ohne daß Markgraf Johann es hindern konnte. In dieser Bedrängniß war es, wo endlich Kurfürst Albrecht den Bitten der Stände wie seines Sohnes nachgab und Ende Juni 1478 in der Mark erschien. Mit außerordentlicher Energie besiegte er den Widerstand der eigenen Stände und hatte bereits im August ein bedeutendes Heer von 21,000 Mann, darunter 2000 aus den fränkischen Landen, unter Waffen. In der Neumark, wo Bogislaw eingebrochen war, wurde der Kampf begonnen, Bernstein, Bahn, Satzig genommen und Greifenhagen belagert. Als sich dann Bogislaw nach Pyritz hinein geworfen hatte, brach der Kurfürst nach dorthin auf und schloß ihn in jener Stadt ein. Hartbedrängt suchte der Herzog bei einem nächtlichen Ausfall seine Person zu retten; der Versuch schlug jedoch fehl, da Albrecht Kunde erhalten und Vorkehrungen getroffen hatte. Dennoch wurde der Herzog durch einen Landmann gerettet, der ihn bei Nacht auf seinen Schultern durch das Plöner Bruch in Sicherheit brachte. Albrecht verfolgte ihn nach Pommern hinein und schloß ihn abermals im Schlosse Daber ein. Schon war Alles zum Sturme angeordnet, als Bogislaw am 23. August ins Lager zum Kurfürsten kam und um Frieden bat. Er wurde ihm gewährt, dagegen der Krieg gegen Wartislaw mit gleichem Eifer fortgesetzt. Albrecht nahm dem Herzog Vierraden und Löcknitz, konnte zwar Garz nicht erobern, trieb ihn aber so in die Enge, daß durch polnische Vermittelung schon Ende September ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, wodurch Albrecht Luft bekam, auch Hans von Sagan niederzuwerfen, wie oben erzählt worden ist. Unterdeß starb Wartislaw zu Ende des Jahres 1478, ohne Kinder zu hinterlassen, und Bogislaw wurde Herr des gesammten pommerschen Landes. Da auch Sachsen mit Mecklenburg vereint dahin strebte, einen Frieden herbeizuführen, und im entgegengesetzten Falle drohte, Albrecht Beistand zu leisten, kam endlich im Juni 1479 zu Prenzlow ein Friede zu Stande, in welchem die früher den Pommern abgewonnenen Städte

und Schlösser, mit Ausnahme von Garz, bei der Mark blieben; der Kurfürst führte Titel und Wappen von Pommern, und Bogislaw nahm sein Land durch Handschlag von ihm zu Lehn. Kurz darauf einigten sich Brandenburg, Mecklenburg und Pommern dahin, sich gegenseitig Hülfe zu leisten und etwaige Streitigkeiten auf gütlichem Wege unter einander auszugleichen.

So wurde endlich auch dieser harte Streit, der sich etwa 60 Jahre lang zwischen Brandenburg und Pommern hingezogen hatte, durch die Energie und Ausdauer Albrecht's zu Ende gebracht; seitdem blieb der Friede zwischen beiden Ländern ungestört, wenn auch dieser Prenzlauer Vertrag unter den beiden folgenden Kurfürsten noch einige Abänderungen erlitt.

Daß bei den erwähnten inneren Verhältnissen und bei diesen Kriegen eine gewisse Verwilderung in das Land kam, kann für jene Zeiten nicht auffällig sein. Besonders nahmen in den Grenzgebieten Räubereien wieder überhand. Noch sind eine Menge von Klageschriften vorhanden von Mecklenburg, Braunschweig, Magdeburg ꝛc., in welchen Berechnung der Schäden aufgemacht, zugleich aber auch von den Maßregeln gesprochen wird, welche man gemeinschaftlich gegen die Landesbeschädiger ergriff. Es waren nicht bloß Adlige, die sich auf diese Plünderungen legten, auch Städte und einzelne Bürger wurden gleiches Vergehens beschuldigt. Wenn es auch möglich war, einzelne Ausbrüche der Gewaltthätigkeit zu verhindern, so gelang es doch nicht, das Uebel mit der Wurzel auszurotten; dem Markgrafen Johann standen zu geringe Mittel zu Gebote, als daß er hätte kräftig durchgreifen können. Die Einkünfte des Landes reichten selbst in ruhigeren Zeiten kaum hin, dem Markgrafen auch nur einen beschränkten Hausstand zu ermöglichen, da er den größten Theil der baaren Gefälle nach Franken zum Vater schicken mußte, dessen prachtvoller Hof merkwürdig gegen den ärmlichen des Sohnes abstach, aber auch alles das verschlang, was in der Mark mühsam zusammengebracht wurde.

Auch nachdem Albrecht von seinem Bruder die Mark übernommen hatte, fuhr er fort, dem Kaiser treulich zur Seite zu stehen, wie sein Vater, selbst auf Kosten seines Landes. Der schwache Kaiser Friedrich III., ohne Hausmacht, ohne Energie, wechselte gar oft seine Pläne, sobald es sein Vortheil zu erheischen schien, und war unbekümmert um den Nachtheil, den diejenigen vielleicht dabei erlitten, welche bis dahin ihn unterstützt hatten. Das zeigte sich besonders in seinem Verhältnisse zu den Königen von Ungarn und von Böhmen, und ebenso gegen den mächtigen Herzog Karl den Kühnen von Burgund. Dieser, wegen der Landschaft Bourgogne französischer Vasall, wegen der vielen von seinen Vorfahren dazu erworbenen Besitzungen, welche sich am Westufer des Rheins abwärts bis zur Mündung dieses Flusses erstreckten, deutscher Vasall, hatte nichts Geringeres im Sinne, als sich zum römischen Könige erwählen zu lassen. Den Kaiser suchte er dadurch für sich zu gewinnen, daß er seine Tochter Maria mit dem Erz-

herzog Maximilian, Friedrich's Sohn, verloben wollte; durch Georg Podiebrad, der in seinem Interesse thätig war, glaubte er dadurch Albrecht's Stimme sich zu sichern, daß letzterem der König entweder die Lausitz oder eine bedeutende Geldsumme anbot. Die Unterhandlungen mit beiden blieben jedoch erfolglos, und vergeblich war Karl's Bemühen, als er 1473 persönlich zu Trier mit dem Kaiser verhandelte, denselben dahin zu vermögen, daß er ihn als König von Burgund und als Reichsvicar der westlichen Rheinlande bis nach Italien hinein anerkannte. Karl, darüber aufgebracht, beschloß den Kurfürsten Ruprecht von Cöln, der mit seinem Domcapitel entzweit und für welchen ein Administrator Hermann von Hessen eingesetzt war, mit Gewalt wieder einzuführen. Mit großer Heeresmacht brach er ins Land und belagerte Neuß, das jedoch fast ein volles Jahr tapfern Widerstand leistete. Darüber wurde Karl für einen Reichsfeind erklärt, und Kurfürst Albrecht zum Oberbefehlshaber des Heeres gegen ihn ernannt. Er zwang ihn 1475 zur Aufhebung der Belagerung; der weitere Krieg wurde jedoch dadurch verhindert, daß die Verlobung zwischen dem Erzherzog Maximilian und der Maria von Burgund zu Stande kam. Karl wandte darauf seine Waffen gegen Lothringen und die Schweizer, sah aber 1476 in den Schlachten bei Granson und Murten seine Macht dahin sinken, und fand am 12. Januar 1477 seinen Tod in der Schlacht bei Nancy. Die im April darauf erfolgende Vermählung seiner Tochter machte Maximilian zum Erben der Franche Comté so wie fast der gesammten Niederlande. Die Uebermacht des Hauses Oesterreich in Deutschland schien damit auf immer gegründet, denn obgleich Maria nach kurzer Ehe 1482 starb, behauptete sich Maximilian doch in dem ererbten Lande.

Albrecht zerfiel nach jenem burgundischen Kriege mit dem Kaiser; er sah wie sein Vater, daß alle Anstrengungen, Deutschland durch innere Einigung zu größerer Macht zu verhelfen, vergeblich gewesen waren und daß, wie damals Siegmund, so jetzt Kaiser Friedrich nur für die Befestigung und Erweiterung seiner Hausmacht besorgt war und diesem Streben die Wohlfahrt des deutschen Reiches nachsetzte, da die Macht der deutschen Fürsten und Städte ihm bereits zu groß erschien, als daß sie hätte eingeschränkt werden können. Albrecht's letzte Thätigkeit bezog sich trotzdem auf das Reich; er kam nach Frankfurt wegen der Wahl des Erzherzogs Maximilian zum römischen König (im Februar 1486) und nahm Theil an den Verhandlungen wegen Aufbringung eines Heeres gegen Ungarn und der dazu nöthigen Geldsummen. Er war bereits so schwach, daß er zu den Versammlungen und der öffentlichen Krönungsfeier in einem Lehnstuhl getragen werden mußte; am 11. März 1486 starb er, fast 72 Jahre alt, in einem Kloster zu Frankfurt, wohin er sich nach seiner Gewohnheit zu gottesdienstlicher Feier hatte bringen lassen. Sein Leichnam wurde im Kloster Heilbronn beigesetzt.

Nicht gar lange nachdem Albrecht Herr der Mark geworden, war er darauf bedacht gewesen, eine Erbordnung in seinem Hause festzu-

stellen, welche der Zerstückelung seiner Besitzungen vorbeugen sollte, damit nicht eine ebenso große Machtlosigkeit einträte, wie das bei vielen andern Fürstenhäusern in Deutschland der Fall gewesen ist. 58 Jahre war er alt, als er 1473 jene berühmte Hausordnung entwarf, die unter dem Namen der „Dispositio Achillea" bekannt ist; seinem Vorgange folgten seitdem andere Fürstenhäuser. Albrecht hatte eine zahlreiche Familie, von der damals vier Söhne am Leben waren. Unter dem Beirath der beiden ältesten setzte er fest, daß die Mark dem Erstgebornen Johann zufallen und in seiner Nachkommenschaft ungetheilt forterben sollte. Die fränkischen Besitzungen, etwa 1/4 seines ganzen Besitzes ausmachend, sollten in zwei Theile zerlegt werden dürfen, das Fürstenthum Anspach und das Fürstenthum Bayreuth; diese beiden Theile sollten an den zweiten Sohn Friedrich und den dritten Siegmund durch das Loos vertheilt werden. Der vierte Sohn Georg sollte mit keinem Lande bedacht werden, sondern erst dann einrücken, wenn einer der älteren Brüder ohne Söhne gestorben wäre. Er wurde deshalb für den geistlichen Stand bestimmt; bis dahin, daß ihm ein geistliches Besitzthum zufiele, sollte er mit einer jährlichen Rente bedacht werden. Mehr als drei Regierende sollten demnach nie vorhanden sein; wären nur zwei vorhanden, so sollte dem älteren das Kurfürstenthum, dem jüngeren das Frankenland angehören. Die Huldigung wie die Belehnung sollten stets zu gesammter Hand eingenommen, Töchter des Hauses nur mit Geld, nie mit Land ausgestattet werden.

Durch diese Erbordnung wurde bewirkt einerseits, daß die Mark — da sie nicht getheilt werden durfte — stets eine bedeutende Stelle unter den deutschen Ländern einnahm, andererseits daß ihre Herrscher eine selbständigere und den Verhältnissen des Landes angemessenere Politik führen konnten, als wenn sie auf die vielfach abweichenden Interessen der fränkischen Lande hätten Rücksicht nehmen müssen.

4. Johann Cicero. 1486—1499.

Während die drei ersten Hohenzollerschen Kurfürsten fast 78 Jahre lang eine wichtige Stellung im Reiche eingenommen, und — namentlich der erste und dritte — den Kaisern zur Seite stehend mit kräftiger Hand in die Reichs-Angelegenheiten eingegriffen hatten, war im Laufe dieser Zeiten die allgemeine Lage der Dinge eine wesentlich andere geworden. Während Friedrich I. zweimal der Hoffnung leben konnte, den Thron von Deutschland zu besteigen, hatte das Glück des Hauses Oesterreich das Brandenburgs weit überflügelt, und indem fortan Oesterreich nur auf sein eigenes Interesse Bedacht nahm, fanden die Hohenzollern keine Veranlassung, ferner in die großen Reichsangelegenheiten einzugreifen. Auch sie lebten fortan, wie es die übrigen Reichsfürsten schon länger gethan hatten, ihrem Lande, wo sie um so mehr auf die inneren Angelegenheiten angewiesen wurden als die

Verhältnisse mit den Nachbarn durch das kräftige Auftreten und die zähe Ausdauer der beiden ersten Generationen geordnet worden waren.

Allerdings schien es, als ob der Kampf mit Pommern wieder anheben wollte. Bogislaw X. hatte aus seiner Ehe mit Margarethe von Brandenburg keine Kinder und war deshalb nicht nur seiner Gemahlin gram geworden, sondern beschuldigte auch die Markgrafen, daß man ihm absichtlich eine unfruchtbare Gemahlin gegeben, um desto eher in den Besitz von Pommern zu gelangen. Noch feindseliger wurde seine Stimmung, als er 1488 auf der Jagd verunglückte und brandenburgische Gesandte nach Uckermünde geschickt wurden, um das Beileid des Kurfürsten auszusprechen. Bogislaw sah in ihnen nur Kundschafter, welche erforschen sollten, ob es mit ihm zu Ende ginge. Schon 1489 starb Margarethe vor Kummer und Gram über die Behandlung, die ihr von ihrem Gemahl zu Theil wurde. Bogislaw verheirathete sich darauf mit einer Tochter des Königs Casimir von Polen, mit der er mehrere Kinder erzeugte. Kurfürst Johann drang deshalb auf die von Bogislaw noch immer versagte Anerkennung des Lehns-Verhältnisses; dieser aber verweigerte sie ganz entschieden, da die Umstände sich günstig für ihn gestaltet hatten. Der römische König Maximilian hatte nämlich auch an die Pommern, als ob sie Reichsfürsten wären, sich um Hülfe gewandt um Rache für den Schimpf zu nehmen, daß ihm seine Tochter Margarethe, die für den König Karl VIII. von Frankreich als Braut bestimmt war, zurückgeschickt, dagegen Anna, die Erbin der Bretagne, die Maximilian's zweite Gemahlin werden sollte, von dem französischen Könige heimgeführt worden war. Bogislaw, sich als Reichsfürsten betrachtend, leugnete jede Verbindlichkeit des Prenzlauer Vertrags von 1479 für sich; nur den dereinstigen Anfall des Landes an Brandenburg wollte er zugestehen. Kurfürst Johann, dem die geistige Kraft seines Vaters fehlte, befürchtete, daß Maximilian sich Pommerns annehmen möchte, und schloß deshalb nach langen Verhandlungen im März 1493 zu Pyritz einen Vertrag mit Pommern dahin ab, daß er die pommerschen Fürsten für immer von der Verpflichtung freisprach, ihr Land von Brandenburg zu Lehn zu nehmen, dagegen von dem Herzog und von den Ständen die Zusicherung erhielt, daß nach dem Aussterben der Herzöge das Land an Brandenburg fallen sollte. Ein neues Bündniß befestigte diese Einigung, und außerdem gab der Kurfürst alles das zurück, was sein Vater den Pommern abgewonnen, nur Löcknitz, Vierraden und Bernstein blieben bei Brandenburg, und ebenso wurde demselben ein Gebiet zwischen der Randow und Prenzlow überwiesen.

Mit seinem ehemaligen Gegner, dem Könige Matthias von Ungarn, der durch Kämpfe mit den Türken in Anspruch genommen wurde, kam Johann in ein freundliches Verhältniß und schloß mit ihm 1489 ein Bündniß, wonach sich Beide gegenseitig in dem Besitz ihrer Länder und bei Verfolgung von Friedensstörern unterstützen wollten. Nach Matthias' Tode kam Wladislaw von Böhmen nicht nur in den Besitz von Mähren, Schlesien und der Lausitz, sondern

wurde auch in Ungarn zum Könige gewählt. Obleich er in Folge dessen seine Verlobung mit Barbara, der Schwester Johanns, rückgängig machte und sich mit Beatrix, der Wittwe des verstorbenen Matthias, vermählte, blieb er doch dem Johann freundlich gesinnt und bestätigte den Ankauf der Herrschaft Zossen, der von dem Kurfürsten gemacht worden war. Dieses Ländchen gehörte lange Zeit den Herren von Torgau, einem Dynastengeschlechte der Lausitz, und war zugleich mit der übrigen Lausitz an Böhmen gekommen. Als Burggraf Friedrich nach der Mark kam, stellte sich Hans v. Torgau 1414 unter den Schutz desselben, und als mit seinen beiden Söhnen 1478 diese Familie ausstarb, gab König Matthias, damals Herr der Lausitz, dies eröffnete Lehn seinem Rathe Georg v. Stein, der eine Geldforderung auf das Land hatte. Derselbe behauptete sich auch in dem Besitz des Landes gegen Botho v. Ileburg, dem schon einige Jahre früher von Matthias dasselbe zugesagt war und der es sich jetzt durch Waffengewalt nehmen wollte. Doch schon 1490 überließ Georg v. Stein die Herrschaft Zossen für 16,000 Gulden an Kurfürst Johann, und König Wladislaw von Böhmen willigte 1493 in diesen Verkauf, behielt sich jedoch das Recht vor, nach dem Tode des Kurfürsten und seiner Söhne das Ländchen für 22,000 Gulden wieder einzulösen.

Es ist schon oben erwähnt, daß Johann, als er noch für seinen Vater die Statthalterschaft in der Mark führte, in äußerst gedrückten, ja ärmlichen Verhältnissen lebte, was wesentlich mit dazu beigetragen hat, sein Vertrauen zu sich selber zu schwächen, zumal da bei etwaigen Mißgriffen der Vater ihn hart anließ. Die Geldverlegenheit war auch zu Anfang seiner selbständigen Regierung groß, und er brachte deshalb 1488 abermals die früher von den Ständen verworfene Bierziese oder Bierabgabe in Anregung, die der Art erhoben werden sollte, daß von jeder Tonne Bier, das in den Städten gebraut würde, 12 Pfennige gezahlt würden, von denen 8 Pfennige dem Kurfürsten, 4 Pfennige den Städten zufallen sollten. Die meisten Städte fügten sich dieser Auflage, nur die altmärkischen erklärten sich entschieden dagegen. Namentlich Stendal zeigte sich sehr auffässig. Mehrere Gewerke daselbst zwangen den Rath, die Einführung der Bierziese zu verweigern; man verjagte oder tödtete die Steuerbeamten, setzte auch drei vom benachbarten Adel gefangen und ließ sie hinrichten. Dies zwang den Kurfürsten Gewalt zu gebrauchen. Mit Heeresmacht kam er vor Stendal, drang in die Stadt ein, bestrafte die Rädelsführer theils mit dem Tode, theils durch Einziehung der Güter, legte der Stadt eine bedeutende Straffumme auf und nahm ihr die wichtigsten Privilegien, darunter namentlich das, daß die Bürger nur innerhalb ihrer Ringmauer zum Kriegsdienste verpflichtet sein sollten, und daß sie, wenn sie bedrückt würden, sich einen andern Herrn nehmen dürften. Auch die übrigen auffässigen Städte der Altmark, insbesondere Salzwedel und Tangermünde, erlitten gleiche Strafe; auch sie hatten neben dem Verlust ihrer Privilegien bedeutende Geldsummen zu zahlen und

ihr Geschütz auszuliefern, und der Kurfürst behielt sich das Recht vor, ihren Rath einzusetzen oder doch zu bestätigen.

Schon seit 1494 erkrankt konnte Johann den berühmt gewordenen Reichstag zu Worms 1495 nicht persönlich besuchen. Auf demselben kam endlich durch Kaiser Maximilian, der 1493 seinem Vater Friedrich III. in der Regierung gefolgt war, der ewige Landfrieden zu Stande, an welchem schon zur Zeit des Kaisers Siegmund und des Kurfürsten Friedrich I. vergeblich gearbeitet worden war. Kein Stand sollte den andern befehden, sondern jeder sollte sein Recht bei dem Reichs-Kammergericht suchen, das damals errichtet wurde und zunächst seinen Sitz in Frankfurt a. M. angewiesen erhielt. Zugleich machte der Kaiser den Antrag, daß jeder Kurfürst in seinem Lande eine Universität errichten möchte. Kurfürst Johann, der eine gelehrte Bildung empfangen und wegen der Gewandtheit, sich lateinisch auszudrücken, den Beinamen Cicero erhalten hatte, ging gern auf diese Aufforderung ein, die ihm bereits von seinem Vater anempfohlen war, zu deren Ausführung es ihm jedoch theils an Geld, theils an geeigneten Gelehrten gefehlt hatte. Sein damaliger Arzt Pistoris, Professor an der Universität Leipzig, übernahm die Einrichtung der neu zu begründenden Universität, und Frankfurt a. O. wurde zum Sitz derselben bestimmt. Jedoch noch ehe die Baulichkeiten und andere Einrichtungen beendigt waren, starb Johann den 8. Januar 1499 im vier und vierzigsten Jahre seines Alters. Er war 1498 dem dringenden Verlangen des Kaisers gefolgt, persönlich den Reichstag zu Freiburg im Breisgau zu besuchen; zugleich suchte er bei dortigen Aerzten Hülfe gegen sein schweres Körperleiden. Sie wurde ihm aber auch da nicht; langsam kehrte er in die Heimath zurück und starb in Arneburg an der Wassersucht. Er ist der erste der Hohenzollerschen Kurfürsten gewesen, der dauernd seinen Aufenthalt in der Mark gehabt hat und auch hier beigesetzt worden ist. Wenige Jahre nachher wurde sein Leichnam aus der Gruft des Klosters Lehnin nach dem Dom in Cöln a. Spr. gebracht, wo sein Enkel ihm ein Denkmal setzte, das noch heut vorhanden ist.

5. Joachim I. Nestor. 1499—1535.

Joachim war bei dem Tode seines Vaters noch nicht volle 15 Jahr alt, und nach dem Hausgesetze Albrecht's hätte sein Oheim Friedrich in Franken die Vormundschaft über ihn führen müssen. Seine frühe Reife veranlaßte jedoch jenen, sich seines Anrechts zu begeben, und auch die Stände huldigten ihm wie zugleich seinem jüngeren Bruder Albrecht, der noch nicht 9 Jahr alt war und wenige Jahre später in den geistlichen Stand übertrat. Ebenso wenig kriegerisch gesinnt wie sein Vater suchte Joachim auf dem Wege der Unterhandlungen die Angelegenheiten mit seinen Nachbarn zu ordnen und zeigte hierbei eine große Gewandtheit.

Es ist oben erzählt, daß König Wladislaw von Böhmen sich das Recht vorbehalten hatte, die Herrschaft Zossen wieder einzulösen. Dieses Recht übertrug er 1515 seinem Kanzler v. Sternberg der Art, daß dieser, dem früher an Kurfürst Johann gegebenen Versprechen zuwider, jederzeit das Ländchen einlösen dürfe. Um alle Weitläuftigkeiten zu vermeiden, verhandelte deshalb Joachim mit dem v. Sternberg, diesem Rechte zu entsagen, wozu sich derselbe auch 1516 gegen eine Summe von 7500 Gulden bereit fand. König Wladislaw belehnte demnächst im März desselben Jahres Brandenburg mit diesem Ländchen als einem erblichen Mannslehen, und Zossen wurde seitdem zur Mittelmark und zwar zu dem Kreise Teltow geschlagen. Die Lehnsabhängigkeit von Böhmen wurde aber erst 1742 im Breslauer Frieden aufgehoben.

Nicht so günstig stellte sich das Verhältniß in Bezug auf das Herzogthum Crossen. König Wladislaw hatte das Einlösungsrecht dieses Landes im Jahre 1514 an den Herzog Karl von Münsterberg, den Enkel des böhmischen Königs Podiebrad, übertragen. Auch hier sah sich deshalb der Kurfürst genöthigt, dem Herzoge seine Ansprüche 1517 für 6000 Gulden abzukaufen, um sich den erblichen Besitz dieses Landes zu verschaffen. Da er jedoch gewisser Steuer- und Dienstverpflichtungen gegen Böhmen überhoben sein wollte, weigerte sich der damalige König von Böhmen und Ungarn, Ludwig, der seinem Vater Wladislaw 1516 in der Regierung gefolgt war, das Land an Brandenburg frei zu überlassen. Joachim verzichtete deshalb auf die Unabhängigkeit des Landes von Böhmen und versprach dem Herzog Karl noch 2000 Gulden, wenn er ihm die Belehnung erwirkte. Die Sache zog sich jedoch sehr in die Länge und wurde erst unter Joachim II. geordnet. Die Herzogin Barbara hatte übrigens kurz vor ihrem Tode 1510 ihre Ansprüche auf Crossen ihrem Neffen Casimir von Bayreuth abgetreten; 1524 entsagte jedoch dieser wie sein Bruder Georg von Anspach allen Ansprüchen gegen Ueberlassung anderer Erbschaftsgüter.

Auch die Angelegenheiten mit dem deutschen Orden wegen der Neumark brachte Joachim 1517 zum endlichen Abschluß, indem er Antheil an den Streitigkeiten nahm, die der Orden mit Polen hatte, und in denselben eine hervorragende Rolle spielte. Im Jahre 1511 nämlich war zum Hochmeister der erst 21 Jahr alte Markgraf Albrecht gewählt worden, der Bruder der eben genannten Markgrafen Casimir und Georg. Da dessen Mutter Sophia die Schwester des damaligen Königs von Polen Siegmund war, der 1506 den polnischen Thron bestiegen hatte, so hoffte der Orden durch die Wahl Albrechts von der lästigen Oberhoheit des Königreichs Polen befreit zu werden, die er sich weigerte anzuerkennen. Aber auch diese nahe Verwandtschaft des Hochmeisters schien dem Orden nichts nützen zu sollen. Siegmund bestand hartnäckig darauf, daß Albrecht ihm als Lehnsherrn huldige, nach Laut des ewigen Friedens zu Thorn, und wurde nur dadurch an sofortigem Einschreiten verhindert, daß der

Großfürst von Moskau wiederholt Lithauen angriff. Die Hülfe, die der Orden vom Papst Leo X. und dem Kaiser Maximilian erwartete, blieb ungeachtet früherer Versprechungen aus. Maximilian hatte nämlich 1515 zu Presburg und Wien mit den beiden königlichen Brüdern Siegmund von Polen und Wladislaw von Ungarn und Böhmen sich dahin geeinigt, daß er des letzteren Sohn Ludwig an Kindes Statt annahm, ihn zu seinem Reichs-General-Vicar und General-Statthalter ernannte und ihm die Nachfolge in Deutschland zusicherte, wogegen dem Hause Oesterreich die Erbfolge in Ungarn und Böhmen zugesagt wurde, zu welchem Ende die Verlobung des 9 Jahr alten Ludwig mit der zehnjährigen Enkelin des Kaisers, Marie, und des jüngeren Enkels von Maximilian, des 12jährigen Infanten Ferdinand, mit der ebenso alten Schwester Ludwig's, Anna, stattfand. Um diesen Preis erklärte der Kaiser, dem Orden hinfort weder Rath noch Hülfe ertheilen und Preußen gänzlich aus dem Reichs-Verbande entlassen zu wollen. Der Hochmeister war demnach auf seine eigene Kraft angewiesen und kam Ende des Jahres 1517 nach Berlin, um durch persönliche Verhandlung Kurfürst Joachim zur Hülfsleistung zu gewinnen, der aufs neue bei dem Kaiser für den Orden thätig gewesen war. Im Namen des Ordens entsagte er allen Ansprüchen auf die Neumark und erhielt dafür das Versprechen der Kriegshülfe. Am Schluß des Jahres 1519 brach dann der lange befürchtete Krieg zwischen dem Orden und Polen aus und wüthete mit großer Heftigkeit. Joachim nahm nun energisch Partei: die Soldtruppen, welche durch die Mark nach Polen und Preußen gingen, wurden zum Theil durch die bedeutenden Vorschüsse unterhalten, welche er leistete, und doch brachten sie keine wesentliche Hülfe; vor Danzig löste sich dies Heer auf, da der Sold ausblieb. Joachim selber aber stand dadurch in Gefahr, mit Polen in Krieg zu gerathen. 1521 ward endlich ein Waffenstillstand auf vier Jahre vermittelt, während welcher Zeit sich der Hochmeister vergeblich nach Hülfe umsah. Unterdeß hatte aber die Reformation sich mächtig in Preußen ausgebreitet, und Albrecht selber gerieth beim Papste in Verdacht, der lutherischen Lehre zugethan zu sein. Da schien ihm nur Eins Rettung bringen zu können. Er nahm als weltlicher Herzog Preußen von König Siegmund 1525 am 8. April zu Krakau zu Lehen, und die Stände Preußens huldigten ihm als solchem. Doch der Orden, dessen Hauptsitz seitdem Mergentheim in Franken wurde, protestirte dagegen; ja seine Protestationen haben bis zu seiner Auflösung im Jahre 1809 fortgedauert.

Die Verhandlungen wegen der Lehnsherrschaft und Erbfolge in Pommern haben sich fast durch die ganze Regierungszeit Joachim's hindurchgezogen. Bald nach Antritt seiner Regierung ließ der Kurfürst 1500 zu Pasewalk durch eine Commission die Erbverträge mit Pommern erneuern, und nichts schien die Einigkeit zwischen beiden Ländern stören zu wollen. Doch nur zu bald sammelte sich der Stoff zu neuen Zwistigkeiten. Pommern warf Joachim vor, daß er

die Vermählung des Prinzen, nachmaligen Königs von Dänemark, Christian II., mit Anna, der Tochter Bogislaw's, hintertrieben habe, um Pommern einer mächtigen Stütze zu berauben, daß er eine neue Handelsstraße durch die Neumark nach Preußen gelegt, um dem pommerschen Handel Abbruch zu thun ꝛc. Brandenburg dagegen war unzufrieden, daß Bogislaw es beim Kaiser dahin zu bringen gewußt hatte, daß derselbe eine Aenderung im Wappen vorzunehmen gestattet hatte, und veranlaßte 1517 Maximilian zu der Erklärung, daß, wenn Bogislaw geglaubt habe, dadurch dem Hause Brandenburg Abbruch zu thun, jene Aenderung dem Kurfürsten und seinem Hause nicht nachtheilig werden solle. Schlimmer noch stellte sich das Verhältniß, als Kaiser Maximilian 1519 starb und zu einer neuen Wahl geschritten werden sollte. Erst nach längeren Verhandlungen, von denen hernach die Rede sein wird, war Joachim bewogen worden, dem Könige Karl von Spanien, dem Enkel Maximilian's, seine Stimme zu geben. Der Herzog Bogislaw benutzte das dadurch entstandene gespannte Verhältniß des jungen Kaisers Karl V. (1520—1556) zu Brandenburg, um sich 1521 auf dem Reichstage zu Worms vom Kaiser belehnen zu lassen und seinen Sitz im Collegium der Reichsfürsten einzunehmen. Der fast siebenzigjährige Bogislaw kam selber zu dem Reichstage, beschuldigte Joachim, die kaiserlichen Einladungsschriften an Pommern zu dem Reichstage unterschlagen zu haben, und legte gegen die Belehnung Joachim's mit Pommern Protest ein. Als darauf der Kurfürst Worms verlassen hatte, belehnte in der That der Kaiser den Herzog Bogislaw von Seiten des Reichs, obgleich er dabei Brandenburg seine Gerechtsame vorbehielt. Auch sollte Bogislaw nicht eher Sitz und Stimme in der Reichsversammlung einnehmen, bis die Commission, welche diese pommerschen Verhältnisse untersuchen sollte, ihr Urtheil gesprochen haben würde. Joachim schrieb zwar sehr energisch deswegen an den Kaiser, sah aber voraus, daß sehr kostspielige und langwierige Verhandlungen eintreten würden, falls nicht in Güte oder durch das Schwert eine kürzere Entscheidung zu Stande gebracht würde. Er versuchte deshalb, 1522 zu Prenzlow die Sache mit Pommern zu ordnen, die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch. Ebenso wurden auch vergeblich in demselben Jahre auf dem Reichstage zu Nürnberg von der kaiserlichen Commission Vorschläge gemacht; Joachim war bereit, dieselben mit einigen Abänderungen anzunehmen, verlangte aber für dies Zugeständniß Pasewalk, Torgelow, Klempenow und Stolzenburg; Bogislaw weigerte sich jedoch dessen ganz entschieden. So zerschlugen sich auch diese Verhandlungen. Darüber starb Bogislaw im September 1523.

Seine beiden Söhne Georg und Barnim X., die ihm gemeinschaftlich in der Regierung folgten, setzten hartnäckig den Streit im Sinne des Vaters fort und rüsteten sich, nöthigenfalls ihre Forderung mit den Waffen in der Hand durchzusetzen. Vergeblich verhandelte man zu Jüterbock und Prenzlow sowie auf mehreren Reichstagen. Die schweren Summen jedoch, welche diese langwierigen Streitigkeiten

gekostet — Pommern allein berechnete seine Ausgaben auf 200,000 Gulden — so wie die Aufregung, welche besonders in Pommern wegen der Reformation stattfand, verschafften endlich der vermittelnden Stimme der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg Gehör. Im Jagdschlosse zu Grimnitz kam im August 1529 ein Vertrag zu Stande, der den langen Streitigkeiten für immer ein Ende machte. Joachim willigte ein, daß die Herzöge von Pommern unmittelbar vom Kaiser belehnt würden, doch sollten sie drei Monate vorher den Kurfürsten Anzeige machen, damit diese persönlich oder durch einen Gesandten die Mitbelehnung empfangen könnten. Zwei Monate vor dieser Belehnung sollten die Herzöge wie die Stände Pommerns den Kurfürsten eventuelle Erb-Huldigung leisten und diesen Grimnitzer Vertrag feierlichst erneuern. Die pommerschen Herzöge sollten ferner Sitz und Stimme auf den Reichstagen haben, doch den regierenden brandenburgischen Markgrafen nachstehen; die Kurfürsten endlich sollten Titel und Wappen von Pommern führen; sie sollten bei der Belehnung mit ihren eigenen Landen Pommern zugesprochen erhalten, und nach dem Aussterben der pommerschen Herzöge sollte ihr Land an Brandenburg fallen. In Bezug auf das Heirathsgut der brandenburgischen Prinzessin Margarethe erklärte sich Pommern bereit, 50,000 Gulden in drei Terminen zu zahlen. Der Kaiser wie die pommerschen Stände bestätigten diesen Vergleich, und bei der Belehnung, welche für die beiden Herzöge Georg und Barnim auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 erfolgte, wurde an Brandenburg auf vorbeschriebene Weise die Mitbelehnung ertheilt.

Gleich nach dem Grimnitzer Vertrage wurde zwischen dem Kurfürsten und Pommern ein neues Freundschafts-Bündniß geschlossen, das im Jahre 1530 dadurch noch festere Garantie erhalten sollte, daß Margarethe, Tochter Joachim's, mit Herzog Georg vermählt wurde. 20,000 Gulden wurden als Mitgift für dieselbe von der obigen, an Brandenburg zu zahlenden Summe in Abzug gebracht; da Georg schon 1531 starb, nahm die junge Wittwe ihren Sitz in ihrem Leibgedinge Barth, Tribbsees ꝛc., verheirathete sich aber bereits 1534 an den Fürsten Johann von Dessau.

Während dieser Verhandlungen mit den Nachbarn erhielt die Mark bei dem Aussterben der Herren von Ruppin durch den Anfall dieses Landes ein erweitertes unmittelbares Gebiet.

Die Herren von Ruppin stammten aus der Familie Arnstein, deren Stammschloß an dem Nordabhange des Unterharzes zwischen Ballenstädt und Mansfeld jetzt in Trümmern liegt. Ein Mitglied dieses Hauses wird zuerst zur Zeit Albrecht des Bären erwähnt, mit dessen Familie die Herren v. Arnstein dadurch in enge Beziehung traten, daß der Sohn jenes erstgenannten sich mit der Enkelin des Markgrafen Albrecht vermählte. Ein Sohn aus dieser Ehe, Gebhard, erbte durch seine Gemahlin die Grafschaft Grieben in der Altmark und erscheint zuerst (er starb 1256) als Herr von Ruppin, wie seine Söhne sich auch Grafen von Mühlingen und

Lindow nannten. Seitdem sicherte sich diese Familie dadurch ihre ausgezeichnete Stellung, daß sie nur mit regierenden fürstlichen und gräflichen Häusern sich verschwägerte. Sie wurde dadurch mit den Fürsten von Anhalt, Mecklenburg, Rügen, Pommern, Schlesien, Sachsen, den Grafen v. Holstein ꝛc., verwandt und beanspruchte in der Mitte des fünfzehnten Jahrhundert sogar, als die alte Königsfamilie in Dänemark ausgestorben war, auf Grund ihrer Verwandtschaft die Krone dieses Landes, wenn auch vergeblich.

Es läßt sich nicht mehr nachweisen, wie die Herrschaft Ruppin in den Besitz der Familie gelangt ist, ob schon bei der Eroberung des Landes durch Albrecht den Bären oder bei der Heirath in die askanische Familie oder auch durch Tausch für die erwähnte Grafschaft Grieben. Ursprünglich umfaßte diese Herrschaft nur das Gebiet zwischen Temnitz und Rhin; über letzteren nach Osten hin, wo das Kloster Lindow gegründet wurde, erweiterten die Grafen wohl dadurch ihr Gebiet, daß sie es den Wenden im Kampfe entrissen, dagegen erwarben sie das Gebiet von Gransee im Osten und das von Wusterhausen im Westen ihrer ursprünglichen Besitzungen durch Geldzahlungen an die Markgrafen, wie früher erwähnt worden ist. Wie und wann das Gebiet von Rheinsberg von ihnen erworben wurde, läßt sich nicht mehr nachweisen; vorübergehend und zwar pfandweise gehörten ihnen auch Rathenow, die Länder Rhinow, Friesack, Glien, Ahrensberg sowie die Orte und Schlösser Bötzow (Oranienburg), Fürstenberg, Fretzdorf und Blankensee. Sie scheinen die Absicht gehabt zu haben, ihre anderweitigen Besitzungen zu veräußern, um sich hier in der Mark ein desto größeres Gebiet zu erwerben und dadurch ihre Macht zu concentriren und zu heben. In der That waren sie während der Regierung des Markgrafen Jobst fast unabhängig nach außen wie nach innen; selbst als die Hohenzollern das fast vergessene Lehnsverhältniß wieder schärfer hervorhoben, blieb doch den Grafen eine bevorzugte Stellung. Sie verwalteten z. B. eigene Justiz; selbst als das Kammergericht 1516 eingesetzt wurde, kam Ruppin nicht unter die Oberaufsicht desselben. Die Grafen bekleideten auch das wichtigste Erbamt am Hofe des Kurfürsten, das des Erbschatzmeisters, und wurden gar häufig zur Vertretung des Kurfürsten auf Reichstagen bestimmt.

Der Titel „Grafen" von Ruppin ist zwar genau genommen keine richtige Bezeichnung für diese Herren, da nirgend in dem märkischen Lande östlich der Elbe Grafschaften bestanden haben, doch wird derselbe schon in den alten Zeiten sogar amtlich gebraucht. Die Bezeichnung „Grafen" übertrug die Familie dadurch nach der Mark, daß sie in der That Grafen von Lindow waren. Diese Grafschaft, in der Nähe von Zerbst gelegen, seit unbekannter doch alter Zeit ihr Eigenthum, verkauften sie 1373 an Kaiser Karl IV., nahmen sie jedoch schon 1376 wieder an sich, indem sie die Ländchen Rhinow, den Glien und das Schloß Bötzow dafür austauschten. Doch schon 1457 verpfändeten sie Lindow wieder an die Fürsten von Anhalt, und

das Recht der Einlösung ging nach ihrem Aussterben an die Kurfürsten über. Diese machten jedoch nie davon Gebrauch, ließen sich vielmehr nur eine Summe Geldes nachzahlen, und überließen später die Grafschaft als erbliches Lehen an Anhalt, indem sie sich nur das Angefälle vorbehielten.

Der letzte Graf und Herr von Ruppin Wichmann II. war 21 Jahr alt, als er 1524 in Folge einer Pockenkrankheit starb. Joachim ließ durch den Kurprinzen die Huldigung des Landes einnehmen und überließ das Privatvermögen des Verstorbenen den beiden Schwestern desselben. Der Gemahl der älteren Anna, ein Graf Geroldseck, erhob zwar später beim Kaiser Ansprüche auf Ruppin als Allodial-Besitz der gräflichen Familie, wurde aber 1562 durch die eingesetzte kaiserliche Commission mit seinen Ansprüchen abgewiesen.

Mehrfache Verschwägerung mit dem dänischen Königshause eröffnete Joachim die Aussicht auf den Besitz der Grafschaft Holstein, doch ging dieselbe nur zu bald wieder verloren. Markgraf Johann *) des Alchymisten älteste Tochter Dorothea war seit 1445 an König Christoph III. verheirathet, mit dem schon 1448 die alte Königsfamilie in Dänemark ausstarb. Dorothea vermählte sich dann in zweiter Ehe mit Christian I., Grafen von Oldenburg, der dadurch, zum Theil auch durch die Bemühungen des Kurfürsten Friedrich II., König von Dänemark und den seit der kalmarischen Union mit ihm verbundenen nordischen Reichen wurde. Als bald nach seinem Regierungsantritt 1457 die Familie Schauenburg ausstarb, welche im Besitz des Herzogthums Schleswig und der Grafschaft Holstein gewesen war, kam König Christian I. auch in den Besitz dieser Länder, da seine Mutter die Schwester und Erbin jenes letzten Herzogs gewesen war. Er hinterließ bei seinem Tode 1481 zwei Söhne, von denen der ältere Johann ihm als König folgte, während dem jüngeren Friedrich I. die Hälfte von Schleswig und Holstein zufiel. Dieser letztere vermählte sich mit Anna, einer Tochter des Kurfürsten Johann Cicero, welche die zweite Stamm-Mutter der jetzigen dänischen Könige geworden ist; König Johann aber gab 1502 seine Tochter Elisabeth dem Kurfürsten Joachim I. in die Ehe. Bei dieser Vermählung hatte der König seine Tochter durch eine Mitgift von 30,000 Gulden abgefunden; Elisabeth wie Joachim leisteten beide auf jede andere Erbschaft an Land und Leuten Verzicht. Doch schon 1508, nachdem Joachim seinem Schwiegervater in inneren Streitigkeiten hülfreich gewesen, wurde jene Verzichtleistung dahin geändert, daß König Johann seine Tochter für erbberechtigt erklärte, wenn er oder sein Sohn Christian II. ohne männliche Nachkommen stürben. Joachim brachte es deshalb auch bei Kaiser Maximilian dahin, daß derselbe ihn 1517 mit dem Anfall von Schleswig-Holstein belehnte, wenn jener Fall ein-

*) Er war jener älteste Sohn Friedrichs I., welcher — wie oben erwähnt — der Regierung entsagte.

treten würde, was 1530 Kaiser Karl bestätigte. Inzwischen war König Johann 1513 gestorben und sein Sohn Christian II. ihm in der Regierung gefolgt, der sich schon 1515 mit Elisabeth oder Isabella, der Schwester Kaiser Karl's V., vermählte. Als dieser in Folge des Stockholmer Blutbads die Herrschaft in Schweden verloren hatte, gerieth er gleich darauf in Streitigkeiten mit seinem Oheim Friedrich I., der zum Könige erwählt wurde, während er selbst 1523 aus Kopenhagen sich durch die Flucht rettete. Er ging zunächst zu seinem Schwager Joachim nach Berlin und suchte mit dessen und anderer Fürsten Hülfe sein Königreich wieder zu erobern. Joachim nahm lebhaft in dieser Angelegenheit Partei, und brachte 1524 in der Prignitz ein Heer zusammen, um nach Holstein vorzurücken; die von Christian versprochenen Gelder blieben jedoch aus, da Kaiser Karl, auf dessen Unterstützung der vertriebene König gerechnet hatte, zu sehr mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, und so mußte das Heer wieder entlassen werden. Christian unternahm zwar später von den Niederlanden aus eine Landung in Norwegen, wurde aber gefangen genommen und schmachtete 27 Jahr lang bis zu seinem Tode 1559 im Kerker. Die Erbansprüche für Brandenburg gingen natürlich unter solchen Umständen verloren.

Der Kaiser Maximilian hatte aus seiner Ehe mit Maria von Burgund nur einen Sohn, Philipp den Schönen, der 1496 mit einer Tochter Ferdinand des Katholischen von Aragonien und Isabella's von Castilien, Johanna, sich vermählte, doch schon 1506 mit Tode abging. Da seine hinterbliebene Wittwe wahnsinnig wurde, ging 1516 nach dem Tode ihres Vaters Ferdinand die Regierung in ganz Spanien auf ihren älteren Sohn Karl über, während Kaiser Maximilian dem jüngeren Ferdinand die deutsch-österreichischen Erbländer zuertheilte. Für letzteren suchte er schon 1516, ungeachtet des an Ludwig von Ungarn und Böhmen gegebenen Versprechens — dessen Vater Wladislaw war in eben diesem Jahre gestorben — die Wahl zum römischen König durchzusetzen; da jedoch der ältere Bruder Karl sowie der König Franz I. von Frankreich ebenfalls nach dem deutschen Throne trachteten, so begannen nun merkwürdige Intriguen, die sich einige Jahre fortzogen. Franz sowohl wie der Kaiser ließen es an Bestechungen aller Art nicht fehlen, um die Wahlfürsten für sich zu gewinnen, namentlich suchte jeder von ihnen Joachim an sich zu fesseln, dessen Ansehen damals ein sehr bedeutendes war. Maximilian versprach, dem Kurprinzen Joachim seine Enkelin Katharina, die Schwester Karl's, zur Gemahlin zu geben und ihr eine reiche Aussteuer zu bewilligen, während König Franz dem Kurprinzen seine Verwandte Renate zu vermählen und ihr außer der Mitgift ein besonderes Jahrgeld auszusetzen verhieß, ja sogar Joachim selbst die römische Königskrone in Aussicht stellte. Da aber nach Maximilians Tode die von ihm gegebenen Versprechungen zurückgenommen wurden und andererseits wenig Wahrscheinlichkeit war, daß man die Wahl des französischen Königs werde durchsetzen können, kam Joachim auf den Gedanken, die

Kaiserwürde für sich selber zu erwerben. Er gab ihn auf, als sein eigener Bruder Albrecht, Erzbischof von Mainz, sich dagegen erklärte. Da nun auch der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, dem die Krone angeboten wurde, dieselbe ausschlug, und Karl von Spanien in jede gestellte Bedingung einging, erfolgte endlich am 28. Juni 1519 dessen Wahl, auch mit Zustimmung von Joachim. Der Wahlcapitulation zufolge, welche Karl angenommen hatte, wurde 1521 in Nürnberg ein Reichsregiment eingesetzt, das während seiner Abwesenheit die deutschen Angelegenheiten zu leiten hatte; doch schon 1524 ließ der Kaiser dasselbe wie die Kurfürsten-Einigung auflösen und dafür ein neues einsetzen, das nur von ihm abhängig war. Die Unzufriedenheit der Fürsten mit dieser Maßregel ging so weit, daß man darauf Bedacht nahm, einen neuen König zu wählen; Joachim schien noch einmal nahe daran zu sein, sein Streben nach der Krone erfüllt zu sehen, als der Sieg Karl's bei Pavia 1525 und die Gefangennehmung des Königs Franz dem Hause Oesterreich ein solches Uebergewicht verschaffte, daß Joachim seitdem jene hohen Bestrebungen aufgab und nur seinem Lande lebte. Durch enges Anschließen an den Kaiser suchte er dessen Gunst zu erlangen, unterstützte ihn in den Kämpfen in Ungarn und gegen die Türken, hielt auf dem Augsburger Reichstage eng zu Karl, und war 1531 für die Wahl Ferdinand's zum römischen König besonders thätig.

Bei seiner Vermählung im Jahre 1502 hatte Joachim seinen damals 12 Jahr alten Bruder Albrecht, mit dem er seit des Vaters Tode die Regierung gemeinschaftlich geführt hatte, vermocht, in den geistlichen Stand zu treten. Er hatte auch dafür gesorgt, daß demselben reiche Domherrenstellen zu Magdeburg und Trier zugewiesen wurden. Dieser Albrecht wurde 1513 zum Erzbischof von Magdeburg erwählt und zugleich zum Verweser des Halberstädter Bisthums, das damals von den magdeburgischen Erzbischöfen verwaltet wurde. Gleich darauf 1514 wurde er auch Erzbischof und Kurfürst von Mainz, und erhielt durch die Unterstützung seines Bruders Joachim und noch mehr des Kaisers Maximilian die Einwilligung des Papstes Leo X. Diese hohe Stellung Albrecht's, die bewirkte, daß 2 Kurstimmen in einer Familie waren, schien den Hohenzollern eine große Zukunft zu verheißen. Doch ging das nicht in Erfüllung, vielmehr führte Albrechts Beförderung die schwersten Verwicklungen herbei. Er hatte nämlich dem Papste bedeutende Confirmation- oder Palliengelder zu zahlen, zu deren Abtragung er von dem reichen Fugger in Augsburg 21,000 Gulden aufnehmen mußte; eine doppelt so große Summe hatte er von Joachim zur Einlösung verpfändeter Mainzer Güter aufgenommen. Diese Schuld abzuzahlen unterhandelte er mit dem Papste, daß er zu dem Bau der Peterskirche in Rom einen Ablaß in seinen Sprengeln predigen lassen, daß jedoch die Hälfte des reinen Gewinnes ihm zufließen, und er dem Papste für diese Bewilligung noch 10,000 Gulden besonders zahlen wollte. Als der Papst seine Zustimmung gab, übernahm es der Dominicaner Johann Tetzel, der schon früher der-

gleichen Handel getrieben hatte, den Ablaß zu predigen, und suchte auch die Mark heim. Die Unverschämtheit jedoch, mit der er hierbei zu Werke ging, bewog den Augustiner-Mönch Dr. Martin Luther, Professor an der Universität Wittenberg, am 31. October 1517 jene 95 Sätze an die Schloßkirche daselbst anzuschlagen, ein Schritt, der bekanntlich die Reformation herbeiführte. Die Geneigtheit des Kaisers Maximilian und die von Luthers Landesherrn, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen, sowie die bald darauf erfolgende Wahlangelegenheit Kaiser Karl's V. waren dem Fortschritt der Reformation so außerordentlich günstig, daß Luther es wagen konnte, im December des Jahres 1520 die gegen ihn erlassene päpstliche Bannbulle und päpstliche Schriften öffentlich zu verbrennen. Der erste Reichstag, den Kaiser Karl in Worms 1521 abhielt, sollte diesem öffentlichen Aergerniß, wie Luther's Gegner es bezeichneten, ein Ende machen. Auch Kurfürst Joachim war hier zugegen, als Luther keinen Widerruf thun wollte und deshalb mit Bannfluch und Acht belegt wurde; letztere wurde auch von Joachim unterzeichnet. Ebenso nahm der Kurfürst thätigen Antheil an den Verhandlungen zu Speier 1529, wo die Anhänger der neuen Lehre wegen ihres Protestes gegen die dort gefaßten Beschlüsse den Namen „Protestanten" erhielten; nicht minder zu Augsburg 1530, wo sie ihr von Melanchthon abgefaßtes Glaubens-Bekenntniß ablegten, und war so aufgebracht, als der Kaiser ihnen 1532 zu Nürnberg den Religionsfrieden zusicherte, daß er denselben nicht unterzeichnete, obgleich nirgend derselbe mehr beachtet wurde als in der Mark. 1533 schloß er sogar mit Mainz, mit Georg von Sachsen, so wie mit Erich und Heinrich von Braunschweig zu Halle ein Bündniß gegen die Evangelischen, das jedoch zu keiner rechten Lebenskraft gedieh. Ebenso konnte er nicht verhindern, daß auch in seinem eigenen Lande die Reformation immer festeren Fuß faßte, und wenigstens das gestand er seinen Unterthanen zu, daß sie die Bibel in der Uebersetzung lesen durften, welche der Professor Emser in Leipzig auf Betrieb des Herzogs Georg von Sachsen bearbeitet hatte. Indem er aber sah, welche Unruhen die neue Lehre durch falsche Auffassung in ganz Deutschland hervorrief, wie z. B. der zum Theil durch die neue Lehre veranlaßte Bauernkrieg 1525 gewaltige Verwüstungen anrichtete, wie selbst in seinem eigenen Lande gleiche Bewegungen sich vorzubereiten schienen, die er namentlich in Stendal 1530 gewaltsam in ihrem Keim erstickte: konnte seine Abneigung gegen die neue Lehre nicht gemildert werden, zumal da sein Bruder, der Erzbischof Albrecht, so wie die Universität Frankfurt ihn in dieser Gesinnung bestärkten. Mit Unmuth sah er deshalb seine nächsten Verwandten zur neuen Lehre übertreten. Der Herzog Albrecht von Preußen trat 1526 zur evangelischen Kirche über und verheirathete sich mit einer dänischen Prinzeß, Markgraf Georg von Anspach wurde ebenfalls Protestant und ließ den jungen Sohn seines 1527 verstorbenen Bruders Casimir von Culmbach, den nachmals so bekannt gewordenen Albrecht Alcibiades, in der evangelischen

Lehre erziehen; ja Joachim's eigene Gemahlin Elisabeth nahm das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Durch die Drohungen ihres Gemahls erschreckt entfloh sie 1528 zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten Johann dem Beständigen von Sachsen, kehrte erst 1545 nach der Mark zurück, und lebte noch 10 Jahre auf ihrem Wittwensitze, dem Schlosse zu Spandow.

Joachim hatte zwar eine so vortreffliche Bildung erhalten, daß man ihm dem Beinamen „Nestor" beilegte, doch konnte er wie viele andere ausgezeichnete Männer seiner Zeit alte Vorurtheile nicht überwinden. Das zeigte sich auch 1510 bei der harten Judenverfolgung in den Marken, unmittelbar nachdem er den Juden einen Schutzbrief ertheilt und ihren Handel begünstigt hatte. Ein Kesselflicker aus Bernau, Paul Fromm, hatte nämlich in dem havelländischen Dorfe Knobloch eine vergoldete kupferne Monstranz mit zwei geweihten Hostien aus der dortigen Kirche gestohlen und eine davon an einen Juden in Spandow verkauft. Dieser gestand auf der Folter, dieselbe in drei Stücke getheilt, eins für sich behalten und die beiden andern an Juden in Brandenburg und in Stendal überschickt zu haben. In Folge dieses Geständnisses wurden sämmtliche Juden in der Mark gefänglich eingezogen, aus vielen von ihnen durch die Folter die Selbstanklage gepreßt, daß sie nicht nur mit der Hostie Muthwillen getrieben, sondern auch Christenkinder geschlachtet und das Blut derselben genossen hätten. Der größere Theil der Angeklagten wurde deshalb zu Berlin lebendig verbrannt, einige von ihnen, die zum Christenthum übertraten, enthauptet; alle übrigen Juden aber wurden aus der Mark verwiesen, wohin sie jedoch schon nach wenigen Jahren zurückkehren durften.

Trotz solcher Härten und Mißgriffe war doch der Kurfürst ein Mann, der die Gerechtigkeit liebte und stets das Wohl seines Landes im Auge hatte. Deshalb erließ er gleich im Anfang seiner Regierung harte Befehle gegen die Landesbeschädiger und machte dabei keinen Unterschied zwischen Vornehm und Gering, um so mehr als Viele vom Adel glaubten, die Jugend des Kurfürsten zu Uebergriffen und Gewaltthätigkeiten benutzen zu können. Ja Mehrere aus der unmittelbaren Umgebung des Kurfürsten sollen bei Tage demselben aufgewartet, des Nachts aber sich bei Wegelagerung betheiligt haben. Der Ernst und die Strenge, mit welcher der junge Fürst die Uebelthäter verfolgte, ging so weit, daß mehrere Adlige sich an Markgraf Friedrich in Franken um Vermittlung wandten. Joachim erklärte aber seinem Oheim, daß er den nicht für edel anerkennen könne, welcher sich Straßenraubs schuldig mache. Und doch ließ er gar häufig die Gnade der Gerechtigkeit vorwalten; einem gewissen v. Otterstädt, der 1509 mehrerer Gewaltthätigkeiten angeklagt war, erließ er nach längerem Gefängniß die Strafe, nachdem derselbe Besserung gelobt hatte. Es ist dies derjenige, von dem sonst auch erzählt wird, daß er das Leben des Kurfürsten bedroht und selbst gewagt habe, die Drohworte an die Thür des kurfürstlichen Schlafgemachs zu schreiben:

Jochimken, Jochimken, höde dy,
Wo wy dy krygen, hängen wy dy!

Wie sehr Joachim übrigens bei der strengsten Verfolgung der Räuberei auf gesetzmäßiges Verfahren gegen die Störer des Landfriedens hielt, dafür diene folgender Vorfall als Beweis, der die Stadt Frankfurt betraf. 1504 wurden Frankfurter Bürger, welche nach Beeskow zu Markte reisten, von einem gewissen v. Bomsdorf überfallen und ausgeplündert. Dem Rath zu Frankfurt gelang es, sich der Person jenes Adligen zu bemächtigen, und er ließ denselben ohne weiteren Proceß am Pfingstmontag hinrichten. Der Kurfürst nahm deshalb der Stadt das Halsgericht, da sie ohne alle Rechtsform die Execution übereilt hätte, der Bischof von Lebus aber, zu dessen Sprengel Frankfurt gehörte, belegte die Stadt mit dem Interdikt, da sie einen Festtag durch eine Hinrichtung entweiht hätte. So suchte Joachim überall an Stelle der Selbsthülfe das rechtliche Verfahren zu setzen, wovon — wie man sieht — die Städte ebenso wenig wissen wollten wie der Adel. Das zeigte sich auch im weiteren Verlauf dieser Angelegenheit. Mehrere Edelleute überfielen aus Rache für jene Hinrichtung Frankfurter Bürger, die nach Schwiebus zu Markte gingen, und tödteten oder verstümmelten sie, die Stadt aber nahm Reiter in Sold und ließ sie auf den Landstraßen streifen.

Ein recht lebendiges Beispiel für diese damals herrschende Sucht, sich auf eigene Hand Recht zu verschaffen, tritt uns auch in dem Ueberfall von Fürstenwalde entgegen. Es war im Jahre 1528, als ein gewisser Heinrich Queiß, ein Vasall des Bischofs von Lebus, Georg's v. Blumenthal, sich von seinem Lehnherrn in seinem Rechte gekränkt glaubte und deshalb die Hülfe zweier lausitzischen Herren, Nickel v. Minkwitz auf Sonnenwalde und Otto v. Schlieben auf Baruth, beanspruchte. Mit einem bedeutenden Reiterzuge überfielen diese am 9. Juli den Bischof, indem sie sich durch List der Stadt Fürstenwalde bemächtigten und in das dortige Schloß eindrangen. Der Bischof entrann zwar ihren Händen, dagegen wurden das Schloß, der Dom, die Wohnungen der Domherren sowie die Stadt geplündert. Der Bischof, der zum Kurfürsten geflohen war, reizte diesen auf, das Schloß Sonnenwalde zu nehmen, und in der That wurde ein bedeutendes Heer zu dem Zwecke bei Berlin zusammengezogen. Dennoch zog Joachim es vor, den Weg des gerichtlichen Verfahrens einzuschlagen, da er die Einmischung von Nachbarn in diese Streithändel befürchtete. Es erfolgte auch die Reichsacht gegen v. Minkwitz, doch brachten es 1534 seine Freunde bei dem Kurfürsten dahin, daß ihm nach geschehener öffentlicher Abbitte vom Kurfürsten sowohl wie von dem Bischof Verzeihung zu Theil wurde.

Wie Joachim darauf bedacht war, Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, so war auch seine Sorge darauf gerichtet, den Städten nach Möglichkeit aufzuhelfen, welche nach Verlust ihrer selbst-

ständigen Stellung sehr herabgekommen waren. Zu dem Ende bereiste er die einzelnen Städte des Landes, berathschlagte im Verein mit seinen Räthen und der Stadt, wie letzterer aufzuhelfen sei, und das Ergebniß dieser Berathung, die s. g. Reformation, wurde 1515 als neues Grundgesetz für die städtische Verwaltung den Bürgern öffentlich bekannt gemacht. Dasselbe betraf die sorgfältige Rechnungsführung der städtischen Kassen, die Besteuerung, die Feuerordnung, die Verhandlungen des Rathes mit den Gewerken, Anordnungen gegen übertriebenen Aufwand, Beaufsichtigung von Maß und Gewicht ꝛc., kurz Alles, wodurch einerseits der Wohlstand der Städte gehoben, andererseits eine größere Gleichmäßigkeit der Verwaltung herbeigeführt werden konnte.

Seine Einkünfte zu mehren und ein geordnetes Finanzwesen herzustellen, war eine der angelegentlichsten Sorgen des Kurfürsten. Er hatte demnach schon zu Anfang seiner Regierung es durchzusetzen gewußt, daß die seinem Vater bewilligte Bierziese auch ihm, zunächst auf mehrere Jahre, zugestanden wurde. 1513 gelang es ihm, die Städte des Landes auch zur ferneren Zahlung dieser Steuer zu vermögen, die ihm auf seine und seiner männlichen Leibeserben Lebenszeit in der früher festgesetzten Höhe zugesagt wurde. Dafür versprach er schriftlich den Städten, dem Lande keine neue Steuer aufzuerlegen, außer bei Ausstattung einer Prinzessin, bei kaiserlichen Belehnungen, bei Aufbringung von Geldern in Reichsangelegenheiten, und für den Fall, daß er oder sein Nachfolger in Gefangenschaft geriethen. Da jedoch diese Steuer nicht hinreichte, die vorhandenen Schulden zu decken, so bewilligten ihm die Stände 1524 auf acht Jahre eine Hufensteuer, deren Ertrag nur zur Schuldentilgung verwendet werden sollte.

Zwei Stiftungen sind es, welche Joachim machte und durch welche er sich ein bleibendes Andenken gründete, die Errichtung einer Universität und des Kammergerichts.

Die bereits von Kurfürst Johann beabsichtigte Gründung der Universität Frankfurt brachte Joachim zur Ausführung, nachdem Kaiser und Papst ihre Einwilligung gegeben hatten. Am 26. April 1506 ward sie feierlichst eingeweiht; als Lehrer, unter denen auch geborne Märker, wurden meist Professoren von Leipzig und Tübingen berufen. Als erster Rector wurde Conrad Koch eingesetzt, zu Wimpfen in Schwaben erzogen und daher Wimpina genannt. Schon im ersten Jahre wurden 1000 Studenten immatrikulirt, unter ihnen auch der so berühmt gewordene Ulrich v. Hutten. Großen Nachtheil erlitt die Universität, als sie bald nach ihrer Errichtung wegen der Pest auf einige Zeit nach Cotbus verlegt werden mußte; noch größeren Schaden dadurch, daß wie kurz zuvor die Universität Wittenberg (1502) so nicht gar lange nachher die Universität Königsberg in Preußen (1544) gestiftet wurde, daß sie gegen die Reformation hartnäckigen Widerstand leistete, daß mehrere ihrer Professoren in arge theologische Streitigkeiten unter einander geriethen, und daß sie sich durch die

Zügellosigkeit einen üblen Ruf erwarb, die den Studenten nachgesehen wurde. Dennoch hat sie für Verbreitung der Wissenschaft in der Mark namentlich unter dem Adel Bedeutendes geleistet und viel zur Verbesserung des Schul-Unterrichts beigetragen. Im Jahre 1811 wurde sie nach Breslau verlegt.

Ein nicht geringeres Verdienst erwarb sie sich um die Ausbildung von Rechtsgelehrten, und unterstützte dadurch eine zweite Stiftung des Kurfürsten, nämlich die Errichtung des Kammergerichts, das nach dem Muster des Reichskammergerichts (seit 1516) als Ober-Tribunal und Appellationshof in der Mark dienen sollte. Bis dahin galt nämlich hierselbst allgemein das sächsische Recht, wie es im Sachsenspiegel zusammengestellt war, das aber damals überall in Deutschland als nicht mehr ausreichend sich erwies. Außerdem besaß fast jede Stadt ihre besonderen Satzungen, die namentlich im Erbrechte von dem gewöhnlichen Sachsenrecht abwichen. Hatte schon früher die Geistlichkeit die Kenntniß des römischen Rechts, wegen seines Zusammenhangs mit dem kirchlichen, nöthig gehabt, so wurde seit der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts das Studium des römischen Rechtes aus dem schon angeführten Grunde ein allgemeineres, und besonders diesem Zwecke sollte die neue Universität Frankfurt dienen. Bei der vorhin erwähnten Reformation der Städte kam namentlich die Verschiedenheit zur Sprache, welche in Bezug auf die Erbfolge stattfand, und die durch das römische Recht ausgeglichen werden sollte. Zu dem Ende wurde auch 1527 die Constitutio Joachimica erlassen, welche mit Bewilligung der Stände eine erwünschte Gleichmäßigkeit einführte. — Zu den ursprünglich zwölf Richtern des Kammergerichts ernannte der Kurfürst vier, die Stände acht Mitglieder. In der Regel versammelte sich das Gericht viermal im Jahre, nämlich einmal in Tangermünde und dreimal zu Cöln.

Joachim starb den 11. Juli 1535 in einem Alter von 52 Jahren. Auch sein Leichnam ward zugleich mit dem seines Vaters durch Joachim II. von Lehnin nach dem Dome in Cöln a. d. Spr. gebracht. Gegen die Hausordnung seines Großvaters hatte er in seinem Testamente die Verfügung getroffen, daß sein jüngerer Sohn Johann die Neumark nebst den Ländern Sternberg, Crossen und Cotbus erhalten, der ältere Joachim sich mit den übrigen märkischen Ländern und der Kurwürde begnügen sollte. Beiden Söhnen hatte er nochmals anempfohlen, bei dem alten katholischen Glauben zu bleiben.

X. Die inneren Verhältnisse der Mark

unter den Hohenzollerschen Kurfürsten vor der Reformation.

Die unruhigen Zeiten unter den bayerschen Markgrafen, der langjährige Bürgerkrieg, der durch das Auftreten des s. g. falschen Waldemar veranlaßt wurde, so wie die sorglose Verwaltung der Luxemburger hatten ein volles Jahrhundert hindurch die Stände der Mark dazu gezwungen, auf eigene Hand für ihr Wohl zu sorgen; kein Wunder, daß nach allen Seiten Uebergriffe versucht wurden und vielfach gelangen, daß Adel wie Städte ihre Macht zu stärken und mehr oder weniger Selbständigkeit zu erringen suchten. Eben deshalb kann es auch nicht auffällig erscheinen, daß das kräftige Auftreten der Hohenzollern von beiden Ständen argwöhnisch und mißmuthig betrachtet wurde, und daß es selbst der Geschicklichkeit und der Kraft der Markgrafen nicht gelungen wäre, Herr dieser schwierigen Umstände zu werden, wenn sie nicht verstanden hätten, Uneinigkeit in das feindliche Lager zu bringen. Mit eiserner Faust warf Friedrich I. zunächst den Widerstand des Adels zu Boden, und zwang ihn, sich der höheren Landes-Autorität zu fügen, konnte es aber bei seinen vielfachen Reichsgeschäften nicht verhindern, daß die Fehdelust während der Statthalterschaft des Kurprinzen Johann aufs neue entbrannte. Auch Friedrich's II. sonst so kraftvolle Regierung konnte dem Unwesen der Fehden und der Räuberei so wenig ein Ende machen, daß Albrecht zu Anfang seiner Regierung 1472 den Ständen erklärte, „wie allgemein ein merklich Gerücht der Rauferei halben sei, die je zu Zeiten immer wieder auf den Landstraßen der Mark geübet und vorgenommen werde, was doch nicht wohl möglich wäre zu geschehen, wenn man getreuen Widerstand dagegen thun und einhellig dawider handeln wollte". Er als nunmehriger Regent des Landes halte sich verpflichtet, dafür zu sorgen, „daß das Gerücht gestillet würde und vermieden bliebe: was man allenthalben vermisse, das müsse man in der Mark Brandenburg suchen, und was anderswo durchkomme, das werde in der Mark genommen! Solch Nachgeschrei müsse von dem Lande abgewendet werden und dafür ein löbliches Gerücht aufwachsen."

Doch auch Albrecht war zu sehr mit Reichsgeschäften überladen und all' zu tief in die fränkischen Angelegenheiten verwickelt, als daß er seinem Worte hätte den nöthigen Nachdruck geben können; Johann aber, der unter den mißlichsten Verhältnissen im Innern wie nach außen nicht die Kraft finden konnte, ernstlich durchzugreifen, vermochte ebenfalls nicht, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Zwar wurden 1483 strenge Maßregeln gegen die Räuberei getroffen und 1484 ein Landfrieden geboten, dennoch konnte Johann auch während seiner selbständigen Regierung das Uebel nicht ausrotten, und in der letzten Unter-

redung mit seinem Erstgebornen Joachim erklärte er, daß kein Land in ganz Deutschland zu finden sei, in welchem so viel Räuberei und so viel Barbarei zu finden wäre wie in der Mark. Daß auch Joachim dem Uebel nicht ganz abhelfen konnte, ist schon oben erwähnt worden.

Mißwachs in Folge häufiger Dürre und die Pest, die in jenen Zeiten wiederholt unter vielfacher Gestalt die Mark hart betrafen, führten besonders für den niederen Adel, dessen Besitzthum ein sehr beschränktes war, so große Noth herbei, daß er sich oft genug veranlaßt sah, zur Wegelagerung zu greifen, und um so mehr, als die noch immer herrschende Fehdelust keine Schande darin erblickte. Weder die strengsten Maßregeln noch die Einrichtung des märkischen wie des Reichs-Kammergerichts, die den Landfrieden aufrecht erhalten sollten, würden deshalb im Stande gewesen sein, diesen Geist dauernd niederzuhalten, wenn nicht für ganz Deutschland wie für die Mark insbesondere die Erfindung des Schießpulvers und die dadurch herbeigeführte gänzliche Umwandlung des Kriegswesens ungleich gewichtiger eingegriffen hätten. Mauern und Thürme schützten nicht mehr vor feindlichen Angreifern, welche schweres Geschütz mit sich führten; die Ausrüstung zum Kriege wurde weit kostspieliger als früher, wo Lanze und Schwert hingereicht hatten, den gemeinen Knecht zu bewaffnen, wo der Eisenhut und der Brustharnisch auf lange Zeit, vielleicht für's Leben, ausreichten. Der persönliche Muth allein genügte nicht mehr, das Feuergewehr wurde die Hauptwaffe. Diese Umwandlung traf auch die Städte der Mark und namentlich die kleineren eben so hart wie den Adel, weil beide zu arm waren, als daß sie so kostspielige Kriegsausrüstungen in der nöthigen Menge bestreiten konnten. Daher verfiel in den Städten der alte, kriegerische Sinn, der Adel aber war in Gefahr wie der gemeine polnische ganz zu verfallen, wenn nicht, wie unten gezeigt werden wird, eine eigenthümliche Zähigkeit ihn diese Gefahr hätte überwinden lassen.

Die Städte hatten Friedrich I. treulichen Beistand geleistet, als es sich darum handelte, den widerspänstigen Adel, ihren alten Feind, niederzuwerfen. Schon unter dem eisernen Friedrich traf sie gleiches Geschick, als auch sie Staaten im Staate zu bilden gedachten und keck dem Landesherrn gegenübertraten. Es ist oben erwähnt worden, wie die Bemühungen, namentlich Friedrich's I. und Albrecht's, im Reiche darauf gerichtet waren, die kaiserliche Macht zu heben und das Reich dadurch zu kräftigen, daß der Einzelne sein vermeintliches oder angemaßtes Recht aufgäbe. Das Familien-Interesse Siegmund's wie des österreichischen Hauses hatten diesen wohl gemeinten und weise angelegten Plan aufgeben lassen. Derselbe Zustand wie bei den Reichsständen zeigte sich aber auch bei den Städten und Mannen jedes einzelnen Territoriums. Jeder suchte nur seinen Vortheil, unbekümmert darum, ob das Ganze dabei leiden mochte. Die Hohenzollern waren jedoch nicht gewillt, das im eigenen Lande aufzugeben, was sie in dem ganzen Reiche, wenn auch vergeblich, erstrebt hatten. Es ist wahr, der Einzelne litt bei diesen Maßregeln entsetzlich, der Adel wie

die Städte verloren dadurch auf sehr lange Zeit ihre früher so günstige Stellung; die Fürsten stellten jedoch ihre Forderung nicht aus Willkür und Tyrannei, sondern um einen in sich fest abgeschlossenen, kräftigen Staat zu bilden, was um so mehr für die Mark noth that, als dies Land die einzige Wehr nach Osten hin gegen das übermächtige Vordringen des Slawenthums zu bilden hatte, nachdem der deutsche Orden sich überlebt und in Abhängigkeit von Polen gerathen war. Daß die Hohenzollern weit entfernt von despotischen Uebergriffen waren, dafür zeugt das oben erwähnte Verfahren gegen die aufsässigen Städte, dafür ist der beste Beweis der Rath, den Albrecht seinem Sohne Johann gab, „er möchte nur mit den Prälaten, den Herren, der Mannschaft und den Städten verhandeln, die wären die besten Rathgeber; was die ihm riethen, das hülfen sie ihm auch!" Allerdings litten durch die Vernichtung der wichtigsten Privilegien, namentlich durch Entziehung des Niederlagsrechtes und der Zollfreiheit, durch das Verbot, unter einander Bündnisse zu schließen und ferner mit der Hanse in Verbindung zu stehen ꝛc. die Städte so außerordentlich, daß Joachim durch persönliches Verhandeln bei der oben erwähnten Reformation der Städte Mittel suchen mußte, ihnen wieder aufzuhelfen; doch nicht nur hierin zeigte sich seine Fürsorge, sondern er erwies ihnen wie dem Adel auch sonstige Vergünstigungen, da er die Ansicht festhielt, „der Adel wäre sein Haupt, die Städte sein Herz, die Bauern seine Füße".

Die Anordnungen, welche Joachim in Bezug auf die Städte-Ordnung traf, fanden mehr in den kleinen als in den großen Städten ihre Anwendung. Der Regel nach bestand der Rath aus zwölf Mitgliedern, die nur mit Zustimmung des Kurfürsten ihr Amt antreten durften. Zwei oder drei von diesen führten den Titel *Bürgermeister*, und der erste von ihnen hatte die Stadt in vorkommenden Fällen zu repräsentiren. Die Hälfte der Mitglieder war umwechselnd ein Jahr nach dem andern als *alter* und *neuer Rath* in Thätigkeit; bei dem Wechsel, der *Rathswandlung*, fand eine Schmauserei statt, die *Rathskost* genannt. Besoldet wurden die Rathsmänner erst seit Ende des funfzehnten Jahrhunderts; bis dahin bildeten gewisse Geschenke, Natural-Lieferungen, Sporteln und einige Vorrechte Entschädigung für ihre Bemühung, die sie als Ehrenamt betrachteten. Die altmärkischen Städte mit Ausnahme von Salzwedel zeigten schon seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine mehr demokratische Richtung, indem von den zwölf Rathsherren zehn aus den Gewerken und nur zwei aus den übrigen Bürgern genommen wurden. Von den übrigen Städten der Mark hatten nur in Lenzen, Kyritz und Pritzwalk die Zünfte das Uebergewicht erhalten; als in Berlin ein gleiches Streben hervortrat, wurde Kurfürst Friedrich II. in diese Streitigkeiten hineingezogen, und dies führte den oben erzählten Verlust der Freiheiten der Stadt nach sich. Zwar waren auch in anderen Städten die Viergewerke wichtig für die Verwaltung, da die Gildemeister als Vorstände der Zünfte das Recht der Controlle besaßen,

doch übten sie keine unmittelbare Macht über den Rath aus. Seit dem Aufstande wegen der Bierziese im J. 1488 hörte auch in der Altmark mit der kurfürstlichen Beaufsichtigung der Städte die Macht der Zünfte auf.

Die drei märkischen Bisthümer Lebus, Brandenburg und Havelberg waren landsässig d. h. dem Kurfürsten unterworfen, ein Umstand, der namentlich zur Sprache kam, als sie 1508 und 1522 zu Reichssteuern herangezogen werden sollten. Sowohl der Kurfürst als auch die Bischöfe protestirten dagegen, was später einen langen Proceß veranlaßte, der erst im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts einschlief. Bei einer Besetzung wurden von dem Kurfürsten drei Personen genannt, aus denen die Domcapitel ihre Wahl zu treffen hatten; eigenmächtige Wahlen wurden wiederholt von den Kurfürsten nicht genehmigt. Die Stifts-Vasallen erschienen mit den übrigen Mannen auf den Landtagen; die Bischöfe waren dem Landesherrn zu Steuern und Kriegshülfe verpflichtet, sie saßen im Rathe desselben, wurden von ihm „besondere Freunde" titulirt, nannten sich aber selber nur seine „unterthänige Caplane". Schon 1445 einigte sich Friedrich II. mit den Bischöfen dahin, daß ihre geistliche Gerichtsbarkeit nur auf wirklich geistliche Dinge sich beschränken sollte; nur in besonderen Fällen sollten sie auch andere Dinge vor ihr Forum ziehen dürfen; doch wurde ihnen vorgeschrieben, nicht mehr wie früher eines Schuldigen wegen einen ganzen Ort mit dem Interdikt zu belegen, dem Gebannten aber, der in Armuth verstarb, ohne den Kläger befriedigt zu haben, ein ehrliches Begräbniß nicht zu versagen. Der Papst bestätigte nicht nur 1458 diesen Vergleich, sondern gab auch 1471 nach, daß kein Bewohner der Mark vor ein geistliches Gericht außerhalb des Landes gezogen werden sollte.

Daß unter solchen Verhältnissen die Geistlichkeit in der Mark keine Uebergriffe machen konnte, liegt nahe genug, uud wie sehr die Kurfürsten bei aller Frömmigkeit, die ihnen nachgerühmt wird, darauf hielten, daß ihre landesherrliche Macht nicht durch Eingriffe von Seiten der Geistlichkeit verletzt würde, dafür möchte das Wort Albrecht's den besten Beweis liefern, das er äußerte, als 1469 auch in seinen fränkischen Landen ein Kreuzzug gegen Böhmen gepredigt wurde. Er verbot sehr entschieden, in den Städten wie auf dem Lande Ketzergeld zu sammeln und zum Kreuzzuge aufzufordern. „Die Bischöfe möchten immerhin im eigenen Lande sammeln und predigen lassen, nur nicht in dem seinigen. Wenn er kriege, so kriegten sie (seine Unterthanen) auch, und wenn er Frieden hätte, so hätten sie auch Frieden, und es zieme ihnen nicht, ohne seinen Befehl Jemanden schmähen zu lassen." Ja als er 1481 eine Reichssteuer erheben ließ und die Geistlichen in Franken dieselbe verweigerten, befahl er, sie zu pfänden, und achtete den Bann, mit welchem seine Beamten belegt wurden, so wenig, daß er auf das Beispiel hinwies, nach welchem die Leichen der im Banne Gestorbenen dem Pfarrer ins Haus gesetzt wurden, der sie

wohl begraben lassen mußte, wenn er den üblen Geruch nicht leiden wollte.

Ungeachtet die Stände die Tilgung der Schulden übernommen sowie die Bierziese und die Hufensteuer bewilligt hatten, war es mit den Finanzen des Landes sehr traurig bestellt. Die langen Kriege, die mit den Nachbarn zu führen waren, die kostspieligen Verhandlungen, welche besonders in Bezug auf Pommern nothwendig wurden, der häufige Besuch der Reichstage u. s. w. erforderten Ausgaben, zu denen die spärlichen Einkünfte des Landes nicht hinreichten. Erst viel später wurde diesem Uebelstande durch ein geordnetes Steuerwesen abgeholfen.

Der Adel des Landes war nach früherer Weise zum Reiterdienst verpflichtet, die Städte besonders zum Fußdienst, doch mußten auch sie für ihre Lehen Reiter ins Feld stellen; aus eben diesem Grunde stellten auch die Prälaten Reiter wie Fußgänger. Die kriegerische Ordnung wurde durch das in sich fest geschlossene Zunftwesen wesentlich erleichtert, und der Wetteifer der Zünfte unter einander erhöhte den kriegerischen Muth; großer Vorübung bedurfte es nicht. Zur leichteren Zusammensetzung des Heeres diente dieselbe Einrichtung, welche die Eintreibung von Steuern erleichterte. Die kleineren waren einer größeren beigeordnet und bildeten mit ihr eine Sprache. In der Mittelmark waren Brandenburg, Berlin und Cöln, Frankfurt, Ruppin die Hauptorte, in der Neumark Königsberg, in der Ukermark Prenzlow, in der Prignitz Perleberg, in der Altmark — wenigstens in späterer Zeit — Stendal und Gardelegen. Die geistlichen Stifter, die Länder Crossen und Cotbus bildeten Abtheilungen für sich. Zur Sprache Berlin und Cöln z. B. gehörten: Bernau, Neustadt, Strausberg, Wrietzen, Mittenwalde, Trebbin, Köpnick, Bötzow (Oranienburg), Liebenwalde, Oderberg. Der Hauptmann des aufzubringenden Contingents wurde aus dem Hauptort jeder Sprache genommen; ihm zur Seite stand der Fähnrich. Die Bewaffnung nach alter Weise war Eisenhut, Brustharnisch, Schild, Schwert oder Messer, Spieß und Armbrust. Die Hussitenkriege waren es besonders gewesen, welche eine große Veränderung im Kriegswesen veranlaßten, die man allmählich überall nachahmen mußte. Ziska war es namentlich, der die frühere Kriegsweise gänzlich umgestaltete. Seine wenig geübten Schaaren sicherte er durch Wagenburgen vor Reiter-Angriffen und machte sie durch Geschütz der verschiedensten Art unwiderstehlich beim Vorrücken. Deshalb wurde seitdem auch in der Mark ein Theil des Fußvolks mit Feuergewehren bewaffnet. Jede Hauptstadt stellte überdies zwei Haubitzen und einen Büchsenmeister, der mit dem Geschütz umzugehen wußte, die kleineren Städte je eine Haubitze; die Hauptstädte je zwei Zimmerleute, die kleineren je einen. Außerdem hatten die Städte eine angemessene Anzahl von Rüstwagen nebst Bespannung zu stellen, und zu jedem einen Wagenknecht und vier Fußgänger (Trabanten) als Bedeckung, die wohl bewaffnet sein mußten. Nach dem Entwurfe, der 1479 zum Kriege gegen Pommern gemacht

worden war, also damals, wo die Streitkräfte der Mark in höherem Grade herangezogen wurden als je zu einer andern Zeit, stellte die Ritterschaft in der Mittelmark 1600 Pferde, in der Altmark und Prignitz 1200 Pferde, in der Neumark 400 Pferde; die Städte dagegen in der Mittelmark 5000 Mann zu Roß und zu Fuß nebst 200 Trabanten, die der Altmark und Prignitz 3800 Mann nebst 400 Trabanten, die der Neumark 1000 Reiter und Fußgänger. Stadt und Ritterschaft Cotbus stellte 200 Mann zu Roß und zu Fuß, der Hof, die Herren und Prälaten stellten 4000 zu Fuß und 1200 zu Roß, und da sich überdies 2000 fremder Truppen (Gäste) angeschlossen hatten, zählte damals das verwendbare Heer 21,000 Mann.

Mit vielen anderen Vorrechten verloren die Städte seit Kurfürst Friedrich's II. Zeit auch die Gerichtsbarkeit, namentlich aber erhielten sie das Halsgericht nicht wieder. Ueber die Veränderung des Gerichtswesens ist oben schon Einiges gesagt; hier mag nur noch hinzugefügt werden, daß die westfälischen Fehmgerichte seit Anfang des 15. Jahrhunderts auch nach der Mark ihre Wirksamkeit erstreckten. Vergeblich verbanden sich 1434 die Städte dagegen, und obgleich sie dabei vom Kurfürsten unterstützt wurden, so wurde doch noch 1474 z. B. der Rath von Spandau in die heimliche Acht erklärt.

Der wenigstens zeitweilige Verlust des Niederlagsrechtes sowie die verbotene Verbindung mit der Hanse mußte natürlich bedeutenden Einfluß auf den Handel haben. Es trug dies nicht wenig zu dem Verfall der Städte bei, dem Joachim abzuhelfen sich bemühte.

Das Münzrecht, das 1369 die Städte von den bayerschen Markgrafen erworben hatten, beschränkte sich nur auf die Ausprägung von Pfennigen und kleineren Münzen; das Prägen von Gulden und Groschen hatten sich die Fürsten vorbehalten. Von den berlinischen Pfennigen gingen 544 auf die feine oder 408 auf die zwölflöthige Mark; einer galt also nach heutigem Gelde 9 Pf. Mehr Werth hatte der brandenburgische Pfennig, da 4 Berl. = 3 brandenburg. Pfennigen waren, letzterer also mit einem Silbergroschen übereinstimmte. Häufiger wurde jedoch noch die Rechnung in böhmischen Groschen geführt, die erst zu Ende dieses Zeitraumes ganz außer Gebrauch kamen. Ihr Werth war ein sehr schwankender. Unter König Wenzel von Böhmen (1378—1419) wurden sie aus 12 oder 10löthigem Silber geprägt und es gingen 96 auf die rauhe Mark; der Groschen war demnach 3 Sgr. 3 Pf. oder 2 Sgr. 8 Pf., das Schock mithin 6½ oder 5½ Rthlr. werth. Unter König Ferdinand I. (1526 bis 1564) dagegen wurden zwar 90 Groschen aus der rauhen Mark geprägt, das Silber dazu war aber nur 6½löthig. Der Groschen betrug demnach nur etwa 1 Sgr. 11 Pf., das Schock etwa 3 Rthlr. 24 Sgr.

Auch die Goldgulden, die seit 1386 von den rheinischen Kurfürsten geprägt wurden, hatten zu verschiedenen Zeiten einen sehr verschiedenen Werth. Namentlich auf dem Reichstage zu Eger 1437 wurde bestimmt, daß aus 1½ Mark 19karätigen Goldes 100 Gulden

geprägt werden sollten; mithin hatte der Gulden den Werth von 2 Rthlrn. 18 Sgr. 3 Pf. Cour. Karl V. dagegen bestimmte 1524 zu Eßlingen, daß aus der Mark 22karätigen Goldes 89 Gulden geprägt würden. Der Gulden war demnach nur etwa 2 Rthlr. 8 Sgr. werth. In der Mark ließ erst Joachim Gulden schlagen. Nach seinen darüber gegebenen Anordnungen wurden aus der Mark zu $18\frac{1}{4}$ Karat 71 Stück geprägt, jeder Gulden also etwa im Werthe von $2\frac{1}{3}$ Rthlrn.

Kurfürst Friedrich I. scheint keine Groschen geschlagen zu haben; erst unter seinen Nachfolgern kommen dergleichen vor. 1463 wurden in der Münze zu Brandenburg aus der Mark sechslöthigen Silbers 92 Gr., jeder also im Werthe von $1\frac{3}{4}$ Sgr. geprägt. Unter Joachim hatten sie nur $1\frac{1}{2}$ Sgr. Werth. Die Münzen, die seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts nach der böhmischen Bergwerksstadt Joachimsthal Thaler genannt wurden, hießen früher Dickgroschen oder Guldengroschen. In der Mark ließ Joachim die ersten Thaler schlagen, und zwar aus der Mark 15löthigen Silbers 8 Stück; einer betrug also etwa $1\frac{2}{3}$ Rthlr. Außerdem kamen Viertel- oder Ortsthaler in Gebrauch, die nur etwa 10 Sgr. Werth hatten.

Mit Wissenschaft und Kunst war es auch noch in diesem Zeitraume in der Mark traurig bestellt. Die Geistlichkeit, von der zunächst Verbreitung der Bildung hätte erwartet werden sollen, war selber unwissend und zeichnete sich vielfach durch anstößigen Lebenswandel aus. Wissenschaftlicher Sinn fehlte so ganz, daß noch Joachim klagte, ein gelehrter Mann sei seltener in der Mark, als ein weißer Rabe. Auch das Beispiel der Kurfürsten, die eine gelehrte Bildung und besonders eine tüchtige Kenntniß im Lateinischen, Italienischen und Französischen besaßen, fand lange Zeit wenig Nacheiferung. Deshalb hatten auch die ersten Hohenzollern meist fränkische Herren und Räthe um sich, und erst seit Johann legten sich mehrere Märker vom Adel wie aus dem Bürgerstande auf das Studium der Rechtswissenschaft, da der Titel eines Doctors eine höchst ehrenvolle Auszeichnung war. Schon die Anlage der Universität Leipzig war deshalb für die Mark durch ihre größere Nähe und den geringeren Kosten-Aufwand höchst günstig, und noch bedeutenderen Einfluß mußte natürlich die Errichtung der Landes-Universität gewinnen.

Leider litt jedoch die Wissenschaft selber an großen Mängeln. Das höchst mangelhafte Finanzwesen der damaligen Zeit hatte das Studium der Alchymie ungemein befördert, und selbst die mächtigsten Fürsten forderten zu demselben auf oder widmeten sich wohl gar selber diesem Studium. Man glaubte nämlich, daß Kupfer sich sowohl in Gold als auch Silber verwandeln lasse, und daß die Mixtur, durch die dies bewirkt werde, verdünnt ein Arzneimittel bilde, durch welches das Alter wieder verjüngt, das menschliche Leben über das gewöhnliche Maß hinaus verlängert, die geistige und physische Kraft des Menschen wieder hergestellt werden könnte. Der Herzog Hans von Sagan, der Vater des oben genannten, galt für einen großen Adepten

d. h. Meister in dieser Kunst, und es ist noch eine Verschreibung des Kurfürsten Friedrich I. vom J. 1437 vorhanden, in welcher jenem große Versprechungen für den Fall gemacht werden, daß er innerhalb dreier Jahre dem Kurprinzen Johann die Goldmacherkunst vollständig lehre. Daß Johann seinem zweiten Bruder Friedrich II. die Regierung in der Mark überließ, hatte vielleicht seinen Grund darin, daß ihm die nöthige Zeit zu seinen umfassenden Studien bliebe; auch führt er — wie oben erwähnt — den Beinamen des Alchymisten. Auch Albrecht interessirte sich sehr für diese Kunst, und noch lange hielt man an dem Glauben fest, daß in der That durch dieselbe Wunderdinge zu erreichen seien.

Eine zweite wunderbare Wissenschaft war ebenfalls damals allgemein hoch geachtet, die Astrologie oder die Kunst, aus den Sternen das zukünftige Schicksal zu lesen. Sie war so allgemein verbreitet, daß an allen Höfen der Fürsten besoldete Hof-Astrologen gehalten wurden. Auch Joachim hatte einen solchen, und wenn dem Kaiser Karl V. die Mittheilung eines berühmten Astrologen, die Erde werde im Februar 1524 durch eine Sündfluth heimgesucht werden, so glaubhaft erschien, daß auf Grund dessen ein Feldherr in Spanien von ihm verlangte, er möchte auf den höchsten Bergen seines Reiches Magazine anlegen lassen, um dort mit dem Heere Rettung zu finden: so wird man es nicht so auffallend finden, daß auch Joachim einer ähnlichen Prophezeiung Glauben schenkte. Nach Angabe seines Hof-Astrologen sollten am 15. Juli 1525 Berlin und Cöln durch ein schweres Wetter untergehen. Der Kurfürst begab sich deshalb am Morgen des genannten Tages mit seiner Familie und seinem Hofe nach dem heutigen Kreuzberge, südlich von Cöln, um dort das Unglück abzuwarten, und erst am Nachmittag ließ er sich durch seine fromme Gemahlin Elisabeth bewegen, wieder in das Schloß zurückzukehren und dort mit seinen Unterthanen gemeinschaftlich abzuwarten, was Gott über sie verhängen würde. Noch ehe er das Schloß erreichte, ereilte ihn ein schweres Gewitter, dessen Blitzstrahl die vier Pferde vor seinem Wagen nebst dem Wagenführer erschlug, sonst aber keinen Schaden anrichtete. — Noch mehrfach wiederholten sich solche Voraussagungen, und besonders waren es die Mönche, welche sich das Verdienst zuschrieben, durch ihr Gebet das Unglück abgewendet zu haben.

Schlimmer noch als diese zeitweiligen Verirrungen war der Einfluß der astrologischen Träumereien auf die Heilwissenschaft. In jene Zeit fällt nämlich die erste Bearbeitung von medizinischen Kalendern, welche nach astrologischen Grundsätzen die geeigneten Zeiten für Aderlaß, Schröpfen ꝛc. festsetzten; wurden doch oft genug in einzelnen Fällen die Gestirne befragt, ob der Gebrauch von Arzneimitteln heilsam sein werde. Wie traurig es demnach mit der Medizin aussah, wie zahlreich die Pest, die wiederholt in jenen Zeiten auftrat, ihre Opfer forderte, läßt sich leicht ermessen. Weder gegen den Scharbock, der zu Ende des 15. Jahrhunderts wüthete, noch gegen venerische Krankheiten, die als Epidemie furchtbare Verheerungen anrichteten,

wußte man geeignete Mittel anzuwenden, und Unzählige erlagen diesen schrecklichen Uebeln. Die letzt genannte Krankheit veranlaßte auch, daß die Sitte des Badens sich verlor, da man jede Berührung mit Andern zu vermeiden suchte, um der Ansteckung zu entgehen. Daß in dieser Zeit die erste Apotheke in Berlin angelegt worden sei, deren Besitzer 1488 von dem Rathe außer der freien Wohnung und einer Natural-Lieferung mit besonderen Vorrechten begabt wurde, läßt sich nicht bestimmt behaupten, da auch bereits 1354 ein Apotheker hierselbst genannt wird, in Prenzlow sogar schon 1302. In den Apotheken wurden nicht allein Arzneien bereitet und verkauft, sondern auch Conditorei-Waaren, gefärbtes Wachs zum Siegeln, Malerfarben ꝛc., und erst in späterer Zeit beschränkten sich dieselben auf den Verkauf von Arzneien.

Eine der wichtigsten damaligen Erfindungen war bekanntlich die Buchdruckerkunst, die nicht wenig dazu beitrug, eine neue Zeit herbeizuführen. Mit großer Schnelligkeit verbreitete sich dieselbe in Deutschland, Holland und Italien. Auch in das nordöstliche Deutschland drang sie noch im 15. Jahrhundert vor, wurde bereits 1475 in Lübeck und Rostock ausgeübt, 1481 in Leipzig und dann auch in Erfurt und Meiningen, 1483 in Magdeburg und 1493 im Kloster Zinna. Die erste Buchdruckerei in der Mark legte Joachim Westphal 1488 in Stendal an, wo der Sachsenspiegel das erste wichtige Werk war, das mit Anmerkungen des Bischofs von Naumburg, Dietrich v. Burgsdorf, erschien. Von besonderer Wichtigkeit wurde dann seit 1506 zugleich mit der Errichtung der Universität Frankfurt die Buchdruckerei daselbst, die dem erwachten wissenschaftlichen Streben die vortrefflichsten Dienste leistete.

Der Kurfürst Joachim hatte den gelehrten Johann Tritheim, Abt des Benediktiner-Klosters Sponheim in der Nähe von Kreuznach, 1505 zu sich berufen, um von ihm sich noch unterrichten zu lassen. Derselbe giebt in seinen noch vorhandenen Briefen den Bewohnern der Mark das beste Lob in Bezug auf ihren Charakter und besonders auf ihre Frömmigkeit, doch macht er ihnen den Vorwurf der Trägheit, welche durch Heilighaltung der vielen Festtage nicht wenig genährt werde; ihr einziges Vergnügen bestände in Essen und Trinken, und Ausschweifungen in letzterem würden von ihnen nicht für ein Laster gehalten. Und in der That fand man nirgend anders Erholung als in den Wein- und Bierschenken, bei Hochzeit- und Kindtaufs-Schmausereien sowie bei den Gewerksfesten. Erst unter der Regierung Joachim's wurden prachtvolle Turniere abgehalten, während an den Festen der Schützengilden die Bürgerschaft lebhaften Antheil nahm.

XI. Die Kurfürsten von Brandenburg

aus dem Hause Hohenzollern.

B. Die Kurfürsten nach der Reformation.

6. Joachim II. Hector, Kurfürst.
   Johann Oeconomus, Markgraf. } 1535—1571.

Nachdem ein Versuch, die Regierung gemeinschaftlich zu führen, gänzlich gescheitert war, entschlossen sich die beiden Brüder gegen Ende des Jahres 1535 zur Theilung, wie sie der Vater angeordnet hatte. Da jedoch derselbe über gewisse Gebiete, z. B. Zossen, sowie über einige Hoheitsrechte keine Bestimmung getroffen hatte, so zogen sich die desfallsigen Verhandlungen bis zum Jahre 1543 hin, wo endlich eine freundschaftliche Ausgleichung stattfand.

Beide Brüder hatten dem Vater das Versprechen geben müssen, nicht von dem alten Glauben abzufallen, dennoch waren die eigene Ueberzeugung sowie die fortschreitenden Verhältnisse stärker als die kindliche Liebe, welche das dem Vater gegebene Versprechen gewahrt wissen wollte. Johann, kurz und fest in seinen Entschlüssen, ging dem älteren Bruder kühn voran. Schon gleich zu Anfang seiner Regierung erklärte er sich für die Augsburgische Confession, und als er mit dem Beginn des Jahres 1536 die Huldigung in seinem Lande annahm, gab er gern den Bitten der einzelnen Städte nach, die evangelische Lehre predigen lassen zu dürfen. Cotbus war die erste Stadt, welche dieses Gesuch stellte, ihr folgten Königsberg, Crossen ꝛc., und mit dem Schlusse des Jahres 1537 waren fast alle Städte seines Landes zur Reformation übergetreten. Die Klöster verödeten und wurden zum Theil in markgräfliche Aemter umgewandelt; schon 1538 wurde das Domstift zu Soldin aufgehoben, ja selbst der Johanniter-Orden in der Mark trat zur evangelischen Kirche über. Während sich Johann gleich nach dem Tode des Vaters entschieden geweigert hatte, das Hallesche Bündniß zu erneuern, das 1533 zwischen Brandenburg, Braunschweig ꝛc. zur Aufrechterhaltung der katholischen Lehre geschlossen worden war, trat er 1538 dem Schmalkaldischen Bunde bei, und nur auf ernste Vorstellungen seines Bruders entschied er sich dahin, daß er in Bezug auf Religions-Angelegenheiten mit den Verbündeten gleiche Sache machen, dagegen in anderweitiger politischer Beziehung das Bündniß nicht unterzeichnen wollte.

Anders dagegen stellten sich die Verhältnisse in der Kurmark. Joachim's milder, freundlicher Sinn suchte jedes schroffe Auftreten zu

vermeiden; als Kurfürst des Reiches glaubte er dem Kaiser gegenüber sich vorsichtig bewegen zu müssen, damit nicht, wie er wiederholt aussprach, „seine Lande und Leute verstöret würden". Mit derselben Gewandtheit, mit welcher er auch sonst Unfrieden und Streit zu vermitteln wußte, z. B. in Sachsen, in Mecklenburg, zwischen Dänemark und Schweden, ging er auch in den religiösen Angelegenheiten seines Landes zu Werke, und wenn ihm gar oft der Vorwurf der Unentschiedenheit, ja selbst der Schwäche gemacht wird, und sich auch nicht leugnen läßt, daß derselbe bis zu einem gewissen Grade begründet ist, so muß man doch andererseits zugeben, daß Joachim mit großer Umsicht die Umänderung des Religionswesens in seinem Lande eingeleitet und sie mit anerkennenswerther Beharrlichkeit durchgeführt hat, ohne sich in die politischen Wirren seiner Nachbarn hineinreißen zu lassen.

Joachim hatte sich 1524 mit Magdalena vermählt, der Tochter des Herzogs Georg des Bärtigen von Sachsen, eines der größten Feinde der Reformation. Als diese 1534 starb, vermählte er sich 1535, einige Monate nach seines Vaters Tode, zum zweiten Male und zwar mit Hedwig, der Tochter des Königs Siegmund von Polen. Beide Schwiegerväter sowie sein Oheim, der Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg, drangen in ihn, das dem Vater gegebene Versprechen festzuhalten, und er selber theilte noch immer mit den Evangelischen die Hoffnung, daß ein allgemeines, freies Concil die kirchlichen Wirren lösen möchte. Deshalb gab er der dringenden Aufforderung des Landgrafen Philipp von Hessen, nicht sowohl Luther anzuhangen als vielmehr dem Evangelium zu glauben und zu folgen, ausweichende Antwort, und beschloß den geeigneten Zeitpunkt abzuwarten, um seinen Entschluß zu fassen. Ebenso wenig aber schloß er sich dem 1538 zu Regensburg gestifteten katholischen Bündniß an, das so zu sagen eine Fortsetzung jenes Hallischen war, welchem sein Vater angehört hatte.

Gleich zu Anfang seiner Regierung hatte er das fürstliche Erbbegräbniß aus dem Kloster Lehnin nach Cöln als seiner Residenz verlegt und die Leichen seines Vaters und Großvaters hier beisetzen lassen. Zu dem Ende hatte er das hiesige schwarze oder Dominicaner-Kloster aufgehoben, die wenigen Mönche aus demselben in ein leer stehendes Kloster zu Brandenburg versetzt, und das von Kurfürst Friedrich II. auf dem Schlosse in Cöln errichtete Domstift nach dieser Kirche verlegt, zu deren glanzvoller Ausstattung von allen Seiten her andere Kirchen beisteuern mußten. Gewann er hierdurch die Meinung der katholischen Partei für sich, so war er andererseits wiederum unablässig bemüht, für die Protestanten einen dauernden Frieden herzustellen, namentlich benutzte er die Gefahr, welche Deutschland von Seiten der Türken bedrohte, zu Verhandlungen, die Einigkeit im Reiche herbeizuführen. Und in der That schien es, als ob auf dem Reichstage, der zu Anfang des Jahres 1539 nach Frankfurt berufen war, ein dauernder Friede zu Stande kommen würde, doch gingen die gehegten Erwartungen nicht in Erfüllung, sondern es wurde ein solcher nur für 1½ Jahre gewährt. Jedoch hatte sich der Kaiser, durch die allge-

meine politische Lage genöthigt, milde und versöhnlich gegen die Protestanten gezeigt.

Das war für Joachim entscheidend. Da jede Hoffnung auf das lang ersehnte deutsche Concil verschwunden war, hielt er sich jetzt für verpflichtet, auf eigene Hand Reformen vorzunehmen, und die Umstände dazu für günstig. Nach wiederholter mündlicher Besprechung mit Melanchthon hatte er bereits den Plan entworfen, auf welche Weise er die Reform durchführen wollte; Johann, erfreut über den Entschluß seines Bruders, hatte namentlich den ausgezeichneten Georg Buchholtzer gesendet, der dem Kurfürsten mit Rath und That zur Hand gehen sollte, der Adel wie die Städte — in's Besondere Berlin und Cöln — des Landes hielten um die Erlaubniß an, das Wort Gottes lauter und rein predigen lassen und das Abendmahl in beiderlei Gestalt nehmen zu dürfen. Joachims Entschluß war nun der, sich äußerlich so wenig als möglich von der alten Kirche zu trennen — glaubten doch damals noch überhaupt die Evangelischen nicht aus der Kirche getreten zu sein — die Lehre selber aber von den Gebrechen zu befreien, gegen welche stets von den Edelsten und Besten angekämpft worden war. Deshalb konnte er seinem Oheim Albrecht auf neue Mahnungen erwidern, daß er als christlicher Landesherr zu Reformen auf eigene Hand gezwungen sei, da von Seiten des Papstes nichts geschehe, und ebenso konnte er seinem Schwiegervater, Siegmund von Polen, dahin antworten, daß er stets die herrschenden Mißbräuche in der Kirche gemißbilligt habe, und daß er zum Nutzen und Frommen der Kirche selber bei seinem Entschlusse verharren müsse. Nachdem er auf solche Weise Alles vorbereitet hatte, übertrug er dem würdigen Bischof von Brandenburg, Matthias v. Jagow, die nähere Anordnung des reformatorischen Werkes und trat am 1. November 1539 zu Spandow, dem Wittwensitze seiner Mutter, die so viel für die reine Lehre geduldet, öffentlich zur evangelischen Kirche über. In der dortigen Nicolaikirche empfing er nebst dem ganzen Hofe, einer zahlreichen Ritterschaft und vielen Geistlichen das heilige Abendmahl nach evangelischem Ritus aus den Händen des Bischofs v. Jagow, nachdem der an den Cölner Dom berufene Propst Buchholtzer die feierliche evangelische Predigt gehalten hatte. Ebenderselbe predigte auch am folgenden Tage, dem 2. November, in der Domkirche zu Cöln, wo der Rath der Städte Berlin und Cöln nebst einer zahlreichen Bürgerschaft das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt von demselben Bischof empfing.

Eine freudige Bewegung verbreitete sich darauf durch das ganze Land. Ueberall folgte man dem vom Hofe und der Hauptstadt gegebenen Beispiele, und es fehlte in Folge dessen anfänglich an evangelischen Seelsorgern in den Gemeinden, weshalb im folgenden Jahre eine allgemeine Kirchen-Visitation begann, welche die neuen Bestimmungen im ganzen Lande bei den mittelbaren wie unmittelbaren Unterthanen einführen, den bisherigen kirchlichen Zustand umgestalten und den Pfarr- und Lehrstellen angemessene Dotirung gewähren sollte.

Zu dem Ende wurde noch 1540 eine Kirchenordnung entworfen, welche von Luther revidirt und von den Ständen gebilligt wurde. Viele aber, unter ihnen auch der Propst Buchholzer, waren unzufrieden darüber, daß der Kurfürst als oberster Landes-Bischof noch gar viele Aeußerlichkeiten aus der katholischen Kirche beibehalten hatte. Luther, darüber befragt, äußerte jedoch, „da der Kurfürst das Evangelium lauter, klar und rein predigen lasse, so seien die äußeren Formen gleichgültig. Wenn der Kurfürst an Einer Chorkappe oder Einem Chorrock nicht genug habe, so möchten sie wie der Hohepriester Aaron drei Röcke über einander anziehen, und wenn dem Kurfürsten Eine Processsion nicht genüge, so möchten sie wie Josua mit den Kindern Israel vor Jericho siebenmal herumgehen; ja, wenn der Kurfürst Lust dazu habe, möchte er wie König David vor der Bundeslade spielen, springen und tanzen, wenn nur nicht solche Aeußerlichkeiten als zur Seligkeit nothwendig angesehen würden. Diese Förmlichkeiten würden allmählich von selber fallen." Deshalb nahm auch Markgraf Johann, der schon 1538 seinem Lande eine Kirchenordnung gegeben hatte, diese kurmärkische an, um eine größere Gleichförmigkeit in der Landeskirche herzustellen. Joachim aber wurde es möglich — da er ja bei Einführung seiner Kirchen-Verbesserung alle Härten vermieden hatte und indem er auch ferner die Gunst der Verhältnisse geschickt benutzte — 1541 durch besonderen Vertrag vom Kaiser Karl wie dessen Bruder Ferdinand die Anerkennung seiner Reformen und seiner Kirchenordnung zu erlangen, bis künftig ein allgemeines oder National-Concil Endgültiges darüber beschließen würde.

Ungeachtet dieser kaiserlichen Zusicherung war Joachims Stellung eine schwierige, und um so mehr, als er durchaus isolirt dastand. Die Evangelischen zürnten ihm, daß er nicht gänzlich mit dem Katholicismus gebrochen hatte und den Anschluß an den Schmalkaldischen Bund beharrlich verweigerte; der Kaiser wie die katholischen Stände dagegen sahen ihn als einen Abtrünnigen an, von dem man sich fern halten müßte. Dennoch hörte Joachim nicht auf, allen Fleiß darauf zu verwenden, die beiden religiösen Parteien mit einander zu versöhnen. Wie er 1540 an den Religionsgesprächen zu Hagenau und Worms lebhaften Antheil nahm, so suchte er auch die Artikel zu befürworten, welche 1541 zu Regensburg von den protestantischen Theologen, an deren Spitze Butzer stand, Behufs einer Einigung zwischen beiden Religionsparteien vorgelegt wurden, und die wohl geeignet gewesen wären, eine solche herbeizuführen, da sie auch vom Cardinal Granvella, dem Vertreter des Kaisers, gebilligt wurden. Trotzdem zerschlugen sich die Verhandlungen. Nichts desto weniger wurde ein Bruch zwischen beiden Parteien vermieden, da der Kaiser, durch die von den Türken drohende Gefahr bewogen, den Evangelischen ziemlich weit gehende Zugeständnisse machte; gleichzeitig freilich bestätigte er auch die 1538 unter den katholischen Fürsten geschlossene Liga aufs neue; dafür wurde ihm 1542 auf dem Reichstage zu Speyer von allen Seiten her Hülfe gegen den Feind der Christenheit zugesagt, und Joachim

zum Befehlshaber der Reichstruppen bestellt. Da jedoch sowohl die versprochene Mannschaft als auch die nöthigen Gelder nur spärlich eintrafen, so nahm der Feldzug ein trauriges Ende. Böswillige Gegner schrieben nun dem Kurfürsten den schlimmen Ausgang zu; der Kaiser jedoch, weit von solcher Anschauung entfernt, bewilligte ihm, um ihn zugleich für seinen Kosten-Aufwand zu entschädigen, die Anlegung eines Elbzolls zu Lenzen, der gleich in den ersten Jahren sich äußerst ergiebig zeigte.

Gleiche Hülfe leisteten die protestantischen Stände dem Kaiser in dem neu ausgebrochenen Kriege gegen Frankreich, da ihnen abermals ein allgemeines, freies, christliches Concil zugesagt wurde. Der Feldzug hatte so glücklichen Ausgang, daß König Franz I. sich endlich 1544 zum Frieden zu Crespy gezwungen sah, durch welchen die alten Streitigkeiten mit Frankreich, die seit dem Jahre 1521, wenn auch mit Unterbrechungen, angehalten hatten, auf immer beigelegt wurden. Als darauf im folgenden Jahre auch ein Waffenstillstand mit den Türken geschlossen wurde, erhielt endlich Karl freie Hand, die religiösen Angelegenheiten in Deutschland nach seinem Ermessen zu ordnen, zumal da die Protestanten sich weigerten, das eben damals vom Papste nach Trident berufene Concil zu beschicken. Ganz offen sprachen die Katholiken davon, daß dem lutherischen Wesen ein Ende gemacht werden müsse, und bereits damals traf der Kaiser in aller Stille seine Maßregeln, um zugleich mit der Unterdrückung des Protestantismus seine Macht auf immer zu befestigen. That deshalb je Einigkeit unter den Anhängern des Schmalkaldischen Bündnisses noth, so war es jetzt, und doch erhielt sie in eben dem Jahre einen harten Stoß.

Der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, Schwiegervater des Markgrafen Johann, ein erbitterter Feind des Protestantismus, hatte 1542 die über die protestantischen Städte Braunschweig und Goslar ausgesprochene, aber suspendirte kaiserliche Acht an Goslar vollstrecken wollen. Die bedrängte Stadt hatte den Schmalkaldischen Bund um Hülfe angerufen; der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen waren herbeigeeilt und hatten nicht nur den Herzog Heinrich geschlagen, sondern sich auch seines Landes bemächtigt. Als dieser nun 1545 den Versuch machte, dasselbe wieder zu gewinnen, besiegte ihn Philipp von Hessen nicht nur abermals, sondern nahm auch ihn wie seinen ältesten Sohn Karl Victor gefangen. Da nun auch Markgraf Johann aufgefordert wurde, zu den Kosten des Kriegszuges gegen seinen Schwiegervater beizusteuern, trat er nicht nur aus dem Schmalkaldischen Bündnisse aus, sondern schloß sich auch sogar dem Kaiser gegen dasselbe an.

Auch den Herzog Moritz hatte der Kaiser auf seine Seite zu bringen gewußt, von dem Papste aber erhielt er zufolge eines besonderen Bündnisses außer einer bedeutenden Geldsumme ein Hülfsheer von 12,000 Mann. Zwar wurde noch einmal, zu Regensburg, 1546 ein Reichstag berufen, doch schon wagten die protestantischen Fürsten nicht mehr, persönlich auf demselben zu erscheinen; bei dem Schlusse

desselben, im Juni, erklärte der Kaiser, daß er seiner kaiserlichen Autorität gewaltsam Anerkennung verschaffen werde, und schon im Juli sprach er über die Häupter des Schmalkaldischen Bundes eigenmächtig die Acht aus. Luthern wurde der Schmerz erspart, den nun ausbrechenden Schmalkaldischen Krieg zu erleben; schon am 18. Februar 1546 war er gestorben. Die protestantischen Heere sammelten sich im südlichen Deutschland in starker Zahl, wagten aber nicht den Kaiser anzugreifen, der damals nur geringe Truppenmassen um sich hatte. Joachim aber war auch noch in diesem letzten Augenblick bemüht, den unheilvollen Krieg zu verhindern, und schloß zu dem Zwecke mit Moritz, von dessen heimlichem Bündniß mit dem Kaiser er Nichts wußte, ein Schutz- und Trutzbündniß (im September 1546). Doch alle seine Bemühungen waren vergeblich. Der Kaiser wußte das protestantische Heer zu trennen und unterwarf Ober-Deutschland. Moritz und Ferdinand drangen indeß in Sachsen ein, wohin Kurfürst Johann Friedrich zurückeilte und Moritz in nicht geringe Gefahr brachte, so daß dieser Joachim's Hülfe anrief. Auch da noch, im Februar 1547, verhandelte Joachim persönlich zu Außig mit Ferdinand und Moritz wegen des Friedens, fand sich aber endlich veranlaßt, der Mahnung des Kaisers an ihn und seine Stände nachzugeben, sich mit dem Kaiser zu verbinden, obgleich er nur 400 Reiter unter dem Kurprinzen zum kaiserlichen Heere stoßen ließ, für welches sein Bruder Johann 1000 Reiter geworben hatte. Bald darauf langte Kaiser Karl selber in Sachsen an, ereilte den nach Wittenberg zurückziehenden Kurfürsten Johann Friedrich und brachte ihm am 23. April 1547 bei Mühlberg nicht nur eine Niederlage bei, sondern nahm ihn auch selber gefangen. Nach der gleich darauf erfolgenden Uebergabe der Hauptstadt Wittenberg mußte der gefangene Fürst dieses Kurland abtreten, das der Kaiser nebst der Kurwürde dem Herzog Moritz übertrug, so daß seitdem die ältere Linie des Wettin'schen Hauses sich mit der sächsischen Herzogswürde begnügen mußte. Der Landgraf Philipp von Hessen, allein zum Widerstande zu schwach, ließ sich dadurch, daß sein Schwiegersohn Moritz und Kurfürst Joachim mit ihrer eigenen Person ihm Bürgschaft leisteten, dazu bewegen, sich zu Halle dem Kaiser zu unterwerfen. Beruhte die Zusage an beide Bürgen, Philipp solle nicht als Gefangener zurückgehalten werden, auf einem Mißverständniß, oder war es wohlbedachte List: der Landgraf blieb Gefangener des Kaisers. Ob Joachim empört darüber sein Schwert gegen den Herzog Alba oder den Bischof von Arras gezogen habe, ist nicht ausgemacht, das aber steht fest, daß mit dieser Weigerung des Kaisers, den Landgrafen frei zu lassen, Joachim wie Moritz entschieden ihre Politik gegen den Kaiser änderten, obwohl beide klug genug waren, den günstigen Augenblick in Ruhe zu erwarten.

Kaiser Karl stand jetzt auf der Höhe seiner Macht. Hatte Friedrich Barbarossa, als er den Welfen Heinrich den Löwen in die Acht erklärte und ihm seine beiden Herzogthümer nahm, die rechtliche Form nicht nur streng beobachtet, sondern auch selbst mehr als das gethan,

so hatte Karl ohne Beirath der Fürsten die Acht über zwei der angesehensten von ihnen ausgesprochen, den einen mit dem Tode bedroht und ihm Land und Würde genommen, ohne daß auch nur einer der Reichsfürsten solchen Uebergriffen entgegenzutreten wagte. Auch Joachim war genöthigt, der Gewalt zu weichen; er suchte dieselbe durch zuvorkommende Unterwürfigkeit nach Möglichkeit unschädlich zu machen. Der Kaiser hatte nicht allein starke Contributionen von den Besiegten erhoben, sondern er war auch Willens, dem ganzen Reiche neue Steuern aufzuerlegen und durch eine neue Eintheilung Deutschland sich leichter unterthänig zu machen, ja er nahm jetzt die Lösung der religiösen Angelegenheiten selber in die Hand, da er mit dem Papste zerfallen war. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1548, wo Moritz mit dem Kurfürstenthum Sachsen belehnt wurde, legte er einen Entwurf vor, den auch Joachim's Hofprediger Agricola zu revidiren hatte; doch nicht diese, sondern eine andere Bearbeitung dieses s. g. Augsburger Interims wurde den Protestanten aufgezwungen, bis das Tridentiner Concil endgültige Bestimmungen treffen würde. Markgraf Johann verweigerte entschieden seine Unterschrift und verließ den Reichstag, Moritz wollte erst mit seinen Ständen darüber berathen, Joachim dagegen nahm zwar dasselbe an und versuchte auch, demselben in seinem Lande Geltung zu verschaffen, ließ aber die Geistlichen unangefochten, die dies Interim verwarfen.

Ueber die Stadt Magdeburg, die dem Schmalkaldischen Bund angehört hatte und die sich dem Kaiser nicht unterwerfen wollte, war schon im Juli 1547 die Reichsacht ausgesprochen worden. In Folge ihrer Aufforderung übernahm Joachim die Vermittelung und legte ihr Bedingungen vor, unter welchen er die Aussöhnung mit dem Kaiser zu Stande zu bringen hoffte, welche aber von der Stadt verworfen wurden. Sie weigerte sich überdies entschieden das Interim anzunehmen, ja es wurden von hier aus so kühne Schmähschriften gegen dasselbe verbreitet, daß die Evangelischen die Stadt „unseres Herrn Gottes Canzelei" nannten. Da alle Verhandlungen nicht zum Ziele führten, erneuerte Karl im Mai 1549 die Acht und forderte die Stände der beiden sächsischen Kreise auf, dieselbe zu vollstrecken. Deshalb konnte Moritz, der als Schirmvogt von Magdeburg die Ausführung dieses Befehls wo möglich zu vermeiden wünschte, es nicht hindern, daß die nächsten Nachbarn den für vogelfrei erklärten Bürgern auf alle Weise zu schaden suchten; namentlich geschah dies auch von der Mark aus. Daher ließ die Stadt ein paar Tausend Mann in die Mark einfallen, welche Genthin plünderten, die Heerden der Stadt Tangermünde wegtrieben, und viele Adlige gefangen mit sich führten. Joachim, der seinen zweiten Sohn Friedrich gern in den gerade damals (Mai 1550) offen gewordenen Bischofsitz von Magdeburg eingesetzt wissen wollte, suchte dadurch die Geneigtheit der Stadt für denselben zu erwerben, daß er wegen dieses Einfalls friedlich mit ihr unterhandelte und sein Fürwort bei dem Kaiser einzulegen versprach. Der Kaiser jedoch bestand auf dem im Juli 1550 eröffneten Reichs-

tage zu Augsburg auf Vollstreckung der Acht, und folgender Vorfall beschleunigte den Ausbruch des Krieges.

Herzog Heinrich der Jüngere war nebst seinem Sohne, nachdem Philipp von Hessen sich unterworfen hatte, freigelassen worden und in sein Land zurückgekehrt. Er suchte besonders an der Stadt Braunschweig Rache zu nehmen, wurde aber vom Kaiser angewiesen, Friede zu machen; seine Söldner nahm sein Verbündeter, Georg von Mecklenburg, in Dienst, der gewisse Ansprüche gegen den Bischof von Schwerin mit Gewalt durchsetzen wollte. Als dieser bei seinem Durchzuge durch Magdeburger Gebiet die Anhänger der geächteten Stadt ausplünderte, zogen die Magdeburger zur Hülfe heran, er aber schlug sie (im September 1550) in der Nähe von Wollmirstedt vollständig, brandschatzte die ganze Gegend und schien sich hier festsetzen zu wollen. In Folge dessen eilen Moritz und Joachim (dem kurz zuvor von seinen Ständen 50,000 Gulden bewilligt worden waren, nach kaiserlichem Befehl die Acht an Magdeburg vollstrecken zu helfen) mit Truppen herbei und schlossen, da ihnen Magdeburg die Thore nicht öffnen wollte, gemeinschaftlich mit Georg die Stadt ein. Im October begann die förmliche Belagerung; Magdeburg rief die Hülfe seiner Freunde an, und Markgraf Johann namentlich war bereit, mit fast 8000 Mann, die er zu dem Zwecke gesammelt hatte, ihr solche zu gewähren, als geheime Besprechungen mit Joachim und Moritz sowie Drohungen des Kaisers ihn veranlaßten, von seinem Vorhaben abzustehen. Schon am 16. October schlossen Joachim, Moritz und das Domcapitel einen Vergleich, das s. g. Tripartit, in welchem man sich wegen Aufbringung der Belagerungskosten einigte und festsetzte, daß das Magdeburger Eigenthum unter sie vertheilt werden und die Oberhoheit über die Stadt ihnen gemeinschaftlich zugehören sollte; auch übertrug der Kaiser den Oberbefehl an Moritz und wies Geldsummen an, die einstweilen, mit Vorbehalt der Rückerstattung, zu den Kriegskosten verwendet werden sollten. Jedoch war weder Moritz noch Joachim Willens, dies feste Bollwerk der Protestanten dem Kaiser in die Hände zu liefern, vielmehr zogen sie die Belagerung absichtlich in die Länge und schlossen endlich im November 1551 einen Vergleich mit der Stadt, der für dieselbe nur scheinbar ungünstig lautete, da bei seiner nachmaligen Ausführung die wichtigsten Punkte ermäßigt wurden; nur mußte Magdeburg die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sowie den Erzbischof als gemeinschaftliche Oberherren anerkennen. Joachim einigte sich später (1554) noch insbesondere mit der Stadt wegen der Schäden, die seinem Lande von hier aus zugefügt worden waren, und gab ihr überdies gegen eine Gesammtsumme von 45,000 Gulden die Niederlags-Gerechtigkeit, die Jahrmärkte, die Zölle und den Schöppenstuhl zurück, welche der Kaiser bei der Achts-Erklärung 1547 Magdeburg abgesprochen und an Joachim verliehen hatte. — Die Acht selber wurde erst 1562 aufgehoben.

Diese Belagerung von Magdeburg wurde der Wendepunkt des Glücks für Kaiser Karl. Während derselben nämlich wurde der Plan

entworfen, den Kaiser zur Freilassung der gefangenen Fürsten, zur Bewilligung freier Religions-Ausübung für die Protestanten und zur Abstellung alles dessen zu zwingen, wodurch die Rechte des deutschen Reichs verletzt worden wären. Wenn auch Moritz das Verdienst gebührt, daß er mit ebenso großer Kühnheit wie Schnelligkeit diesen Plan zur Ausführung brachte, so hatten doch auch Kurfürst Joachim und Markgraf Johann nicht geringen Antheil an der Entwerfung desselben. Schon als Joachim und Moritz eingeladen wurden, den Reichstag zu Augsburg (im Juni 1550) zu beschicken, auf welchem zugleich Karl die Wahl seines Sohnes Philipp zum römischen Könige durchzusetzen gedachte, tauschten beide Kurfürsten ihre Gesinnungen gegenseitig aus und erklärten dem Kaiser, daß sie nicht mehr wagten unter die Leute oder ans Licht zu kommen, sondern daß sie daheim im Winkel sich selbst und ihre Unehre und Infamie beklagen müßten, weil der Landgraf, für den sie gebürgt, noch nicht erledigt sei. Joachim fügte insbesondere noch hinzu, daß er, da er sich auf das Executionsmandat des Kaisers gegen Magdeburg eingelassen hätte, von dort aus sich eines Angriffes gewärtigen müsse und sein Land nicht verlassen dürfe. Nur durch Räthe ließ er wie Moritz sich am Reichstage vertreten. Markgraf Johann, der im Einverständniß mit Moritz schon seit 1548 vielfache Verbindungen mit anderen Fürsten angeknüpft und im October 1550 mit seinem Bruder und Moritz sich verständigt hatte, daß der Stadt Magdeburg nichts Unbilliges geschähe, verhandelte darauf im Februar 1551 zu Dresden in geheimer Zusammenkunft mit letzterem, und wenngleich man anfangs gegenseitig sehr zurückhaltend war, so kam man doch einander näher über das, was man zu thun gedachte. Dann wußte Johann auch das hessische und Ernestinische Haus zu gewinnen, und bereits im Mai 1551 verhandelte man über die Frage, in wie weit auch Frankreich zu dem Bündnisse gezogen werden sollte. Als endlich mit dem eingetroffenen französischen Unterhändler im October Näheres festgesetzt wurde, schien die ganze Sache zu zerfallen, da sich Johann mit Moritz überwarf, der für den offenen Angriff stimmte, wovon der Markgraf ganz entschieden abrieth. Während dann Moritz in aller Stille die Soldtruppen in seine Dienste nahm, welche bis dahin sich bei der Vertheidigung Magdeburg's äußerst tüchtig bewiesen hatten, wurde von den verbundenen Fürsten durch Botschafter dem Kaiser die gemeinschaftliche Bitte vorgelegt, den Landgrafen Philipp frei zu geben. Karl gab eine ausweichende Antwort.

Im Januar 1552 schloß Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach im Namen der verbündeten Fürsten ein Bündniß mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich dahin ab, daß dieser Truppen gegen den Kaiser führen wollte, daß ihm aber dafür die Besitznahme der lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun zugestanden würde. Jetzt war der Augenblick gekommen, den Angriff gegen den Kaiser zu wagen. Nachdem Moritz zu Magdeburg noch eine mehrtägige Besprechung mit Joachim gehabt, brach er im März auf, nahm den

Kaiser in Innspruck beinahe gefangen und zwang ihn, in dem Passauer Vertrage (den 2. August 1552) die Hauptforderungen der Verbündeten zuzugestehen. Vergeblich bemühte sich darauf Karl, den Franzosen die lothringischen Bisthümer zu entreißen, deren sie sich bemächtigt hatten. Auch Markgraf Johann hatte dem Kaiser Hülfstruppen gesendet, und Albrecht Achilles, der sich Anfangs auch ferner zu den Franzosen hatte halten wollen, sich statt dessen mit dem Kaiser vereinigt. Als er dann seine Truppen nicht entließ, sondern nach Franken führte und zuerst dort auf Kosten der Bischöfe von Bamberg und Würzburg — wie man allgemein glaubte, im Einverständnisse mit dem Kaiser — dann in Nieder-Deutschland seine Macht ausbreitete, wandte sich Moritz gegen ihn, und schlug ihn 1553 bei Sieversh a u s e n (südlich von Celle), fiel aber selbst in der Schlacht. Ihm folgte sein Bruder August, mit dem Joachim eng zusammenhielt. Sie und die übrigen Fürsten setzten durch, daß König Ferdinand im Augsburger Religionsfrieden 1555 die den Protestanten versprochenen Rechte verbürgte. Kaiser Karl aber, voll Unwillens darüber, daß ihm zuletzt Alles mißglückt wäre, von Krankheit vielfach geplagt, legte 1556 die Regierung nieder, sein Bruder Ferdinand trat an seine Stelle (1556—1564).

Gegen eine Bestimmung des Augsburger Religionsfriedens hatte Joachim lange, obwohl vergeblich angekämpft, gegen den geistlichen Vorbehalt (Reservatum ecclesiasticum), nach welchem die noch übrigen katholischen geistlichen Stifter nicht evangelisch werden dürften, und die Bischöfe ꝛc., wenn sie für ihre Person es würden, ihr Amt niederlegen sollten; eine Bestimmung, die den Katholicismus in Deutschland aufrecht erhalten hat. Der katholische Adel einerseits wollte um keinen Preis die Möglichkeit aufgeben, seine jüngeren Söhne in den reichen Stiftern versorgt zu sehen, andererseits legte man Joachim bei seinen Bemühungen die Absicht unter, daß er nur darauf bedacht sei, das Erzstift Magdeburg an sein Haus zu bringen, da er zwei Söhnen nach einander hierselbst die erzbischöfliche Würde verschafft hatte (Friedrich 1550—1552, Siegmund 1552—1566). Ungeachtet sich Markgraf Johann sowie Pommern und Mecklenburg seiner energischen Protestation anschlossen, sah er sich doch zum Nachgeben gezwungen, da man ihm namentlich von sächsischer Seite vorwarf, daß durch sein Widerstreben das ganze Friedenswerk gestört oder gar rückgängig gemacht werden könnte. Als er dann später, auch durch mündliche Besprechung mit dem päpstlichen Nuntius (der 1561 nach Berlin gekommen war, ihn zum Concil einzuladen) sich hinlänglich überzeugt hatte, daß von dort kein Heil zu erwarten wäre, da er ferner den Papst nicht mehr als Oberen seiner Landeskirche ansehen konnte, so ordnete er für das ganze Land zum 5. October 1563 ein allgemeines großes Reformationsfest an, das jährlich gefeiert werden sollte. Damit erst sagte sich Joachim von jeder Gemeinschaft mit der katholischen Kirche los. Als eine besondere Kirchenbehörde hatte er schon 1552 das kurfürstliche Consistorium eingesetzt.

Der Vernichtung des Wunderblutes zu Wilsnack im Jahre 1552 ist schon oben gedacht worden, das wunderthätige Marienbild zu Göritz war in dem Jahre zuvor gewaltsam entfernt worden; andere Wallfahrtsorte z. B. Zehdenick blieben schon seit längerer Zeit unbesucht. Die zahlreichen Klöster im Kurlande wie in der Neumark gingen allmählich ein; theils wurden sie zu Schulen, Hospitälern und zu andern frommen Zwecken benutzt, theils an Städte und Adlige überwiesen, nur wenige in kurfürstliche Aemter umgewandelt. Die landsässigen Bisthümer gingen dadurch von selber in weltliches Besitzthum über, daß Prinzen des Kurhauses als Bischöfe eingesetzt wurden. In Havelberg war 1548 der zweite Sohn Joachim's, Friedrich, zum Bischofe erwählt; später wurde es administrirt und endlich durch Joachim's Enkel, Joachim Friedrich, gleich bei Antritt seiner Regierung 1598 völlig dem Staate einverleibt. Ebenderselbe hatte seit 1555 das Bisthum Lebus unter Vormundschaft seines Vaters Johann Georg verwaltet, der es 1571 bei Anfang seiner Regierung ebenso einzog wie das Bisthum Brandenburg, das er selber seit 1560 administrirt hatte.

Hatte in all' diesen religiösen Wirren — wie schon oben angedeutet — Joachim umsichtig und verständig sich gezeigt, wenn er allerdings auch keine hervorragende Rolle gespielt hat, so entwickelte er nicht mindere Klugheit und Geschicklichkeit in den politischen Angelegenheiten, welche sich auf die Vergrößerung Brandenburgs bezogen. Wenn auch das, was er augenblicklich zur Mark brachte, nicht so bedeutend war, so waren es desto mehr die Ansprüche auf künftigen Anfall, deren volle Bedeutung freilich weder er noch irgend ein Zeitgenosse ahnte.

Zuerst brachte Joachim das Herzogthum Crossen als volles Eigenthum zur Mark. König Ludwig von Ungarn und Böhmen, dessen oben gedacht worden, war 1526 in der Schlacht bei Mohacz gegen die Türken gefallen; seine Schwester und einzige Erbin Anna, mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, dem Bruder Kaiser Karl's V., vermählt, hatte demselben beide Erbländer zugebracht, die seitdem Besitzthum des Hauses Oesterreich geblieben sind. Bei diesem neuen Könige wurde nun 1538 die erbliche Belehnung mit Crossen ausgewirkt, und zwar zur gesammten Hand für Joachim wie für seinen Bruder Johann, nachdem Joachim im Jahre zuvor die Anrechte des Hauses Münsterberg — man weiß nicht, für welche Summe — abgekauft hatte. Der Herzog Karl von Münsterberg war nämlich 1536 gestorben, und seine vier hinterbliebenen Söhne leisteten auf Crossen Verzicht gegen eine Geldsumme sowie gegen das Versprechen, daß der älteste von ihnen, Joachim, das erste offen werdende brandenburgische Bisthum erhalten sollte. Als darauf 1545 das Bisthum Brandenburg vacant wurde, erwählte man auf des Kurfürsten Betrieb Joachim von Münsterberg, der jedoch 1560 abtrat, seit welcher Zeit der Kurprinz Johann Georg die Administration übernahm. Crossen blieb seitdem bei der Mark, die Kurfürsten führten den Titel und das

Wappen als schlesische Herzöge in Crossen, verweigerten jedoch hartnäckig, in die Verhältnisse der übrigen schlesischen Fürsten einzutreten und an den allgemeinen Landeslasten Theil zu nehmen. Erst 1742 wurde durch den Breslauer Frieden der Lehnsnexus von Böhmen aufgelöst.

Als das Bisthum Lebus zweimal kurz nach einander, 1550 und 1555, vacant geworden war, hatte sich Joachim von Münsterberg vergeblich um dies einträglichere Bisthum beworben. In dem letztgenannten Jahre hatte das Domcapitel nach dem Wunsche des Kurfürsten seinen Enkel Joachim Friedrich einstimmig zum Bischof erwählt. Da derselbe erst im 10. Lebensjahre stand und überdies zur Zeit seiner Erwählung an der Krätze krank darnieder lag, übernahm sein Vater, der Kurprinz Johann Georg, die vormundschaftliche Verwaltung mit Genehmigung des Papstes. Bereits im Jahre 1518 hatte das Hochstift Güter in Polen verkauft, die wegen der Entlegenheit unbequem zu verwalten waren, und hatte dafür von Ulrich v. Biberstein die beiden lausitzischen Herrschaften Beeskow und Storkow um den Preis von 45,000 Gulden an sich gebracht; der damalige König von Böhmen, Ludwig, hatte diesen Verkauf genehmigt. Da das Bisthum stark verschuldet war, verkaufte der Kurprinz als Vormund seines Sohnes gleich bei Antritt seiner Verwaltung 1555 beide Herrschaften an seinen Oheim Markgraf Johann für dieselbe Summe von 45,000 Gulden. Das Domcapitel weigerte sich jedoch, das bezügliche Verkaufs-Instrument des v. Biberstein auszuliefern, wurde aber durch Festnehmung zweier in Fürstenwalde anwesenden Mitglieder dazu gezwungen, und Markgraf Johann ließ sich in dem neuen Lande huldigen. Ferdinand, damals König von Böhmen, willigte erst in diesen Verkauf, als ihm 1557 nicht weniger als 88,000 Rthlr. und im folgenden Jahre für gewisse vorbehaltene Steuern noch 20,000 Rthlr. gezahlt worden waren. Außerdem machte er ein unverzinsbares Anlehn von 20,000 Gulden und ein zweites fünfprocentiges von 20,000 Rthlr. bei Markgraf Johann. Sein Sohn Maximilian II. entsagte 1575 dem Rechte des Wiederkaufs, und so blieben beide Herrschaften erblich bei der Mark, als böhmische Lehen ebenfalls bis 1742.

Die günstigen Aussichten, welche durch die Erbverbrüderung Joachim's mit den Herzögen von Liegnitz sich für die Mark eröffneten, gingen zwar in den beiden folgenden Jahrhunderten nicht in Erfüllung, sie wurden aber dann ein mächtiger Grundstein zur Größe Preußens, als König Friedrich II. diese alt erworbenen Rechte mit bewaffneter Hand in den schlesischen Kriegen geltend zu machen wußte.

In dem Zweige des Piastischen Fürstenhauses, der die Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau vereinigt besaß, hatte sich Friedrich II. im Jahre 1519 mit Sophia vermählt, der Tochter Friedrich's von Brandenburg-Anspach und Bayreuth. Aus dieser Ehe waren zwei Söhne Friedrich und Georg II. und eine Tochter Sophia entsprossen. Im Jahre 1537 war es nun, wo zwischen dem Hause Brandenburg

und Liegnitz eine Doppelehe verabredet wurde. Sophia wurde nämlich mit dem Kurprinzen Johann Georg, damals 12 Jahre alt, verlobt, dagegen Joachim's älteste Tochter Barbara, 10 Jahr alt, mit dem 13 jährigen Georg. Die Doppelhochzeit wurde 1545 in Berlin mit großer Pracht gefeiert.

Bei jener Verlobung 1537 wurde zugleich die so wichtig gewordene Erbverbrüderung zwischen beiden fürstlichen Häusern geschlossen. Man versprach sich nicht nur gegenseitig Hülfe und Schutz, sondern setzte auch fest, daß nach dem Aussterben der Herzöge von Liegnitz ihre Länder Liegnitz, Brieg und Wohlau an Brandenburg fallen sollten, dagegen nach dem Aussterben der männlichen Hohenzollern in der Mark und in Franken die böhmischen Lehnsgüter der Mark, Crossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg, ferner Cotbus, Peiz, Teupitz, Zossen, Beerwalde und Groß Lübbenau an die überlebenden liegnitzschen Herzöge, sowie alles das, was Brandenburg etwa noch an böhmischen Lehen erwerben möchte. Die Lehnsherrschaft Böhmens blieb vorbehalten, die betreffenden brandenburgischen sowie die liegnitzschen Länder sollten bei jedem Regentenwechsel der erbverbrüderten Häuser Erbhuldigung leisten, und die Fürsten diese Erbverbrüderung aufs neue beschwören. König Ferdinand von Böhmen, der gern verhindern wollte, daß Brandenburg dereinst so bedeutenden Besitz in Schlesien erwürbe, veranlaßte die schlesischen Stände dagegen zu protestiren, da der Krone Böhmen Nachtheil daraus erwüchse, daß Brandenburg sich in Schlesien festsetzte. Vergeblich suchten die Herzöge von Liegnitz ihr Recht zu dem, was sie gethan, zu begründen; Ferdinand erklärte 1546 den Vertrag für null und nichtig, sprach die Bewohner der liegnitzschen Herzogthümer von ihrem an Brandenburg geleisteten Huldigungseide los und belehnte, als Friedrich II. von Liegnitz 1547 mit Tode abgegangen war, seine beiden Söhne nicht eher, als bis sie sich jenem Ausspruche gefügt hatten. Nothgedrungen thaten sie dies 1549, und ihre Unterthanen mußten dem König Ferdinand als ihrem Oberlehnsherrn Huldigung leisten.

Daß Ferdinand hierbei den Weg der Gewalt gegen die verbrüderten Fürsten betreten hatte, geht einfach aus den Verhandlungen hervor, welche in früherer Zeit wegen dieser schlesischen Herzogthümer geführt worden waren. Schlesien war ein souveraines Land des Piastischen Hauses gewesen, auch nach seiner Zerstückelung. Als es dem Könige Johann von Böhmen gelungen war, von den Herzögen von Liegnitz das Anerkenntniß seiner Lehnshoheit zu erhalten, hatte er ihnen 1329 das Recht vorbehalten, von ihrem Lande zu verkaufen und zu verpfänden, was sie wollten, nur daß den Königen von Böhmen das Vorkaufsrecht bliebe. König Wladislaw hatte dies 1505 nicht nur bestätigt, sondern auch 1511 dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz zugestanden, daß er Land und Leute durch Testament vergeben und zueignen könnte, wem er wollte, oder auch noch bei Lebzeiten verkaufen, verpfänden und vergeben. Diese Vergünstigung wurde auch von Wladislaw's Sohne, dem König Ludwig, 1522 und 1524 dem

Herzog wie seinen Nachkommen zugesichert, und König Ferdinand selber hatte 1529 alle die Vorrechte bestätigt, welche dem Herzoge von seinen Vorfahren zugesichert wären, sie möchten Namen haben, wie sie wollten, und doch erklärte er einige Jahre später jenen Erbvertrag für nichtig. Joachim protestirte vergeblich hiergegen und gab die verlangte Vertrags-Urkunde nicht heraus, doch unterblieben weitere Schritte bis zu dem Aussterben der Herzöge von Liegnitz 1675, als Oesterreich diese Länder als offene Lehen einzog.

Mit größter Consequenz und mit glücklicherem Erfolge verfolgte Joachim die Aussicht, die Mitbelehnung des Herzogthums Preußen von dem Könige von Polen zu erlangen. Wie oben erzählt, war 1525 das Ordensland Preußen ein weltliches Herzogthum geworden. Albrecht, der bisherige Hochmeister des Ordens, wurde im Vertrage zu Krakau zugleich mit seinen Brüdern Casimir, Georg und Johann vom König Siegmund von Polen zur gesammten Hand der Art beliehen, daß Georg und seine Nachkommen nach dem Aussterben der Albertinischen Linie den Vorzug der Nachfolge haben sollten. Joachim I., unzufrieden mit dem Uebertritt seines Vetters zur evangelischen Lehre, hatte die Mitbelehnung nicht nachgesucht; anderer Meinung war dagegen Joachim II., der gleich zu Anfang seiner Regierung sich den 1. September 1535 mit Hedwig vermählte, der Tochter des Königs Siegmund. Schon 1538, als ihm aus dieser Ehe ein Sohn, Siegmund, geboren war, suchte er für diesen von seinem Schwiegervater die Mitbelehnung zu erhalten, doch war seine Bemühung vergeblich; ebenso wenig gelang ein zweiter derartiger Versuch bei seinem Schwager Siegmund August, der 1548 seinem Vater auf dem polnischen Throne gefolgt war. Erst da wurden die Aussichten günstiger, als der kurfürstliche Kanzler Lamprecht Distelmeier die Sache lebhaft betrieb. 1562 erhielt Joachim von dem Könige die bestimmte Zusicherung einer Aufnahme in die gesammte Hand, jedoch nur für sich und seine männlichen Nachkommen. Durch die Bemühung der brandenburgischen Gesandten Liborius v. Bredow und Dr. Abdias Praetorius wurde 1563 von dem Reichstage zu Petrikau diese Mitbelehnung zugesagt, in Folge dessen Joachim sogar schon 1565 die Eventualhuldigung in Preußen annahm. Dieselbe wurde jedoch polnischer Seits 1566 für nichtig erklärt, da keine königliche Erlaubniß ertheilt worden war. Vielmehr erfolgte die feierliche Huldigung erst einige Jahre später, als Albrecht Friedrich, der Sohn des 1568 verstorbenen Herzogs Albrecht von Preußen, am 19. Juli 1569 belehnt wurde. Es hatte zwar die Geneigtheit einflußreicher Magnaten in Polen durch bedeutende Geschenke gewonnen werden und auch Kaiser Maximilian II. ein Fürwort einlegen müssen, der langjährige Wunsch ging aber endlich an jenem Tage in Erfüllung, indem Joachim, sein ältester Sohn Georg und ihre männlichen Leibeserben die Mitbelehnung empfingen. Der Markgraf Johann wurde jedoch in diese Belehnung nicht mit eingeschlossen.

Die Freude des Kurfürsten über dies glückliche Ereigniß war

außerordentlich. Das Reformationsfest wurde im September 1569 mit einem Dankfeste für diese Mitbelehnung verbunden und mit überaus großem Glanze zu Berlin gefeiert. In feierlichem Aufzuge, in welchem der Adel, die Geistlichkeit und der Bürgerstand zahlreich vertreten waren, begab sich der Kurfürst, der Kurprinz und dessen Sohn Joachim Friedrich unter dem Donner des Geschützes aus dem Schlosse nach dem Dom, wo namentlich auch der Kanzler Lamprecht Distelmeier den Ritterschlag erhielt und mit einer kostbaren goldenen Kette von Joachim beehrt wurde, als Anerkennung für seine trefflichen Dienste. Bei dem darauf folgenden Hoffeste wurden silberne, für diese Feier geprägte Denkmünzen unter das Volk ausgeworfen.

Die bedrohlichen Verhältnisse Deutschlands und die gänzlich umgestaltete Art der Kriegsführung gaben die Veranlassung, die Mark durch Anlegung von Festungen zu schützen. Markgraf Johann, der seinen Sitz in Cüstrin genommen hatte und deshalb auch häufig „Johann von Cüstrin" genannt wird, begann schon 1537 die Befestigung seiner Residenz, obgleich erst sein Nachfolger das begonnene Werk vollendete. Er versah nicht nur den Ort reichlich mit Geschütz, sondern auch sein Zeughaus daselbst war überhaupt eines der besten in Deutschland. Um die Südgrenze seines Landes leichter zu vertheidigen, befestigte er ferner seit 1554 Peiz in einer durch Sümpfe und Moräste schwer zugänglichen Gegend. Auch Joachim dachte darauf, einen festen Hauptplatz in seinem Lande zu schaffen, und bestimmte ursprünglich Zossen dazu; später jedoch änderte er den Plan und wählte Spandau, dessen Befestigung 1557 begonnen, aber erst unter seinem Nachfolger beendigt wurde.

In die Regierungszeit Joachim's fallen die letzten Spuren der Fehdelust in der Mark wie überhaupt in Deutschland. Abgesehen von den oben erwähnten Zügen von Märkern gegen das geächtete Magdeburg hatte sich Hans Kohlhase eine Zeit lang einen gefürchteten Namen gemacht. Derselbe war ein Bürger aus Cöln an der Spree, nicht ungebildet, und betrieb einen großen Pferdehandel. Als er von einem sächsischen Edelmanne beeinträchtigt worden war und auf dem Wege des Rechts keine Genugthuung erhalten konnte, sammelte er eine Schaar von Knechten und führte auf eigne Hand Fehde gegen Sachsen, von der ihn selbst Luther's mündliche Ermahnung nicht abhielt. Als er sich endlich auch gegen seinen eigenen Landesherrn verging, ward er gefangen genommen und 1540 in Berlin hingerichtet.

Bei einem anderen Vorfall ähnlicher Art mußte auch Joachim eingreifen. Ein fränkischer Ritter, Wilhelm v. Grumbach, war von dem Bischof von Würzburg seiner Güter beraubt worden und konnte die Zurückgabe derselben nicht ermöglichen, selbst nachdem ihm von Seiten des Reichs das Recht zugesprochen war. Endlich fand er Anhang genug, sich der Stadt Würzburg zu bemächtigen und das Domcapitel zu zwingen, ihm Ersatz zuzusagen. Darauf begab er sich zu dem Herzog Johann Friedrich von Gotha, dem ältesten Sohne des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, dessen Gunst

er in hohem Grade gewann und dem er die Kurwürde wieder zu verschaffen versprach. Wegen seiner unerlaubten Selbsthülfe jedoch wurde er geächtet, und da der Herzog seine Auslieferung beharrlich verweigerte, ward auch über ihn die Acht ausgesprochen, welche Kurfürst August von Sachsen vollstrecken sollte. Von diesem wurde er in Gotha belagert, und auch Joachim ließ Truppen zu dem Belagerungsheere stoßen. Die Besatzung lieferte endlich 1567 den Grumbach aus und übergab den Platz. Grumbach wurde hingerichtet, der Herzog aber gefangen nach Oesterreich abgeführt, wo er erst 1595 nach 28 jähriger Haft starb. Der Markgraf Johann hatte bedeutende Rüstungen gemacht und schien dem Herzog Johann Friedrich zu Hülfe kommen zu wollen; der schnelle Fall von Gotha und ernste Mahnungen des Kaisers verhinderten die Ausführung seines Plans. Die Acht, die bereits heimlich über ihn ausgesprochen worden sein soll, wurde deshalb nicht an ihm vollstreckt.

Nicht weniger bezeichnend für diese Zeit ist der abenteuerliche Zug des Herzogs Erich des Jüngeren von Braunschweig-Calenberg, des Schwestersohns von Joachim. Derselbe hatte 14,000 Mann geworben, angeblich den Polen gegen die Russen beizustehen, vielleicht wohl, um sich in den Ostseeländern eine Herrschaft zu gründen. Er verlangte 1563 Durchzug durch die Mark, und Joachim gab die Erlaubniß, daß sein Heer in einzelnen Abtheilungen durch die Altmark, Prignitz und Ukermark ginge. Da es sich jedoch viel Plünderungen zu Schulden kommen ließ, verweigerte Markgraf Johann den Durchzug durch die Neumark, stellte sich mit zahlreichem schweren Geschütz an der Oder auf und zwang Erich, seinen Weg durch Pommern zu nehmen. Da auch Herzog Albrecht von Preußen den Uebergang über die Weichsel wehrte und Polen diese Hülfe zurückwies, sah sich Erich zum Rückzuge gezwungen. Der Rest seiner Truppen, gegen welchen Prenzlow sich verschloß, löste sich auf und plünderte die dortige Umgegend der Art, daß erst durch vereinte Anstrengung von Brandenburg, Mecklenburg und Pommern das Land gesichert werden konnte.

Die Schuldenlast, welche Joachim bereits vom Vater überkommen, wurde unter seiner Regierung außerordentlich vergrößert. Während sein sparsamer Bruder nicht nur keine Schulden machte, sondern sogar bedeutende Summen ansammelte, obgleich er für die Sicherheit des Landes sowie für das Aufblühen des Handels und der Gewerbe nicht wenig verwendete, befand sich Joachim fast in beständiger Geldverlegenheit. Ueberall gab er mit vollen Händen, und sein Rentmeister Thomas Matthias, zugleich Bürgermeister von Berlin, wußte oft nicht das Nöthigste herbeizuschaffen, so daß er selber von dem Seinigen hergab und darüber verarmte. Diese Rathlosigkeit gab auch die Veranlassung, daß Joachim den Juden gegen bedeutende Baarleistungen die Rückkehr in die Mark erlaubte, von denen ein gewisser Lippold als kurfürstlicher Kammerdiener und Münzmeister das Vertrauen seines Herrn in hohem Grade zu erwerben wußte, dasselbe aber auch so mißbrauchte, daß er den Haß Aller, auch seiner Glaubens-

genossen, auf sich zog. Die großen Summen, welche die Regulirung der äußeren Angelegenheiten erforderte, welche ferner für den häufigen Besuch der Reichstage, für die Uebertragung des Erzstiftes Magdeburg auf zwei seiner Söhne und seinen Enkel Joachim Friedrich, für den Feldzug gegen die Türken und andere Kriegsrüstungen, namentlich auch für die Befestigung Spandau's verwendet werden mußten, konnten meist nur durch Anleihen herbeigeschafft werden, die nicht geringe Opfer kosteten. Dazu kam ferner die Prachtliebe des Kurfürsten, die sich in Ritterspielen und Hoffesten aller Art gefiel, so wie seine Baulust, die das Schloß in Cöln*) und eine Menge von Jagdschlössern z. B. Köpnick, Grimnitz, Letzlingen ꝛc. neu herstellen ließ. Alles dies erschöpfte seine Mittel der Art, daß er wiederholt seine Stände um Hülfe anrufen mußte. Während seine jährlichen Einkünfte nur auf 80,000 Gulden geschätzt wurden, sollten bereits 1540 die Stände eine Schuld von wenigstens 600,000 Rthlrn. übernehmen, wozu sie nur dadurch bewogen wurden, daß ihnen bedeutende Vorrechte eingeräumt werden mußten, namentlich auch das, selber die Steuern einzuziehen und zu verwalten. Dessen ungeachtet war, besonders auch durch die Kosten des Schmalkaldischen Krieges, im Jahre 1549 die Schuld wieder auf 900,000 Gulden angewachsen, von denen die Städte die größere Hälfte, die Oberstände die kleinere übernahmen. Ueber die Art und Weise der Tilgung dieser Schulden wird unten Einiges beigebracht werden, hier genüge nur die Bemerkung, daß fortan der Kurfürst in die größte Abhängigkeit von seinen Ständen gerieth, und daß die Schwäche seiner Nachfolger in den großen Bewegungen der Zeit vorzugsweise diesem Verhältnisse zuzuschreiben ist, das erst der große Kurfürst mit eiserner Consequenz löste. — Im übrigen hatte Joachim das Streben, den Wohlstand des Landes auf alle mögliche Weise zu heben, und dasselbe ward von glücklichem Erfolge gekrönt. Daß dem so war, beweist namentlich auch der gewaltige Luxus, gegen den wiederholt harte Bestimmungen erlassen werden mußten sowohl was die Schmausereien als auch was die Kleidung betraf. Wurde doch selbst auf den Kanzeln z. B. gegen die berüchtigten „Pluderhosen" gepredigt, und mußte doch durch ein besonderes Edict verboten werden, daß Jemand mehr als 300 Gulden verspiele.

Joachim war zwar von mehr kriegerischer Gesinnung als sein Vater, wie er denn auch schon als Kurprinz 1532 im Türkenkriege die Truppen des niedersächsischen Kreises mit Auszeichnung befehligte, so daß er vom Kaiser zum Ritter geschlagen wurde, und wie er auch 1542 als Oberanführer des deutschen Heeres abermals gegen die Türken kämpfte; dennoch suchte auch er mehr durch Gewandtheit im Unterhandeln als durch das Schwert seinen Endzweck zu erreichen.

---

*) Die Baulichkeiten hatten den Umfang der jetzigen, doch bestanden sie zum Theil in Stall- und Wirthschaftsgebäuden; das Quergebäude zwischen den beiden großen Höfen stammt davon her.

Es kam ihm dabei seine gelehrte Erziehung sehr zu statten; er besaß nämlich so gute Kenntnisse, daß er beispielsweise an theologischen Streitfragen sich lebhaft betheiligen konnte. Dieser seiner nicht gewöhnlichen Bildung ist es zuzuschreiben, daß unter ihm die Kunst in der Mark — Bildhauerei, Malerei, Musik — ihre wenn auch nur schwachen Anfänge nahm, und daß das Schulwesen sich besser gestaltete, wie er denn auch für die Wiederaufnahme der Universität Frankfurt die eifrigste Sorge trug. Er that dies theils dadurch, daß er tüchtige Lehrer dahin berief, theils daß er die Einkünfte derselben vermehrte, indem er mehrfach eingegangene geistliche Güter derselben überwies, z. B. 1551 auch die des Domstiftes zu Stendal; ferner daß er diejenigen, welche in Frankfurt ihre Studien gemacht, bei Besetzung geeigneter Stellen besonders berücksichtigte, ja später sogar den Befehl gab, daß Märker nur in Frankfurt studiren dürften. Dafür hatte er die Freude, wohl geeignete Männer für die verschiedenen Zweige der Staats-Verwaltung zu gewinnen, was um so nothwendiger war, als dieselbe immer complicirter wurde. Vorzugsweise waren es anfänglich Männer des Bürgerstandes, welche sich auf das Studium legten, bald jedoch fand auch der Adel darin eine ehrenvolle Richtung für seine Thätigkeit, je mehr ihm die Aussicht für den Kriegsdienst schwand. So konnte ein besonderes kurfürstliches Hof- und Kammergericht für die Justiz gebildet werden, deren Pflege Joachim sich sehr angelegen sein ließ; ferner eine Canzlei für die Verwaltung des Landes und eine s. g. Kammer, die nur mit den Finanz-Angelegenheiten beschäftigt war.

Im Jahre 1549 hatte Joachim's zweite Gemahlin Hedwig in dem Jagdschlosse Grimnitz das Unglück, mit dem Fußboden durchzubrechen und an einem Hirschgeweih in dem darunter befindlichen Saale so schwere Verletzungen sich zuzufügen, daß sie seitdem kränklich blieb und an Krücken gehen mußte, da ihre Schamhaftigkeit sie verhindert hatte, sich Aerzten anzuvertrauen. Joachim knüpfte nach dieser Zeit ein engeres Verhältniß mit einer Anna Sydow an, die früher an den kurfürstlichen Zeugmeister und Stückgießer Michael Dietrichs vermählt gewesen war und unter dem Namen „die schöne Gießerin" bekannt ist.

Auf einer Wolfsjagd hatte sich Joachim eine starke Erkältung zugezogen, in Folge deren ein Stickfluß am 3. Januar 1571 seinem Leben ein Ende machte, im 66. Lebensjahre. Zehn Tage später, am 13. Januar, starb sein Bruder Johann ohne Söhne zu hinterlassen; sein Land wurde wieder mit dem Kurlande vereinigt und ist seitdem nicht wieder von demselben getrennt worden.

7. Johann Georg. 1571—1598.

In dem brandenburgisch-preußischen Regentenhause sind es namentlich drei Fürsten, die in vielfacher Beziehung eine große Charak-

ter-Aehnlichkeit zeigen: der Markgraf Johann von Cüstrin, der Kurfürst Johann Georg und der König Friedrich Wilhelm I. Wenn einerseits die Bemühungen derselben um die Wohlfahrt ihrer Länder allgemein zugestanden werden, so hat doch andererseits die energische und oft schroff hervortretende Entschiedenheit ihres Wesens vielfach ganz entgegengesetzte Beurtheilung erfahren. Um so mehr wird das eigene Urtheil der Leser darüber entscheiden müssen.

Gleich zu Anfang seiner Regierung ließ Johann Georg den Juden Lippold unter Anklage grober Unterschleife gefangen setzen; später wurde derselbe zum Tode verurtheilt, da man durch die Folter das Geständniß von ihm erpreßt hatte, daß er seinen Herrn, den Kurfürsten Joachim, vergiftet habe. Seine grausame Hinrichtung lag im Geiste der Zeit und befriedigte den Haß derer, welche ihm für seinen Wucher und seinen Uebermuth ein solches Ende gewünscht hatten. Im übrigen jedoch konnte der Kurfürst dem Kaiser Maximilian II., als dieser sich für die Wittwe und die Kinder des Unglücklichen verwendete, mit Recht antworten, daß er, selbst nach jenem Geständnisse, großmüthig gegen die Familie gehandelt, da er ihr einen Theil ihres Vermögens gelassen habe. Hart aber war die Maßregel, daß abermals alle Juden aus der Mark verjagt wurden; sie mußten Abzugsgelder zahlen und wandten sich nach Polen und Böhmen. Nicht weniger hart zeigte sich Johann Georg gegen die „schöne Gießerin", die als Gefangene auf der Festung Spandau ihr Leben beschloß; ihre beiden Töchter wurden an kurfürstliche Beamten zwar anständig, doch einfach verheirathet. Noch gewaltsamer war sein Verfahren gegen mehrere verdiente Räthe seines Vaters, besonders aber gegen den Rentmeister Thomas Matthias, der anfänglich gefangen gesetzt, dann zwar als schuldlos wieder freigegeben wurde, aber keinen Ersatz für seine Aufopferung erhielt und im Elend starb. Mit vielleicht größerem Rechte wurden andere Günstlinge Joachim's entfernt, und der Hof in bescheidene Form zurückgeführt, um jeden unnützen Aufwand zu vermeiden. Nur der schon bei Joachim so hoch angesehene Kanzler Lamprecht Distelmeier blieb in seiner Stellung; ihm wurde sogar später der Auftrag, ein neues Gesetzbuch zu entwerfen, doch fehlte es ihm an Zeit, dieses Vorhaben auszuführen, und Entwürfe, von Andern gemacht, genügten so wenig, daß man die Idee fallen ließ.

Schon als Kurprinz hatte Johann Georg in seiner Zurückgezogenheit von dem glänzenden Hofe seines Vaters sich durch einfache Lebensweise ausgezeichnet und sich mit den verschiedenen Zweigen der Staats-Verwaltung vertraut zu machen gesucht, so daß er mit sehr wohl überdachten Planen seine Regierung beginnen konnte. Als die Stände 1572 aufgefordert wurden, die Schuldenlast seines Vaters zu decken, die auf mehr als drittehalb Millionen Thaler sich belief, erschraken sie zwar nicht wenig über die Größe derselben, und es fiel manch hartes Wort; dennoch fügte man sich, selbst auch die Neumark, welche die Hälfte der Schulden übernehmen sollte, von denen ihr gar nichts zu Gute gekommen war. In der Kurmark übernahmen Ritterschaft und

Geistlichkeit zwei Drittel, in der Neumark die Hälfte der ihnen zugetheilten Schulden-Deckung; dafür wurde dem Adel außer andern Vergünstigungen die Zusicherung, daß er vorzugsweise bei Besetzung von Canonicaten berücksichtigt, und daß zu Staatsämtern überhaupt kein Fremder oder Bürgerlicher zugelassen werden sollte, und auch den Städten wurden Begünstigungen zu Theil, durch welche die schweren Abgaben weniger fühlbar wurden. So bewilligte man denn eine neue erhöhte Bierziese sowie einen erhöhten Hufen- und Giebelschoß. Der Kurfürst aber, als er nach mehreren Jahren das Land schuldenfrei sah, änderte seine bisherige sparsame Lebensweise gänzlich. Er richtete seinen Hof glanzvoller ein, und um die häufigen Hoffeste zu verherrlichen wurden Künstler aller Art herbeigezogen. Der Auf- und Ausbau von Schlössern wurde eifrig betrieben, die Festungen ihrer Vollendung zugeführt, ja selbst eine neue gegen Polen in Driesen angelegt, die jedoch erst unter seinem Nachfolger ihre Vollendung erhielt. Daher kam es auch, daß nach seinem Tode abermals eine Schuld von 600,000 Rthlrn. sich vorfand, die erst 1602 von den Ständen zur Tilgung übernommen wurde. Die lange Ruhe und der wachsende Wohlstand des Landes seit mehreren Menschenaltern zog eine große Menge von fremden Colonisten hierher, namentlich Niederländer, welche durch die schwere Hand König Philipp's II. von Spanien in ihrem Glauben wie in ihrem materiellen Interesse verletzt hier die freundlichste Aufnahme fanden. Manufacturen und Fabriken fingen an aufzublühen, dem Handel wurden alle möglichen Erleichterungen verschafft, und Johann Georg war eifrig bemüht, bei allen obersächsischen Kreisständen eine Münzeinigung herbeizuführen. Die Bevölkerung mehrte sich zusehends, und es wird besonders rühmend hervorgehoben, daß im ganzen Lande kein Haus leer geblieben sei. Den besten Beweis für den zunehmenden Wohlstand liefern wohl die Luxusgesetze vom Jahre 1580, nach welchen die städtische Bevölkerung in vier Stände geschieden und für jeden besondere Vorschriften in Bezug auf Kleidung, Hochzeiten ꝛc. entworfen wurden.

Johann Georg hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen und schon im 16. Lebensjahre die Universität Frankfurt bezogen. Deshalb war er auch später darauf bedacht, dieses wohlthätige Institut zu pflegen, indem er das Gehalt der Lehrer erhöhte und eine große Anzahl von Stipendien für arme Studirende gründete — auch mehrere Städte so wie Adlige hatten gleiche Stiftungen gemacht — und 1572 das Gebot erneute, daß jeder Märker die Universität Frankfurt besucht haben müßte, der ein Amt bekleiden wollte, zu dem akademische Studien erforderlich wären. Und nicht allein die Universität, sondern auch das Schulwesen überhaupt nahm seine Sorge in Anspruch — dem 1574 gestifteten Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin räumte er die Baulichkeiten ein, während die Stadt die übrigen Mittel aufbrachte — wie er auch zum Unterrichte der Mädchen aufmunterte. Durch einen fremden Abenteurer Leonhard Thurneyßer wurde auch die Formschneide- und Buchdruckerkunst nicht wenig in der Mark

befördert. Derselbe bekleidete beim Kurfürsten die Stelle eines Leibarztes und hatte sich durch seine alchymistischen Kenntnisse das besondere Vertrauen desselben erworben, bis er 1584 plötzlich die Mark verließ. In dem grauen Kloster in Berlin hatte er eine Buchdruckerei eingerichtet, aus der eine große Menge von Werken, namentlich auch der morgenländischen Literatur, hervorgegangen sind.

Ein besonderes Augenmerk richtete Johann Georg auf die kirchlichen Angelegenheiten seines Landes. Es war das um so nothwendiger, als der Katholicismus, veranlaßt und geführt durch die Jesuiten, die in's Besondere die Jugendbildung in die Hand nahmen, die größten Anstrengungen machte, das durch die Reformation verlorne Terrain wiederzugewinnen. Dazu kam der Uebelstand, daß, ähnlich wie in den ersten Zeiten der Ausbildung und Verbreitung des Christenthums eine große Meinungsverschiedenheit in zahlreichen Secten sich geltend gemacht hatte, so auch in der neuen evangelischen Kirche viel theologische Zänkereien sich erhoben, die der Ausbreitung der Reformation unendlich geschadet haben. Schon 1572 ließ der Kurfürst deshalb eine Sammlung von Kirchenlehren und Vorschriften (corpus doctrinae) entwerfen, nach der die Geistlichen in der Mark sich zu richten hätten. Wenige Jahre später 1576 veranlaßten er und der Kurfürst August von Sachsen, mit dem er der evangelischen Lehre wegen eng zusammenhielt, eine Zusammenkunft mehrerer Theologen aus verschiedenen Ländern zu Torgau, wo die s. g. Eintrachtsformel (formula concordiae) zusammengestellt wurde. Dieselbe wurde 1577 zu Kloster Bergen bei Magdeburg nochmals revidirt und sollte für immer jede Glaubensverschiedenheit beseitigen. Um aber größere Einheit in die äußere Form der Landeskirche zu bringen, setzte er einen General-Superintendenten ein, welcher nach der 1573 entworfenen Visitations- und Consistorial-Ordnung alle zehn Jahre eine allgemeine Kirchen-Visitation anstellen sollte, während die jenem untergeordneten Inspectoren jährlich eine solche vorzunehmen hatten.

Wie sein Vater hatte auch Johann Georg bereits als Kurprinz den Ritterschlag erhalten, und zwar als er an der Spitze der brandenburgischen Hülfsschaar unter Kaiser Karl V. im Schmalkaldischen Kriege kämpfte. Doch war er eben so wenig wie sein Vater und Großvater kriegerisch gesinnt, und der Friede wurde auch unter seiner Regierung nicht gestört. Dessen ungeachtet sorgte er für die Sicherheit des Landes nicht nur durch den Bau von Festungen, sondern ließ auch Mannschaft und Kriegsgeräth ordnen, um nicht etwa in wehrlosem Zustande überrascht zu werden. Auch fand sich für den kriegerisch gesinnten Adel mannichfache Gelegenheit zum Kampfe. Obgleich nämlich streng lutherisch und gegen den Calvinismus gesinnt, erlaubte der Kurfürst jenem doch Kriegsdienste bei den Niederländern zu nehmen, als diese mit Anstrengung aller Kraft sich gegen die spanische Herrschaft auflehnten und die sieben nördlichen Provinzen 1579 die Union zu Utrecht schlossen, und sich dann 1581 von Spanien lossagten. Ebenso schlossen sich Brandenburger zahlreich dem Heere an, das die

Protestanten in Deutschland 1587 ihren französischen Glaubensbrüdern zu Hülfe schickten, sowie später einem zweiten, das 1590 dem französischen Könige Heinrich IV. zuzog, als diesem nach dem Aussterben des Hauses Valois von der katholischen Ligue der Thron streitig gemacht wurde. Durch diese Kämpfe für die evangelische Lehre so wie durch den Einfluß der — wie oben erwähnt — eingewanderten Niederländer und anderer ihres Glaubens wegen Vertriebenen verbreitete sich eifrige protestantische Gesinnung in den Marken.

In Bezug auf die äußeren Verhältnisse haben nur die Verhandlungen mit Pommern einige Wichtigkeit. Dort war 1560 der Herzog Philipp von Pommern-Wolgast gestorben, und sein Oheim Barnim XI. von Stettin hatte in Gemeinschaft mit der hinterbliebenen Wittwe die vormundschaftliche Regierung über seine fünf unmündigen Söhne übernommen. Da man nach der früheren Festsetzung erst pommerscher Seits die Verträge mit Brandenburg erneuern mußte, bevor die Belehnung erfolgen konnte, man aber mehreren Beschwerden besonders über Störungen im Handel und Gewerbe abgeholfen wissen wollte, so bat man den Kaiser die Belehnung noch auszusetzen. Als jedoch die Verhandlungen zu Prenzlow 1564 nicht den gewünschten Erfolg hatten, der Kaiser aber die Belehnung für das Jahr 1566 festsetzte, kam man dahin überein, daß diesmal ausnahmsweise gegen ausdrückliche Reversalien die Belehnung vorangehen dürfte, die auch am 28. November zu Wien erfolgte, während die Erbhuldigung erst im September des folgenden Jahres stattfand. Als darauf 1569 der Herzog Barnim XI., der keine Söhne hatte, die Regierung niederlegte, theilten sich Philipp's Söhne das Land durch das Loos; Pommern-Stettin fiel an den Herzog Johann Friedrich, den ältesten der Brüder. Dieser verlobte sich mit der ältesten Tochter des Kurfürsten Johann Georg und wußte seinen Schwiegervater zu bewegen, daß derselbe 1571 mit Einwilligung des Kurprinzen und seiner Vettern in Franken und Preußen, sowie mit Zustimmung Hessens und Sachsens, der Erbverbrüderten, festsetzte, das pommersche Haus sollte, wenn das gesammte Haus Brandenburg ausstürbe, von den brandenburgischen Landen die Neumark, das Land Sternberg so wie Löcknitz und Vierraden mit ihrem Gebiete als Erbtheil erhalten. Bei jeder Landeshuldigung sollte auch eine Eventualhuldigung an Pommern geschehen, wogegen Pommern jedesmal die Versicherung ertheilen sollte, daß es Adel wie Städte bei den alten Gerechtsamen erhalten würde, wenn ihm das Land zufiele. Der Kaiser Maximilian II. bestätigte 1574 diesen Vertrag, und ebenso genehmigten Hessen und Sachsen nachmals denselben am 9. November 1587, als man in dem Convente zu Naumburg die frühere Erbverbrüderung mit Brandenburg erneuerte. Es wurde festgesetzt, daß nach dem Aussterben des Gesammthauses Brandenburg jene Länder an Pommern fallen sollten, das übrige Besitzthum jedoch zur Hälfte an Sachsen, zur Hälfte nebst der Kurwürde an Hessen. Zugleich wurden die früheren Bestimmungen der Art geändert, daß, wenn Hessen ausstürbe, Sachsen zwei Drittel,

Brandenburg ein Drittel des Erbes erhalten sollte; stürbe Sachsen aus, so sollte Brandenburg ebenfalls nur ein Drittel, Hessen das Uebrige mit der Kurwürde erhalten.

Es ist oben erwähnt worden, daß Joachim's I. Bruder Albrecht 1513 zum Erzbischof von Magdeburg erwählt worden war; seitdem blieb diese Würde bei dem brandenburgischen Hause, und namentlich haben die beiden Brüder Johann Georg's, Friedrich und Siegmund, nach einander dieselbe bekleidet. Als letzterer 1566 gestorben war, trennte sich das Bisthum Halberstadt, das fast 90 Jahre lang einen gemeinschaftlichen Metropoliten mit Magdeburg gehabt hatte, von dem Erzstifte, da das dortige Domcapitel noch eifrig katholisch und mit den reformatorischen Bestrebungen in Magdeburg unzufrieden war. Den Bemühungen Joachim's II. gelang es, die Wahl im Erzstifte auf seinen Enkel Joachim Friedrich, den Sohn des damaligen Kurprinzen Johann Georg, zu lenken, und Kaiser Maximilian II. billigte diese Wahl. Als Protestant führte er wie seine Nachfolger nicht den Titel „Erzbischof", sondern den eines „Administrators". Dieses nahe Verhältniß veranlaßte nun 1579 Kurfürst Johann Georg, zu Eisleben den s. g. Permutations-Vertrag zu vermitteln, durch welchen das Tripartit aufgehoben wurde und die Stadt Magdeburg unter die alleinige Herrschaft des Administrators zurückkehrte. Sachsen wurde durch Abtretung mehrerer Aemter entschädigt, und auch Brandenburg verzichtete auf sein Anrecht, wogegen die noch immer hinaus geschobene Zahlung von 95,000 Gulden unterblieb, durch welche es als Beisteuer für die Belagerung Magdeburgs in den Mitbesitz der Stadt hatte kommen sollen.

Johann Georg hatte das 72. Lebensjahr überschritten, als er am 8. Januar 1598 starb. Von seinen drei Gemahlinnen waren ihm 23 Kinder geboren; 15 derselben überlebten ihn, und er hatte die seltene Freude, einen Urenkel (den nachmaligen Kurfürsten Georg Wilhelm) zu sehen. Sein Verhältniß zu seinem ältesten Sohne, dem Kurprinzen Joachim Friedrich, war dadurch in der letzten Zeit getrübt worden, daß er dem ältesten Sohne dritter Ehe die Länder als Erbtheil hinterlassen wollte, welche erst sein Oheim Johann von Küstrin besessen hatte. Der Kurprinz erklärte sich entschieden dagegen, ungeachtet Kaiser Rudolf II. diese Anordnung genehmigt hatte.

8. Joachim Friedrich. 1598—1608.

So kurz auch die Regierung dieses Fürsten gewesen, so bedeutend ist sie doch geworden durch Einleitung von Verhältnissen, welche für die fernere Ausbildung des brandenburgisch-preußischen Staates von entschiedener Wichtigkeit wurden.

Kurfürst Johann Georg hatte durch sein Testament vom Jahre 1596 Christian, den ältesten Sohn aus seiner dritten Ehe, zum Nachfolger in der Neumark, dem Lande Sternberg, Crossen

und Cotbus eingesetzt. Kaum jedoch war der Vater gestorben, so beeilte sich Joachim Friedrich, diese Länder für sich in Besitz zu nehmen, ungeachtet Christian nicht nur dagegen protestirte, sondern auch die Bewohner des Landes sowie die Nachbarn zum thätlichen Einschreiten zu veranlassen suchte. Die Stände, die nach Berlin zusammen berufen wurden, lehnten es ab, sich in diese Familien-Streitigkeiten zu mischen, und empfahlen, den Markgrafen Georg Friedrich von Anspach-Bayreuth als Vermittler heranzuziehen. Noch in demselben Jahre 1598 kamen deshalb Räthe von beiden Fürsten in Gera zusammen und entwarfen einen Vertrag, der 1599 von beiden angenommen wurde. Die beiden jüngeren Brüder des Kurfürsten zögerten jedoch mit ihrer Einwilligung, und erst im Jahre 1603 kam der völlige Abschluß zu Stande. Da nämlich im April dieses Jahres Georg Friedrich von Anspach-Bayreuth ohne Erben gestorben und sein Land an die in der Mark regierende Linie gefallen war, so wurde jener Gera'sche Vertrag zu Anspach den 11. Juni 1603 von den beiden jüngeren Brüdern genehmigt. Derselbe erneute das Hausgesetz von Albrecht Achilles. Die Mark mit allen ihren Bestandtheilen und Nebenländern so wie die erlangten Anwartschaften wurden dem Kurfürsten zugesprochen und sollten nie getheilt werden, die fränkischen Länder dagegen sollten in den Besitz der beiden jüngeren Brüder übergehen. Der Herzog Albrecht Friedrich von Preußen und seine Nachkommen sollten erst dann nach früher gegebener kaiserlicher Bestimmung das Recht der Nachfolge haben, wenn die deutschen Linien ausgestorben wären. Durch das Loos fiel Bayreuth an Christian, und seine Familie hat daselbst bis 1769 regiert, wo sie ausstarb; Anspach kam an den dritten Bruder Joachim Ernst. Seine Nachkommen beerbten die zweite Linie, und der letzte von ihnen, Karl Alexander, überließ die gesammten fränkischen Länder im December 1791 an Preußen gegen eine Rente von 500,000 Gulden, worauf Preußen den 28. Januar 1792 von dem Lande Besitz nahm.

Jene jüngere Linie, die mit Georg Friedrich ausstarb, stammte — wie wir oben gesehen — von dem zweiten und dritten Sohne des Kurfürsten Albrecht Achilles ab. Diese hatten 1486 nach des Vaters Hausgesetz die fränkischen Länder der Art getheilt, daß der ältere Friedrich Anspach, der jüngere Siegmund Bayreuth erhielt. Da letzterer schon 1495 ohne Kinder zu hinterlassen starb, fiel sein Land an seinen älteren Bruder Friedrich, der 1515 wegen Krankheit sein Land so theilte, daß der älteste Sohn Casimir Bayreuth, der zweite Georg der Fromme Anspach bekam, während der dritte Sohn Albrecht Hochmeister, dann Herzog in Preußen wurde. Casimir starb schon 1527 und hinterließ den berühmt gewordenen Markgrafen Albrecht Alcibiades, dessen Land 1557 dem Sohne Georg des Frommen, Georg Friedrich, zufiel, der die gesammten fränkischen Lande wieder in Einer Hand vereinigte. Außerdem besaß er auch in Schlesien nicht unbedeutendes Gebiet, das durch seinen Vater, Georg den Frommen, erworben worden war. Dieser hatte sich nämlich lange

an dem Hofe seines mütterlichen Oheims, des Königs Wladislaw von Böhmen und Ungarn, aufgehalten und sich so sehr die Gunst desselben erworben, daß er 1516 von ihm zum Mitvormunde seines Sohnes Ludwig des Frühzeitigen eingesetzt wurde, von dem oben erwähnt worden ist, daß er 1526 bei Mohacz sein Leben gegen die Türken verlor. Auch bei diesem Ludwig stand Georg in großem Ansehen, und mit dessen Genehmigung gelang es ihm, nicht unbedeutenden Besitz in Schlesien zu erwerben. Dort hatte zu dem Herzogthum Troppau auch das Herzogthum Jägerndorf gehört, das eine Zeit lang eine eigene Herrschaft bildete, zur Zeit des Kampfes aber zwischen Matthias von Ungarn und Wladislaw von Böhmen von König Matthias eingezogen und 1493 an den Kanzler Johann v. Schellenberg und dessen Nachkommen übergeben worden war. Der Sohn dieses Johann, Georg v. Schellenberg, vermählte sich mit der Schwester des letzten Herzogs von Jägerndorf, die als Erbin ihres Bruders Ansprüche auf das Land erhob, und sicherte sich dadurch den Besitz desselben. Doch schon 1523 verkaufte er Jägerndorf für 58,900 ungarische Gulden mit Einwilligung seiner Söhne an den Markgrafen Georg den Frommen; König Ludwig sowie später sein Schwager und Erbe, König Ferdinand, genehmigten diesen Verkauf und zwar der Art, daß dem Markgrafen Georg freie Disposition über dies Land ertheilt wurde. Gleichzeitig erhielt der Markgraf Aussicht auf noch größeren Besitz. 1521 nämlich war der letzte Herzog von Ratibor gestorben, und sein Land war nach früheren Verträgen an den Herzog Johann von Oppeln gefallen. Dieser schloß mit dem Markgrafen Georg und seinem Bruder Casimir einen Erbvertrag, den König Ludwig 1524 bestätigte: daß nach Herzog Johann's Tode beide Herzogthümer, Oppeln und Ratibor, zunächst an den Markgrafen Georg fallen sollten; letzterer nahm in Folge dessen die Titel und die Huldigung von beiden Ländern an. König Ferdinand war jedoch hiermit nicht einverstanden; er willigte zwar 1531 darin ein, daß Georg nach Herzog Johann's Tode beide Länder erhalten sollte, aber nur unter dem Titel eines Unterpfandes, das der König jederzeit für die Summe von 183,333 ungarischen Gulden einlösen könnte; auch sollte Schloß und Stadt Oppeln unmittelbar dem Könige zufallen. Auf solche Weise trat Georg den Besitz an, als im folgenden Jahre 1532 der Herzog Johann von Oppeln starb, und blieb in demselben bis zu seinem Tode. Mit diesen beiden Herzogthümern erhielt Georg zugleich die beiden Pfandschaften Beuthen und Oderberg, die Herzog Johann inne gehabt hatte. Nach früherer Bestimmung König Ludwig's, die später von König Ferdinand genehmigt worden war, sollte die Herrschaft Beuthen weder von Markgraf Georg noch von dessen nächsten Erben eingelöst werden; wegen der Herrschaft Oderberg dagegen war von König Ferdinand 1531 festgesetzt worden, daß sie nach Einlösung von Oppeln und Ratibor noch Georg und seinen drei nächsten männlichen Erben verbleiben, nach deren Tode aber unentgeltlich dem Könige zufallen sollte.

Als Markgraf Georg der Fromme 1543 gestorben war, über-

nahm Albrecht Alcibiades über dessen 5 Jahre alten Sohn Georg Friedrich die Vormundschaft, bis er 1553 in die Reichsacht erklärt wurde. Seitdem führte König Ferdinand als Lehnsherr die vormundschaftliche Regierung in Jägerndorf und in den übrigen schlesischen Besitzungen. Schon vorher, 1552, hatte er die Pfandschaft von Oppeln und Ratibor gekündigt, da er sie anderweitig zugesagt hatte. Da er jedoch am Zahlungstage die Pfandsumme nicht erstatten konnte, so verpfändete er für dieselbe das Fürstenthum Sagan nebst den Herrschaften Priebus, Sorau, Triebel, Muskau und Friedland. Georg Friedrich, 1556 mündig, erhielt 1557 die kaiserliche Belehnung über seine Länder, doch schon 1558 wurde jenes Pfand eingelöst, da die katholischen Einwohner sich die Herrschaft eines protestantischen Fürsten nicht gefallen lassen wollten; dagegen blieb der Markgraf in dem Besitze des Herzogthums Jägerndorf und der Herrschaften Beuthen und Oderberg. Um alle drei Besitzungen an das Kurhaus zu vererben, da weder er noch sein Vetter Albrecht Friedrich in Preußen Söhne hatten, verhandelte er, jedoch ohne Erfolg, mit Kaiser Rudolf II. Dessen ungeachtet setzte er 1595 in seinem Testamente den damaligen Kurprinzen Joachim Friedrich zum Erben ein, der auch, als Georg Friedrich 1603 gestorben war, von diesen Ländern Besitz nahm, obgleich Kaiser Rudolf auf die Herausgabe aller drei Besitzungen drang, da sie als offen gewordene Lehen an Böhmen zurückfallen müßten.

Ein jüngerer Sohn Joachim Friedrich's, Johann Georg, ward 1592 von den protestantischen Domherren in Straßburg zum Bischof erwählt, während die katholischen dem Cardinal-Bischof von Metz, dem Herzog Karl von Lothringen aus der Familie Guise, ihre Stimme gaben. Wurde dessen Wahl durchgesetzt, so mußte die Stadt katholisch bleiben, während sie im andern Falle dem Protestantismus zufiel. Darum strengten beide Parteien alle Kräfte an, und es schien ein Zusammenstoß nicht ausbleiben zu können. Johann Georg zählte dabei auf den Beistand der Protestanten in Deutschland, namentlich auf den des brandenburgischen Hauses, doch Kurfürst Johann Georg war durchaus abgeneigt, die Wahl seines Enkels mit Gewalt durchsetzen zu helfen, da bei der großen Gespanntheit zwischen Katholiken und Protestanten leicht ein allgemeiner, gefährlicher Krieg zu befürchten stand, und auch Joachim Friedrich, als er die Regierung in der Mark übernommen, behielt diese Politik seines Vaters bei. So wurde denn nach wiederholten kriegerischen Versuchen beider Bischöfe, sich in den Besitz des Hochstifts zu setzen, 1604 die Sache dahin entschieden, daß die katholische Partei ihre Wahl durchsetzte, und daß Markgraf Johann Georg durch eine Abstandssumme von 130,000 Gulden so wie durch eine Rente von 9000 Gulden entschädigt wurde. Diesem seinem Sohne nun übertrug Kurfürst Joachim Friedrich 1607 das Herzogthum Jägerndorf nebst den beiden Herrschaften Beuthen und Oderberg mit der Bestimmung, daß jene Länder nach dem Absterben dieser Linie wieder an Brandenburg zurückfallen sollten. Als jedoch Johann Georg zu Anfang des dreißigjährigen Krieges sich

dem zum Könige in Böhmen gewählten Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz anschloß, wurde er 1621 nach der unglücklichen Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag in die Acht erklärt und sein Land vom Kaiser eingezogen. Auch seinem Sohne, dem Markgrafen Ernst, damals erst vier Jahre alt, wurden diese Besitzungen vorenthalten, und eben so wenig entschloß sich der Kaiser zur Herausgabe derselben, als Markgraf Ernst 1642 kinderlos starb und das Land an Brandenburg hätte zurückfallen müssen. Deshalb erneuerte König Friedrich II. beim Beginn der schlesischen Kriege auch auf diese Länder seine Ansprüche.

Einen wichtigen Erfolg gewann Joachim Friedrich, als ihm die Curatel von Preußen übertragen wurde. Wie oben erwähnt hatte Joachim II. die Mitbelehnung von dem polnischen Könige Siegmund August empfangen. Mit letzterem war dann 1572 der Jagellonische Königsstamm in Polen ausgestorben, und Polen wurde seitdem ein Wahlreich. Zunächst gelang es den Bemühungen der Katharina von Medici, der Wittwe des Königs Heinrich II. von Frankreich, 1573 ihrem dritten Sohn Heinrich III. die Königswürde in Polen zu verschaffen; doch kaum daß derselbe nach Polen gekommen war, so wurde ihm die Nachricht, daß sein Bruder, König Karl IX., gestorben und ihm der französische Thron erledigt worden sei. Er verließ deshalb heimlich das Land, so daß weder der Herzog Albrecht Friedrich von Preußen noch der Kurfürst Johann Georg Gelegenheit hatten, sich mit Preußen belehnen zu lassen. Bei der darauf folgenden zwiespältigen Wahl wurde von einer Partei Kaiser Maximilian II., von einer andern Stephan Bathori, Fürst von Siebenbürgen, zum Könige in Polen ernannt, der eine Schwester des letzten Jagellonen heirathete. Der Tod des Kaisers Maximilian 1576 machte Stephan zum alleinigen Herrn. Dieser, mit Türken, Tataren und Russen verfeindet, suchte ein gutes Einvernehmen mit den benachbarten deutschen Fürsten. Deshalb beauftragte er 1577 wider den Wunsch der preußischen Stände den Markgrafen Georg Friedrich von Anspach-Bayreuth mit der Vormundschaft über den gemüthskranken Herzog Albrecht Friedrich und belehnte ihn 1578 feierlich mit derselben zu Warschau; zugleich erhielt auch Kurfürst Johann Georg die Mitbelehnung. Nach dem Tode Stephan's zu Ende 1586 war abermals eine Doppelwahl in Polen; die Einen erklärten den Erzherzog Maximilian, einen jüngeren Sohn des Kaisers Maximilian II., Andere Siegmund III. aus dem schwedischen Hause Wasa, einen Neffen des letzten Jagellonen, zum Könige. Letzterer behauptete sich als solcher; zunächst um zu hindern, daß Brandenburg Maximilian sich anschließe, dann um es bei dem in Aussicht stehenden Kampfe um die schwedische Krone, die er als Enkel Gustav Wasas beanspruchte, auf seiner Seite zu haben ertheilte er 1589 dem Kurhause Brandenburg die Mitbelehnung über Preußen. Als nun Georg Friedrich von Anspach-Bayreuth 1603 starb, bemühte sich Kurfürst Joachim Friedrich angelegentlichst, die vormundschaftliche Regierung in Preußen zu erhalten, doch bedurfte es erst großer Summen, um die Geneigtheit der polnischen

Großen zu erwerben. Die märkischen Stände bewilligten dem Kurfürsten dazu 300,000 Rthlr., und am 11. März 1605 endlich wurde dieser zum Curator, Administrator und Gubernator im Herzogthum Preußen verordnet, doch gelang es ihm nicht, die Belehnung mit Preußen zu erhalten.

Kaum war so das kurfürstliche Haus Brandenburg durch diese Verleihung um ein Bedeutendes der Erfüllung des Wunsches näher gekommen, den Joachim II. gehegt hatte, da er sich um die Mitbelehnung Preußens bewarb, als sich schon wieder für dasselbe eine andere glänzende Aussicht eröffnete, die sich in nicht langer Zeit zur Wirklichkeit gestalten sollte. Der Herzog Albrecht Friedrich von Preußen war 15 Jahre alt gewesen, als 1568 sein Vater Albrecht starb, und die Stände Preußens, welche eine polnische Vormundschaft vermeiden wollten, hatten ihn für geeignet erklärt, die Regierung selber zu führen, so daß er auch 1569 von König Siegmund August belehnt worden war. Sein kräftiges Auftreten war jedoch den Ständen und besonders der orthodoxen Geistlichkeit wenig genehm; sehr bald entstanden zwischen ihnen und dem jungen Fürsten arge Streitigkeiten, die, vielleicht verbunden mit falsch angeordneten Arzneimitteln, eine tiefe Schwermuth bei ihm erzeugten. Dessen ungeachtet vermählte er sich 1572 mit Maria Eleonore, der muthmaßlichen Erbin von Jülich-Cleve-Berg, die von ihrem Vater Wilhelm III. selber durch die Mark nach Preußen geführt wurde. Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich aber sehr bald so, daß er 1573 völlig gemüthskrank, und deshalb die oben erwähnte Regentschaft nöthig wurde. Dennoch zeugte er sieben Kinder, von denen die beiden Söhne ganz jung hinstarben. Mit der ältesten Tochter Anna hatte sich 1594 der Sohn Joachim Friedrich's, Johann Sigismund, vermählt, der dadurch die Aussicht erwarb, dereinst seine Schwiegermutter im Herzogthum Cleve zu beerben, eine Aussicht, die um so größer war, als deren Bruder Herzog Johann Wilhelm kinderlos und ebenfalls gemüthskrank war. Um diese Aussicht noch fester zu begründen, vermählte sich nach dem Tode seiner Gemahlin Catharina der Kurfürst Joachim Friedrich 1603, obgleich 58 Jahre alt, mit der 20 Jahre alten vierten Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich, Eleonore, und um spätere Ansprüche auf das Erbland Cleve kräftiger durchsetzen zu können, schloß er 1605 ein Bündniß mit den Holländern, welche gegen eine jährlich zu zahlende Summe ein Hülfsheer zu stellen versprachen, das nöthigenfalls bei der Besitzergreifung der Jülich'schen Erbschaft dort einrücken sollte. Zugleich suchte er sich mit dem kurpfälzischen Hause eng zu verbinden, obgleich er lutherisch, jenes reformirt war, und verabredete deshalb die künftige Vermählung seines damals 10 Jahre alten Enkels Georg Wilhelm mit Elisabeth Charlotte, der achtjährigen Tochter des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz.

Wie in diesen Angelegenheiten, so trat Joachim Friedrich überall mit Ueberlegung und Vorsicht auf. Es war das um so nothwendiger

als die vorhin erwähnte Ausschließung des evangelischen Markgrafen Johann Georg von der Besetzung des Hochstiftes Straßburg nicht ein einzeln stehendes Ereigniß in dem Streite zwischen den Katholiken und Protestanten war, sondern die Anzeichen eines nahen Ausbruches offener Feindseligkeiten zwischen beiden Parteien je länger je mehr hervortraten. Der Erzbischof Gebhard von Cöln mußte 1583 sein Bisthum meiden, weil er zur reformirten Kirche übergetreten war; in Aachen und Paderborn hatten die Katholiken über die Protestanten den Sieg davon getragen, so daß mehrere protestantische Fürsten Veranlassung nahmen, 1594 zu Heilbronn näher zusammen zu treten, um nöthigen Falls gemeinschaftlich geeignete Maßregeln zu ergreifen. Als diese s. g. correspondirenden Fürsten 1603 zu Heidelberg ein engeres Bündniß schlossen, den Uebergriffen der Katholiken entgegen zu treten, nahm Joachim Friedrich keinen Antheil an demselben, um nicht Veranlassung zum Ausbruch eines Krieges zu geben, und eben so wenig schloß er sich der 1608 gebildeten protestantischen Union an, als neue Verletzungen von katholischer Seite die Protestanten zu entschiedenen Schritten veranlaßten. Die Erbitterung zwischen beiden Religionsparteien war schon so gestiegen, daß die Protestanten Alles, was vom Papste kam, unbedingt verwarfen, so auch den 1582 eingeführten Gregorianischen Kalender. Was jedoch den Katholiken das Uebergewicht über die Protestanten verschaffte, war, daß letztere in hohem Grade uneins unter einander waren, und Lutheraner mit Calvinisten keine Gemeinschaft machen wollten. Joachim Friedrich selber war so gegen den Calvinismus eingenommen, daß er den Kurprinzen Johann Sigismund verpflichtete, bei der lutherischen Lehre zu bleiben; doch war er dem einseitigen und schroffen Wesen der lutherischen Geistlichkeit entschieden abhold und neigte sich in den letzten Jahren seines Lebens den reformirten Ansichten zu. Deshalb wurden auch alle die katholischen Gebräuche, welche noch in der märkischen Kirche geblieben waren, abgestellt.

Joachim Friedrich war 7 Jahre alt gewesen, als er zum Bischof von Havelberg, und 10 Jahre, als er zum Bischof von Lebus erwählt worden war. In seinem 21. Jahre wurde er Administrator von Magdeburg. Weil damals die Erbfolge des ganzen brandenburgischen Hauses nur auf seinem Vater, damals noch Kurprinz, und ihm beruhte, vermählte er sich zu Anfang 1570 mit Catharina, der Tochter des Markgrafen Johann von Cüstrin, die durch ihren Wohlthätigkeitssinn sich ausgezeichnet und in der Gründung der Schloß-Apotheke in Berlin, aus der Arme unentgeltlich Arznei empfangen sollten, ein bleibendes Denkmal sich gestiftet hat. Ungeachtet die katholische Partei über diese Verheirathung großes Geschrei erhob, weil er als Verwalter eines Bisthums nicht heirathen dürfe, und beim Kaiser Maximilian II. seine Absetzung beantragte, behauptete er sich doch durch des Letzteren Gunst in seiner Stellung; ja als er 1598 nach dem Tode seines Vaters die Regierung in der Mark übernahm, wurde nach früheren Verträgen mit dem Domcapitel seine Würde auf seinen damals 11

Jahre alten siebenten Sohn Christian Wilhelm übertragen, dessen bei der Zerstörung der Stadt Magdeburg Erwähnung geschehen wird. Während seiner langjährigen weisen Administration des Erzstiftes hatte Joachim Friedrich in dem Domcapitel ein hülfreiches Raths-Collegium gefunden. Die vielfachen Verhandlungen, die er seit der Uebernahme der kurfürstlichen Regierung zu führen hatte, machten ihm eine ähnliche Einrichtung in der Mark wünschenswerth, und er ordnete deshalb 1605 einen geheimen Staatsrath an, dem nicht nur die Leitung der äußeren Staats-Angelegenheiten anvertraut wurde, sondern auch die der inneren Landes-Verwaltung mit Ausnahme der Kirchen-, Justiz-, Lehns- und Landtagssachen.

Der Kurfürst war auch eifrig darauf bedacht, Gewerbe und Handel zu heben; dafür zeugt besonders die Anlage des Finow-Kanals, den er 1605 begann, um die Havel und Oder in Verbindung mit einander zu setzen; derselbe wurde jedoch erst unter seinen Nachfolgern vollendet, 1609 die Hälfte von der Havel bis zur Finow, 1620 das ganze Werk. Der dreißigjährige Krieg vernichtete die kostspielige und mühevolle Arbeit so ganz, daß sogar das Andenken an den Kanal aus dem Gedächtniß entschwunden war, als König Friedrich II. 1743 den Bau aufs neue begann und bis 1746, wenigstens der Hauptsache nach, zu Stande brachte. — Durch neue Verordnungen vom Jahre 1604 suchte der Kurfürst dem Luxus zu steuern und theilte zu dem Ende die städtische Bevölkerung in drei Stände; und da neben dem Wohlstande die Ungebildetheit der Bewohner dieselben veranlaßte, nur in sinnlichem Genusse Erholung zu suchen, so ließ er sich das Schulwesen besonders angelegen sein. So ist die Gründung des Gymnasiums zu Joachimsthal bei dem Jagdschlosse Grimnitz (1607) sein Werk; er stattete dasselbe mit baaren und Natural-Einkünften reichlich aus.

Joachim Friedrich starb plötzlich am 18. Juli 1608 im 63. Jahre seines Alters, als er von Storkow nach Berlin zurückkehrte, in der Nähe von Köpnick bei Grünau, wo ihm ein Denkmal errichtet ist.

9. Johann Sigismund. 1608—1619.

Johann Sigismund war eben auf einer Reise nach Preußen begriffen, um sich von dort aus bei dem Könige von Polen um die Belehnung zu bewerben, als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt. Er ließ sich jedoch dadurch von seiner Reise nicht zurückhalten, sondern schickte Adam Gans v. Putlitz als Statthalter nach der Mark, während er selber seinen Weg nach Königsberg fortsetzte. Der preußische Adel drang zwar darauf, daß die vormundschaftliche Regierung von einer Regentschaft geführt werden möchte, da jedoch die Städte sowohl als auch mehrere Gesandte von deutschen Höfen die Forderung Johann Sigismund's unterstützten, so wurde der Kurfürst im Februar 1609 von Polen, das mit Schweden im Kriege lag und deshalb zu Nachgiebigkeit geneigt war, mit der Vor-

mundschaft über Herzog Albrecht Friedrich betraut. Die Belehnung selber wurde jedoch noch hinaus geschoben, da man erst die von den preußischen Ständen erhobenen Beschwerden zur Untersuchung ziehen wollte. Nach langen Verhandlungen endlich fand die Belehnung im November 1611 zu Warschau statt und zwar für den Kurfürsten, seine Brüder sowie ihre Nachkommen, doch unter drückenden Bedingungen. Den Katholiken in Preußen sollte freie Ausübung ihrer Religion zugestanden und in Königsberg eine katholische Kirche erbaut werden, die dotirt werden mußte. Jedes Jahr sollten ferner 30,000 polnische Gulden in den polnischen Schatz gezahlt werden und überdies jedesmal eine eben solche Summe, wenn eine neue Steuer von den polnischen Ständen der Krone bewilligt würde. Zur Deckung der Küste sollte Preußen auf eigene Kosten vier Schiffe unterhalten, und bei allen Klagen über 500 poln. Gulden die Appellation an Polen zulässig sein. Ueberdies mußte auf Verlangen des Königs der Gregorianische Kalender eingeführt werden. Mit großem Gepränge kehrte Johann Sigismund nach Preußen zurück und nahm überall die Erbhuldigung ein. So vorbereitet konnte der Kurfürst in Ruhe dem Tode seines Schwiegervaters, des Herzogs Albrecht Friedrich, entgegen sehen; derselbe erfolgte im August 1618 und setzte Johann Sigismund in den unbestrittenen Besitz des Herzogthums.

So viel Schwierigkeit nun auch noch längere Zeit die Herstellung der vollen landesherrlichen Autorität veranlaßte, so war doch die Macht des brandenburgischen Hauses nicht wenig durch diese Erwerbung vermehrt worden, abgesehen davon, daß dieselbe die neue Grundlage des erweiterten Staates geworden ist. Es wird deshalb hier die geeignetste Stelle sein, einen kurzen Rückblick auf die frühere Geschichte des Landes zu werfen.

Die alten Preußen gehörten dem lithauischen Volksstamme an. Unter ihnen wurde der Sage nach um das Jahr 600 Widewud zum Könige erwählt, dessen zwölf Söhne sich sein Reich getheilt haben sollen. Einer derselben Litwo soll von den Brüdern verstoßen worden sein, das heißt wohl, die Lithauer trennten sich von den übrigen preußischen Stämmen. Die anderen elf Söhne sollen dann den Landschaften die zum Theil noch jetzt üblichen Namen gegeben haben. Es sind dies das Kulmerland und Pomesanien am Ostufer der Weichsel, Pogesanien, Warmien und Natangen am frischen Haff, Samland zwischen dem frischen und kurischen Haff, Nadrauen und Schalauen an letzterem, Barten zwischen Alle und Angerapp, Sudauen und Galindien längs der polnischen Grenze. In jeder dieser elf Landschaften bildete ein heiliger Hain, ein Romowe, den Mittelpunkt des Stammes, an dessen Spitze ein Kriegsanführer, ein Reiks, und ein Ober-Richter und Priester, ein Griwe stand; ein Ober-Griwe scheint den Vereinigungspunkt sämmtlicher Stämme gebildet zu haben, wie auch das Romowe im Sudauischen Winkel in Samland als das Hauptheiligthum angesehen wurde. Das Land wurde durch Burgen geschützt, die Bevölkerung wohnte in Ort-

schaften bei einander, nährte sich von Ackerbau, Viehzucht, Schiffahrt und Handel, und zeichnete sich durch große Emsigkeit und Sittlichkeit aus.

Die ersten Versuche, die Preußen zum Christenthum zu bekehren, geschahen von Adalbert, dem Bischofe des 973 gegründeten Bisthums Prag. Im Jahre 996 fuhr er von Polen aus die Weichsel abwärts, predigte bei Danzig mit vielem Erfolge, und segelte von dort nach der Mündung des Pregel, wo er schon 997 seinen Tod fand. Er galt später für den Schutzheiligen des Landes, und im 15. Jahrhundert wurde an der Stelle eine Kapelle erbaut, wo er seinen Märtyrertod gefunden haben soll. Wenige Jahre nach ihm machte der Mönch Bruno, aus freiherrlicher Familie zu Querfurt, einen abermaligen Versuch, den Preußen das Evangelium zu predigen, doch auch er wurde 1008 von den Heiden gemordet; ihm zu Ehren erhielt nachmals die Stadt Braunsberg ihren Namen. Diese mißlungenen Versuche schreckten so sehr von neuen ab, daß volle zwei Jahrhunderte vergingen, ehe solche wieder aufgenommen wurden. Dies geschah durch den Bernhardiner Mönch Christian aus dem 1170 gestifteten Kloster Oliva. Derselbe wandte seine ersten Bemühungen denjenigen Gegenden zu, die zunächst im Osten der Weichsel gelegen waren, und zwar mit so großem Erfolge, daß er bereits 1215 vom Papste zum Bischof von Preußen bestellt wurde. Doch nur zu bald verjagten die Preußen die christlichen Lehrer aus ihrem Lande, da sie mit der Annahme des Christenthums zugleich die Fremdherrschaft befürchteten, ja sie machten sogar furchtbare Einfälle in Masowien. Durch den Papst aufgefordert sammelte sich deshalb in den benachbarten Ländern ein bedeutendes Heer, das in Preußen eindrang und das Kulmerland eroberte. Kaum war jedoch 1223 das Kreuzheer abgezogen, so verheerten die Preußen dies Land wie das benachbarte Masowien von neuem, die Priester wurden erschlagen, die Kirchen und Ortschaften niedergebrannt. Um dauernde Hülfe gegen Wiederholung gleicher Ueberfälle zu gewinnen, gründete Christian den Orden der Ritterbrüder von Dobrin nach dem Vorbilde der Schwertbrüder in Liefland, der für ihn Preußen erobern und einen Theil des Gewonnenen für sich behalten sollte. Der Herzog Conrad von Masowien räumte ihm Dobrin an der Drewenz auf der Grenze des Kulmerlandes ein, doch war die Macht dieser Ritter zu gering, als daß sie Bedeutendes hätten ausrichten können, und schon 1235 vereinigten sie sich mit dem deutschen Orden.

Dieser Orden, im Jahre 1190 bei der Belagerung von Akkon im gelobten Lande nach dem Vorbilde der Tempelherren und Johanniter gestiftet, bestand nur aus deutschen Rittern und erhielt die Bestätigung des Kaisers und des Papstes. Die Ritter nannten sich die deutschen Brüder der Kirche der heiligen Maria zu Jerusalem, später Brüder des Hospitals der Deutschen von St. Marien zu Jerusalem. Unter dem vierten Hochmeister Hermann v. Salza, der 1211 erwählt worden war, begann der Orden

emporzublühen; der Hochmeister wurde seit 1226 als Reichsfürst angesehen, und schon damals besaß der Orden zahlreiche Besitzungen in Deutschland und Italien, aus denen er die Mittel zu seinem Unterhalte bezog. An Hermann v. Salza nun, der damals in Venedig seinen Sitz hatte, richtete 1226 Herzog Conrad auf den Rath des Bischofs Christian die Bitte um Hülfe, die von Kaiser Friedrich II. lebhaft unterstützt wurde. Der Kaiser sprach dem Orden den unumschränkten Besitz des zu erobernden Landes zu und genehmigte die Schenkung, welche Herzog Conrad demselben mit dem für ihn selbst schon verlorenen Kulmerlande gemacht hatte. Darauf brachen 1229 zwei Ordensritter mit 18 reisigen Knechten nach Masowien auf, um persönlich mit dem Herzog und dem Bischof zu unterhandeln, und es wurde für sie am linken Weichselufer, Thorn gegenüber, bis zur Ankunft anderer Ordensbrüder die Burg Vogelsang angelegt, angeblich zuerst in den Aesten einer alten Eiche. Während dann Christian 1230 dem Orden das Kulmerland gegen eine gewisse Abgabe als Lehen überließ, schloß der Herzog insgeheim ein Bündniß mit dem Orden, durch welches letzterer in den unumschränkten Besitz des Kulmerlandes gesetzt wurde. Als darauf der Deutschmeister Hermann Balk mit größerer Truppenmacht herangezogen war, wurde noch eine zweite Burg Nessau in der Nähe von Vogelsang gegründet. Der Herzog ermächtigte nun den Orden, ganz Preußen für sich in Besitz zu nehmen, und der Papst bestätigte diese Schenkung. Bischof Christian dagegen, der von diesen Verhandlungen nichts wußte, bewilligte dem Orden nur 1/3 des zu erobernden Landes, und zwar unter seiner Oberhoheit.

Der erste Angriff des Ordens geschah nun auf das Kulmerland. Im Frühjahr 1231 setzte das schwache Ordensheer über die Weichsel und erbaute die feste Burg Thorn, von dort aus den Feind zurückdrängend.*) Der Umstand, daß Bischof Christian bald darauf von den Preußen gefangen genommen und erst nach 9 Jahren losgekauft wurde, gab dem Orden freie Hand, sich von den ihm lästigen Bedingungen der Lehnspflicht frei zu machen und seine Eroberungen zu seinem alleinigen Vortheil weiter auszudehnen. Mit dem Kreuzheere, das sich auf den Ruf des Papstes in Deutschland gesammelt hatte, zog eine große Schaar von deutschen Einwanderern ins Land, welche die erste deutsche Stadt Thorn hierselbst gründeten, während andere dem Kreuzheere folgten und weiter abwärts an der Weichsel Kulm erbauten, beide unter dem Schutze der gleichnamigen Burgen. Den neu angezogenen Bürgern wurden durch die „Kulmische Handfeste" große Vergünstigungen zugestanden, welche ganz dazu geeignet waren, zahlreiche Ansiedler aus Deutschland heranzulocken. Schon 1233 konnte deshalb die dritte Stadt Marienwerder, in Pomesanien, bei der gleichnamigen Burg angelegt werden. Nachdem

*) Sie soll nach dem Berge Thoron bei Akkon ihren Namen tragen.

man so zunächst das Land an der Weichsel unterworfen, drang man mit Hülfe neuer Schaaren von Kreuzfahrern nach Osten vor, indem man sich besonders die Küste entlang hielt und von dort allmählich in's Innere eindrang; so wurde 1234 Pomesanien völlig erobert, und schon 1237 die Burg Elbing am Flusse gleiches Namens gegründet, und von hier aus Pogesanien zum Christenthum und unter deutsche Herrschaft gebracht. Die vortheilhafte Lage der Burg Elbing aber veranlaßte Lübeck, daneben eine Stadt anzulegen, die Lübecksches Recht erhielt. Die unterworfenen Bewohner in den eroberten Landschaften erhielten gleiche Rechte mit den eingewanderten Deutschen; wie diese hatten sie fortan ihren Grundbesitz als Ordenslehen anzusehen, für welchen sie Zins zu entrichten und persönliche Dienste zu leisten hatten. Der Papst hatte inzwischen 1234 den Orden mit Preußen belehnt und sich für seinen Oberlehnsherrn erklärt, so daß Christian, 1240 aus der Gefangenschaft befreit, auch durch die zähesten Verhandlungen nichts weiter zu erreichen vermochte, als daß den anzulegenden Bisthümern 1/3 des eroberten Landes einverleibt werden, der Orden dagegen 2/3 in voller Unabhängigkeit besitzen sollte.

Eine furchtbare Seuche, die darauf das Land heimsuchte und einen großen Theil der Bevölkerung hinwegraffte oder vertrieb, gab die Veranlassung, daß eine große Menge Polen, vorzüglich aus dem Ritterstande, sich in Preußen niederließ. Gegen das Versprechen, den Zehnten zu zahlen und Kriegsdienste zu leisten, wurden ihnen Besitzungen mit vielen Vorrechten als erbliche Lehen überwiesen, und dasselbe wurde auch denen zu Theil, welche aus Pommern her eingewandert waren. Noch mehr als durch diesen Zuwachs an Einwohnern wurde die Kraft des Ordens dadurch vergrößert, daß sich die Schwertbrüder in Liefland 1237 mit päpstlicher Genehmigung ihm anschlossen. Letzterer Orden war 1202 zur Behauptung des Christenthums gestiftet und hatte nicht blos dies Land, sondern auch mit Hülfe der Dänen Esthland und Semgallen unterworfen; Kurland hatte sich 1230 freiwillig ihm angeschlossen und das Christenthum angenommen.

Nachdem zu Anfang des Jahres 1239 sowohl der Hochmeister Hermann v. Salza als auch der Deutschmeister Hermann Balk mit Tode abgegangen waren, wurde für Preußen ein besonderer Landmeister eingesetzt. Noch vor Ankunft desselben wurde von dem Orden die feste Burg Balga am frischen Haff erobert und dadurch ein neuer Punkt gewonnen, die dahinter liegende Landschaft anzugreifen. Aber auch die Preußen erkannten die Gefahr, die ihnen von dorther drohte, schlossen dieselbe ein und waren nahe daran sich ihrer zu bemächtigen, als der Herzog von Braunschweig Otto das Kind 1239 ein neues Kreuzheer zur Befreiung herbeiführte. Nicht bloß diese gelang ihm, sondern auch die Unterwerfung von Warmien, Natangen und dem Barterland; durch feste Burgen wurden die neuen Eroberungen geschützt, unter denen bei Braunsberg und Heilsberg sich zuerst

Städte bildeten. Die Preußen jedoch sannen darauf, sich gewaltsam der fremden Herrschaft zu entziehen. Die Hand dazu bot der Herzog Swantepolk von Hinter-Pommern, der seinen Sitz in Danzig hatte und mit Unwillen die deutsche Herrschaft in den preußischen Landschaften sich ausbreiten sah. Sein Angriff 1241 auf den Orden brachte ganz Preußen unter Waffen; mit furchtbarer Wuth erhob sich ein Kampf, in welchem die Deutschherren unterliegen zu müssen schienen. Diese Kämpfe zogen sich, wenn auch mit Unterbrechungen, Jahre lang fort. Erst durch die Hülfe neuer Kreuzheere gelang es, 1249 Swantepolk zum Frieden und die abgefallenen Landschaften zur Unterwerfung zu zwingen.

Bei einem neuen Kreuzzuge 1253 wurde das Barterland aufs neue unterworfen und ohne besonderen Kampf auch Galindien. Unterdeß rüstete man sich, auch Samland zu erobern, und legte 1252, um etwanigen Zuzug der Lithauer über die kurische Nehrung zu verhindern, der Nordspitze derselben gegenüber die Memelburg an. Die Eroberung des Landes wurde durch das neue Heer ermöglicht, das König Ottocar von Böhmen in Begleitung seines Schwagers, des Markgrafen Otto von Brandenburg, 1255 in einer Stärke von 60,000 Mann nach Preußen führte. Das Hauptheiligthum des Volkes, das uralte Romowe, wurde für immer vernichtet, die heilige Eiche mit ihren alten Götterbildern verbrannt, die Samländer aufs Haupt geschlagen, das Land bis Tapiau in Besitz genommen, und zwischen den beiden Haffs an beherrschender Stelle der Grund zu einer Burg gelegt, welche dem Könige zu Ehren Königsberg genannt wurde. Dann drang man den Pregel aufwärts in das Innere des Landes ein, doch verzog sich die vollständige Eroberung noch lange Zeit; denn nachdem die Lithauer 1261 dem Orden eine große Niederlage beigebracht hatten, verbreitete sich aufs neue ein allgemeiner Aufstand über das gesammte Land, und vergeblich eilten neue Kreuzheere herbei, denselben zu dämpfen, unter ihnen nochmals Ottocar 1268, doch gleichfalls ohne Erfolg. Die meisten Burgen und Städte fielen in Trümmer, der Kampf im offenen Felde blieb meistens nachtheilig für den Orden, das Unglück schien ihm einen grausenvollen Untergang zu bereiten. Erst 1272, als der Markgraf Dietrich der Weise von Meißen ein starkes Heer nach Preußen führte, ging für den Orden ein neuer Glücksstern auf. Ein schrecklicher Vernichtungskampf wurde geführt, in welchem die Häuptlinge der Preußen mit Unzähligen der Ihrigen den Tod fanden. Darauf wurde 1275 im Norden des Pregel Nadrauen erobert; doch das Land war dabei eine Wüste geworden, ein großer Theil der Bevölkerung war erschlagen oder gefangen fortgeführt, viele andere suchten im benachbarten Lithauen eine Freistätte. Zugleich wurde der Angriff gegen Schalauen begonnen, das 1276 durch große Heeresmacht unterworfen wurde; einen Theil der Bevölkerung siedelte man in das verödete Samland über. Pogesanien, das noch immer in Aufsässigkeit verharrte, wurde 1277 erdrückt, das Land durch Raub und Brand verwüstet, die Einwohner

erschlagen oder gefangen fortgeführt. Die letzte Landschaft, die noch immer Widerstand geleistet hatte, Sudauen, kam 1283 in die Gewalt des Ordens. Die zahlreichen Sümpfe und Seen sowie die großen Wälder, mit denen das Land erfüllt war, machten den Krieg hierselbst höchst gefährlich und langwierig. Ein Theil der Bevölkerung wurde nach Samland verpflanzt, wo der Sudauische Winkel noch ihren Namen trägt; der größere Theil, an Sieg verzweifelnd, verließ die Heimath, um nach Lithauen überzusiedeln, und ließ das Land als furchtbare Einöde hinter sich. So wurde nach 53jähriger blutiger Arbeit Preußen Besitzthum des deutschen Ordens.

Die inneren Einrichtungen, die das Preußenland nach dem letzten Eroberungssturme gewann, haben so viel Aehnlichkeit mit denen in der Mark, daß nur auf das oben Gesagte zu verweisen ist. Wie der Markgraf als Stellvertreter des Kaisers der Eigenthümer von alle dem Grund und Boden war, den er erobert hatte, so war der deutsche Orden im Namen des Papstes Besitzer alles dessen, was er durch seine eigene Kraft oder mit Hülfe der Kreuzfahrer gewonnen. Die im Lande übrig gebliebene preußische Bevölkerung blieb ruhig auf ihrem Grundstücke sitzen, gleichviel ob das Dorf unmittelbar dem Orden verblieb oder an irgend einen Edlen vergabt wurde, nur hatte sie Abgaben und persönliche Dienste zu leisten. Die letzteren wurden dadurch sehr lästig, daß die altpreußischen Bauern verpflichtet waren, bei den häufigen Befestigungen Hand anlegen zu helfen und sich zu den zahlreichen Kriegszügen zu stellen; sie bildeten den Kern des Fußheeres. Diejenigen preußischen Edlen, welche sich dem Aufstande gegen den Orden angeschlossen hatten, wurden in den Bauernstand überwiesen, dagegen behielten diejenigen, die treu geblieben waren, ihr ursprüngliches Gut, wenn auch als Vasallen des Ordens. Ja die vornehmsten unter ihnen, die Withinge, sahen in dem Orden in Bezug auf ihr Allodium nur den Landes-, nicht den Lehnsherrn, sie waren vollständige Freiherren. Alle diese Edlen waren nur zu Kriegsdiensten verpflichtet; ihre Hintersassen leisteten ihnen Abgaben und bäuerliche Dienste und standen unter ihrer Gerichtsbarkeit.

Ganz auf dieselbe Weise wie in der Mark verhielt es sich auch mit den deutschen Einwanderern. Auch hier wurde einem bewährten, tüchtigen Manne die Einrichtung deutscher Dörfer überlassen, in denen er das Schulzenamt erhielt. Er bekam gewisse Freihufen und konnte sein Amt vererben oder verkaufen. Ebenso wurden der Kirche Freihufen überwiesen und zur Aufnahme des neu begründeten Ortes mehrere Freijahre bewilligt. Der Schulze hatte den Zins und Zehnten von den Angesiedelten einzufordern und abzuliefern und besaß das Dorfgericht, während die Altpreußen unter der Gerichtsbarkeit des bischöflichen oder Ordensvogtes standen. Der deutsche Bauer war zu keinem Kriegsdienste und zu keiner bäuerlichen Arbeit verpflichtet. Eine große Anzahl deutscher Adlige, die der Orden in seine Dienste gezogen und dafür mit Gütern ausgestattet hatte, erhielt dieselben zu erblichem Besitz mit dem hohen und niederen Gerichte über

ihre Bauern; sie leisteten nur innerhalb des Landes, also zur Vertheidigung desselben, Kriegsdienste. Sie bauten sich oft mit williger Erlaubniß des Ordens feste Burgen in ihrem Besitzthum, und aus ihnen gingen die Landesritter hervor, die später eine so wichtige Rolle in Preußen gespielt haben.

Wie bei den Dörfern stellte sich auch bei den Städten das Verhältniß übereinstimmend mit dem in der Mark. Die zahlreichen deutschen Anzöglinge, welche sich nach dem Kriege in Preußen niederließen, bauten sich in Ortschaften an, welche mit Stadtrecht begabt wurden, sobald sie sich so weit entwickelt hatten, daß sie mit Mauer, Wall und Graben umzogen werden konnten. Die Gründung der meisten Städte in Preußen gehört dem vierzehnten Jahrhundert an, wo das Land sich schnell zu hoher Blüthe entfaltete. Besonders war es das Kulmische, das Magdeburger und das Lübecksche Stadtrecht, mit dem die neuen Städte begabt wurden, d. h. ihre innere Verwaltung wurde nach dem Vorbilde jener Städte eingerichtet. Mit rührigem Fleiße legten sich die neuen Bürger nicht nur auf den Betrieb der mannigfachsten Gewerbe, sondern auch auf den Handel, und namentlich zeichnete sich Elbing in letzterer Beziehung aus. Es schloß sich ebenso der deutschen Hansa an wie Braunsberg, Königsberg, Kulm.

In Bezug auf die kirchliche Eintheilung des Landes war schon 1243 festgesetzt, daß vier Bisthümer errichtet werden sollten. Das Bisthum Kulm sollte das Kulmerland nebst Löbau umfassen; das Bisthum Pomesanien Pomesanien und einen Theil von Pogesanien; das Ermländische das übrige Pogesanien, Ermland, Natangen, einen Theil von Nadrauen, ferner Galindien und Sudauen; das Samländische endlich Samland, Schalauen und den größten Theil von Nadrauen. Doch erst nach Beendigung des Krieges konnte jene beabsichtigte Einrichtung vollständig ins Werk gesetzt werden, wie auch damals erst Pomesanien und Samland Domstifter erhielten; die in Kulm und Ermland waren schon während des Krieges eingerichtet worden.

Während dieser Kämpfe in Preußen und unmittelbar nach denselben hatte die Stellung des Ordens im Morgenlande sich gänzlich geändert. Nicht nur war 1244 Jerusalem durch das türkische Volk der Khowaresmier erobert worden, sondern König Ludwig IX. der Heilige hatte auch vergeblich sich bemüht, das heilige Land durch einen Angriff auf Aegypten wieder zu gewinnen. Den Türken war der verheerende Sturm der mongolischen Völker gefolgt, doch nicht diese, sondern die Mameluken, die in Aegypten herrschend geworden waren, entrissen seitdem den Kreuzfahrern einen Ort nach dem andern, den letzten, Ptolemais, 1291. Der deutsche Orden war deshalb nach Venedig übergesiedelt; von da verlegte der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen 1309 seinen Sitz nach Marienburg in Preußen, das bereits 1275 gegründet und seit 1306 prachtvoll ausgebaut worden war. Seitdem hörte die Würde des Landmeisters in Preußen auf; es gab

nur noch einen solchen in Deutschland und in Liefland. Der Stellvertreter des Hochmeisters war der Großkomthur, der zugleich Komthur d. h. Commandirender des Haupthauses Marienburg war. Die Kriegs-Angelegenheiten verwaltete der Oberst-Marschall, der zugleich Komthur in Königsberg war, die Oberaufsicht über das gesammte Spitalwesen führte der Oberst-Spittler, zugleich Komthur von Elbing, über Bekleidung, Bett- und Tischzeug der Oberst-Trappier, der gewöhnlich zugleich Komthur zu Christburg war, die Finanzen der Oberst-Treßler, der sich um den Hochmeister in Marienburg aufhielt. Außerdem sorgten zwei Großschäffer, einer zu Marienburg, der andere zu Königsberg, für die Beköstigung der Ordensmitglieder, für die Vereinnahmung der Natural-Abgaben und deren Verwerthung. In allen wichtigen Dingen beriethen die hohen Beamten des Ordens und die dazu beorderten Komthure in den s. g. Landkapiteln, allgemeine Angelegenheiten wurden in den jährlich wenigstens einmal zusammen berufenen General-Kapiteln verhandelt. Die Zahl der Ordensbrüder in jedem Ordenshause war ursprünglich zwölf, nach der Zahl der Jünger Christi, unter einem Komthur, doch wurde später dieselbe vielfach geändert, so daß nur in den kleinen Ordenshäusern 10—12, in den mittleren 18—30, in den großen 50—70 Ordensbrüder beisammen wohnten oder einen Convent bildeten. In den kleinen Ordensburgen, in denen kein Komthur und Convent sich befanden, saßen Ordensvögte. Die Komthure wie die Großwürdenträger wurden zunächst nur immer auf ein Jahr gewählt und traten, sobald sie nicht durch neue Wahl bestätigt wurden, ohne etwa dadurch an ihrem Rufe zu leiden in die Zahl der gewöhnlichen Ordensbrüder zurück. Gehalt erhielten selbst die hohen Gebietiger nicht; eigenes Geld und Gut durfte kein Ordens-Mitglied besitzen, da das Gelübde wie bei den Mönchen nicht bloß auf Keuschheit und Gehorsam, sondern auch auf Armuth sich erstreckte. In jedem Ordenshause befanden sich auch Priesterbrüder oder Kaplane.

Nach der Unterwerfung Preußens wandte der Orden seine Waffen gegen die ebenfalls heidnischen Lithauer, mit denen zunächst um den Besitz von Samaiten oder Samogitien das ganze folgende Jahrhundert hindurch gekämpft wurde. Noch größere Aufmerksamkeit verwendete jedoch der Orden auf die westlich der Weichsel gelegenen Gebiete, welche er auch durch kluge Benutzung der Umstände in seine Gewalt brachte. Der Orden hatte bereits theils durch Geschenke, theils durch Ankauf festen Fuß auf dem linken Ufer der Weichsel gefaßt, als durch den Tod Mestwin's II., Herzogs von Hinterpommern, 1295 Streitigkeiten zwischen Polen und den Markgrafen von Brandenburg sich erhoben, die, wie oben erzählt worden ist, damit endeten, daß der Orden 1309 und 1310 für 10,000 Mark von Waldemar die Ansprüche der Markgrafen auf die Gebiete von Danzig, Dirschau und Schwetz an sich brachte. Ferner kaufte er noch im vierzehnten Jahrhundert die Länder Stolpe, Bütow und Schievelbein

sowie 1400 Dramburg, 1402 die Neumark und 1408 Driesen insbesondere, so daß seine Herrschaft westlich bis an die Oder reichte. Das vierzehnte Jahrhundert ist deshalb als die Glanzperiode des Ordens anzusehen, die namentlich während der Verwaltung des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1351—1382) ihren Höhepunkt erreichte. In dem Kampfe mit den lithauischen Großfürsten Kynstutte und Olgjerd erfocht er 1370 bei Rudau, nördlich von Königsberg, einen herrlichen Sieg; doch neben seiner kriegerischen Thätigkeit war er nicht weniger bemüht, das Wohl des Landes zu fördern. — Erst als der Orden keine heidnische Nachbarn mehr hatte, die er dem Christenthum unterwerfen konnte, und damit sein Dasein so zu sagen ein zweckloses wurde, fing er an, allmählich in sich zusammenzusinken.

Das war der Fall, als 1386 der Großfürst von Lithauen Wladislaw Jagello, Sohn des Olgjerd, sich mit Hedwig, der Tochter Königs Ludwig des Großen von Ungarn und Polen, vermählte und damit die Vereinigung Polens und Lithauens herbeiführte. Er trat nebst seinem ganzen Volke zum Christenthum über und wurde seit dem Augenblick der erbittertste Feind des Ordens, dessen Macht er zu brechen suchte. Anfänglich vermittelte zwar König Wenzel von Böhmen den Frieden, doch Wladislaw und sein Vetter Witold, dem er das Großfürstenthum Lithauen abgetreten hatte, rüsteten während desselben um so stärker, um wo möglich den Orden zu erdrücken. Mit einem Heere von 163,000 Mann, darunter 66,000 Reiter, nebst 60 Stück schweren Geschützes brachen 1410 beide Vettern verheerend in Preußen ein. Nur 83,000 Mann, darunter 26,000 Reiter, theils aus dem eigenen Lande, theils Soldtruppen aus Deutschland hatte der Hochmeister Ulrich v. Jungingen aufbringen können, um jenem doppelt so starken Heere zu begegnen. Bei dem Dorfe Tannenberg zwischen Gilgenburg und Hohenstein trafen am 15. Juli 1410 beide Heere auf einander. So tapfer auch die Ritter kämpften, Verrath im eigenen Heere und die Uebermacht der Feinde verschafften dem Polenkönige den Sieg. Der Hochmeister fiel, als er noch einmal den Versuch machte, den Sieg an sich zu reißen, mit ihm der Großkomthur, der Groß-Treßler, der Großmarschall und die meisten Komthure; andere von ihnen geriethen den Polen in die Hände und wurden enthauptet. Mehr als 200 Ordensritter, mehrere Hundert andere Ritter und 40,000 vom gemeinen Kriegsvolke des Ordensheeres lagen erschlagen auf dem Schlachtfelde, wenigstens 15,000 wurden von den Polen gefangen genommen. Nur der Groß-Spittler und die Komthure von Danzig und Balga retteten sich mit den Trümmern des vernichteten Heeres aus der Schlacht. Zwar hatte auch der Polenkönig viele seiner besten Führer und 60,000 der Seinigen verloren, doch vernichtete dieser Unglückstag die Macht des Ordens auf immer, wenn er auch noch über 100 Jahre lang ein mühseliges Dasein gefristet hat, das zwischen Leben und Sterben schwankte.

Die Leiche des Hochmeisters wurde vom Könige ausgeliefert und unter allgemeinem Jammer und Wehklagen in der Marienburg bei-

gesetzt; gleich darauf brach Wladislaw auf und rückte unter furchtbaren Verwüstungen vor die Hauptburg Marienburg. Verrath und Verzweiflung hatten ihm die Burgen und Städte auf dem Wege dahin geöffnet, doch ein Held erstand dem Orden und rettete ihn vom Untergange, der Graf Heinrich v. Plauen, bis dahin Komthur von Schwetz. Er warf sich in die Marienburg und sammelte in wenigen Tagen 5000 Mann um sich; während die vier Bischöfe des Landes und fast das ganze Land mit Ausnahme weniger Hauptburgen Wladislaw als ihren König anerkannten, hielt Heinrich acht Wochen lang die Belagerung tapfer aus, bis Krankheit im Heere, Mangel an Lebensmitteln und die Nachricht von dem Anzuge frischer Hülfstruppen aus Deutschland und Liefland den König zum Waffenstillstand und zum Rückzuge nöthigten. Ueberall jedoch ließ er in den festen Plätzen Besatzungen zurück.

Heinrich v. Plauen, der Retter der Marienburg wie des Ordens, wurde darauf einstimmig zum Hochmeister erwählt, viele der Schlösser und Städte den Polen wieder abgenommen, und endlich am 1. Februar 1411 der Friede zu Thorn geschlossen, durch den der Orden zwar alle verlorenen Plätze zurückerhielt, aber Samaiten abtreten mußte sowie ein paar kleinere Gebiete an der polnischen Grenze; für die Auslösung der Gefangenen sollte er außerdem 100,000 Schock Groschen zahlen. Um diese Summe aufzubringen, wurden dem Lande schwere Steuern auferlegt, welche allgemeine Unzufriedenheit hervorriefen. Dazu kam die Auflässigkeit der Ordens-Mitglieder gegen den Hochmeister, der trotz seiner Verdienste 1414 nicht nur abgesetzt, sondern auch in harter Gefangenschaft gehalten wurde; ferner neue Streitigkeiten und Kriege mit Polen, zu deren Beilegung vergeblich 1422 der Friede am Melno-See und 1435 zu Brzesc geschlossen wurde und durch welche der Orden schwere Verluste erlitt; noch härteres Unglück aber sollte im eigenen Lande ihn treffen.

Bereits im Jahre 1398 hatte sich nach dem Vorbilde deutscher Rittergesellschaften unter dem preußischen Landesadel die „Eidechsen-Gesellschaft“ gebildet, deren Mitglieder sich gegenseitig Schutz und Hülfe zusagten. Ihr Bestreben war zugleich darauf gerichtet, die Macht des Ordens zu schwächen, welcher gewaltiger und schroffer ihnen gegenüber auftrat, als sonst der Landesherr seinem Adel; von ihnen war in der Schlacht bei Tannenberg der Anfang zu treuloser Flucht gemacht worden. Die nachmalige große Geldnoth des Ordens zwang dann später den Hochmeister, einen Landesrath zu bilden, zu welchem 1430 Abgeordnete aus dem Landesadel und den Städten berufen wurden und ohne dessen Genehmigung der Hochmeister keine neuen Auflagen ausschreiben sollte. Damit war der Anfang zur inneren Auflösung des Ordens gemacht, denn seitdem traten diese Abgeordneten, welche sich als Vertreter des Landes fühlten, und die Ordensbrüder, die jene als unberechtigte Eindringlinge betrachteten, in immer schärfere Feindschaft zu einander. Pest und Ueberschwemmungen hatten darauf unsäglichen Schaden im Lande angerichtet, und anderer-

seits war nicht selten Trotz und Widerspänstigkeit gegen den Orden hervorgetreten. Man klagte allgemein über Beeinträchtigung im Handel, über Münz-Aenderungen, über Verletzung der Freiheiten, und trat um so kühner auf, als damals wieder gewaltige Spaltungen im Orden selber entstanden waren. Der Deutschmeister und der von Liefland sowie der Großkomthur traten entschieden gegen den Hochmeister auf, mehrere Convente setzten eigenmächtig den Großmarschall ab, kurz jede Zucht und Sitte löste sich im Orden; der Hochmeister seinerseits aber suchte Hülfe gegen diese Auflehnung bei den Ständen. So wuchs die Aufregung des Landes, der Landesadel trat mit den Städten zusammen und schloß 1440 zu Marienwerder den preußischen Bund, um gemeinschaftlich den beklagenswerthen Uebergriffen des Ordens entgegen zu treten. Allerdings hatte der Orden bei der Gefahr vor Polen und bei der veränderten Kriegsführung, die ihn zu übergroßen Ausgaben für Bewaffnung sowie für Annahme von Soldtruppen nöthigte, dem Lande starke Steuern auferlegen müssen; Hauptgrund aber war, daß die großen Städte danach strebten, eine den deutschen freien Reichsstädten gleiche Stellung zu gewinnen, und daß der Land-Adel ebenfalls nach größerer Selbständigkeit trachtete. Der Bund erzwang unter Hans v. Bayfen's Leitung Anerkennung und durch gewaltsame Maßregeln festen Zusammenhalt. Vergeblich suchten der nächste Hochmeister, Ludwig von Erlichshausen, und die Geistlichkeit den Bund zu sprengen; als endlich der Kaiser 1453 die Aufhebung desselben befahl, erklärte gar der Bund 1454 dem Orden den Krieg und begann zugleich die Feindseligkeiten.

Von Thorn aus verbreitete sich der Aufstand über das ganze Land; die Ordensschlösser fielen durch Verrath oder Gewalt, so daß in wenig Wochen 56 derselben verloren gingen. Und um eine festere Stütze zu gewinnen, unterwarf sich der Bund dem Könige Casimir von Polen, der Hans v. Bayfen zum Statthalter des Landes ernannte und mit einem Heere in Preußen einfiel. Doch erlitten die Polen von einem schwachen Ordensheere im September 1454 eine völlige Niederlage vor Konitz, in Folge deren auch Hans v. Bayfen die Belagerung von Marienburg aufgeben mußte und eine große Menge von Schlössern an den Orden zurückfiel, so daß die Aussichten für letzteren sich wieder günstiger gestalteten.

Die Geldnoth, in welcher sich sowohl der Orden als auch der Bund befand, schien übrigens dem Kriege ein baldiges Ende setzen zu wollen. Die Verbündeten jedoch, ungeachtet sie mit der Reichsacht wie mit dem Bannfluche belegt waren, verzweifelten an ihrer Sache nicht, sondern suchten durch schwere Steuern dem Mangel abzuhelfen, obgleich sie dadurch den östlichen Theil des Landes ihrer Sache entfremdeten. In schlimmerer Lage befand sich der Orden, der deshalb 1454 die Neumark an den Kurfürsten von Brandenburg überließ aber vergebens von demselben fernere Geld- und Kriegshülfe erwartete; der Kurfürst für seine Person war zu schwach dazu, Kaiser und Papst aber, die er anrief, ließen es bei Verfügungen und Drohungen be-

wenden. Seine zahlreichen Söldner zu befriedigen, verpfändete ihnen der Orden 1454 die festen Plätze, deren Vertheidigung ihnen überlassen war. Als es dann auch ferner nicht gelang, die nöthigen Geldsummen aufzutreiben, machten jene 1456 von dem ihnen zugestandenen Rechte Gebrauch, diese Ordensschlösser anderweitig zu verkaufen, um sich dadurch bezahlt zu machen. Für die Summe von 436,000 Gulden überließen sie an den König Casimir nicht weniger als 23 feste Schlösser in Pommern und Preußen, darunter das Hauptordenshaus, die Marienburg. Aller Habe beraubt, mit Thränen des bittersten Schmerzes verließ 1457 der Hochmeister Ludwig v. Erlichshausen den alten Sitz seiner Vorgänger, und gelangte mit Mühe nach Konitz und von dort unter noch größerer Gefahr nach Königsberg, welches vom Orden wiedergewonnen war und seitdem treu zu ihm hielt. Von da ab hat kein Hochmeister mehr auf der Marienburg residirt, ein polnischer Statthalter nahm daselbst seinen Sitz; ihr Glanz war erloschen, erst nach Jahrhunderten sollte der herrliche Prachtbau wieder hergestellt werden, um als großartiges Denkmal der Nachwelt zu verkünden, welch eine Macht und welch ein Kunstsinn einst hier ihren Sitz gehabt hatten.

Mit oft wieder aufbrausender Wuth wurde seitdem der Krieg noch volle neun Jahre geführt zum Verderben des Landes, dessen Mittel in diesem langwierigen Kampfe nutzlos verschwendet wurden. Lange schwankte das Glück, als aber endlich das Gebiet im Westen der Weichsel verloren und jede Verbindung des Ordens mit Deutschland abgeschnitten war, sah sich dieser genöthigt, am 19. October 1466 mit dem Könige Casimir von Polen den ewigen Frieden zu Thorn einzugehen, der ihm auf immer seine Bedeutung raubte. Alles Land im Westen der Weichsel, Pommern oder Pomerellen, mußte an Polen überlassen werden, auf der Ostseite des Flusses aber das Kulmerland mit Löbau und Michelau, die Gebiete von Stuhm, Christburg, Marienburg, Elbing, Tolkemit, sowie das ganze Besitzthum der Bischöfe von Ermeland. Für den übrigen Theil des Landes, der dem Orden verblieb, leistete der Hochmeister dem Könige von Polen Huldigung; er wurde dadurch polnischer Fürst und Reichsrath. Die Hälfte der Ordensmitglieder sollte künftig aus Polen bestehen und Preußen forthin verpflichtet sein, an allen Kriegen Polens Theil zu nehmen. Der preußische Bund hatte freilich damit zugleich sein Ende erreicht; aber Preußen, diese wichtige Vormauer Deutschlands gegen die Slawen, war ein slawisches Besitzthum geworden oder drohte doch ein solches zu werden; dem brandenburgischen Staate fiel seitdem die Aufgabe zu, sich dem Andrange des Slawenthums entgegen zu stellen.

Der wilde, dreizehn Jahre lang geführte Krieg hatte das Land zu einer Wüste gemacht. Man zählte von 21,000 Dörfern, die das Ordensland vor dem Kriege gehabt haben soll, nur noch 3000, und diese verarmt und großentheils entvölkert. Mehr als 1000 Kirchen waren verwüstet worden, die Städte waren verfallen, Sitze des Elen-

des. Die Zahl derer, die das Schwert, Noth und Krankheit hinweggerafft hatten, ward auf wenigstens 300,000 geschätzt; doch wer konnte zählen, was dem Kriege erlegen war? Eine verheerende Pest räumte dann nach beendigtem Kriege unter denen auf, die dem allgemeinen Verderben entronnen waren. Aller Wohlstand im Lande war vernichtet, alle sittlichen Bande gelockert, das Land verwildert, und noch heute finden sich Wälder und Wüsteneien, wo vor dem Kriege reiche Fruchtgefilde zu finden gewesen. Man berechnet, daß der Orden während des Krieges fast 6 Millionen Gulden baar hatte verwenden müssen, abgesehen von den Schulden, an denen er noch nachher abzutragen hatte. Andererseits wurde der Kostenaufwand Polens auf 10 Mill. ungar. Gulden geschätzt, der der Verbündeten auf wenigstens $1^1/_2$ Mill. Mark. Wohl mochte Casimir seufzend ausrufen, daß das ganze Land nicht so viel werth sei, als es Gold und Blut gekostet habe.

Und doch führte dieser so theuer erkaufte Frieden keine dauernde Ruhe herbei. Der Orden, seiner Selbständigkeit und eines großen Theiles seines Gebietes beraubt, trachtete selbstverständlich danach, beides wieder zu gewinnen, Polen aber suchte diese Abhängigkeit möglichst fühlbar zu machen und auch noch den Rest den Landes in seine unmittelbare Gewalt zu bringen. Mit Hülfe des Königs Matthias von Ungarn und des Bischofs von Ermland, Nicolaus v. Tungen, der mit Polen zerfallen war, suchte der Orden seine verlorene Macht 1478 wieder zu erlangen oder doch sich wenigstens eine bessere Stellung zu verschaffen. Sein Bemühen war jedoch vergebens, und ebenso wenig gelang es dem Hochmeister, die Huldigung an Polen zu verweigern. Man verfiel nun zwar auf das Mittel, einen deutschen Prinzen an die Spitze des Ordens zu stellen, um dadurch die Beihülfe des deutschen Reiches zu gewinnen, und wählte deshalb 1498 den jüngsten Sohn des Herzogs Albert von Sachsen, des Stifters der Albertinischen Linie, Friedrich, zum Hochmeister unter der Bedingung, daß er nicht die Huldigung an Polen leistete; aber wenn er auch bis zu seinem Tode 1510 dieselbe zu verzögern wußte, so vermochten doch keine Verhandlungen den polnischen König, von seinem durch den Thorner Frieden erlangten Rechte abzustehen. Denselben Grundsätzen folgend wählte der Orden 1511 den Markgrafen Albrecht von Brandenburg aus der fränkischen Linie, von dem man um so mehr ein Gelingen jenes Vorhabens hoffte, als derselbe der Neffe des Königs Siegmund von Polen war. Albrecht wurde auch vom Papste, vom Kaiser und vom Reiche, aber nur durch Worte, nicht durch die That, unterstützt; als er dessen ungeachtet hartnäckig die Huldigung verweigerte und es zu Ende des Jahres 1519 selbst zum Kriege gegen Polen kommen ließ, zog der Orden den Kürzeren. 1521 wurde dann ein Waffenstillstand auf vier Jahre vermittelt, während welcher Zeit die Sache zum Abschluß gebracht werden sollte. Vergeblich bemühte sich der Hochmeister, von Deutschland Hülfe zu erhalten; der Landmeister in Deutschland wie der in Liefland versagten jeden Beistand, und Kurfürst Joachim I.

wurde auch durch die vollständige Abtretung der Neumark nicht dazu vermocht, zu den Waffen zu greifen. Unterdeß breitete sich die Reformation in Preußen mit großer Schnelligkeit aus, neben welcher allerdings das Ordens-Institut kaum ferner Bestand haben konnte, um so weniger, als es sich vollständig überlebt hatte. Luther wie Melanchthon ermahnten bei persönlicher Besprechung den Hochmeister, daß derselbe die Ordensregeln aufgeben, sich verheirathen und Preußen in ein weltliches Besitzthum verwandeln möchte. Alles dies bestimmte den Hochmeister Albrecht, dem Vorschlage des Königs Siegmund von Polen Folge zu geben und Preußen als weltliches Herzogthum von Polen zu Lehen zu nehmen. Am 8. April 1525 wurde demnach ein feierlicher Vertrag zu Krakau geschlossen, Albrecht erkannte den König als seinen Lehnsherrn an und empfing am 10. April unter großer Feierlichkeit die Belehnung für sich, seine Erben und deren Nachkommen, falls er selbst ohne männliche Erben mit Tode abginge. Im Mai wurde Albrecht darauf von den königlichen Commissarien in Königsberg eingeführt und ihm als Herzog von den Ständen gehuldigt. Die wenigen Ordensmitglieder, die damals in Preußen waren, legten meist die Ordenstracht ab; nur eine geringe Anzahl, die dem Ordensgelübde treu blieb, ging nach Deutschland; Albrecht selber trat zum evangelischen Bekenntniß über und vermählte sich mit einer dänischen Prinzeß.

Dem Papste standen gegen diesen Schritt keine Mittel zu Gebote; er forderte deshalb den Kaiser auf, in keiner Weise den Frevel — wie er es nannte — des abtrünnigen Hochmeisters anzuerkennen. Der Deutschmeister, der wie auch seine Nachfolger vom Kaiser zugleich als Administrator des Hochmeisterthums in Preußen belehnt wurde, brachte es dann bei dem Kaiser und dem Reichskammergericht dahin, daß der Herzog 1532 in die Acht erklärt wurde, doch blieb es bei den Worten, ohne daß jemals Maßregeln getroffen wurden, denselben Nachdruck zu verschaffen. Dennoch trug dies feindselige Verhältniß dazu bei, sowohl die preußischen Stände als den König von Polen dazu zu bestimmen, daß sie den brandenburgischen Hohenzollern die Mitbelehnung gewährten, und zwar 1569 zu Lublin bei Gelegenheit der Belehnung Albrecht Friedrich's: Preußen wurde dadurch auf der Westseite gegen den Orden in Deutschland geschützt wie durch Polen auf seiner Ostseite gegen Liefland. Als dann gar der Kaiser Maximilian II. 1571 bei der Belehnung des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg auch dem Herzog Albrecht Friedrich die Mitbelehnung der brandenburgischen Länder zur gesammten Hand ertheilte, schwand dem Orden jede Aussicht, Preußen dereinst wieder an sich zu bringen. Er begnügte sich seitdem mit Protestationen gegen die Besitznahme des Landes, selbst z. B. bei der Erhebung des Herzogthums Preußen zu einem Königreiche.

Hatte Brandenburg durch die Erwerbung Preußens einerseits nicht wenig an Kraft und Ansehen gewonnen, so mußte dieser Zuwachs andererseits in der Folgezeit von außerordentlicher Bedeutung

werden für die Stellung des Staates gegen seine beiden nächsten Nachbarn, Polen und Schweden, von denen der eine faktisch und rechtlich Einfluß auf die Geschicke des Landes besaß, der andere von den jetzt russischen, ehemals zum großen Theil schwedischen Ostsee-Provinzen aus einen solchen zu gewinnen suchte. Es war vorauszusehen, daß Brandenburg hinfort das Stillleben werde aufgeben müssen, das es seit länger als einem Jahrhundert geführt hatte, und daß es in die großen Weltereignisse werde hineingezogen werden. Gleichzeitig aber oder sogar noch einige Jahre früher als diese Erwerbung wurde seine Aufmerksamkeit dadurch auch nach dem äußersten Westen des deutschen Reiches gelenkt, daß 1609 durch den Tod Johann Wilhelm's, Herzogs von Jülich, Cleve, Berg und Grafen von Mark und Ravensberg, dem Kurfürsten Johann Sigismund ein großes und reiches Erbe zufiel, das voraussichtlich nur mit großer Mühe und Gefahr zu erlangen und zu behaupten war, da nicht wenige Mitbewerber dem Kurfürsten das Land streitig machten. Zum näheren Verständniß dieser Begebenheiten wird es nöthig sein, auch hier einen kurzen Rückblick in die ältere Geschichte dieser Länder zu thun.

Die Geschichte dieser Länder so wie der später an Preußen gekommenen übrigen Rheinlande reicht in weit ältere Zeiten zurück als die der östlichen Stammlande. Bereits zur Römerzeit werden diese Gegenden erwähnt, und zwar war es Cäsar, welcher — etwa bis zum Jahre 50 vor Christus — nach Unterwerfung von Gallien am Nieder-Rhein die römische Herrschaft ausbreitete. Gelang es auch später den Römern nicht, sich im Osten jenes Flusses dauernd festzusetzen, so blieb doch das westliche Ufer, geschützt durch starke Festungen wie Bonn (Bonna), Cöln (Colonia Agrippina), Neuß (Novesium), Xanten (Castra Vetera) u. s. w., in ihrem Besitze, bis unter den Stürmen der Völkerwanderung, da es aller Kraft bedurfte um nur das Hauptland Italien zu vertheidigen, diese entfernteren Theile des westlichen Reichs den hereinbrechenden Franken in die Hände fielen, welche dann unter Chlodwig und seinen Nachfolgern aus dem Stamme der Merowinger ganz Gallien sich unterwarfen und auch in Süd- und Mitteldeutschland die Oberherrschaft gewannen. Als darauf unter den Merowingern das Reich getheilt wurde, kamen die Landschaften am untern Rhein an jenes Theilreich, welches mit dem Namen Austrasien bezeichnet wird. Nachher standen sie, wieder mit dem übrigen Reiche vereinigt, unter den karolingischen Königen, von denen Karl der Große durch Unterwerfung der Sachsen, durch Eroberung eines Theils von Spanien und Italien, und durch Gewinnung der Kaiserkrone im Jahre 800 die höchste Macht und das größte Ansehn erwarb. Seine drei Enkel theilten 843 im Vertrage von Verdun das väterliche Erbe der Art, daß der Rhein, im Allgemeinen wenigstens, die Westgrenze Deutschlands wurde, die Schelde, Maas, Saone und Rhone die Ostgrenze Frankreichs, und daß das dazwischen liegende Land nebst Italien ein drittes Reich bildete. Doch bald fiel dieses Gebiet unter den sächsischen und fränkischen Kaisern an Deutsch-

land, das in Folge dessen das Uebergewicht im Abendlande behauptete und dessen Könige zugleich römische Kaiser waren. Das ganze Rheinland von Basel abwärts, westlich bis zur Maas und Schelde, bildete das Herzogthum Lothringen, das in der Mitte des zehnten Jahrhunderts in Ober-Lothringen oder das Herzogthum an der Mosel und in Nieder-Lothringen oder das Herzogthum Ripuarien zerfiel; zu letzterem gehörten auch die jetzigen preußischen Rheinlande, während östlich vom Rhein das Herzogthum Sachsen sich ausbreitete, in welchem die Hunte und von deren Quelle an eine Linie südlich bis in die Quellgegend der Ruhr und Lenne Westfalen von Engern trennte.

In jenen ersten Zeiten des deutschen Reiches bildete sich überall in demselben die Gau-Verfassung aus. Die natürlichen, zum Theil schon früher entstandenen Abtheilungen oder Gaue des Karolingischen Reiches wurden zu einer politischen Eintheilung, indem zu deren Verwaltung Grafen eingesetzt wurden, doch so, daß auch oft mehrere kleine Gaue Einem Grafen untergeordnet, größere Gaue an mehrere Grafen vertheilt wurden, so daß nicht immer der Umfang eines Gaues mit dem einer Grafschaft übereinstimmend war. Diese Gauverfassung erhielt sich bis in die Zeit der Hohenstaufen; während dieser Zeit hatten sich überall erbliche Territorien gebildet, die um so mehr Bestand gewannen, als seit den Hohenstaufen die alten Volks-Herzogthümer zertrümmert wurden und also die einzelnen Fürsten, Grafen und Herren unmittelbar unter kaiserlicher Oberhoheit standen. Als die älteste unter den hier zu besprechenden Grafschaften wird uns Cleve genannt, das, wenigstens in späterer Zeit, dasjenige Land auf beiden Ufern des Rheins umfaßte, welches von Duisburg an der Ruhrmündung bis nach Emmerich sich hinabzieht und westlich bis an die Maas reicht. Es bildete seit den Zeiten Karl Martel's, also gegen die Mitte des achten Jahrhunderts, Eine Grafschaft mit Teisterbant, welches an der Maas und dem Rhein sich abwärts erstreckte, also nach dem heutigen Holland hinein. Doch schon im neunten Jahrhundert wurden Teisterbant und Cleve für immer getrennt. Die alten Grafen in der letzteren Grafschaft starben 1368 aus; eine Erbtochter dieses Hauses, Margarethe, hatte sich mit dem Grafen Adolf IV. von der Mark vermählt und veranlaßte dadurch die Vereinigung beider Länder.

Die Grafen von der Mark führten ehedem den Namen von Altena nach einem Schlosse, das südlich von Iserlohn an der Lenne lag. Sie stammten aus der Familie der Grafen v. Teisterbant und besaßen auch die Grafschaft Berg, doch wurden im 12. Jahrhundert beide Grafschaften von einander getrennt. Etwa 100 Jahre später kaufte Graf Adolf III. von Altena (1198—1249) die Burg Mark bei Hamm und nannte sich seitdem „Graf von der Mark". Aus dieser Familie heirathete Adolf IV. — wie oben gesagt — Margarethe von Cleve, welche 1368 ihr Erbland ihrem Sohne Adolf V. übertrug. Da der ältere Sohn Engelbert, der regierende Graf in

der Mark, ohne Kinder starb, beerbte der jüngere Adolf V. denselben und hinterließ beide Länder seinem Sohne Adolf VI., der vom Könige Siegmund 1417 auf dem Costnitzer Concil zum Herzog von Cleve erhoben wurde. Eben dieser Adolf VI. hatte mit dem Herzoge Wilhelm von Berg einen schweren Krieg zu führen, den er durch den Sieg bei Cleve 1397 glücklich beendigte. Einer seiner Gefangenen, ein Graf von Salm, mußte ihm statt Lösegeld die Herrschaft Ravenstein für eine geringe Summe abtreten, die seitdem mit Cleve vereinigt blieb. Sie lag westlich von Cleve an der Maas und war von keinem großen Umfange. Die Grafschaft Mark zog mit ihrer Nordgrenze von der unteren Ruhr nach der Emscher und von dieser nach der Lippe hinüber bis über Hamm hinaus nach Soest; südlich erstreckte sie sich, das mittlere Ruhr- und Lenneland umfassend, etwa bis zur Sieg hinauf.

Der Urenkel eben jenes ersten Herzogs von Cleve, Johann III. (1521—1539), vermählte sich 1510 mit Maria, der Erbin von Jülich, Berg und Ravensberg, und vereinigte dadurch diese Länder mit seinem nicht unbedeutenden Besitzthume.

Die Grafschaft Jülich umfaßte in ihrer nachmaligen Ausdehnung etwa das Land zwischen Erft und Maas zu beiden Seiten der Roer, die bei Roermonde die Maas erreicht. Bis in den Anfang des zehnten Jahrhunderts hinauf lassen sich die Grafen hierselbst verfolgen; der vierzehnte von ihnen, Wilhelm VII., wurde 1336 vom Kaiser Ludwig zum Markgrafen erhoben, 1357 aber durch Kaiser Karl IV. zum Herzog von Jülich. Sein älterer Sohn Gerhard kam durch Vermählung mit Margarethe, der Erbin von Berg und Ravensberg, in den Besitz dieser Länder, starb aber schon vor dem Vater; der jüngere Sohn Wilhelm II., Herzog von 1361—1392, war mit Maria von Geldern vermählt, die ihre beiden Brüder beerbte und das Herzogthum Geldern 1372 auf ihren damals acht Jahre alten Sohn Wilhelm III. übertrug. Mit diesem Wilhelm und seinem Bruder Reinhold IV. starb (1423) die Familie aus; das Herzogthum Jülich kam seitdem an das Herzogthum Berg, Geldern an die Familie Egmont.

Die Grafschaft Berg umfaßte den schmalen Streifen auf der rechten Seite des Rhein, der sich von der Ruhrmündung bis über die Sieg hinaus erstreckt, und trug ihren Namen von dem Schlosse Berg oder Burg an der Wipper, südlich von Solingen. Nicht gar lange nachdem sie im 12. Jahrhundert von Altena getrennt worden war, brachte die Erbtochter dieser Grafen, Irmingard, die Grafschaft 1218 ihrem Gemahl zu, dem Herzog Heinrich IV. von Limburg, obgleich ihr Oheim, der Erzbischof Engelbert von Cöln, ihr bis zu seinem Tode 1225 das Erbe streitig machte. Schon unter Heinrich's Söhnen Adolf und Walram trat eine Trennung des väterlichen Besitzes der Art ein, daß ersterer Berg, letzterer Limburg erhielt. Der letzte Graf aus dieser Familie in Berg war Adolf IV., mit dem 1348 die Familie ausstarb. Seine Tochter Margarethe war an den

Grafen Otto IV. von Ravensberg verheirathet; durch ihre Tochter, die ebenfalls Margarethe hieß, wurden Berg und Ravensberg mit Jülich vereinigt.

In dieser Grafschaft Ravensberg, die sich vom Weserknie über den Teutoburger Wald oder Osning etwa bis zur oberen Ems erstreckte, werden die ersten Grafen um die Mitte des elften Jahrhunderts genannt. Anfänglich führten sie den Namen von Calverla, fast 100 Jahre später nannten sie sich jedoch nach dem Schlosse Ravensberg, bei Bielefeld gelegen. Der eben genannte Otto IV. wie sein Bruder Bernhard († 1346) hinterließen keine männlichen Nachkommen; das Erbrecht ging deshalb auf Otto's Tochter Margarethe über, die mit dem oben genannten Gerhard von Jülich vermählt war, der deshalb 1346 in den Besitz von Ravensberg kam und 1348 nach Adolf's IV. Tode in den von Berg. Gerhard's Sohn Wilhelm I. erbte von dem Vater beide Länder und erhielt 1380 von König Wenzel die herzogliche Würde von Berg, und dessen Sohn Adolf I. war es, dem 1423 nach dem Aussterben seiner Verwandten in Jülich auch dies Herzogthum zufiel. Da er keine Kinder hinterließ († 1437), wurde sein Neffe Gerhard II. Herr der drei Länder Jülich, Berg und Ravensberg. Der Sohn desselben, Herzog Wilhelm II. (1475—1511), der mit Sibylla, einer Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles, verheirathet war, bewog 1508 den Kaiser Maximilian, daß seine einzige in dieser Ehe erzeugte Tochter Maria als Erbin seiner Länder eingesetzt wurde. So gingen denn auch nach Wilhelm's II. Tode 1511 die Herzogthümer Jülich und Berg mit der Grafschaft Ravensberg an ihren Gemahl Johann III. von Cleve über, der nach dem Tode seines Vaters 1521 damit noch Cleve, Mark und Ravenstein vereinigte und von Kaiser Karl V. mit allen sechs Ländern belehnt wurde.

Gegen diese Besitznahme der Jülich'schen Länder durch das Haus Cleve protestirte Sachsen, wiewohl vergeblich. Der Herzog Albrecht von Sachsen nämlich, der Stifter der Albertinischen Linie, hatte sowohl dem Kaiser Friedrich III. große Dienste gegen den König von Ungarn geleistet, als auch dem Erzherzog Maximilian, als sich derselbe auf Grund seiner Vermählung mit Maria von Burgund in den Besitz der Niederlande setzte. In dankbarer Anerkennung dieser Verdienste hatte Kaiser Friedrich ihm die Anwartschaft auf Jülich, Berg und Ravensberg 1483 zuertheilt, da mit dem Tode des damaligen Herzogs Wilhelm II. dieses Reichslehn an den Kaiser zurückfallen mußte. Maximilian übertrug dies Anfallsrecht auch auf die Ernestinische Linie des sächsischen Hauses und wiederholte noch 1495 sein Versprechen; dessen ungeachtet erklärte er schon wenige Jahre später, wie oben gesagt worden, Wilhelm's Tochter für die rechtmäßige Erbin und entriß damit Sachsen seine Ansprüche. Um Sachsen nun für diesen Verlust zu entschädigen, vermählte der neue Herzog des Gesammtlandes, Johann III., seine ältere Tochter Sibylla 1526 an den nachmaligen Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen mit dem

Versprechen, daß alle seine Länder an Sachsen fallen sollten, falls sein Sohn Wilhelm ohne männliche Erben stürbe. Seine zweite Tochter Anna vermählte Johann an den König Heinrich VIII. von England, der sich jedoch nach sehr kurzer Ehe von ihr scheiden ließ. Den langwierigen Streit mit dem Hause Egmont wegen des Herzogthums Geldern beendigte er 1527 durch friedlichen Vergleich, ja es wurde ihm sogar 1538 die Nachfolge im Herzogthum Geldern und in der Grafschaft Zütphen zugesichert, sobald der damalige kinderlose Herzog Karl mit Tode abginge. Unter ihm geschah es auch, daß sich die evangelische Lehre mit großer Schnelligkeit in seinen Ländern ausbreitete.

Herzog Karl von Geldern starb 1539 bald nach Johann III. Der Sohn des letzteren, Wilhelm (1539—1592), nahm von seinem Lande Besitz; doch auch Kaiser Karl V. erhob auf Geldern Ansprüche, die er von seiner Großmutter Maria von Burgund herleitete. Wilhelm suchte zwar, auf den Beistand Frankreichs hoffend, mit den Waffen in der Hand sein Recht zu verfechten, sah sich aber 1543 genöthigt, dies Land dem Kaiser zu überlassen. Bald darauf vermählte er sich sogar mit der Tochter des römischen Königs Ferdinand, der Erzherzogin Maria, und erlangte es vom Kaiser, daß seine Länder nie getheilt werden und daß seine Töchter und deren Erben succediren sollten, falls seine männliche Nachkommenschaft ausstürbe. Diese Bestimmungen wurden auch von den Kaisern Maximilian II. und Rudolf II. bestätigt. Deshalb wurde, als seine älteste Tochter Maria Eleonore sich 1573 mit dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählte, ausdrücklich festgesetzt, daß nach dem Abgange der männlichen Erben ihres Hauses diese Länder an sie, ihren Gemahl und ihre Leibeserben fallen sollten, nur sollte der Herzog verpflichtet sein, aus eigenen Mitteln den andren Schwestern eine Geld-Entschädigung zu zahlen. Von diesen vermählte sich die zweite, Anna, 1574 mit Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, und es wurde bestimmt, daß sie die nächste Erbin von den Cleve'schen Ländern sein sollte, falls die älteste Schwester ohne Leibeserben stürbe. Die dritte Tochter, Magdalena, die mit dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrück, und die vierte, Sibylla, die mit Karl von Oesterreich, Markgrafen von Burgau, vermählt war, erhielten ebenfalls nur die Anwartschaft zugesichert.

Der letzte Herzog Johann Wilhelm (1592—1609) litt an gleicher Gemüths-Krankheit wie sein Vater, was um so schlimmer war, als der Krieg Spaniens gegen die aufständischen Niederlande auch das clevische Land hart heimsuchte. Bei seinem Tode 1609 traten nun verschiedene Prätendenten auf, welche theils die ganze Erbschaft, theils einzelne Stücke für sich beanspruchten. Es waren dies besonders 1) der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, der im Namen seiner Gemahlin Anna die Rechte geltend machen wollte, die von ihrer Mutter Maria Eleonore auf sie übergegangen seien. 2) Der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, der die Rechte seiner Mutter Anna für sich beanspruchte, indem er behauptete,

das Erbrecht sei auf seine Mutter und durch diese auf ihn vererbt, da deren älteste Schwester Maria Eleonore noch vor ihrem Bruder gestorben sei und keine Söhne hinterlassen habe. 3) Das Haus Sachsen, das nach dem oben erwähnten Vertrage regelmäßig die eventuelle Belehnung dieser Länder nachgesucht und erhalten hatte. Außerdem machten das Haus Zweibrück und der Markgraf von Burgau auf Theile der Erbschaft Anspruch; noch drei andere Erben, die ihre Abstammung von früheren Fürsten des ausgestorbenen Hauses nachwiesen, wurden in dem nachfolgenden Streite gar nicht berücksichtigt.

Schon wenige Tage nach Johann Wilhelm's Tode beeilte sich Johann Sigismund von dem Lande Besitz und die Unterthanen in Eid zu nehmen, und sandte deshalb seinen Bruder, den Markgrafen Ernst, als Statthalter dahin. Der Pfalzgraf von Neuburg blieb jedoch in seinen Bemühungen nicht zurück und protestirte durch seinen ältesten Sohn Wolfgang Wilhelm gegen die brandenburgische Besitznahme. Kursachsen wandte sich um Hülfe an Kaiser Rudolf II., der die streitenden Parteien vor sich forderte und jede vorläufige Besitz-Ergreifung untersagte. Man war kaiserlicher Seits der Meinung, daß die Macht Brandenburgs auf jede Weise niedergehalten werden müsse; unmöglich dürfe der Kurfürst, für welchen schon der Anfall von Preußen in Aussicht stehe, auch am Rhein sich festsetzen. Die Absicht des Hauses Oesterreich ging deshalb dahin, die schwach begründeten Rechte Sachsens zum Vorwande zu nehmen, das reiche Erbe zunächst in Verwahrsam an sich zu bringen, und sich selber in dem Besitze zu behaupten. Diese drohende Gefahr beschleunigte den Vergleich, der zwischen Brandenburg und Neuburg den 31. Mai 1609 zu Dortmund dahin abgeschlossen wurde, daß beide, unbeschadet ihrer besonderen Rechte, das Land bis zur Entscheidung des Streites gemeinschaftlich verwalten wollten. Der Kaiser verwarf jedoch diesen Vergleich und schickte seinen Vetter, den Erzherzog Leopold, Bischof von Strasburg und Passau, in das Land, der sich nicht nur der Stadt Jülich bemächtigte, sondern auch die Erben vor sich berief und den Unterthanen bei Verlust ihres Vermögens verbot, jenen Gehorsam zu leisten. Mit großer Mühe bewog Johann Sigismund seine Stände, ihm 400,000 Rthlr. zu bewilligen, mit welchen Truppen angeworben wurden, die sich nach dem Rhein hin in Bewegung setzten. Frankreich, England, Holland sowie viele deutsche Fürsten ermahnten den Kurfürsten zur Nachgiebigkeit und zur Verständigung mit Sachsen, und auch die Union versagte jede Hülfe, da es sich hier nicht um Schutz von altem Besitzthum, sondern um Erwerbung von neuem handle. Dennoch schien es, da der Kurfürst nicht nachgeben wollte, zum Kriege kommen zu sollen, der die weitesten Dimensionen annehmen mußte, da Frankreich und die Niederlande unmöglich dulden konnten, daß die Habsburger in diesen Gegenden festen Fuß faßten. König Heinrich IV. von Frankreich, der persönlich ein Hülfsheer herbeiführen wollte, wurde jedoch im Mai 1610 durch Ravaillac ermordet; zwar ließ seine Gemahlin Maria von Medici Truppen zu dem Heere stoßen, das die Holländer

unter Moritz von Oranien ins Land gesandt hatten, und es wurde Jülich genommen und der Erzherzog genöthigt das Land zu verlassen; doch zogen die Hülfstruppen sich bald zurück, da Maria zu den Spaniern, den Verbündeten des Kaisers, hinneigte.

Sachsen hatte unterdeß vom Kaiser die Belehnung mit Cleve erhalten, und Sigismund einigte sich mit demselben 1611 zu Jüterbog dahin, daß er Sachsen als dritten gemeinschaftlichen Besitzer der streitigen Länder betrachten wollte. Er entging dadurch der Gefahr, die wiederholt über seinem Haupte schwebte, vom Kaiser in die Acht erklärt zu werden. Doch obgleich der Kaiser diesen Vergleich billigte, kam derselbe nicht zu Stande, da sowohl Pfalz-Neuburg wie auch die Kurfürstin Anna Widerspruch dagegen erhob. So blieb der Zustand der Dinge, bis Markgraf Ernst 1613 starb und der Kurprinz Georg Wilhelm als Statthalter nach Cleve kam. Eigenmächtiges Verfahren desselben veranlaßte einen Bruch der bis dahin bestandenen Einigkeit zwischen Brandenburg und Neuburg; als jedoch Sachsen, das vom Kaiser Matthias abermals mit Jülich ꝛc. belehnt worden war, daraus Nutzen ziehen wollte, einigten sich der Kurfürst und Wolfgang Wilhelm dahin, daß durch die Vermählung des Letzteren mit der ältesten Tochter des Kurfürsten, Anna Sophia, ein engeres Band zwischen beiden Häusern geknüpft werden sollte. Der Pfalzgraf verlangte aber als Mitgift das ganze Jülich'sche Land; darüber entstand ein heftiger Wortstreit, der endlich in Thätlichkeiten von Seiten des Kurfürsten ausgeartet sein soll. So wenigstens wurde später die Sache erzählt, wenn auch dieser Zusammenhang der Dinge aus andern Gründen bezweifelt werden muß. Nur das steht fest, daß ein vollständiger Bruch eintrat. Wolfgang Wilhelm vermählte sich im November 1613 mit Magdalene, der Schwester des Herzogs Maximilian von Bayern, und suchte an seinem Schwager und dem Kaiser eine kräftige Stütze zu gewinnen, indem er zur katholischen Kirche übertrat. Darauf besetzte er 1614 Düsseldorf, und ein starkes spanisches Heer unter Spinola nahm für ihn einen großen Theil des Landes in Besitz. Der Kurfürst, der zur reformirten Kirche übertrat — zum Theil wohl aus politischen Gründen, um die Unterstützung der rheinischen Reformirten zu erhalten, wie auch der Kurprinz eine pfälzische (reformirte) Prinzessin heirathete — fand an den Holländern Hülfe, deren Feldherr Moritz von Oranien andere Plätze besetzte. Durch Vermittlung fremder Fürsten kam darauf 1614 zu Xanten ein neuer Vergleich zu Stande, nach welchem eine Theilung des Landes vorgenommen werden sollte. Das Loos bestimmte das Herzogthum Cleve, die Grafschaften Mark und Ravensberg sowie die Herrschaft Ravenstein für den Kurfürsten, die Herzogthümer Jülich und Berg für den Pfalzgrafen, doch sollte noch eine gemeinschaftliche Landes-Regierung dabei fortbestehen. Da jedoch weder die Holländer Jülich noch die Spanier Wesel räumen wollten, so kam der Vertrag nicht zur Ausführung, vielmehr blieb der Zustand ein schwankender und fand seine Erledigung erst in sehr später Zeit.

Durch den Vertrag zu Jüterbog hatte sich wieder ein besseres Vernehmen zwischen Brandenburg und Sachsen gebildet. Kurfürst Johann Georg, der mit einer Schwester Johann Sigismund's vermählt war, erneuerte deshalb zu Naumburg im März 1614 die Erbverbrüderung nach den Bestimmungen vom Jahre 1587, was jedoch Brandenburg nicht abhielt, seine Erbansprüche auf Cleve auf eigene Hand durchzusetzen.

Noch eines kleinen Besitzthums muß Erwähnung geschehen, das im Jahre 1609 an die Mark zurückfiel; es war dies die Herrschaft Schwedt. Eine jüngere Linie der Grafen von Hohenstein (an der Südseite des Harzes) besaß nämlich im 15. Jahrhundert die freie Herrschaft Heldrungen. Johann von Hohenstein, der wegen tiefer Verschuldung diese Herrschaft den Grafen von Mansfeld verkaufen mußte, war in die Dienste des Kurfürsten Albrecht Achilles getreten, und dieser belehnte 1478 den Grafen, um seine nützlichen Dienste zu belohnen, mit den Orten Schwedt und Vierraden nebst den dazu gehörigen Dörfern, die zu einer besonderen Herrschaft verbunden worden waren. Der jüngere Sohn des Grafen, Wolfgang, veranlaßte den Kurfürsten Joachim I. 1515, dem Orte Schwedt Stadtgerechtigkeit zu verleihen, und verlegte seinen Sitz von Vierraden hierher. Mit dem Grafen Martin, der zugleich das Herrnmeisterthum der Johanniter zu Sonnenburg bekleidete, starb diese Familie 1609 aus, und ihr Ländchen fiel als eröffnetes Lehn an den Kurfürsten zurück.

Von besonderer Bedeutung für die Mark wurde der Uebertritt Johann Sigismund's zur reformirten Kirche. Seine Brüder, Markgraf Ernst und Johann Georg von Jägerndorf, hatten diesen Schritt bereits früher gethan. Am 18. December 1613 erklärte der Kurfürst vor dem versammelten Staatsrath sowie den Geistlichen von Berlin und Cöln, daß, wie er sich nicht anmaße, seinen Unterthanen irgendwie einen Zwang in Glaubenssachen anzuthun, auch er seinerseits das Recht für sich in Anspruch nehme, seiner Ueberzeugung zu folgen. Er ließe ihnen die Freiheit, die Bilder, Meßgewänder ꝛc. auch ferner in ihren Kirchen beizubehalten, verbiete aber alles Schmähen und Schimpfen auf den Kanzeln gegen Andersgläubige. Fast der ganze Staatsrath trat ebenfalls zur reformirten Lehre über, die Geistlichen jedoch erinnerten den Kurfürsten an das schriftliche Versprechen, das er seinem Vater gegeben, bei der lutherischen Lehre zu bleiben. Johann Sigismund wies diese Bemerkung zurück, da in Glaubenssachen eine solche Verpflichtung nicht bindend sein könne. Joachim II. und sein Bruder Johann hätten sogar dem Vater das eidliche Versprechen ablegen müssen, bei der katholischen Lehre zu bleiben, hätten sich aber dessen ungeachtet der Reformation zugewendet. — Darauf nahm er am 25. December 1613 öffentlich in der Domkirche das Abendmahl nach reformirter Weise.

Dieser Uebertritt brachte im ganzen Lande eine überaus große Aufregung hervor. Der ungebärdige Eifer, den die lutherische Geistlichkeit seit langer Zeit durch die ärgsten Schimpfreden in ihren Predigten

gegen die Reformirten gezeigt und der den Kurfürsten mit so gerechtem Unwillen erfüllt hatte, daß eben darin seine Abneigung gegen die lutherische Lehre gesucht werden muß, brach mit erneuter Heftigkeit aus und konnte so wenig durch eine scharfe Verordnung dagegen (Februar 1614) gedämpft werden, daß mehrere der schlimmsten Eiferer von ihrem Amte entfernt werden mußten. Zur Beruhigung des Landes machte der Kurfürst im Mai 1614 sein Glaubens-Bekenntniß öffentlich bekannt, doch weder dieser Schritt noch sein Erbieten, sich über seine angeblichen Irrthümer von den lutherischen Geistlichen belehren zu lassen, vermochte die gereizte Stimmung zu unterdrücken, ja sie brach namentlich in Berlin in offenen Aufstand aus. Der Statthalter, Markgraf Johann Georg, ließ nämlich, während der Kurfürst auf einer Reise nach Preußen begriffen war, zur Osterzeit 1615 aus der Domkirche allen kirchlichen Schmuck entfernen, was den Kaplan an der Petrikirche, Peter Stuler, veranlaßte, öffentlich dagegen zu predigen, wobei er es sogar an Schimpfreden gegen den Kurfürsten und den Statthalter nicht fehlen ließ, indem er auf den Schutz der Kurfürstin rechnete, welche der lutherischen Lehre treu ergeben geblieben war. An demselben Abend, wo er zu seiner Sicherheit, wie er meinte, die Stadt verließ, erhob sich in Cöln ein Aufruhr. Ein großer Haufen von Menschen übte Unfug aller Art aus, den selbst das persönliche Erscheinen des Statthalters nicht zu verhindern vermochte; vielmehr mußte der Markgraf der Gewalt weichen und ins Schloß zurückkehren. Darauf zertrümmerte die Rotte die Wohnung des Hofpredigers Füssel, der mit seiner Familie nur durch die Flucht über das Dach seines Hauses sich rettete. Durch das Eintreffen des Kurfürsten und durch die von demselben angeordneten Vorsichts-Maßregeln wurde weitere Ruhestörung verhindert; die Unruhstifter selber blieben ungestraft, nur Peter Stuler begab sich nach Wittenberg und erfuhr später dort den Ausgang des gegen ihn beim Schöppenstuhl in Leipzig angestrengten Prozesses, der auf Landes-Verweisung erkannte. Auch in andern Städten kam es zu ähnlichen ärgerlichen Auftritten, ja die Stände verweigerten sogar neue Geldbewilligungen, die von ihnen gefordert wurden, wenn sie nicht in Bezug auf ihre religiöse Meinung zuvor sicher gestellt und wenn nicht alle Schul- und Kirchenämter mit Lutheranern besetzt würden. Ersteres versprach ihnen der Kurfürst, Letzteres jedoch verweigerte er entschieden, da ihn nichts von dem abbringen könne, was er für wahr erkannt habe. Wie hier in der Mark wurde auch in Preußen der Uebertritt des Kurfürsten zur reformirten Lehre mit Unwillen aufgenommen; durch das ganze Land entstand eine Spannung zwischen dem Fürsten und dem Volke, die um so gefährlicher war, je drohender sich die Verhältnisse von allen Seiten her gestalteten.

Bei seinem Aufenthalt in Preußen 1618 hatte der Kurfürst das Unglück, wiederholt vom Schlagfluß getroffen zu werden. Sobald er es vermochte, reiste er 1619 nach Berlin zurück, übergab am 22. November seinem Sohne Georg Wilhelm die Regierung, und verließ das

Schloß, um als Privatmann in Berlin zu leben. Doch schon am 23. December 1619 starb er in einem Alter von 47 Jahren.

Man hat den Kurfürsten wohl der Charakterlosigkeit beschuldigt, und es läßt sich nicht leugnen, daß er oft nicht die Energie entwickelte, welche wünschenswerth gewesen wäre, und daß er über den Freuden der Geselligkeit wohl hin und wieder die Regierungsgeschäfte vernachlässigte; dagegen muß anerkannt werden, daß er überall mit der größten Gewissenhaftigkeit zu Werke ging, und daß ihn nie der Gedanke verließ, er sei „seines Gottes Diener und Statthalter", und es sei seine Aufgabe, „als lieber und getreuer Knecht erfunden zu werden". Dieser fromme Sinn, welcher alle seine Handlungen leitete, war es großentheils, der ihn zur reformirten Kirche übertreten ließ, um „die Ruhe seines Gewissens zu wahren," an der ihm um so mehr gelegen sein mußte, je größer die Gefahren waren, die ihn von allen Seiten bedrohten. Wenn er mehr als einmal nahe daran war, der Acht zu verfallen, welche ihm einen ähnlichen Ausgang wie dem sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich drohte; wenn er seine unbestreitbaren Anrechte auf die Jülich'sche Erbschaft von allen Seiten angegriffen sah, und kein Freund ihm zur Seite stehen wollte (er war deshalb auch 1617 aus der Union getreten und nur „correspondirender" geblieben); wenn in seinem eigenen Lande, auch vor seinem Religions-Wechsel, das Interesse für die neue Erwerbung ein so geringes war, daß er auch hier kaum irgend welche Hülfe finden konnte: so waren es besonders die Trostsprüche der Psalmen, die ihn nicht verzweifeln ließen, denn „die auf den Herrn hofften, würden nicht fallen, sondern ewig bleiben". Und diese Hoffnung hat nicht getäuscht. Wie Johann Sigismund zu der territorialen Macht Preußens recht eigentlich den Grund gelegt, so hat er zugleich klaren, festen Sinnes den Keim zu geistiger Freiheit gepflegt, von dem ein neuer Forscher sagt, daß zwar noch furchtbare Wetter durchlitten werden mußten, ehe sein Frühling kam, daß dieser aber gekommen, und daß Gott sein Gedeihen gegeben habe.

10. Georg Wilhelm. 1619—1640.

Die Regierungszeit dieses Fürsten ist eine höchst unglückliche und verderbliche für das Land gewesen. Hatte die Mark seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in tiefem Frieden gelebt, und war sie mehr als 100 Jahre lang durch die Weisheit ihrer Fürsten vor Kriegen bewahrt worden, so gerieth sie unter Georg Wilhelm in den Abgrund des entsetzlichsten Elends. Den Grund davon hat man sehr oft dem Kurfürsten selber und seinem Kanzler Adam v. Schwarzenberg zugeschrieben, ohne zu erwägen, ob nicht die damaligen Verhältnisse stärker als die Menschen waren. Das zwar ist unbestritten, daß die geringe Energie Georg Wilhelm's das Uebel vergrößerte, wenn auch seine Gesinnung an und für sich eine ehrenwerthe war. Sehr

scharf zeichnete er sich selber, als er 1626 darüber klagte, „daß keiner seiner Räthe ihn mit klugem Rathe unterstütze. Hiob's Geduld werde gepriesen, weil er von Gott heimgesucht worden; die sich aber von Menschen durch Stillsitzen das Ihrige nehmen ließen, würde kein Historienschreiber loben können. Alle Welt müßte ihn für eine feige Memme halten, wenn er so ganz still sitzen sollte. Es sei besser, mit Ehren gestorben als in Schande gelebt". Je mehr ihm aber bei so richtiger Einsicht das eigne Vertrauen fehlte, daß er selber der Mann sei, von dem der Anstoß zu kräftigem Handeln ausgehen müsse, je mehr ihm die feste Beharrlichkeit abging, das einmal für richtig Erkannte mit aller Energie durchzuführen, desto mehr mußte sein zaghaftes Schwanken sein Ansehn bei Freund wie Feind verringern. Graf Adam v. Schwarzenberg — so ist vielfach die Meinung ausgesprochen — habe diese Schwäche trefflich zu benutzen verstanden, um für den Kaiser zu wirken, in dessen Interesse er, ein Katholik und Ausländer, gearbeitet habe. Es ist in neuerer Zeit nachgewiesen, daß die Anschuldigungen, die man gegen Schwarzenberg erhoben hat, theils übertrieben, theils falsch sind. Er war Lehnsmann der Grafschaft Mark und herzoglicher Rath Johann Wilhelm's gewesen, und hatte dem Kurhause bei der Besitznahme jener Länder so ausgezeichnete Dienste geleistet, daß er vom Kaiser deshalb in die Acht erklärt, dagegen von Johann Sigismund mit der Leitung der dortigen schwierigen Verhältnisse betraut worden war. Auch Georg Wilhelm hatte ihn dort als so gewandten Staatsmann kennen gelernt, daß er ihm zweimal (1625—30, 1635—40) die Regierung seiner Länder übertrug, und wenn er in dieser Stellung nicht das geleistet hat, was von ihm erwartet wurde, so lag der Grund davon einerseits nicht sowohl in seinem bösen Willen als in seiner geringen Macht, andrerseits aber in dem Widerstande andrer einflußreicher Männer, welche das Vertrauen des Kurfürsten besaßen, sowie in dem Volke selber, das gut kaiserlich gesinnt war.

Der Kurstaat hatte zwar in der letzten Zeit bedeutend an Umfang gewonnen, doch sollten die einzelnen Theile desselben erst anfangen, sich in einander einzuleben und als ein zusammen gehöriges Ganze sich anzusehen; von einer gemeinschaftlichen Kraft war mithin noch gar nicht die Rede. In Preußen versagten die Stände dem Kurfürsten die Erbhuldigung, da er Calvinist sei, und König Siegmund von Polen verweigerte die Belehnung, weil die zweite Schwester des Kurfürsten, Marie Eleonore, 1620 an König Gustav Adolf von Schweden vermählt wurde, mit dem damals Polen in Krieg begriffen war; nur durch Bestechung der polnischen Landstände gelang es dem Kurfürsten 1621 die Belehnung zu empfangen. Die Cleveschen Lande wurden ihm durch den Kaiser, durch Spanien und die Pfalz streitig gemacht; sie verlangten Hülfe, konnten aber nicht herangezogen werden, eine consequente Politik des Kurfürsten durchzuführen. Dieser war also vorzugsweise auf die Mark angewiesen; hier aber stand es traurig genug. Schon früher hatten die Landstände nur ungern Gelder bewilligt, um

die Clevesche Erbschaft zu behaupten, so daß Johann Sigismund eine bedeutende Schuldenlast hinterlassen hatte. Der alte kriegerische Geist des Volkes war erstorben, und die Scheu vor jedem Kosten-Aufwande bewirkte, daß weder der Adel noch die Städte die nöthige Mannschaft zu der Musterung stellten, die 1610 wegen der Jülich'schen Angelegenheiten angeordnet wurde. Eben so spärlich wurden aber auch die Mittel zur Anwerbung von Söldnern bewilligt, und vergeblich waren die Mahnungen des Kurfürsten beim Ausbruch der böhmischen Unruhen, sich für den Krieg zu rüsten. Eben diesen Widerwillen gegen den Krieg vermochte auch Georg Wilhelm nicht zu besiegen; ihm fehlte die rücksichtslose Energie, welche die Sache ergreift, wenn auch die Person Schaden dabei erleidet. Die Bevölkerung, noch immer mit dem Kurhause zerfallen, weil ja allerdings in den letzten Kämpfen es sich nur um dessen Interesse, nicht um das Wohl des Landes gehandelt hatte, und weil die Abneigung gegen die Reformirten eine gar zu starke war, hoffte von dem Kaiser den Schutz, den sie in der eignen Kraft hätte suchen sollen; sie drang auf unbedingten Anschluß an den Kaiser, der doch nach den Erfahrungen des Kurfürsten dem Hause Brandenburg entgegen wirkte und den die kaiserlichen Räthe zu bewegen suchten, in keinem Falle die Jülich'sche Erbschaft in die Hände Brandenburgs gelangen zu lassen, damit dies nicht zu mächtig und eine Stütze des Protestantismus in Nord-Deutschland werden möchte. Die Maßregeln, die darauf der Kaiser ergriff und von denen oben gesprochen worden ist, hatten schon Johann Sigismund veranlaßt, sich — wenigstens eine Zeit lang — der Union anzuschließen, um von ihr Beistand zu erlangen. Derselbe Grund bestimmte auch Georg Wilhelm, dem Kaiser entgegen zu treten und es, wenn auch zunächst nur im geheimen, mit den aufständischen Böhmen zu halten, von denen die Losung zu dem Kriege gegeben worden war, der dreißig Jahre lang unsägliches Elend über Deutschland und über die Mark insbesondere gebracht hat.

Nach dem Augsburger Religionsfrieden 1555 hatte die Weisheit des Kaisers Ferdinand I. (1556—1564) sowie seines Sohnes Maximilian's II. (1564—1576) den Frieden in Deutschland zu erhalten gewußt. Anders stellte sich jedoch die Sache, als der ältere Sohn des letzteren, Rudolf II. (1576—1612) die Regierung führte. Es ist schon oben der Reibungen gedacht, welche die correspondirenden protestantischen Fürsten veranlaßten, 1608 zu einer Union zusammen zu treten; dieselbe wurde 1609 und 1610 noch enger geknüpft, was die katholischen Fürsten bewog, 1609 zu Würzburg eine Liga zu bilden, deren Haupt der energische Herzog Maximilian von Bayern wurde. Unterdeß waren in der kaiserlichen Familie selber Streitigkeiten ausgebrochen. Kaiser Rudolf bekümmerte sich um die Regierungsgeschäfte so wenig als möglich, Ungarn war im Begriff sich von dem Hause Oesterreich loszureißen. Die Brüder des Kaisers erklärten deshalb den Erzherzog Matthias zum Haupt der Familie, und dieser zwang Rudolf, ihm Ungarn, Mähren und Oesterreich abzutreten

sowie die Nachfolge im Königreich Böhmen ihm zuzusichern. Um seine neuen Unterthanen für sich zu gewinnen, bewilligte er den Protestanten unter ihnen Religionsfreiheit; durch gleiche Vergünstigungen suchte auch Rudolf Böhmen, Schlesien und die Lausitz an sich zu fesseln, indem er ihnen den s. g. Majestätsbrief gab. Doch schon 1612 zwang Matthias seinen Bruder, auch diese böhmischen Länder ihm zu überlassen. Kurz darauf starb Rudolf 1612, sein Nachfolger wurde Matthias (1612—1619).

Die Nachsicht, die derselbe gegen die Protestanten zeigte, bewog die strengkatholische Partei dahin zu wirken, daß ihm ein eifriger Katholik als Nachfolger gegeben werden möchte, da Matthias wie seine Brüder keine Söhne hatten. Niemand war mehr dazu geeignet als Ferdinand, Herzog von Steyermark, Kärnthen und Krain, ein Enkel Kaiser Ferdinand's von dessen jüngerem Sohne, der mit Hülfe der Jesuiten die evangelische Lehre in seinen Erblanden ausgerottet hatte. Zu seinen Gunsten entsagten die beiden Brüder von Matthias, die Erzherzöge Maximilian und Albrecht, die beide schon bejahrt waren, der Erbfolge, und Matthias wurde genöthigt, ihm 1617 die Erwählung in Böhmen zu verschaffen, 1618 in Ungarn. Darauf suchte Matthias auch die deutsche Krone für Ferdinand zu gewinnen, doch Brandenburg, die Pfalz und die Union sträubten sich, in diese Wahl zu willigen. Während sie noch nach einem Mitbewerber suchten, erfolgte am $\frac{13}{23}$. Mai 1618 das verhängnißvolle Ereigniß in Prag, das Deutschlands Wohlstand auf lange Zeit vernichtete.

Die Verletzung des Majestätsbriefes veranlaßte die kraft desselben eingesetzten böhmischen Defensoren, den Grafen Heinrich Matthias v. Thurn an der Spitze, bei den kaiserlichen Räthen um Abhülfe zu bitten. Als ihre Klage abgewiesen ward, warfen die Böhmen an dem vorhin genannten Tage zwei der ihnen ungünstigen Räthe nebst dem kaiserlichen Schreiber aus den oberen Fenstern des Schlosses hinaus. Mit Recht die Strafe des Kaisers fürchtend setzten sie eine Regierungs-Behörde ein und rüsteten sich zum Kriege, da sie auf den Beistand Hollands rechnen konnten. Vergeblich suchte Matthias den Weg der Güte, die Böhmen zum Gehorsam zurückzuführen; Ferdinand wählte den der Gewalt. Darüber starb Matthias im März 1619 hin. Die Böhmen widerriefen Ferdinand's Wahl zu ihrem Könige, da derselbe seine Zusagen gebrochen hätte, und wollten im Verein mit Brandenburg und Pfalz den Herzog Maximilian von Bayern zum deutschen Kaiser erheben. Da letzterer jedoch auf die Wahl verzichtete und die böhmischen Abgesandten zum Reichstag nicht zugelassen wurden, trat auch Brandenburg und Pfalz der Majorität bei, welche im August 1619 Ferdinand II. gewählt hatte (1619—1637). Fast gleichzeitig hatten aber die Böhmen den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige gewählt.

Sie hatten bei dieser Wahl sowohl auf die Unterstützung der Union gerechnet als auch auf die Hülfe des Königs Jacob I. von

England, dessen Schwiegersohn Friedrich V. war. Die Union blieb jedoch neutral oder wollte nur die Pfalz vertheidigen, und der König schickte nur ein Freicorps von 2—3000 Mann in England geworbener Truppen, welche 1620 ihren Zug auch durch die Mark nahmen, von Mangel und Elend aber aufgerieben wurden, ehe sie den Feind gesehen hatten. Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, der sich Friedrich V. angeschlossen, warb in der Mark Truppen, und große Vorräthe von Pulver lagen in Berlin für den König bereit, als die Nachricht anlangte, daß Friedrich V. am 8. November 1620 (neuen Stils) auf dem weißen Berge bei Prag geschlagen sei. Sie erregte großen Jubel in der Mark, da man in dieser Niederlage das Strafgericht Gottes erkennen wollte. Die 1000 Mann zu Fuß und 300 Reiter, welche Georg Wilhelm mit vieler Anstrengung zu Anfang des Jahres 1620 zum Schutze des Landes aufgebracht hatte, mußten im Sommer wieder entlassen werden, da die Stände jede weitere Geldbewilligung für dieselben als unnöthig verweigerten. König Friedrich nahm mit seiner Gemahlin seine Flucht durch die Mark, der Kaiser, von Sachsen und Bayern kräftig unterstützt, unterdrückte blutig den Aufstand in Böhmen, führte gewaltsam den Katholicismus wieder ein und nahm die Güter der geächteten Anführer in Beschlag, darunter auch das Herzogthum Jägerndorf, von wo Johann Georg sich geflüchtet hatte.

Bis hierher war Brandenburg unberührt vom Kriege geblieben, doch änderte sich das bald, und die Mark wurde in weitere Verwicklungen hineingezogen, als der Kaiser über Friedrich eigenmächtig die Acht aussprach, und darauf Spanien — trotz der Anstrengungen, die Ernst von Mansfeld, Georg Friedrich von Baden-Durlach und Christian von Braunschweig zu Gunsten Friedrichs machten — die Unterpfalz, Bayern die Oberpfalz eroberte; denn nun gab der Kaiser letzteres Land sammt der Kurwürde an Maximilian von Bayern, und dadurch kamen die Evangelischen im Kurfürsten-Collegium, das jetzt 5 katholische und nur 2 evangelische Mitglieder zählte, in das ungünstigste Verhältniß. Sachsen und Brandenburg protestirten deshalb dagegen, und es wurde vom obersächsischen Kreise der Beschluß gefaßt, Truppen aufzustellen, zu denen Brandenburg 6000 Mann im eigenen Lande warb; da aber Sachsen sehr bald vom Kaiser dadurch gewonnen wurde, daß dieser ihm die Lausitz für den Kriegskosten-Aufwand verpfändete, wurden die Truppen nach kurzer Zeit wieder entlassen.

Trotz dieser friedlichen Haltung wurde das Land doch sehr bald in den Krieg verwickelt, der deswegen von neuem ausbrach, weil das gewaltsame Vorgehn des Kaisers England und Holland dazu bestimmte, zu Gunsten Friedrich's sich einzumischen. Durch sie bewogen und unterstützt trat Christian IV. von Dänemark, der zugleich Herzog von Holstein war, gegen den Kaiser auf, und auch Ernst v. Mansfeld erschien von neuem im Felde. Gegen diese rückte das ligistische Heer unter Tilly und das neu geworbene kaiserliche unter Wallenstein heran. Kurfürst Georg Wilhelm erklärte sich zwar für neutral,

konnte es aber nicht verhindern, daß auch die Mark der Schauplatz des Krieges wurde. Die Dänen drangen nämlich in die Altmark ein, und Mansfeld rückte durch die Mittelmark gegen die Elbe vor, um die kaiserlichen Erblande anzugreifen. Das Land litt dabei so furchtbar, daß die Stände endlich 1626 dem Kurfürsten 100,000 Rthlr. auf sechs Monate bewilligten, um dafür 3000 Mann in den vier Festungen des Landes zu unterhalten. Diese geringe Mannschaft konnte natürlich nicht verhindern, daß Mansfeld, nachdem er im April 1626 bei der Dessauer Brücke von Wallenstein besiegt worden war, nach der Mark flüchtete, das Land hart bedrückte, sich hier verstärkte und dann über Frankfurt nach Schlesien zog. Mit ihm war der Administrator von Magdeburg, Markgraf Christian Wilhelm, vereinigt, der Oheim des Kurfürsten, welcher Partei gegen den Kaiser ergriffen hatte. Beide wollten nach Ungarn, um sich mit Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen und Schwager des Kurfürsten, zu verbinden. Ihnen folgte Wallenstein, der zwar die Mark nicht berührte, aber starke Natural-Lieferungen aus derselben bezog. Unterdeß wurde auch Christian IV. im August 1626 bei Lutter am Barenberge von Tilly besiegt; ein Theil des geschlagenen Heeres zog sich nach der Mark, wohin auch Tilly folgte, viele Orte besetzte und den Kurfürsten zwang, die Uebertragung der Kurwürde an Bayern anzuerkennen und sämmtliche Märker aus dem dänischen Heere zurückzurufen. Ebenfalls hierher nach der Mark kam auch Wallenstein 1627, nachdem er die Trümmer des Mansfeldischen Heeres aus Schlesien vertrieben hatte; diese aber nahmen unter dem Markgrafen Christian Wilhelm und dem Grafen v. Thurn ihren Weg nach der Neumark, wo sie von den verfolgenden Kaiserlichen gänzlich geschlagen und zersprengt wurden, so daß der erstere nach Dänemark flüchtete, der letztere in die Dienste Gustav Adolf's trat. Das Land litt bei diesen Kriegszügen fürchterlich, da es nicht nur die Truppen unentgeltlich nähren, sondern auch schwere Kriegssteuern zu ihrer Löhnung zahlen mußte. Als dann Tilly und Wallenstein vereint das dänische Heer nach Holstein verfolgten, hielt man in der Mark die Gefahr für beseitigt, und die Stände zwangen den Kurfürsten die schon geringe Zahl der Truppen auf 900 Mann zu ermäßigen, da man mit dem Kaiser freundschaftlich stände und von demselben nicht Bedrückung, sondern Schutz zu erwarten hätte.

Während Tilly nach den Wesergegenden ging, um sich gute Winterquartiere zu suchen, verfolgte Wallenstein die Dänen durch Schleswig und Jütland und trieb sie nach den Inseln hinüber. Dann ging er im Winter 1627 persönlich zum Kaiser, und beauftragte seinen Feldmarschall v. Arnim, einen geborenen Märker, nicht nur Mecklenburg, sondern auch Pommern und namentlich die dortigen Häfen zu besetzen, so sehr sich auch der Herzog Bogislaw von Pommern sträubte, kaiserliches Kriegsvolk in sein Land einzulassen. Der Kaiser aber, der schon früher an Wallenstein für seine gemachten Vorschüsse 1624 das Herzogthum Friedland und 1627 das Herzogthum Sagan über-

lassen hatte, räumte ihm jetzt für seine Forderung von mehr als 3 Mill. Gulden die beiden Herzogthümer Mecklenburg als Unterpfand ein. Zu dem Ende waren am 1. Februar 1628 die dortigen Herzöge ihrer Länder für verlustig erklärt worden, da sie mit den Dänen gemeinschaftliche Sache gemacht und sich gegen das Reich verschworen hätten. Wallenstein, jetzt Reichsfürst, ließ im April 1628 die Huldigung der neu erworbenen Lande für sich einnehmen.

Die Ansprüche Brandenburgs auf Mecklenburg blieben hierbei unbeachtet, und die Mark wurde aufs neue durch das Wallensteinsche Heer hart bedrängt. Dasselbe hatte sich auf wenigstens 100,000 Mann vermehrt und bezog seine Winterquartiere in der Mark, ja es mußten sogar von hier aus noch Truppen Monate lang unterhalten werden, die in Mecklenburg lagen, damit Wallenstein seinen neuen Landen einige Erleichterung verschaffen möchte. Vergeblich hatte Georg Wilhelm schon auf dem Kurfürstentage zu Mühlhausen 1627 mit dem Kaiser verhandelt und eine Aussöhnung desselben mit dem geächteten Friedrich V. herbeizuführen gesucht, und ebenso vergeblich war im August 1628 die Sendung des Grafen Schwarzenberg nach Wien, um durch unmittelbare Besprechung mit dem Kaiser Erlösung von dem Drucke des Wallensteinschen Heeres zu bewirken, sowie die Zurückgabe des Fürstenthums Jägerndorf an den Sohn des geächteten Markgrafen Johann Georg und Genehmigung der Theilung, die der Kurfürst mit dem Pfalzgrafen von Neuburg in Bezug auf die Jülichsche Erbschaft eingegangen war. Alle Bitten wurden abgewiesen, dabei aber noch darüber Klage geführt, daß die Berliner Zeitungen freier und ärger gegen den Kaiser schrieben als irgend welche andere, da sie alles nur mögliche Nachtheilige von der kaiserlichen Macht erzählten, dagegen nur Gutes von deren Feinden. Ebenso war schon früher mißfällig bemerkt worden, daß in der Domkirche zu Berlin die Fürbitte für den Kaiser außer Gebrauch gekommen sei.

Um dieselbe Zeit machte Wallenstein den Versuch, in den pommerschen Häfen eine Flotte zusammenzubringen, und mit dieser den Krieg gegen die Dänen zu Ende zu führen. Auch Stralsund sollte kaiserliche Besatzung einnehmen oder sich durch große Geldsummen davon loskaufen. Die Stadt verweigerte beides und wurde durch Dänemark und Schweden unterstützt, als v. Arnim sie deshalb belagerte. Jedoch weder diesem noch Wallenstein selber wollte es gelingen, Stralsund zu unterwerfen, und nach mehrmonatlichen vergeblichen Anstrengungen mußte er die Belagerung im August 1628 aufgeben. Seitdem war er darauf bedacht, sein neues Herzogthum Mecklenburg zu schützen, und dies bewog ihn, dem Kaiser zum Frieden mit Dänemark zu rathen, der auch im Mai 1629 zu Lübeck zu Stande kam. Man verzichtete gegenseitig auf die Kriegskosten, Dänemark bekam alles Verlorene wieder zurück und versprach nur, sich ferner nicht in die deutschen Angelegenheiten zu mischen.

Obgleich damit der Krieg beendigt zu sein schien, so war dennoch die Gefahr für Brandenburg in politischer wie in religiöser Hinsicht

keineswegs vorüber. Denn der Kaiser, jetzt unbestrittener Herr in Deutschland, schien den Ausspruch Wallenstein's wahr machen zu wollen, daß es keiner Kurfürsten und anderer Fürsten mehr bedürfe, und daß er allein Herr in Deutschland sein müsse wie die Könige von Spanien und Frankreich in ihrem Lande. Wie er Wallenstein mit Mecklenburg, so hatte er Tilly und andere Generale mit Gebieten ausgestattet, deren frühere Besitzer geächtet worden waren. Ferner erließ er den 6. März 1629 das berüchtigte Restitutions-Edikt selbst ohne Zuziehung der katholischen Stände, kraft dessen alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Kirchengüter herausgegeben — es waren darunter allein zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer —, die katholischen Gegenreformation nicht gehindert und nur die Anhänger der unveränderten Augsburger Confession — also keine Reformirten — geduldet werden sollten. Zunächst in Süd-, dann aber auch in Nord-Deutschland wurde dieser Befehl mit militärischer Hülfe zur Ausführung gebracht. Schon früher hatte Magdeburg befürchtet, daß der Kaiser einen katholischen Erzbischof hier einsetzen möchte, da der Administrator, Markgraf Christian Wilhelm, sich ja offen den Dänen angeschlossen, und hatte im Januar 1628 den Prinzen August von Sachsen, Sohn des Kurfürsten Johann Georg I., zum Coadjutor gewählt. Der Kaiser genehmigte diese Wahl nicht, sondern verlangte die Einsetzung seines jüngern Sohnes Leopold Wilhelm zum Erzbischof, der bereits mit päpstlicher Zustimmung Bischof von Straßburg, Passau und Halberstadt war, und nun auch noch Erzbischof von Magdeburg und Bremen werden sollte. Da Magdeburg sich überdies weigerte, kaiserliche Besatzung aufzunehmen, so sollte es jetzt dazu gezwungen werden, und schon im März 1629 begann die Blokade; dieselbe zog sich bis Ende September hin und brachte zwar der Stadt großen Schaden, wurde aber endlich durch Vermittlung der Hanse aufgehoben, ohne daß Magdeburg Truppen einzunehmen oder Kriegsgelder zu zahlen hatte. Dagegen wurden nun Brandenburg die drei Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus nebst dem Betrag der Einkünfte seit 50 Jahren, Sachsen die Bisthümer Meißen, Merseburg und Zeiz abgefordert. Alles Protestiren dagegen war erfolglos; die evangelische Lehre stand in Gefahr, gänzlich unterdrückt zu werden.

Zum Glück für die Protestanten im allgemeinen wie für Brandenburg im besonderen sahen auch die katholischen Fürsten, an ihrer Spitze Maximilian von Bayern, ein, daß durch diese Maßnahmen nicht nur die Stellung der Protestanten, sondern auch ihre eigene eine unhaltbare werden müsse. Deshalb erklärten sie, keins der Länder, die sie in Besitz hielten, eher herausgeben zu wollen, bis sie für ihre Kriegskosten von dem Kaiser entschädigt worden seien. Von allen Seiten, namentlich aber von Brandenburg und Pommern, wurden jetzt die bittersten Klagen gegen Wallenstein und sein Heer erhoben, wie durch dasselbe ihre Länder ausgesogen und zu einer Wüste gemacht würden, die Einwohner wie die Fürsten selber zu Bettlern. Auf dem Reichstage zu Regensburg, der im Februar 1630 eröffnet wurde, ver-

langten die Fürſten Abhülfe ihrer Beſchwerden, ehe ſie über die Wahl des Sohnes von Kaiſer Ferdinand zum römiſchen König beriethen. Katholiken wie Proteſtanten waren darin einig, daß Wallenſtein abgeſetzt und das Heer entlaſſen oder doch vermindert werden müſſe, da kein Grund zur Fortſetzung des Krieges vorhanden ſei. Dieſen einmüthigen Vorſtellungen ſah ſich endlich der Kaiſer gezwungen nachzugeben. Wallenſtein, der bereits ſein Schickſal in den Sternen geleſen, kam der Aufforderung des Kaiſers willig entgegen, den Oberbefehl niederzulegen. Doch behielt der Kaiſer noch 40,000, die Liga 30,000 Mann unter Waffen.

Einen neuen Rückhalt bekamen nun die Proteſtanten einerſeits durch das Auftreten Guſtav Adolf's von Schweden, andererſeits durch die dem Kaiſer feindliche Haltung Frankreichs. Wenn letzteres ſich auch zunächſt nicht ſelbſt in den Krieg miſchte, ſo befolgte doch ſein großer Miniſter, der Cardinal Richelieu, die Politik Franz's I. und Heinrich's II. gegenüber Karl V., indem er unter der Hand die Gegner des Kaiſers unterſtützte und aufreizte, ſo vor allen Guſtav Adolf.

Dieſer, ein Enkel Guſtav Waſa's, war 1611 ſeinem Vater Karl IX. in der Regierung gefolgt, der an Stelle des Sohnes ſeines älteren Bruders König von Schweden geworden war. Jener nämlich, Sigismund, war 1587 zum Könige in Polen erwählt worden, da er zugleich Neffe des polniſchen Königs Sigismund war. Da er, als er nach ſeines Vaters Johann Tode König von Schweden ward, fortfuhr in Polen ſeinen Aufenthalt zu nehmen, und auch der katholiſchen Religion anhing, und nicht auf die Forderung der Schweden einging, ſeinen Sohn Wladislaw zu ihnen zu ſchicken, damit derſelbe in der evangeliſchen Lehre erzogen werde, hatten ihn die Schweden im Jahre 1600 abgeſetzt und — wie erwähnt — ſeinem Oheim Karl von Südermannland die Regierung übertragen. Dies veranlaßte Siegmund zum Kriege gegen Schweden, und dieſer Krieg vererbte auf Karl's IX. Sohn Guſtav Adolf (1611—1632), der ihn namentlich durch eine Landung bei Pillau 1626 erneuerte. Er beſetzte nicht nur dieſe Feſtung, um ſich für den Nothfall den Rückzug zu ſichern, ſondern verlangte auch von dem Oberrath, dem der Kurfürſt während ſeiner Abweſenheit die Regierung in Preußen übertragen hatte, Neutralität. Georg Wilhelm wurde dadurch in die größte Verlegenheit geſetzt. Man warf ihm polniſcher Seits vor, daß er Pillau freiwillig dem Könige ausgeliefert hätte, und öffentliche Stimmen drangen darauf, daß man ſich der Perſon des Kurfürſten ſowie ſeines Landes bemächtigen müſſe. Georg Wilhelm warb deshalb in der Mark zu Anfang 1627 ein Heer von 4000 zu Fuß und 600 Reitern, das ſpäter auf 7000 Mann gebracht wurde, und führte daſſelbe nach Preußen, um dort die Grenzen gegen die Polen und Schweden zu ſichern. Doch verſagten die preußiſchen Landſtände ihre Beihülfe, und ſuchten vielmehr ein eignes Heer aufzubringen, um eine ſelbſtändige Stellung einnehmen zu können, und ſo ſah ſich der Kurfürſt bald von Polen bedrängt,

Hülfe zu leisten, bald von Schweden, neutral zu bleiben. Der Krieg zwischen diesen beiden Mächten wurde noch erbitterter, als Wallenstein auf des Kaisers Geheiß den v. Arnim mit vier Regimentern zu Fuß und 3000 Reitern 1629 den Polen zu Hülfe schickte. Endlich jedoch brachten es die Bemühungen des Kurfürsten, der dabei von England und besonders von Frankreich unterstützt wurde, dahin, daß ein sechsjähriger Waffenstillstand zu Stande kam, in welchem Memel, Pillau und mehrere andere Orte in Preußen von Schweden besetzt gehalten, dagegen dem Kurfürsten Marienburg und Stuhm mit den dazu gehörigen Werdern in Verwahrung gegeben wurden.

Die Unterstützung, welche der Kaiser gegen Gustav Adolf dem Könige von Polen hatte angedeihen lassen, die schimpfliche Abweisung seiner Gesandten, als diese sich im Frieden zu Lübeck für seine Verwandten, die vertriebenen Mecklenburgischen Herzöge, verwenden wollten, die Unterdrückung seiner Glaubensbrüder in Deutschland sowie die Aussicht, durch Erwerbung deutscher Gebiete seinem nur armen Lande eine kräftige Stütze zu verschaffen, bewogen den Schweden-König, in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen. Im Juni 1630 landete er mit einem Heere von 15,000 Mann auf Usedom, nachdem er schon früher Rügen von den Kaiserlichen hatte säubern lassen, unterwarf dann Usedom und Wollin und zwang den Herzog Bogislaw XIV. von Pommern, sich ihm anzuschließen und ihm die feste Stadt Stettin einzuräumen. Zugleich wurde festgesetzt, daß nach dem unbeerbten Tode des Herzogs Pommern von ihm so lange sequestirt werden sollte, bis das Erbrecht Brandenburgs unangefochten sei und bis der Kurfürst ihm die aufgelaufenen Kriegskosten würde erstattet haben. Nach Heranziehung der schwedischen Kriegsvölker, welche bis dahin noch in Preußen gestanden hatten, wurde bis zum Schluß des Jahres 1630 Pommern von den Kaiserlichen befreit; nur einige feste Plätze hielten sie noch bis zum Sommer des folgenden Jahres. Ebenso wurden die Kaiserlichen aus Mecklenburg verdrängt, wohin die vertriebenen Herzöge zurückkehrten. Darauf wurde durch den schwedischen General Gustav Horn die Neumark von dem Feinde gesäubert, und im Januar 1631 zu Bärwalde zwischen diesem, im Namen seines Königs, und Frankreich ein Bündniß geschlossen, wonach Schweden ein Heer von 36,000 Mann in Deutschland zu halten versprach, Frankreich sich dagegen verpflichtete, jährlich 400,000 Rthlr. Hülfsgelder zu zahlen. Darauf stürmten am 3. April 1631 die Schweden Frankfurt, nahmen wenige Tage später auch Landsberg und trieben die Kaiserlichen nach Schlesien zurück.

War so durch das Auftreten Gustav Adolf's die Uebermacht des Kaisers und der Katholiken gebrochen, so konnte es doch auch den protestantischen Fürsten nicht angenehm sein, wenn ein fremder König Macht und Einfluß im Reiche gewann. Deshalb beriefen die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg als die mächtigsten unter ihnen einen Fürstentag nach Leipzig, um zu berathen, was unter diesen Umständen zu thun sei. Es ward der Beschluß gefaßt, nöthigen Falls

40,000 Mann aufzubringen und den Kaiser aufzufordern, er solle seine Truppen aus Nord-Deutschland zurück ziehen. Natürlich war Letzterer mit dieser selbständigen Haltung keineswegs einverstanden, und ebenso wenig Gustav Adolf, dem, wenn eine Pacificirung Deutschlands auf diese Weise zu Stande kam, nichts übrig blieb, als ruhig ohne Eroberungen und ohne Ruhm nach Schweden zurückzukehren. Der Kaiser suchte also jenen Beschluß durch Drohungen unwirksam zu machen, und sein damaliger Oberfeldherr Tilly zog mit seiner Hauptmacht aus der Mark vor Magdeburg, dasselbe zu belagern, da es sich dem Leipziger Bündnisse angeschlossen hatte, und weder Truppen noch den neuen Erzbischof Leopold Wilhelm aufnehmen wollte. Gustav Adolf aber rückte von Frankfurt her nach Köpnick vor und verlangte in einer persönlichen Unterredung mit dem Kurfürsten in der Nähe Berlins, daß ihm die beiden Festungen Spandau und Küstrin zu seiner Sicherheit übergeben werden sollten; sobald er Magdeburg entsetzt hätte, wollte er beide wieder ausliefern. Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich der Kurfürst hierzu entschließen konnte, endlich jedoch, am 15. Mai, wurde er genöthigt, Spandau dem Könige einzuräumen und ihn mit Vorräthen ꝛc. zu unterstützen.

Darauf verlangte dieser, daß der Kurfürst Johann Georg von Sachsen ihm die Festung Wittenberg einräume, damit er dort eine feste Stellung nehmen könnte, von der aus er Magdeburg entsetzen möchte. Da die Stadt jedoch den geächteten Administrator, den Markgrafen Christian Wilhelm, aufgenommen hatte, und Johann Georg befürchtete, daß dieselbe nach ihrer Befreiung nicht seinem Sohne, dem Coadjutor August, übergeben werden möchte, verweigerte er diese Forderung; während noch fernere Verhandlungen darüber gepflogen wurden, traf die Nachricht ein, daß Magdeburg am $\frac{10}{20}$. Mai von Tilly genommen und schrecklich zerstört sei. Damit hatte, wie es schien, der Kaiser wiederum die Oberhand in Deutschland gewonnen.

Gustav Adolf schrieb in öffentlichen Schriften die Schuld von diesem entsetzlichen Unglück den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zu, die durch ihren Widerstand ihn verhindert hätten, der Stadt rechtzeitig Hülfe zu bringen. Und so groß war der Schreck und die Furcht vor der kaiserlichen Uebermacht, daß Georg Wilhelm nun vertragsmäßig Spandau zurück forderte, und in der That zog der König seine Truppen aus derselben. Jedoch bald darauf, den $\frac{8}{18}$. Juni, erschien er vor Berlin, schloß die Stadt ein und drohte, dieselbe zu beschießen. Der Feldmarschall v. Arnim, der 1629 die Wallensteinschen Dienste während des Feldzuges nach Preußen verlassen hatte und in das sächsische Heer eingetreten war, befand sich gerade damals in Berlin; durch seine Vermittlung kam es den $\frac{11}{21}$. Juni zum Frieden. Der Kurfürst mußte den Schweden Spandau aufs neue einräumen, ihnen freien Durchzug durch Küstrin gestatten, monatlich 30,000 Rthlr. Kriegssteuern und eine ebenso große Summe für die Unterhaltung der

Truppen zahlen, die zum schwedischen Heere stoßen sollten. Darauf rückte der König mit seinem gesammten Heere gegen die Elbe vor, überschritt sie bei Tangermünde, verjagte die Kaiserlichen aus der Altmark und verschanzte sich stark zu Werben. Pappenheim, der die kaiserlichen Truppen in diesen Gegenden befehligte und dem Könige nicht gewachsen war, rief Tilly zurück, der sich nach Thüringen begeben hatte, den Leipziger Bund zu sprengen, jetzt aber in die Altmark eindrang, das Land grenzenlos bedrückte und die Schweden bis Werben zurücktrieb. Dann wandte er sich gegen Sachsen und suchte durch die schrecklichsten Verheerungen den Kurfürsten zu einem Bündnisse zu vermögen. Er bewirkte jedoch das Entgegengesetzte, denn Johann Georg warf sich dem Könige unbedingt in die Arme. Schon war Tilly über die Saale bis Leipzig vorgedrungen, als Gustav Adolf sich bei Düben mit den Sachsen vereinigte und ihn den $\frac{7}{17}$. September 1631 bei Breitenfeld, nördlich von Leipzig, angriff. Der erste glänzende Sieg wurde hier über den bisher für unüberwindlich gehaltenen Tilly erfochten, sein Heer aufgelöst. Kein Feind vermochte dem siegreichen Gustav Adolf auf seinem Zuge quer durch Deutschland Widerstand zu leisten; am Rhein erst legte er sein Heer in die Winterquartiere. Seitdem athmete die Mark freier auf, der verheerende Sturm wandte sich nach dem südlichen Deutschland, doch schon 1633 kehrten die alten Leiden wieder.

Die sächsischen und märkischen Truppen hatten die Aufgabe erhalten, von Norden her in die kaiserlichen Erbstaaten einzufallen, während Gustav Adolf dies vom Rhein aus thun wollte; vor Wien wollte man sich treffen. Der Kaiser, nach der Niederlage bei Breitenfeld plötzlich von allen Seiten bedrängt, glaubte nur noch in Wallenstein Rettung zu finden. Nach vielem Bitten brachte dieser ein Heer von 40,000 Mann zusammen, aber der Kaiser mußte ihm alle Forderungen bewilligen, bevor er sich bewegen ließ, den Oberbefehl über dasselbe zu übernehmen. Darauf trieb er 1632 die Sachsen aus Böhmen, zog die Trümmer des Tilly'schen Heeres an sich, das von Gustav Adolf zum zweiten Male am Lech geschlagen worden war, und stand diesem lange in einem stark befestigten Lager bei Nürnberg gegenüber, das der König vergeblich zu stürmen suchte. Dann wandte er sich nach Sachsen, wohin Gustav Adolf ihm folgte und ihm am $\frac{6}{16}$. November 1632 die Schlacht bei Lützen lieferte, in welcher der König fiel, Pappenheim tödtlich verwundet wurde. Der Herzog Bernhard von Weimar übernahm darauf den Oberbefehl über das schwedische Heer und reinigte bis Ende des Jahres ganz Sachsen von den Feinden, während Wallenstein im Winter zum Jahre 1633 seine Truppen in Böhmen wieder zu sammeln und zu ergänzen suchte. Da Gustav Adolf nur eine Tochter, Christine (1632—1654), hinterlassen hatte, übernahm der schwedische Kanzler Axel Oxenstierna die Leitung des Krieges und wußte im Convent zu Heilbronn im April 1633 wenigstens die süddeutschen Protestanten an Schweden zu

fesseln. Der größere Theil des Sommers ging darauf mit Unterhandlungen hin; erst im October brach Wallenstein plötzlich in Schlesien ein und vernichtete oder zersprengte bei Steinau (an der Oder) das schwedische Heer, mit dem Brandenburger und Sachsen verbunden waren. Dann zog er zu beiden Seiten die Oder hinab, besetzte unter furchtbaren Verheerungen die Hauptorte z. B. Frankfurt, Landsberg ꝛc. und bedrohte bereits Berlin, von wo der Kurfürst nach der Altmark geflohen war, als Wallenstein durch heranziehende feindliche Heere sowie durch den Hülferuf des Kurfürsten von Bayern bewogen plötzlich nach der Oberpfalz zurückging. Doch wurden erst später die Kaiserlichen aus den festen Plätzen der Mark verdrängt.

Georg Wilhelm wurde inzwischen von den Franzosen dringend aufgefordert, sich dem Heilbronner Bündniß anzuschließen, wofür man ihm Frankreichs Unterstützung in der Jülich'schen Angelegenheit in Aussicht stellte, während zugleich Feldmarschall v. Arnim ihn für Wallensteins geheime Pläne zu gewinnen suchte. Doch wies der Kurfürst Beides zurück. Als dann Wallenstein wegen der Beschuldigung des Hochverraths im Februar 1634 zu Eger ermordet worden war und die kaiserliche Armee die Schweden überall zurückgedrängt und schließlich am 6. September desselben Jahres bei Nördlingen aufs Haupt geschlagen hatte, schloß Sachsen im März 1635 zu Prag Frieden und Bündniß mit dem Kaiser. Es erhielt als Schaden-Ersatz die Ober- und Nieder-Lausitz als Eigenthum überwiesen, das Restitutions-Edikt sollte zunächst auf 40 Jahre außer Wirksamkeit treten, der Sohn des Kurfürsten, Herzog August, auf Lebenszeit Administrator von Magdeburg werden. Auch Georg Wilhelm schloß sich am $\frac{17}{27}$. August 1635 diesem Frieden an, da ihm vom Kaiser das Versprechen gegeben ward, daß ihm nach dem Tode des Herzogs Bogislaw Pommern zufallen sollte, das Schweden für sich in Besitz nehmen wollte. Ein Bündniß ward jedoch mit dem Kaiser nicht abgeschlossen.

Vergeblich hatte Oxenstierna den Kurfürsten Georg Wilhelm bei dem schwedischen Bündniß dadurch zu halten gesucht, daß er ihm schon im Mai 1634 die Festung Spandau wieder einräumte. Der Kurfürst trat zwar insofern zu Gunsten der Schweden auf, als er mit Unterstützung von England, Holland und Frankreich im September 1635 einen Waffenstillstand auf 20 Jahre zwischen Polen und Schweden vermittelte, doch bestimmte ihn hierzu nur sein eigener Vortheil, da ihm durch denselben Pillau ꝛc. zurückgestellt wurden. In Folge dessen zogen die Schweden ihre Streitkräfte nach dem nördlichen Deutschland zusammen und behandelten die Mark, die sie ganz überschwemmten, als feindliches Land. Der hier befehligende schwedische General Baner mußte sich zwar vor den Sachsen die Elbe hinabziehen und ebenso ein anderes Schwedenheer die Oder hinab vor den Kaiserlichen, bald jedoch erfocht Baner im October 1635 bei Dömitz und im December bei Kyritz so bedeutende Vortheile über die Sachsen, daß

diese sich zurückziehen und Georg Wilhelm nach Peiz flüchten mußte. Nachdem Baner die Sachsen bis Halle zurückgedrängt hatte, trieben wiederum diese im Jahre 1636, durch kaiserliche Truppen verstärkt, ihn die Elbe abwärts durch die Alt- und Mittelmark, während andrerseits der schwedische General Wrangel die Odergegenden furchtbar verheerte. Litt das Land durch diese Hin- und Herzüge außerordentlich, so wurde seine Lage noch schrecklicher nach dem Siege bei Wittstock, den Baner am $\frac{24.\text{ September}}{4.\text{ October}}$ 1636 über die Sachsen und Kaiserlichen erfocht. Baner zwar verfolgte schnell die Fliehenden durch die Altmark nach Thüringen, dagegen setzte sich Wrangel in der Neu- und Mittelmark fest, nöthigte abermals den Kurfürsten zur Flucht nach Peiz, verlangte von ihm, daß ihm Spandau eingeräumt und freier Durchzug durch Cüstrin bewilligt werde, und zwang Berlin, Truppen einzunehmen, Lebensmittel und Bekleidungsstücke zu liefern sowie bedeutende Contributionen zu zahlen. Die Schweden nahmen ihre Winterquartiere in der Mark, und um das Unglück voll zu machen, brach eine verheerende Pest aus, welche in großer Zahl wegraffte, was der Krieg übrig gelassen hatte. Daß ganze Dorfschaften verschwanden und in den Städten ein großer Theil der Häuser keine Bewohner mehr hatte, war eine nur zu natürliche Folge des grenzenlosen Elends.

Noch schlimmer wurde das Verhältniß zu den Schweden, als im März 1637 der letzte Herzog von Pommern starb, Bogislaw XIV., dessen Land nach den früheren Verträgen an Brandenburg hätte fallen müssen. Die Schweden, im Besitz von ganz Pommern, wollten dasselbe als Entschädigung für die Kriegskosten behalten, die sie seit Jahren auf den deutschen Krieg verwendet hatten. Die pommerschen Landstände ihrerseits wollten, wie bereits kurz vor dem Tode des Herzogs beschlossen war, eine Interims-Regierung einsetzen, bis die Erbangelegenheiten des Landes geordnet wären; doch der Kurfürst verwarf dieselbe und verlangte unverzügliche Huldigung des Landes, während der schwedische Statthalter Steno Bielke durchaus untersagte, die kurfürstliche Landeshoheit irgendwie anzuerkennen. Als darauf die Stände die bisherige Regierung unter dem Titel einer „kurfürstlich-pommerschen" fortführen wollten, verbot der Statthalter sowohl dies wie jede Verbindung mit Brandenburg. Ja als der Kurfürst durch einen Boten zur Huldigung aufforderte, wurde letzterer von den Schweden mit dem Tode bedroht und zurückgewiesen, so daß der Kurfürst, dem keine gewaltsame Mittel gegen Schweden zu Gebote standen, sich auf Klageschriften beim Kaiser und anderen Mächten beschränken mußte. Aber auch der Kaiser mußte sich zunächst mit der Aufforderung an die Stände begnügen, Kur-Brandenburg anzuerkennen, eine Aufforderung, die natürlich ohne Erfolg blieb, während die Polen die Länder Lauenburg und Bütow als eröffnete Lehen einzogen, die 1641 vollständig mit Polnisch-Preußen vereinigt wurden.

Diese Verhältnisse nun bestimmten den Kurfürsten, ein Bündniß mit dem Kaiser einzugehen. Alle Märker wurden aus den schwedischen

Heeren abberufen, und auf Kosten des Kaisers und des Reiches wurden 7000 Mann geworben und unterhalten, die zur Eroberung Pommerns verwendet werden sollten. Sie standen zwar unter kurfürstlichem Befehl, waren jedoch dem Kaiser und dem Reiche verpflichtet, und trugen deshalb in ihren Fahnen Wappen und Namen des Kaisers. Diese Truppen vereinigten sich mit der kaiserlichen und sächsischen Armee, die Schweden aus der Mark und aus Pommern zu jagen, und waren das ganze Jahr 1637 hindurch im Vortheil. Ihre Uebermacht suchte den Baner, der aus Thüringen herangezogen war, im Juni bei Torgau einzuschließen; mit großer Gewandtheit entkam dieser jedoch quer durch die Lausitz an die Oder, die er bei Fürstenberg überschritt. Aber nicht nur Landsberg und die andern Uebergänge über die Warthe waren von Kaiserlichen besetzt, sondern der kaiserliche General Gallas war ihm auch durch Seitenmärsche über Küstrin zuvorgekommen und schnitt ihm den Rückzug nach Pommern ab. Baner täuschte abermals die Verbündeten, ging bei Göritz auf das linke Oder-Ufer und vereinigte sich glücklich mit Wrangel bei dem Kloster Chorin. Beide zogen dann die Oder nach Stettin hinab, von Gallas verfolgt; natürlich wurde bei diesen Zügen von neuem die Mark von den Schweden ausgeplündert, doch gelang es demnächst, sie wie Mecklenburg und fast ganz Vorpommern von denselben zu säubern.

Als jedoch im Jahre 1638 Baner Verstärkungen aus Schweden erhalten hatte, brach er aufs neue siegreich hervor, und nahm nicht nur den Kaiserlichen ganz Vorpommern wieder (der letzte feste Ort Demmin ergab sich erst im März 1639 den Schweden), sondern jagte sie auch über die Elbe nach der Altmark und Lüneburg, woselbst die Kaiserlichen mit unerhörter Wuth hausten und den Bewohnern durch die s. g. „Schweden-Tränke" das Letzte abpreßten, während andere schwedische Heerhaufen gleiche Gräuel in der Mittelmark ausübten. So verödet wurde das Land, daß, als Baner 1639 die zurückweichenden Kaiserlichen nach Sachsen und Böhmen verfolgte, er weite Umwege machen mußte, um nur den nöthigen Unterhalt für seine Truppen zu finden. Kleine Haufen schwedischer Truppen nahmen von der Neumark Besitz, andere durchzogen die Mittelmark, legten Berlin schwere Kriegssteuern auf, und zwangen den Grafen Schwarzenberg, der als Statthalter für den nach Preußen geflüchteten Kurfürsten die Regierung führte, Zuflucht in dem festen Spandau zu suchen. Auf gleiche Weise wurde im Jahre 1640 der Krieg geführt; die Schweden plünderten die meisten kleineren märkischen Städte, in den größeren z. B. in Frankfurt setzten sie sich fest, ja sie nahmen sogar das wichtige Driesen. Es fehlte in der Mark an Truppen, diesen Raubzügen zu wehren, da die meisten disponiblen märkischen Heer-Abtheilungen nach Schlesien gezogen waren, um dort die Schweden zu vertreiben, die bereits aus Böhmen hatten abziehen müssen.

Daß unter solchen Umständen Georg Wilhelm nicht daran denken konnte, Pommern in Besitz zu nehmen, ungeachtet der Kaiser ihn 1638 damit belehnt hatte, bedarf nach dem Angeführten wohl kaum der Er-

wähnung. Nachdem dort die Räthe ihre Aemter niedergelegt hatten, da der Kurfürst sie wegen ihrer Eigenmächtigkeit bedrohte, setzten die Schweden eine neue Regierung ein, die von ihnen ganz abhängig war; die Königin Christine übte alle Landeshoheitsrechte aus und ließ sich darin durch den Widerspruch der Landstände nicht irre machen; Pommern schien für Brandenburg verloren.

Auch die Cleve'schen Lande hatten ähnliche Drangsale zu erdulden, seitdem sie der Schauplatz des Krieges zwischen den Hölländern und Spaniern geworden waren. Da auch ein neues Bündniß mit Holland (1622) dem Kurfürsten keine Erleichterung verschaffte, einigte er sich durch einen neuen Vertrag zu Düsseldorf 1624 mit Pfalz-Neuburg dahin, daß Cleve mit Ausnahme von zwei Städten, Mark und Ravensberg an Brandenburg, das übrige Land an Neuburg fallen, und daß beide Fürsten den vollständigen Titel sämmtlicher Länder führen sollten. Doch auch dieser Vergleich hatte anfänglich ebenso wenig Folgen wie der zu Xanten, da weder die Holländer noch die Spanier sich dadurch bewegen ließen, ihre Truppen aus dem Lande zu ziehen. Vielmehr wurde dasselbe von den sich zurückziehenden Spaniern auf gleiche Weise wie von den verfolgenden Holländern ausgesogen, so daß endlich die Landstände in ihrer übergroßen Bedrängniß sich 1628 an den Kaiser um Hülfe wandten. Dieser ergriff mit Freuden die Gelegenheit, nun doch diese Länder sequestriren zu lassen, und beauftragte Tilly, der in Niedersachsen stand, das Land zu besetzen. Derselbe vollführte nicht nur diesen Befehl, sondern fing auch an, die evangelischen Geistlichen zu verjagen und die von den Protestanten eingezogenen Kirchengüter wieder in Besitz zu nehmen. Der Kurfürst und der Pfalzgraf, beide gleichmäßig besorgt, das ganze Land zu verlieren, einigten sich deshalb abermals zu Düsseldorf 1629 dahin, daß ihr früherer Vertrag rechtsgültig sein sollte, nur sollte es dem Pfalzgrafen freistehen, binnen Jahresfrist statt des Herzogthums Berg auch Cleve zu wählen. Würde ferner in 25 Jahren kein bestimmtes Abkommen getroffen, so sollte jedes Haus die Staaten nach obiger Theilung im Besitz behalten.

Vergeblich aber suchten in Folge dieses Vertrages beide Fürsten die Holländer wie Spanier dahin zu vermögen, ihre Truppen aus dem Lande zu ziehen. Erst als es den Holländern gelungen war, Wesel durch Ueberrumpelung zu nehmen, und sie in Folge dessen die Spanier und Kaiserlichen aus dem Lande vertrieben hatten, als ferner im October 1630 bestimmt worden war, daß Pfalz-Neuburg Jülich, Berg und Ravenstein behalten, Ravensberg aber nach Zahlung einer Summe gemeinschaftlich mit Brandenburg besitzen sollte, und als auf dem Reichstag zu Regensburg dieser Vertrag genehmigt worden, räumten endlich 1631 die fremden Truppen das Land und vergönnten demselben Erholung. Doch schon 1632 bemächtigten sich die Spanier durch Ueberfall der Schenken-Schanze und vertheidigten dieselbe tapfer bis zum Jahre 1636, wodurch namentlich Cleve wiederholt der Schauplatz des Krieges wurde. Die Holländer unterhielten überdies in

Wesel, Emmerich und Rees Besatzungen, für welche der Kurfürst die Kosten zu tragen hatte.

Georg Wilhelm starb am $\frac{21.\text{ November}}{1.\text{ December}}$ 1640 in einem Alter von 47 Jahren zu Königsberg in Preußen, wo er sich in den letzten Jahren seiner Regierung bleibend aufgehalten hatte, und seine Leiche wurde später in der dortigen Domkirche beigesetzt.

11. Friedrich Wilhelm der Große. 1640—1688.

Friedrich Wilhelm war am $\frac{6}{16}$. Februar 1620 zu Cöln an der Spree geboren; unter seinen Pathen waren auch der Adel und die Städte der Mark, die aufgefordert wurden, kein anderes Pathengeschenk mitzubringen als die Treue für den künftigen Landesherrn. Schon im fünften Jahre seines Alters wurde der Prinz männlicher Leitung anvertraut, und zwar zuerst dem Johann von der Borch, der bereits Hofmeister seines Vaters gewesen war, später dem Johann Friedrich Kalkuhn, genannt v. Leuchtmar. Einige Jahre hielt sich der junge Fürst seiner Sicherheit wegen in Küstrin auf, später in Pommern, wo er auch die Leiche seines Oheims, des großen Gustav Adolf, sah, die 1633 von Wolgast nach Schweden hinüber geführt wurde. Im folgenden Jahre ward er nach Leyden geschickt, wo er mit großem Eifer geschichtliche und Sprachstudien betrieb. Durch die Pest von dort vertrieben nahm er seinen Sitz in Arnheim, und verfolgte mit reger Aufmerksamkeit die von den Holländern unternommene Belagerung von Schenkenschanz. 1636 hielt er sich einige Zeit im Haag auf und zeigte schon damals so große Gewalt über sich, daß er aus eigenem Antriebe der Verführung, die ihm in der Einladung zu ausgelassenen und ausschweifenden Gesellschaften entgegentrat, sich entzog und, statt an solchen Genüssen Theil zu nehmen, der Belagerung von Breda beiwohnte, und hier eine vortreffliche Schule durchmachte. Als darauf die Stände von Cleve wünschten, daß der Kurprinz die Statthalterschaft bei ihnen übernähme, und sich deshalb wiederholt mit Bitten an den Kurfürsten wandten, nahm dieser das übel auf und verlangte seine Rückkehr, da er überdies befürchtete, daß sein Sohn eine Verbindung mit der Ludovike Hollandine, einer Tochter des vertriebenen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, eingehen möchte. Doch erst 1638 trat der Kurprinz die Rückreise über Hamburg an und traf mit den Eltern in Spandau zusammen. Da er in Berlin nach einem Gastmahl im Hause des Grafen von Schwarzenberg erkrankte, legte damals der böse Leumund dem Grafen einen Vergiftungs-Versuch zur Last, wie eben diesem auch eine zweite Krankheit zugeschrieben wurde, welche den Kurprinzen gleichzeitig mit seinem Vater in Königsberg befiel, und welcher der letztere unterlag.

Friedrich Wilhelm stand im 21. Jahre seines Alters, als er die Regierung in den vom Vater ererbten Staaten übernahm, die er

größtentheils in höchst unglücklicher Lage vorfand. Die Cleve'schen wie die märkischen Lande befanden sich meist in fremden Händen, nur Preußen erfreute sich größerer Ruhe und Sicherheit. Der Kurfürst hielt sich dort die beiden ersten Jahre seiner Regierung auf; erst im März 1643 kam er nach der Mark — wo der Graf Schwarzenberg bis zu seinem Tode, im März 1641, Statthalter geblieben war, — um die Huldigung einzunehmen, und noch später, im October 1646, nach Cleve. Zunächst hielten ihn in Preußen die Verhandlungen zurück, die er wegen der Belehnung mit den Polen zu führen hatte. Man machte so große Schwierigkeiten, ihm diese Belehnung zu ertheilen, daß er längere Zeit die Regierung in Preußen einer Regentschaft überließ. Erst am 7. October 1641 gelang es ihm, zu Warschau feierlichst belehnt zu werden, doch zum Theil unter noch härteren Bedingungen, als sie seinem Vater gestellt worden waren, und ohne daß er es durchsetzen konnte, daß auch die fränkischen Markgrafen die Mitbelehnung erhielten. Er mußte wie jener jährlich 30,000 polnische Gulden an Polen zahlen, bei Kriegssteuern die doppelte Summe, und ebenso jährlich 100,000 poln. Gulden aus den preußischen Seezöllen. Er mußte ferner den Katholiken größere Ausbreitung verstatten, die Calvinisten von Preußen ausschließen, Fremde weder zu Grundbesitz noch zu Aemtern zulassen, die Appellation nach Polen bewilligen, die Häfen Pillau und Memel gut befestigen und mit hinreichender Besatzung versehen, die auch dem Könige von Polen zu verpflichten war; er mußte endlich versprechen, den Polen Beistand zu leisten, falls sie angegriffen würden. Erst im November 1641 hielt er seinen Einzug in Königsberg, und nahm in diesem wie in dem folgenden Jahre die Huldigung der übrigen Städte an.

Unter solchen Umständen konnte Friedrich Wilhelm, wie leicht einzusehen, nicht daran denken, in der Mark kräftig aufzutreten, wie ihm das wohl zum Vorwurf gemacht wird, um so weniger, als dort Schwarzenberg als Statthalter das Commando führte, von dem man annahm, daß er mehr dem Kaiser als dem Kurfürsten ergeben sei. Baner hatte im Verein mit dem französischen Feldherrn Guebriant den seit September 1640 zu Regensburg versammelten Reichstag aufheben wollen, war jedoch durch plötzliches Thauwetter zur Umkehr genöthigt worden, und hatte seinen Rückzug nach der Saale nur mit schweren Verlusten bewerkstelligt. So zog sich der Krieg wieder nach der Mark, da auch der schwedische General Stalhandske aus Schlesien zurückging und, um den neuen Kurfürsten zu schrecken, im Januar 1641 Berlin bedrohte, von wo Schwarzenberg nach Spandau flüchtete, während der Commandant Oberst Kracht die Vorstädte niederbrennen ließ, um die Stadt besser vertheidigen zu können. Außerdem brach eine andere schwedische Heeres-Abtheilung aus Mecklenburg ins Havelland ein und brandschatzte dort furchtbar. Dieser neue Ueberfall bewog den Kurfürsten, da weder Sachsen noch die Kaiserlichen Hülfe brachten und die eigene Kraft zur Abwehr nicht ausreichte, geschweige denn daß auf die Eroberung Pommerns zu rechnen gewesen wäre, bereits im

Januar 1641 alle Feindseligkeiten gegen die Schweden zu untersagen, um einen Frieden mit ihnen anzubahnen. Als dann im März der Statthalter Schwarzenberg starb, versicherte sich der neue Statthalter Markgraf Ernst, Sohn des geächteten Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, zunächst der Truppen in Berlin und Spandau, ließ sie nur dem Kurfürsten schwören, und überließ die andern Truppen dem Kaiser. Nachdem der alte v. Arnim, der Willens gewesen, auf eigene Kosten ein Heer zu werben, um damit die Schweden aus Pommern zu vertreiben, im April gestorben war, hielt es der Kurfürst um so mehr für angemessen, einen Waffenstillstand mit Schweden abzuschließen. Derselbe kam den $\frac{14}{24}$. Juli durch brandenburgische Gesandte zu Stockholm zu Stande, zunächst zwar nur auf zwei Jahre, doch wurde er später bis zum westfälischen Friedensschluß verlängert. Nach demselben räumten die Schweden die Mark bis auf Driesen, Landsberg, Crossen, Frankfurt und Gardelegen mit den dazu gehörigen Bezirken, doch verblieb auch in letzterem die Civil-Regierung dem Kurfürsten. Den Schweden wurde der Durchzug durch die Mark zugestanden, ihren Feinden sollte er versagt bleiben.

Dieser Waffenstillstand brachte dem Lande den Vortheil, daß es für die Zeit des Krieges der Drangsale überhoben war, welche so lange und so schwer auf ihm gelastet hatten, obgleich es nicht gänzlich verschont blieb. Nachdem nämlich der größte Theil des Jahres 1641 ohne bedeutende Kriegs-Ereignisse vorübergegangen war, wurde zu Ende desselben der General Torstenson als Oberbefehlshaber der Schweden eingesetzt, der nicht nur das Heer wieder ergänzte und kräftigte, sondern auch mit wunderbarer Schnelligkeit und Kraft großartige Erfolge herbeiführte. Die Kaiserlichen waren zu Anfang 1641 in die Altmark eingerückt und hatten ihr Hauptquartier in Stendal genommen, während das schwedische in Salzwedel war. Dann suchten sie die Schweden nach der Mittelmark und Mecklenburg zu ziehen, indem sie von Tangermünde aus sich dorthin wandten; doch war ihr Bemühen vergeblich, und außer Stande sich in dem ausgesogenen Lande zu halten gingen sie nach der Saale-Mündung zurück. Da täuschte Torstenson die Feinde vortrefflich. Anfänglich scheinbar nach Niedersachsen vorrückend, ging er plötzlich über die Elbe zurück, durchzog die Mittelmark nach der Lausitz, wo er den General Stalhandske an sich zog, der zwischen Frankfurt und Crossen sich gehalten hatte, und drang siegreich durch Schlesien und Mähren bis in die Nähe Wiens vor, mußte sich jedoch vor der kaiserlichen Uebermacht, die sich gegen ihn gesammelt hatte, nach Schlesien zurückziehen. Nachdem ihm aber durch den General Wrangel von Pommern her durch die Mark Verstärkung zugeführt worden war, warf er sich schnell auf Leipzig, schlug dort $\frac{\text{23. October}}{\text{2. November}}$ 1642 das kaiserliche Heer, das die Stadt entsetzen wollte, bemächtigte sich dieser Stadt und drang 1643 aufs neue durch Böhmen und Mähren siegreich bis Wien vor. Der Kaiser wußte keine andere Hülfe als die Dänen gegen Schweden zum Kriege aufzureizen; doch

plötzlich brach Torstenson im October aus Mähren und Schlesien auf, drohte mit einem Einfall in die Oberpfalz, wandte sich aber nach der Mark, ging nach Holstein und vertrieb hier wie aus Schleswig und Jütland die Dänen; nur die Witterung hielt ihn ab, auch nach den Inseln hinüber zu gehen.

Bei so großen Erfolgen der Schweden fiel es dem Kurfürsten schwer, Verlängerung des Waffenstillstands zu erlangen; er erhielt zwar Crossen und Frankfurt von denselben zurück, mußte sich aber für die übrige Zeit des Krieges zur Lieferung von Lebensmitteln und zu Baarzahlungen entschließen. Deshalb war der kaiserliche General Gallas, der im Jahre 1644 den Schweden nachrückte und seinen Weg durch die Altmark nahm, Willens, feindlich gegen den Kurfürsten aufzutreten, wenn derselbe sich nicht dem Kaiser anschlösse. Nur das Unglück der Kaiserlichen rettete den Kurfürsten aus dieser Verlegenheit. Torstenson zwang nämlich den Gallas zum Rückzuge, den letzterer abermals durch die Altmark nahm. Im November 1644 bei Jüterbog, im December bei Magdeburg gänzlich geschlagen, rettete sich Gallas mit 1—2000 Mann nach Böhmen, verspottet als der beste General, der es gründlich verstände, das eigene Heer zu vernichten. Torstenson folgte ihm auch nach diesem Lande, vernichtete im März 1644 bei Jankowitz ein zweites kaiserliches Heer und war im Begriff, aufs neue gegen Wien vorzurücken, als die ausbleibende Unterstützung des Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen sowie Krankheit in seinem Heere ihn zum Rückzuge nach Böhmen nöthigte, wo er im December 1645 wegen seiner gänzlich zerrütteten Gesundheit den Oberbefehl niederlegte. Dänemark hatte sich in demselben Jahre genöthigt gesehen, Frieden mit Schweden zu schließen, in welchem es nicht unbedeutende Abtretungen machen mußte; ebenso trat der Kurfürst von Sachsen zur Neutralität über, um sein schrecklich verheertes Land nicht gänzlich zu Grunde gehen zu lassen.

Seitdem hatte die Mark im Ganzen Ruhe, da sich der Krieg nach dem südwestlichen Deutschland zog, wo bereits mehrere Jahre hindurch die Franzosen gegen den Kaiser gekämpft hatten; nur einzelne Durchzüge von nachrückenden schwedischen Truppen fanden statt. Der neue schwedische Oberfeldherr Gustav Wrangel nämlich suchte 1646 den Plan Torstenson's zur Ausführung zu bringen und Wien zu nehmen, doch wurde er aus Böhmen gedrängt. Darauf vereinigte er sich mit dem französischen Feldherrn Turenne, und verheerte mit ihm gemeinschaftlich Bayern auf so barbarische Weise, daß Kurfürst Maximilian einen Waffenstillstand einging und dadurch die ganze Last des Krieges auf den Kaiser allein wälzte. Nur die Uneinigkeit der beiden Heerführer rettete letzteren; Turenne ging nach dem Rhein, Wrangel nach Böhmen. Als aber Maximilian, bewogen durch die Furcht, die Kurwürde und die Oberpfalz zu verlieren, sich 1647 abermals dem Kaiser anschloß, wurde Wrangel glücklich aus Böhmen vertrieben; doch bald drang er mit den Franzosen vereinigt wieder in Bayern ein und übte fürchterliche Rache für den Bruch des Waffenstillstandes, während zu-

gleich der schwedische General Königsmark die kleine Seite von Prag (auf dem Westufer der Moldau) nahm. Da endlich wurde der westfälische Frieden nach langen Unterhandlungen zum Abschluß gebracht.

Schon nach der Schlacht bei Leipzig 1631 hatte der Kaiser, nach dem Prager Frieden 1635 Schweden die Hand zum Frieden geboten, doch hatte jedesmal der siegreiche Gegner zu große Forderungen gemacht, und so die Sache sich zerschlagen. Erst auf dem Reichstage zu Regensburg kam man 1641 überein, Friedens-Conferenzen zu Münster und Osnabrück zu eröffnen; dennoch zog sich abermals die Sache bis in den April 1643 hin, ehe die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren. Im Juli sollten darauf die Berathungen beginnen, doch erst 1644 waren die Gesandten versammelt, und noch ein volles Jahr verging bei den Streitigkeiten über äußerliche Anordnungen, so daß die Friedens-Verhandlungen selbst erst den 11. Juni 1645 ihren Anfang nahmen. Die Seele derselben war der gewandte und patriotisch-gesinnte kaiserliche Commissar Graf v. Trautmannsdorf. Die Interessen waren jedoch so vielfach und die entgegengesetzten Meinungen wurden so hartnäckig verfochten, daß erst am 24. October 1648 das Friedens-Instrument unterzeichnet und im Februar 1649 genehmigt wurde.

Was die religiösen Angelegenheiten betraf, so wurde der Augsburger Religionsfriede vom Jahre 1555 bestätigt, derselbe aber auch, besonders durch die Bemühungen des Kurfürsten, auf die Reformirten ausgedehnt. In Bezug auf das Restitutions-Edikt wurde das Jahr 1624 als Normaljahr angenommen, und deshalb die in den kaiserlichen Erbstaaten vor dieser Zeit verbreitete Reformation nicht wieder eingeführt. Bei Reichsdeputationen, Reichsgerichten ꝛc. sollten Katholiken und Protestanten durch gleiche Zahl vertreten werden, in Religionssachen nur gütlicher Vergleich, nicht Stimmenmehrheit gelten.

Außerordentliche Schwierigkeiten machten die Berathungen über die Entschädigung, welche vor allen Frankreich und Schweden beanspruchten. Letzteres namentlich verlangte ganz Pommern, in dessen Besitz es sich faktisch befand, und vergeblich waren die Anstrengungen des Kurfürsten, dies ihm rechtlich zustehende Land zu erhalten. Vergeblich bot er dem Grafen Trautmannsdorf 100,000 Rthlr. an, wenn er es dahin brächte, daß Pommern ihm zugesprochen würde; die Schweden bestanden hartnäckig auf ihrer Forderung, und dem Kaiser fehlten gänzlich die Mittel, Schweden gewaltsam aus diesem Besitze zu verdrängen. Dazu kam, daß der Kaiser gegen den Kurfürsten eingenommen war, weil er vom Kriege gegen Schweden zurückgetreten war, während Schweden selbst in Folge seiner Beanspruchung Pommerns nicht minder sein Gegner geworden war. So mußte man zuletzt damit zufrieden sein, daß Schweden Hinter-Pommern an den Kurfürsten überließ, und mußte zugeben, daß die Städte Stettin, Garz, Damm und Gollnow mit ihrem Gebiete auf dem rechten Ufer der Oder zu Vor-Pommern gezogen wurden, das nebst den Inseln

Rügen, Usedom und Wollin sowie dem Oderstrome bei Schweden blieb. Die genauere Grenz-Bestimmung zwischen dem schwedischen und brandenburgischen Antheil sollte späterer gütlicher Auseinandersetzung vorbehalten bleiben, nur versprach Schweden, die von ihm in Hinter-Pommern an schwedische Generale gemachten Schenkungen zu widerrufen. Titel und Wappen von Pommern sollten sowohl Schweden wie Brandenburg zustehen, nach dem Aussterben des brandenburgischen Hauses aber für Brandenburg erlöschen und sein Antheil von Pommern an Schweden fallen, das bis dahin die Mitbelehnung empfangen sollte. Die pommersche Stimme auf den Reichstagen sollte Schweden führen, jedoch über jedes abzugebende Votum zuvor mit Brandenburg berathen. Als Entschädigung für das aufgegebene Hinter-Pommern erhielt Schweden die Stadt Wismar und die säcularisirten Bisthümer Bremen und Verden; Brandenburgs Ansprüche auf Vor-Pommern dagegen wurden durch die Bisthümer Camin, Halberstadt und Minden sowie das Erzstift Magdeburg ausgeglichen. Die ebenfalls von ihm verlangten Bisthümer Hildesheim und Osnabrück wurden ihm dagegen eben so wenig zugesprochen wie die schlesischen Fürstenthümer Glogau und Sagan, die es gleichermaßen beansprucht hatte.

Was diese neu erworbenen Länder betrifft, so ist die Geschichte von Pommern so vielfach mit der märkischen verflochten, daß sie gar oft in dem Obigen herangezogen werden mußte; deshalb mag hier eine gedrängte Uebersicht genügen. Zunächst ist hervorzuheben, daß der Begriff von Vor- und Hinter-Pommern im Laufe der Zeit sich merkwürdig geändert hat. Als die erste Theilung des Landes nach Swantibor's Tode 1107 vorgenommen wurde, machten etwa die Persante und Küddow die Grenze zwischen Vor-Pommern oder Slawien und Hinter-Pommern oder Pomerellen. Letzteres fiel nach dem Aussterben seiner Fürsten zu Ende des 13. Jahrhunderts fast ganz an Markgraf Waldemar, der es dem deutschen Orden überließ; der Name Pommern für diesen Theil des Landes verlor sich ganz, als Polen sich zum Herrn dieser Gegenden machte. Dagegen breitete sich der Name Pommern westlich der Oder über die Ukermark bis nach Mecklenburg zum Müritz-See aus, nach Nordwesten aber bis zur Peene und später sogar bis zum Ryckflusse; Stettin und Demmin waren die Hauptorte in Slawien. Herzog Barnim I. besaß dies gesammte Slawien; seine beiden Söhne theilten 1295 das Land der Art, daß der ältere Bogislaw IV. Pommern-Wolgast, der jüngere Otto I. Pommern-Stettin erhielt. Die Peene und Ihna machten die Grenze zwischen beiden Gebieten, so daß Stettin das südlich dieser Linie liegende Land umfaßte, Wolgast den nördlich davon gelegenen Theil. Nach dem Aussterben der Fürsten von Rügen 1325 fiel ihr Land, sowohl die Insel wie das Festland bis an den Ryckfluß, an Pommern-Wolgast. Dies wurde 1372 in das Land diesseit und jenseit der Swine getheilt, und während letzteres in die Länder diesseit und jenseit des Gollenberges oder in das Land Stargard und Stolpe zerfiel, zersplitterte sich ersteres in das eigentliche Wolgast und in

Rügen, ja von diesen beiden wieder das erstere in Wolgast und Gützkow, das letztere, in Rügen (die Insel) und Bart (das Festland).

Es ist schon oben des heftigen Streites Erwähnung geschehen, welcher zwischen Brandenburg und Pommern-Wolgast ausbrach, als 1464 die Herzöge von Stettin ausstarben; den Kurfürsten gelang es bekanntlich nicht, dies Land früherer Bestimmung gemäß einzuziehen, vielmehr vereinigte Herzog Bogislaw X. Pommern zu einem Ganzen. Sein jüngerer Sohn Barnim XI. theilte 1541 mit dem Sohne seines älteren Bruders, mit Philipp, das Land aufs neue so, daß die Oder und Swine im Allgemeinen die Grenze machten, nur wurde Stettin mit seinem Gebiete auf dem linken Oder-Ufer sowie auch Garz zum Herzogthum Hinter-Pommern gezogen, während Vor-Pommern oder Pommern-Wolgast auch auf die Ostseite der Oder hinüber reichte und dort das Gebiet von Greiffenhagen, Fiddichow, Bahn und Wildenbruch umfaßte. Diese Eintheilung wurde auch 1569 im Vertrage zu Jasenitz festgehalten, als der wohlbetagte, kinderlose Barnim XI. sein Land Stettin den Söhnen seines Neffen Philipp abtrat. Durch das Loos erhielt der älteste von diesen, Johann Friedrich, Stettin, der dritte, Ernst Ludwig, Pommern-Wolgast; der zweite Bogislaw XIII. und der vierte Barnim XII. wurden mit Apanagen abgefunden, jener mit Bart, dieser mit Rügenwalde; dem jüngsten endlich, Casimir, wurde das Bisthum Camin überwiesen. Als Johann Friedrich von Pommern-Stettin 1600 gestorben war, übernahm der vierte Bruder die Regierung, und nach dessen unbeerbtem Tode 1603 der zweite, Bogislaw XIII., da der jüngste Bruder Casimir auf die Erbfolge verzichtete. Ein jüngerer Sohn Bogislaw's XIII., Bogislaw XIV., beerbte nicht nur 1620 seine beiden älteren Brüder, sondern wurde auch schon 1625 Herzog von Pommern-Wolgast, da in diesem Jahre die dortige Linie ausstarb. Der Tod dieses letzten pommerschen Herzogs fiel — wie wir gesehen — in die Zeit des dreißigjährigen Krieges (1637), ein Umstand, der an und für sich Brandenburg höchst ungünstig war, da dadurch die sonst wohl zweifellose Erwerbung des ganzen Landes verhindert wurde; doch wurde grade dies insofern von großer Bedeutung, als der Kurstaat durch anderweitige Entschädigungen nach dem Inneren von Deutschland hin an Umfang gewann während das Streben auch für alle Folgezeit wach erhalten wurde den noch übrigen Theil von Pommern zu gewinnen.

Als Entschädigung für das an Schweden überlassene Vor-Pommern erhielt Brandenburg zunächst das pommersche Bisthum Camin unter dem Titel eines Fürstenthums. Es umfaßte damals die Gebiete von Colberg, Cöslin und Bublitz sowie von Gülzow und Naugard. Dies Bisthum war von dem Apostel der Pommern, dem Bischofe Otto von Bamberg, im Jahre 1128 errichtet und von dem Papst 1140 bestätigt worden. Es sollte das gesammte pommersche Land zu seinem Sprengel haben, und war ursprünglich in der damals so wichtigen Handelsstadt Julin oder Wollin gegründet; 1175 war es nach Camin verlegt worden, als Wollin von den Dänen zerstört

worden war. Es war keinem Erzbisthum unterworfen, wurde aber als landsässiges Bisthum angesehen, so daß es vergeblich Sitz und Stimme auf den Reichstagen beanspruchte. Sein Besitzthum war so bedeutend, daß es 1/6 der Landessteuern aufzubringen hatte. Der 25. katholische Bischof, Erasmus v. Manteuffel, trat 1536 zur lutherischen Lehre über, der auch die sieben folgenden Bischöfe zugethan blieben. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde hier wie in der Mark die Sitte festgehalten, Prinzen des regierenden Hauses als Bischöfe von dem Domcapitel wählen zu lassen, so daß der letzte Herzog Bogislaw XIV. auch zugleich Bischof von Camin war. Dieser ließ seinen Schwestersohn, Ernst Bogislaw, Herzog von Croy und Arschot, 1632 zum Bischof wählen, den Friedrich Wilhelm durch Geld und Güter entschädigte und dem er die Statthalterschaft über Hinter-Pommern übertrug. Eben diesem Herzoge fiel auch 1660 nach dem Tode seiner Mutter Schloß und Amt Stolpe zu, auf welches ihm früher die Anwartschaft ertheilt worden war, und 1663 die Grafschaft Naugard und die Herrschaft Massow. Der Bischof Hermann von Camin, ein geborner Graf v. Gleichen, hatte nämlich 1263 seinem Schwestersohn, dem Grafen Otto v. Eberstein, Stadt und Land Naugard zu Lehn übergeben, und Herzog Bogislaw X. hatte 1523 diesem Besitze noch die Herrschaft Massow hinzugefügt. Die Anwartschaft auf beide Länder hatte Herzog Bogislaw XIV. 1625 seinem Neffen, dem Herzoge von Croy, ertheilt, der — wie eben erwähnt — 1663 nach dem Aussterben der Grafen von Eberstein in den Besitz dieser Länder gelangte. Erst bei seinem Tode 1684 gingen beide Gebiete in den unmittelbaren Besitz des Kurfürsten über.

Wie die Geschichte von Pommern ist auch die des Erzbisthums Magdeburg vielfach mit der älteren märkischen Geschichte verflochten gewesen. Die Erzbischöfe hierselbst haben theils durch kluge Verhandlungen, theils durch Ankauf ihr Besitzthum auf so bedeutende Weise zu vergrößern gewußt, daß das Land bei seiner Säcularisation als ein Herzogthum an Brandenburg überlassen werden konnte. Es bestand damals und später 1) aus dem Saalkreise, der sich etwa von der Elster-Mündung über Halle, Wettin, Cönnern und Alsleben an der Saale abwärts erstreckte, 2) dem Holzkreise, der im Osten von der Elbe begrenzt wurde, von oberhalb Acken an bis über die Mündung der Ohre hinaus, im Westen an Braunschweig stieß, und zu dem auch das Amt Oebisfelde zwischen Aller und Ohre gehörte; 3) dem Jerichowschen Kreise, der fast das ganze Dreieck zwischen Havel und Elbe umfaßte, südlich aber bis Möckern, Loburg und Görtzke reichte; endlich 4) aus dem Luckenwaldischen Kreise, von Zinna an der Nuthe abwärts bis über Trebbin hinaus. Dieser letzte war früher von größerem Umfange gewesen, zum Theil aber an Sachsen übergegangen. Seit 1513 waren brandenburgische Prinzen mit der erzbischöflichen Würde von Magdeburg bekleidet worden, unter denen der vierte, Siegmund, jüngerer Sohn des Kurfürsten Joachim II., 1561 mit Zustimmung des Domcapitels allgemein die evangelische

Lehre im Erzstifte einführte. Deshalb führte sein Nachfolger, der nachmalige Kurfürst Joachim Friedrich, auch nur den Titel „Administrator", und eben dieser Titel ging auf seinen jüngeren Sohn Christian Wilhelm über, von dem oben erzählt ist, daß er 1631 bei der Eroberung von Magdeburg gefangen genommen wurde, und daß schon 1625 das Domcapitel ihm den Herzog August von Sachsen, den zweiten Sohn des damaligen Kurfürsten Johann Georg I., zum Coadjutor und 1628 zum Nachfolger bestimmt habe, um nicht den Erzherzog Leopold Wilhelm, den Sohn des Kaisers Ferdinand, als Erzbischof aufzunehmen. Im Prager Frieden 1635 war festgesetzt worden, daß Herzog August lebenslänglich die Administration des Erzstiftes behalten, daß aber Christian Wilhelm, der in seiner Gefangenschaft katholisch geworden war, durch eine jährliche Rente von 12,000 Rthlrn. entschädigt werden sollte; außerdem mußte das Erzstift die vier Aemter Querfurt, Jüterbog, Dahme und Burg erblich an Kursachsen, wenn auch unter magdeburgischer Lehnshoheit, abtreten. Als dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm im westfälischen Frieden das Erzbisthum unter den im Prager Frieden festgesetzten Bedingungen zugesprochen worden war, nahm er im April 1650 die Eventualhuldigung ein; in den unmittelbaren Besitz des Landes gelangte er jedoch erst, als der Herzog August am 4. Juni 1680 mit Tode abgegangen war. Wegen der damals dort herrschenden Pest fand erst ein Jahr später die Erbhuldigung statt. Noch später, im Jahre 1687, einigte sich Friedrich Wilhelm mit Sachsen dahin, daß er die Lehnsherrlichkeit über die Aemter Querfurt, Jüterbog und Dahme aufgab, und seinem Hause nur die Erbfolge vorbehielt; dagegen trat Sachsen Stadt und Amt Burg auf immer an Brandenburg ab, das aber noch eine Schuldzahlung von mehr als 30,000 Rthlrn. dabei übernahm.

Die Stadt Magdeburg hatte sich 1650 der Eventualhuldigung zu entziehen gewußt; alle weiteren Versuche des Kurfürsten, sie dazu zu vermögen, waren vergeblich, da die Stadt nichts weniger beabsichtigte, als sich zum Range einer freien Reichsstadt zu erheben, und in ihrem Bestreben nicht nur von den Reichsstädten sondern auch von Schweden begünstigt wurde. Daher beschloß Friedrich Wilhelm endlich, Gewalt anzuwenden. Er hatte im Jahre 1666 in Westfalen ein Heer von 15,000 Mann zusammen gebracht, und im April dieses Jahres den Bischof von Münster, welcher gegen die Holländer Krieg begonnen hatte, zum Frieden gezwungen. Diese Truppen ließ er nun unter dem Feldmarschall v. Sparr ins Magdeburgische einrücken und drohte der Stadt mit einer Belagerung, falls sie sich nicht freiwillig unterwürfe. Nach kurzen Verhandlungen mußte dieselbe brandenburgische Truppen einnehmen, was zu thun sie bis dahin ganz besonders verweigert hatte; zu deren Unterhaltung hatte sie jährlich 15,000 Rthlr. beizutragen; dann mußte sie am 24. Juni 1666 huldigen. Die Stadt noch besser zu befestigen, begann schon 1679 der Bau der Citadelle, der bis 1702 vollendet wurde.

Mit dem Erzstifte Magdeburg war lange Zeit das Bisthum

Halberstadt vereinigt gewesen. Als letzteres unter dem Titel eines Fürstenthums an Brandenburg fiel, umfaßte es einen Streifen Landes, der sich an der Nordseite des Harzes von der Wipper über Aschersleben, die Selke, Bode und Holzemme bis zur Einmündung der Ilse in die Ocker erstreckte. Außerdem gehörte zu demselben das Amt Weferlingen an der oberen Aller sowie ein zweites Gebiet an der oberen Helme und Wipper auf der Südseite des Harzes. Das Bisthum war 814 von Kaiser Ludwig dem Frommen gestiftet; sein Sprengel war nicht unbedeutend, selbst nachdem ein Theil desselben an Magdeburg und Merseburg hatte abgetreten werden müssen. Es reichte auf dem Westufer der Saale und Elbe von der unteren Unstrut bis nach Werben hinab, nach Westen bis zur Ocker. Außer dem schon früher genannten Friesenfeld, dem Hessen- und Schwabengau, Nord-Thüringen, Balsam- und Derlingau gehörten noch der Wittingau zwischen der oberen Ohre und Aller und der Harzgau an der Ilse, Holzemme und oberen Bode zu demselben. Seit dem Jahre 1479 wurde der Erzbischof von Magdeburg auch zugleich von dem Halberstädtschen Domcapitel zum Bischofe gewählt. Die Vereinigung dauerte bis zum Tode des Erzbischofs Siegmund 1566, als das Domcapitel, um sich leichter der Reformation zu widersetzen, den damals erst zwei Jahre alten Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel zum Bischofe erwählte, der auch diese Würde beibehielt, als er 1590 seinem Vater in der Regierung folgte. 1591 trat er öffentlich zur evangelischen Lehre über. Seitdem blieben braunschweigsche Prinzen Bischöfe von Halberstadt. Unter ihnen ist besonders Christian (1616—1624) merkwürdig, der durch sein kühnes Auftreten, um die Rechte des vertriebenen Böhmenkönigs Friedrich V. von der Pfalz zu verfechten, sich in der ersten Zeit des dreißigjährigen Krieges einen großen Namen gemacht hat. Als er seiner Würde entsagt hatte, machte der Administrator Christian Wilhelm von Magdeburg auf Halberstadt Ansprüche; durch das liguistische und kaiserliche Heer wurde jedoch Halberstadt besetzt und das Domcapitel veranlaßt, den jüngeren, damals 13 Jahre alten Sohn des Kaisers Ferdinand II., Leopold Wilhelm, 1627 zum Bischofe zu wählen. In sein Besitzthum ist jedoch derselbe nie gekommen, da das Land während des ganzen Krieges von den Kaiserlichen wie von den Schweden hart mitgenommen wurde und sich meistens in den Händen der letzteren befand. Das war auch der Fall, als der Friedensschluß dies säcularisirte Bisthum an Brandenburg brachte. Erst im März 1650 räumten es die Schweden, und im folgenden Monat nahm Friedrich Wilhelm die Erbhuldigung an.

Mit dem Bisthum Halberstadt kam zugleich die Grafschaft Reinstein an Brandenburg. Dieselbe gehörte zu den Erbgütern des welfischen Hauses und war im Besitz einer jüngeren Linie desselben, die auch die Grafschaft Blankenburg inne hatte. Als diese Linie 1599 ausstarb, zog Braunschweig das Land als eröffnetes Lehn ein. Da aber die Grafen von Reinstein auch halberstädtsche Güter zu Lehn getragen, auf welche bereits der vorhin genannte Bischof Heinrich Julius

seinem Vater, dem Herzog Julius, die Anwartschaft übertragen hatte, so gab dies später die Veranlassung, die Grafschaft Reinstein selber als halberstädtsches Lehn anzusehen. Deshalb zog, als 1634 das mittlere Haus Braunschweig mit Herzog Friedrich Ulrich ausstarb, die schwedische Regierung, die damals in Halberstadt eingesetzt worden war, die Grafschaft trotz alles Widerspruchs von Seiten Braunschweigs ein, und eben so verfügte der Bischof Leopold Wilhelm, als die Kaiserlichen sich in Halberstadt festgesetzt hatten, über dieselbe, indem er sie 1643 dem Grafen Leopold v. Tättenbach mit Einwilligung des Domcapitels als Lehn übertrug; sowohl Kaiser Ferdinand III. wie auch nachmals Kaiser Leopold bestätigten diese Belehnung. Der Sohn dieses Grafen, Erasmus v. Tättenbach, wurde 1670 hingerichtet, weil er sich in eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers Leopold eingelassen hatte; dies gab dem Kurfürsten Veranlassung, die Grafschaft als halberstädtisches Lehn einzuziehen. Braunschweig beanspruchte zwar auch jetzt wieder dieselbe als sein Eigenthum und suchte sich gewaltsam in ihren Besitz zu setzen, doch war dieser Versuch ebenso vergeblich wie ein Proceß, den es beim Reichskammer-Gericht anstrengte, und der auch da noch nicht entschieden war, als das deutsche Reich sich auflöste.

Ein zweites Zubehör von Halberstadt, die Grafschaft Hohenstein, kam wenigstens theilweise ebenfalls an Brandenburg, nämlich die Herrschaften Lora und Clettenberg auf der Südseite des Harzes an der oberen Helme und Wipper. Die Herrschaft Lora gehörte früher zur Landgrafschaft Thüringen, kam aber an eine Seitenlinie der Landgrafen, die schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ausstarb. Darauf fiel diese Herrschaft an die Grafen von Beichlingen, die sie etwa hundert Jahre später (1305) an die Grafen von Hohenstein verkauften. Sie blieb thüringisches, also sächsisches Lehn, bis Kurfürst August von Sachsen 1573 im halberstädtschen Permutations-Receß die Lehnsherrschaft über sie gegen mansfeldische Lehnsstücke an Halberstadt abtrat. An eben diese Grafen von Hohenstein war auch 1266 die Grafschaft oder Herrschaft Clettenberg nach dem Aussterben der dortigen alten Grafen gefallen; sie war kurz zuvor 1257 durch Tausch aus magdeburgischem halberstädtsches Lehn geworden. Als 1593 die ältere Linie der Grafen von Hohenstein mit Tode abging, beanspruchte die jüngere Linie, welche in der Mark die Herrschaft Schwedt besaß, das gesammte Erbe. Doch setzte, während die eigentliche Grafschaft Hohenstein zersplittert wurde, Braunschweig sich gewaltsam in den Besitz von Lora und Clettenberg, da der Bischof Heinrich Julius seinem Vater schon früher die Anwartschaft auf beide Ländchen übertragen hatte. Aber ebenso gewaltsam zog die schwedische Regierung in Halberstadt 1634 beide ein, und so kamen sie an Kur-Brandenburg, das anderweitige frühere Verträge nicht beachtete, sie vielmehr an den Grafen Johann v. Sayn-Wittgenstein, den Hauptgesandten Brandenburgs bei den westfälischen Friedens-Verhandlungen, mit Vorbehalt des Wiedereinlösungsrechts vergab; von dessen Söhnen

löste sie Kurfürst Friedrich III. 1699 für eine nicht unbedeutende Geldsumme wieder ein.

Das vierte Entschädigungsstück endlich, das dem Kurfürsten für Vor-Pommern zufiel, war das säcularisirte und in ein Fürstenthum umgewandelte Bisthum Minden. Das Stiftungsjahr dieses Bisthums ist nicht nachzuweisen, wenigstens ist die Angabe, es sei das Jahr 803, nicht sicher. Es war eins von den drei Bisthümern in Engern, die Karl der Große während des Krieges mit den Sachsen oder nach deren Unterwerfung anlegte; es erstreckte sich von der Weser-Biegung diesen Fluß abwärts bis etwa zur Einmündung der Aller, und nahm die ganze Breite von Engern ein, von der Hunte nach Osten hin bis über die Leine hinaus. 1566 traten Bischof, Domcapitel und Stände zur Reformation über. Das Gebiet, das dem Bischof zugehörte, war nur klein; es reichte an der Weser nur bis Schlüsselburg hinab, dehnte sich meist auf dem linken Ufer dieses Flusses bis zur Hunte hin aus, und stieß auf dieser Seite an die Grafschaft Ravensberg. Auch in den Besitz dieses Landes hatten sich seit 1636 die Schweden gesetzt, welche es erst im October 1649 dem Kurfürsten einräumten, so daß dieser erst im Februar 1650 die Huldigung einnehmen konnte.

Außer der Entschädigung an Land hatte Schweden auch eine Geld-Entschädigung für sich durchzusetzen gewußt. Es mußten ihm nämlich noch baare 5 Millionen Thaler gezahlt werden; erst nach jedem der drei Zahlungs-Termine sollte Schweden verpflichtet sein, seine Truppen aus bestimmten Orten zurückzuziehen; bis zu diesem gänzlichen Abzuge mußten dieselben mit schweren Kosten unterhalten werden. Zur Abtragung jener Summen wurden nur sieben Kreise des deutschen Reiches herangezogen, die übrigen drei hatten die Gelder für die kaiserlichen und bayerschen Truppen aufzubringen. Der Kurfürst seinerseits beeilte sich zwar, seinen Beitrag — etwa 142,000 Rthlr. — rechtzeitig einzuzahlen, dessen ungeachtet verzögerte sich der Abzug der Schweden aus seinem Gebiet noch lange, da Schweden auch auf einen Streifen Land im Osten der Oder Ansprüche erhob, den der Kurfürst nicht abtreten wollte, so daß zuletzt die Verhandlungen darüber gänzlich abgebrochen wurden. Vergeblich hatte Friedrich Wilhelm den Schweden für Vor-Pommern alle die Gebiete angeboten, die ihm als Entschädigung für jenes Land überlassen worden waren; vergeblich hatte er ihnen noch eine außerordentliche Baarzahlung von zwei Millionen Thalern machen wollen: die Schweden beanspruchten selbst dann noch die Insel Rügen und das Bisthum Camin. Erst als der Kurfürst bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Ferdinand III. in Prag (im November 1652) diesen dazu vermocht hatte, Schweden nicht eher mit seinen neuen deutschen Besitzungen zu belehnen, bevor es nicht die Ländertheile geräumt hätte, die es noch immer besetzt hielt, kam endlich im April 1653 der Grenz-Receß zu Stettin zu Stande, der jedoch für den Kurfürsten wenig vortheilhaft ausfiel. Er mußte nämlich den Schweden auf dem rechten Ufer der Oder die

Städte Fiddichow, Bahn, Greiffenhagen, Damm, Gollnow und Camin mit einem nicht unbedeutenden Gebiet überlassen, das an einzelnen Stellen zwei Meilen Breite hatte, so daß der ganze Oberlauf durch Pommern in schwedischen Händen blieb. Er mußte ferner die Anwartschaft nicht nur auf Hinter-Pommern, sondern auch auf die Neumark und das Land Sternberg sowie auf Vierraden und Löcknitz den Schweden zugestehen. Er mußte sich ferner verpflichten, den Schweden die Hälfte der Seezölle in ganz Hinter-Pommern zu zahlen, das noch fortbestehende Domcapitel in Camin zur Hälfte durch Schweden besetzen zu lassen, und von den mehr als ½ Million Gulden betragenden pommerschen Landesschulden ⅚ zu übernehmen. So endlich konnte der Kurfürst im Juni 1653 die Huldigung in Pommern annehmen; Ersatz für die lange Vorenthaltung des Landes wurde ihm nicht gewährt.

Hatten diese Angelegenheiten dem Kurfürsten vollauf Beschäftigung und zugleich Gelegenheit gegeben, seine politische Gewandtheit zu entwickeln, so traten unmittelbar darauf Ereignisse ein, die ihm neue und noch weit größere Schwierigkeiten brachten, da zu deren Ueberwindung die Kräfte seines Staates nicht ausreichten. Der scheinbare Wankelmuth und die scheinbare Treulosigkeit, die er anwandte, um den Gefahren zu entgehen, haben zwar oft harten Tadel erfahren, dennoch wird man es ihm nicht verdenken können, daß auch er in einer Zeit, wo überall die nackte Selbstsucht hervortrat, dem Wohle seines Staates zu Liebe in den Mitteln nicht wählerisch war. Es geschah dies während des zweiten schwedisch-polnischen Krieges, der den Kurfürsten zu erdrücken drohte.

Im Jahre 1654 legte die Königin Christine von Schweden die Regierung nieder, und mit ihr endete das Haus Wasa auf dem schwedischen Throne. Zu ihrem Nachfolger hatte sie bereits früher ihren Vetter, den Sohn von Catharina, Gustav Adolf's Schwester, den Herzog Karl X. Gustav von Pfalz-Zweibrück aus dem Hause Wittelsbach empfohlen, der auch durch freie Entschließung der Stände zum Könige gewählt wurde. Damals regierte in Polen Johann Casimir, der zweite Sohn des Königs Siegmund aus dem Hause Wasa, von dem oben erzählt worden ist, daß er Gustav Adolf den Thron in Schweden streitig gemacht habe. Auch Johann Casimir wollte bei dem neuen Thronwechsel in Schweden diese Ansprüche geltend machen; er erkannte Karl Gustav wohl als König der Schweden an, aber nicht des schwedischen Reiches, und verlangte wenigstens die Abtretung Liefslands, wenn der 1635 verlängerte Waffenstillstand in einen vollständigen Frieden verwandelt werden sollte. Dies benutzte der kriegerische Schweden-König Karl Gustav, um wo möglich das schwedische Gebiet auf Kosten Polens zu vergrößern. Der Kurfürst war diesem Kriege gegenüber in einer eigenthümlichen Lage. Polen, das er eigentlich zu unterstützen verpflichtet war, war nicht nur — was dazumal von großer Bedeutung war — eine streng katholische Macht, sondern ihm auch in Bezug auf das

Herzogthum Preußen hinderlich oder geradezu feindlich. Die Schweden aber, die als Protestanten ihm hätten befreundet sein sollen, hatten sich in den pommerschen Angelegenheiten so wenig freundlich gezeigt, daß er unmöglich für sie Sympathie hegen konnte. So erschien es als das Räthlichste für ihn, entweder sich im Kriege neutral zu halten — falls das anging — oder noch besser, dem Ausbruch des Krieges überhaupt vorzubeugen. Doch vergeblich warnte er den König von Polen vor den Schweden und forderte ihn auf, sich in Vertheidigungsstand zu setzen: Polen wies seine Rathschläge zurück und verlangte dafür Truppen und Gelder von ihm zur Vertheidigung Polens. Vergeblich sah sich der Kurfürst bei dem Kaiser, bei England, Frankreich und Holland nach Hülfe um, vergeblich lehnte er das ihm angetragene Bündniß mit Schweden ab, vergeblich suchte er Karl Gustav zum Frieden zu bewegen; er konnte es nicht verhindern, daß ein schwedisches Heer durch Pommern und die Neumark nach Polen eindrang (im Juli 1655), wohin der Schweden-König selber auf demselben Wege folgte. Polen, ohne hinreichende Vertheidigungsmittel, wurde fast ganz von den Schweden überschwemmt, Warschau und Krakau genommen, das polnische Heer entwaffnet und König Johann Casimir genöthigt, nach Schlesien zu fliehen.

Da Karl Gustav den Krieg nicht nur ohne Bundesgenossen angefangen hatte, sondern sein kühner Angriff und seine reißenden Fortschritte ihm überall Feinde oder doch Neider erweckten, mußte ihm um so mehr daran liegen, den Kurfürsten durch ein Bündniß für sich zu gewinnen. Dieser ging jedoch nicht nur nicht darauf ein, sondern brach auch, während die Schweden glücklich in Polen kämpften, mit 8000 Mann nach Preußen auf, um vereint mit den dort vorhandenen Truppen das Land möglichst zu schützen. Im September 1655 überschritt er die Weichsel und forderte das polnische Preußen auf, mit ihm gemeinschafliche Sache gegen Schweden zu machen. Johann Casimir, erfreut über diese Hülfe, machte ihm darauf die größten Versprechungen; er wollte, falls der Kurfürst ihn kräftig unterstützte, auf die Lehnsherrschaft über Preußen Verzicht leisten, ja ihm sogar seine Ansprüche auf Schweden abtreten und Liefland als Lehn überlassen. Ehe jedoch noch die Verhandlungen hierüber zum Abschluß kamen, brach Karl Gustav von Krakau auf und drang in Preußen mit so großer Uebermacht ein, daß der Kurfürst bis Königsberg zurückgedrängt wurde und sich zu seiner und seines Landes Rettung genöthigt sah, daselbst im Januar 1656 mit Karl Gustav einen Vergleich der Art einzugehen, daß er Preußen von ihm zu Lehn nahm. Die feierliche Belehnung sollte nach Jahresfrist geschehen, der Kurfürst an Schweden 1000 Mann zu Fuß und 500 Reiter Hülfstruppen stellen, den Schweden freien Durchzug durch Preußen und freie Benutzung der preußischen Häfen gewähren, die Seezölle in Preußen mit Schweden theilen. Dafür sollte er von jeder anderen Verpflichtung, die er früher gegen Polen gehabt, entbunden sein und das Bisthum Ermland als weltliches Lehn erhalten, das jedoch wie Preußen selber

nach dem Aussterben der männlichen Linie des Hauses Brandenburg an Schweden zurückfallen sollte.

Durch die Unternehmung Karl Gustav's gegen Preußen hatte Johann Casimir die Möglichkeit gewonnen, mit kaiserlicher Unterstützung wieder in Polen aufzutreten, wo sich ihm die polnischen Truppen anschlossen. Die wenig zahlreichen Schweden wurden überall vertrieben, Warschau wieder erobert und Preußen mit einem Angriffe bedroht. Diese Erfolge der Polen waren eben so schlimm und gefahrdrohend für Schweden wie für den Kurfürsten, und so kam zwischen ihnen im Juni 1656 zu Marienburg ein Bündniß zu Stande, in dem Schweden versprach, dem Kurfürsten für seinen Beistand den ganzen oder theilweisen Besitz der polnischen Woiwodschaften Posen, Kalisch, Siradien, Lencziz und Wielun zu verschaffen. Der König von Polen war übrigens wegen dieses Bündnisses so sehr gegen den Kurfürsten aufgebracht, daß letzterer schon deswegen seine ganze Kraft zur Unterstützung der Schweden aufbieten mußte. Der französische Gesandte suchte zwar zu vermitteln, doch König Johann Casimir drohte, er werde den Kurfürsten nach einem Orte bringen lassen, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen solle. Unterdeß rückten die vereinigten Schweden und Brandenburger nach Warschau vor, wo König Johann Casimir sein ungleich zahlreicheres Heer durch starke Verschanzungen gedeckt hatte. Die Stärke der beiderseitigen Heere wird sehr verschieden angegeben, das polnische soll 40,000—100,000 Mann gezählt haben, das der Verbündeten 16—28,000 Mann, und es sollen im letzteren allein 18,000 Brandenburger gewesen sein. Mit großer Hartnäckigkeit wurde drei Tage lang, vom $\frac{18-20.}{28-30.}$ Juli 1656, bei Warschau gekämpft; den glorreichen Sieg verdankten die Schweden besonders der Tapferkeit der Brandenburger, deren festgeschlossene Infanterie-Massen muthig vordrangen und alle Angriffe der polnischen Reiterei abschlugen. Die Verbündeten besetzten darauf Warschau, doch zog der Kurfürst bald nach Preußen zurück, um den Einfällen der Lithauer zu wehren, wodurch Karl Gustav so geschwächt wurde, daß er seinen Sieg wenig benutzen konnte. Um den Kurfürsten noch enger an sich zu ketten, schloß er den $\frac{10.}{20.}$ November 1656 den wichtigen Vertrag zu Labiau mit demselben, kraft dessen ein ewiges Bündniß zwlschen Schweden und Brandenburg bestehen sollte. Der Kurfürst sollte Preußen und Ermland als souveraines Herzogthum behalten, das jedoch nach dem Aussterben des Brandenburgischen Hauses an Schweden fallen sollte. Der König verzichtete auf die Seezölle in Preußen und erhielt dafür ein für allemal 120,000 Rthlr. Entschädigung. Man versprach sich ferner gegenseitig bei einbrechender Gefahr 4000 Mann Hülfstruppen, und der Kurfürst wollte, falls Polen beim dereinstigen Friedensschlusse auf die Wiederherausgabe der oben erwähnten Woiwodschaften beharre, dieselben wieder zurückgeben.

Während die Brandenburger mit wechselndem Glücke gegen die

Lithauer kämpften und die Neumark auf eigene Hand mit Polen einen Waffenstillstand abschloß, um sich gegen deren verheerende Einfälle zu schützen, traten überall Feinde gegen Schweden auf. Der Kaiser verband sich mit Polen und entwaffnete den Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen, der den Schweden gegen Polen zu Hülfe gekommen war, nnd ebenso fiel Dänemark, von Holland aufgeregt, in die bremisch-schwedischen Länder ein. Karl Gustav brach deshalb 1657 gegen Dänemark auf und trieb dessen Heer aus dem Bremischen, ja fiel in Holstein selber ein. Der Kurfürst, allein zurückgelassen, wurde dadurch in die gefährlichste Lage gebracht; dazu kam, daß England und Frankreich Verbindungen mit Schweden anknüpften, während — wie gesagt — der Kaiser zu Polen hielt, so daß der Kurfürst Gefahr lief, in eine schiefe Stellung dem Reiche gegenüber zu gerathen. Deshalb suchte er einen Waffenstillstand nach, der auch durch Vermittlung des Königs Leopold von Ungarn und Böhmen als völliger Friedensschluß mit Polen zu Stande kam. Leopold hatte dadurch die Stimme Friedrich Wilhelm's zu seiner Kaiserwahl zu gewinnen gesucht; zugleich verfolgte er dabei die Absicht, Brandenburg von einem gegen das deutsche und das spanische Haus Oesterreich gerichteten englisch-französisch-schwedischen Bündniß abzuziehen. Am $\frac{19}{29}$. September 1657 wurde im Vertrage zu Welau dem Kurfürsten Preußen als souveraines Herzogthum überlassen mit dem Vorbehalt, daß, wenn die märkische Linie ausstürbe und die fränkische erbte, Preußen wieder in das alte Lehnsverhältniß zu Polen zurücktreten sollte. Dagegen mußte der Kurfürst auf Ermland und die polnischen Woiwodschaften verzichten und in dem gegenwärtigen Kriege auf Polens Seite treten Hierauf kam der Kurfürst persönlich mit Johann Casimir in Bromberg zusammen, und schloß daselbst den $\frac{6}{16}$. November 1657 einen Vertrag dahin ab, daß er für die von ihm zu leistende Kriegshülfe und für die Herausgabe der von ihm besetzten Landschaften die beiden Landschaften Bütow und Lauenburg erhalten sollte, deren Heimfall an Polen jedoch nach dem Abgange der kurfürstlichen Linie vorbehalten wurde. Außerdem wurde dem Kurfürsten die Stadt Elbing zugesichert, sobald man sie den Schweden entrissen hätte, in deren Besitz sie sich damals befand; nur sollte es Polen freistehen, dieselbe für 400,000 Rthlr. einzulösen. Endlich verpflichtete sich der Kurfürst, zu dem gegenwärtigen Kriege eine Hülfsschaar von 4000 Mann, zur Hälfte Reiter, zu unterhalten. Dafür wurde ihm auf drei Jahre jährlich die Summe von 40,000 Rthlrn. ausgesetzt, zu deren Unterpfande ihm die Herrschaft Draheim zugesagt wurde.

Wegen der beiden Herrschaften Bütow und Lauenburg wurde bestimmt, daß zwar das Lehns-Verhältniß derselben zu Polen beibehalten werde, Brandenburg jedoch bei jedem Regierungswechsel dasselbe nur einfach anerkennen sollte. Die Herrschaft Draheim mit dem Städtchen Tempelburg hätte, da die oben erwähnten 120,000 Rthlr. nicht gezahlt wurden, nach Ablauf der festgesetzten drei Jahre an den

Kurfürsten fallen sollen, derselbe hatte sich jedoch von dem damaligen Besitzer Stephan Potocki bewegen lassen, bei dessen Lebzeiten nicht davon Besitz zu nehmen. Als aber nach dem Tode desselben Polen das Ländchen einem gewissen Demetrius Wiesniowiczki zusprach, setzte sich der Kurfürst 1668 in den Besitz der Herrschaft, nachdem er durch Vertrag jenem noch 15,000 Rthlr. Abstandsgelder gezahlt hatte. Auch später löste Polen dies Pfand nicht ein, und verzichtete 1773 bei der ersten Theilung Polens auf das Recht der Wiedereinlösung.

Die Stadt Elbing wurde zwar später von den Schweden geräumt, doch nicht dem Kurfürsten, sondern den Polen übergeben. Letztere behaupteten sich in ihrem Besitz, selbst als der Kurfürst seine Forderung darauf auf 300,000 Rthlr. ermäßigte. Erst sein Sohn und Nachfolger Friedrich bemächtigte sich 1698 der Stadt mit Gewalt und zog nur da seine Truppen heraus, als ihm 1700 die polnischen Reichskleinodien zum Unterpfande gegeben wurden. Da Polen aber auch diese nicht einlöste, so besetzte König Friedrich 1703 die Vorstädte und das Stadtgebiet, um die dortigen Einkünfte statt der Zinsen zu benutzen. So zog sich die Sache hin, da keine Auslösung erfolgte, bis die Stadt selber bei der ersten Theilung Polens an Preußen fiel.

König Karl Gustav war unterdeß in dem Kriege gegen die Dänen glücklich gewesen. Er hatte sie nicht nur vom Festlande verdrängt, sondern war auch im Winter auf 1658 über den gefrornen Belt nach den Inseln hinübergegangen, und hatte sie zu dem Frieden von Röeskilde gezwungen (auf Seeland; den $\frac{26.\text{ Februar}}{8.\text{ März}}$ 1658). Doch bald reute ihn dieser Friede, und er sann auf nichts Geringeres als dem dänischen Staate ein Ende zu machen. Er wandte sich deshalb nicht, wie es anfänglich seine Absicht gewesen, gegen Friedrich Wilhelm, über den er wegen des Bündnisses mit Polen aufgebracht war und den er „wegen seines Abfalls" züchtigen wollte, sondern griff abermals Dänemark an. Während jedoch die Belagerung von Kronenburg und Kopenhagen sich in die Länge zog, gewannen seine Feinde Zeit, den Dänen Hülfe zu bringen. Eine holländische Flotte schlug die schwedische im Sunde, und der Kurfürst vereinigte mit seinen Truppen im September 1658 kaiserliche und polnische Hülfsvölker und drang durch Mecklenburg in Holstein ein, von wo die Schweden ebenso wie aus Schleswig und Jütland 1659 verdrängt wurden. Ja man setzte sogar nach Fünen hinüber und vernichtete die dort befindliche schwedische Heeres-Abtheilung oder nahm sie gefangen, nachdem in der Schlacht bei Nyborg die Brandenburger nicht wenig zum Siege beigetragen hatten (den $\frac{14}{24}$. November 1659). Darauf wandte sich der Kurfürst mit seiner Hauptmacht nach Pommern, weil dorthin Kaiser Leopold (1658 bis 1705) ein Heer von 14,000 Mann gesendet hatte, und er befürchtete, daß der Kaiser die eroberten Orte in Besitz behalten möchte. Stettin vertheidigte sich tapfer gegen den kaiserlichen Angriff, dagegen wurden viele andere Orte genommen.

Auch in Pomerellen und Polnisch-Preußen wurde der Krieg zum Nachtheil für Schweden geführt, ja selbst in Curland halfen Brandenburger, das Land den Schweden zu entreißen. Unter solchen Umständen war Karl Gustav zum Frieden geneigt, zu dem bereits zu Ende des Jahres 1659 die Einleitungen getroffen wurden. Der Tod des Schweden-Königs zu Anfang des Jahres 1660, die Einsetzung einer vormundschaftlichen Regierung für seinen erst fünf Jahre alten Sohn und Nachfolger Karl XI., die Absicht Frankreichs, nach dem 1659 mit Spanien geschlossenen pyrenäischen Frieden, den Schweden zu Hülfe zu kommen, Alles dies war geeignet, den Abschluß eines Friedens zu beschleunigen. Zu Kopenhagen wurde derselbe zwischen Schweden und Dänemark vermittelt, wenn auch mit Opfern von dänischer Seite; schon einige Tage früher war der Friede zu Oliva, einem Kloster in der Nähe von Danzig, zwischen Schweden einerseits und Polen, dem Kaiser und dem Kurfürsten andererseits, den $\frac{21.\ \text{April}}{1.\ \text{Mai}}$ 1660 geschlossen worden. Es wurden dem Kurfürsten in demselben die Verträge von Welau und Bromberg nicht nur bestätigt, sondern die abschließenden Mächte sowie England, Frankreich und Spanien übernahmen auch dafür die Gewähr, so daß seit dieser Zeit der Kurfürst allgemein als souverainer Herzog von Preußen anerkannt wurde.

So bedeutend auch das Ansehen des Kurfürsten durch die Erwerbung der Souverainität in Preußen gewonnen hatte, so schwierig wurde doch seine Stellung in diesem Lande selber. Die Stände nämlich, jetzt des Rückhaltes beraubt, den sie bis dahin an dem Könige von Polen gefunden hatten, fürchteten für ihre ausgedehnten Privilegien, vermöge welcher sie eine fast republikanische Verfassung besaßen, und wollten zu neuer Gewährleistung für dieselbe Bedingungen aufstellen, unter welchen Friedrich Wilhelm jede kräftige Regierung für unmöglich hielt. Die Mißgunst Polens, das nur ungern eine neue Macht neben sich auftreten sah, die traurige Lage des Landes, das in dem letzten Kriege gewaltig mitgenommen worden war, die oft rücksichtslose Härte, mit der die neuen, zwar während des Krieges bewilligten aber ungewohnten Steuern eingetrieben wurden, da der Kurfürst ein verhältnißmäßig bedeutendes Heer unterhalten mußte, alles dies vermehrte die Aufregung im Lande so sehr und führte eine so allgemeine Opposition herbei, daß man lebhaft an die Zeit erinnert wird, in welcher Kurfürst Friedrich I. und seine Söhne gewaltsam dem Adel und den Städten der Mark entgegen treten mußten. Wie damals das allgemeine Interesse auf Kosten der Sonder-Interessen obsiegte und sich nunmehr die landesherrliche Gewalt erst recht festigte, so geschah es auch hier in Preußen.

Der preußische Adel sowohl wie die Städte waren vor allen Dingen unzufrieden, daß Polen seine Lehnshoheit über Preußen aufgegeben hätte, ohne daß sie darum befragt worden wären, und wollten die desfallsigen Verträge als nichtig ansehen; Preußen sei nicht durch die Gewalt der Waffen den Polen unterworfen worden, sondern es

habe sich freiwillig diesem Staate angeschlossen, mithin könne dies Verhältniß auch nur unter allgemeiner Zustimmung gelöst werden. Die Bewegung war eine so bedenkliche, namentlich in Königsberg, wo die Bürger sogar Geschütz auf die Wälle brachten, daß der Kurfürst die dort während des Schwedenkrieges angelegte Schanze zur Feste Friedrichsburg erweitern ließ, um nöthigenfalls die Stadt im Zaume halten zu können, und daß er die Berufung des geforderten Landtages bis ins Jahr 1661 hinausschob, um die Gemüther ruhiger werden zu lassen. Ungeachtet er die Beamten des Landes durch Bedrohung mit Absetzung veranlaßt hatte, ihm den Eid zu leisten, wurde doch dieser Landtag ein so stürmischer, daß auf Bitten des Statthalters, des Fürsten Radziwill, der Kurfürst selber im October 1662 nach Königsberg kam, um durch seine Gegenwart die Sachen leichter zu ordnen. Der Hauptführer der Unzufriedenen, der Vorsitzer des Schöppenstuhls in Königsberg, Hieronymus Roth (meist Rhode genannt), der eine Art preußischen Bund gegen den Kurfürsten beabsichtigte und polnische Hülfe anrufen wollte, wurde gefangen genommen und später nach Peiz abgeführt, wo er erst 1678 starb. Er hat es nicht über sich gewinnen können, seine Ansichten über die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens zu ändern.

Nachdem auch noch die neuen Schwierigkeiten, welche Polen erhob, aus dem Wege geräumt worden waren, fand endlich die Huldigung des souverainen Herzogs zu Königsberg den 18. October 1663 statt im Beisein von polnischen Gesandten, welche die eidliche Verpflichtung entgegen nahmen, daß nach dem Ausgange des kurfürstlichen Mannsstammes Preußen wieder polnisches Lehn werden sollte. Der Kurfürst hatte durch Bestätigung der Privilegien die Gemüther zu gewinnen gewußt, und nur Einzelne waren es, welche die frühere Abhängigkeit des Landes von Polen mit polnischer Hülfe durchzusetzen versuchten. Der Oberst v. Kalkstein, der früher seiner Aemter entsetzt und wegen Drohungen gegen das Leben des Kurfürsten zum Tode verurtheilt, dann jedoch begnadigt worden war, verließ gegen sein gegebenes Wort Preußen und wandte sich nach Polen, um dies zu einem Einschreiten gegen den Kurfürsten zu veranlassen. Ihm gesellte sich der junge Roth zu; er gab sich für einen von den preußischen Landständen Beauftragten aus und nahm keinen Anstand, auf dem Reichstage zu Warschau die heftigsten Schmähungen gegen den Kurfürsten vorzubringen. Da die Forderung des Kurfürsten, den v. Kalkstein auszuliefern, erfolglos blieb, bemächtigte sich 1670 der brandenburgische Gesandte v. Brand seiner Person bei Gelegenheit einer Unterredung, und ließ ihn durch den Hauptmann Montgommery unter Bedeckung nach Preußen bringen. Er wurde 1672 zu Memel enthauptet. Die Aufregung, die dadurch in Polen gegen den Kurfürsten hervorgerufen wurde, wußte dieser mit großer Gewandtheit zu besänftigen.

Während dieser unruhigen Vorgänge in den östlichen Gegenden des Staates drohte auch in den westlichen der Krieg auszubrechen.

Friedrich Wilhelm war damit unzufrieden, daß 1629 in dem zweiten Düsseldorf'schen Vergleich und im Jahre 1630 die Grafschaft Ravensberg für gemeinschaftliches Besitzthum von Brandenburg und Pfalz-Neuburg erklärt worden war, letzteres dagegen bestand um so hartnäckiger auf dem Mitbesitz, als der Kurfürst schon mehrere Jahre diesen Vergleich als gültig anerkannt hätte. In Folge dessen schien ein Krieg unvermeidlich, doch einigte man sich 1647 in einem dritten Vergleiche zu Düsseldorf dahin, daß Ravensberg nebst Cleve und Mark dem Kurfürsten, alles übrige Land an Pfalz-Neuburg gehören sollte. Die Ansprüche, die Sachsen aufs neue beim Abschluß des westfälischen Friedens an die Erbschaft machte, wurden nicht berücksichtigt, sondern besonderen Unterhandlungen überwiesen. Dagegen erhob sich ein neuer Streit zwischen den beiden compossidirenden Fürsten, als der Pfalzgraf auf Grund des westfälischen Friedens, der — wie wir gesehen — das Jahr 1624 als bestimmend für die religiösen Verhältnisse festgesetzt hatte, berechtigt zu sein glaubte, die evangelische Lehre in seinem Antheile gewaltsam auszurotten, und sich die zahlreichen protestantischen Einwohner um Hülfe an den Kurfürsten wandten, der als Mitbesitzer dagegen Einspruch that, doch vergebens. Ebenso vergeblich ergriff er Repressalien gegen die in seinem Antheil wohnenden Katholiken; das Uebel wurde dadurch noch ärger gemacht. Deshalb erklärte er 1651 in einem Manifeste, daß er sich nothwendig einiger Orte in Jülich-Berg bemächtigen müsse, da der Pfalzgraf den Vertrag gebrochen habe, und forderte die Unterthanen auf, ihn fortan als Herrn des Landes zu betrachten und keine Abgaben ferner an Neuburg zu zahlen, wenn sie nicht für Rebellen angesehen werden wollten. Zugleich besetzten brandenburgische Truppen unter dem Freiherrn v. Sparr den nördlichen Theil des Herzogthums Berg und trieben im ganzen Lande Contributionen ein. Wolfgang Wilhelm wandte sich klagend an den Kaiser, der, auch noch durch Sachsen angeregt, den Kurfürsten aufforderte, seine Truppen zurückzuziehen. Zugleich wandten sich die Landstände an Holland, damit dies den Streit vermitteln möchte, da es bei den früheren Verträgen Gewährleistung übernommen hätte. Diese Einmischung Fremder bewog den Kurfürsten, durch freundliche Unterredung mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm die Sache gütlich beizulegen. Dieselbe fand zu Angerort im Herzogthum Berg statt, doch führte sie zu keinem Resultat, da während derselben zufällig lothringische Hülfsvölker heranzogen, welche der Pfalzgraf herbeigerufen hatte, und hierdurch die Unterredung gestört wurde. Ebenso erfolglos waren neue Verhandlungen zu Essen, doch wurden die schon ausgebrochenen Feindseligkeiten eingestellt. Durch kaiserliche Vermittlung kam endlich im October 1651 zu Cleve ein Vergleich der Art zu Stande, daß man die Feindseligkeiten bei Verlust des Anrechtes auf jene Länder aussetzen, und daß in Bezug auf die Religions-Streitigkeiten Schiedsrichter einen endgültigen Ausspruch thun sollten. In dieser Schwebe blieben die Angelegenheiten geraume Zeit, und erst 1666 den 9. September

wurde in dem Hauptvergleich zu Cleve festgesetzt, daß der Kurfürst in dem Besitz der oben genannten Länder bleiben, und daß in Bezug auf Religion die Bestimmungen des westfälischen Friedens ihre Gültigkeit haben sollten. Wegen der Herrschaft Ravenstein wurden die näheren Besprechungen vorbehalten; der Kurfürst verzichtete auf dies Land gegen eine Abstandssumme von 50,000 Rthlrn., als er 1671 befürchten mußte, daß in seinem Kriege gegen Frankreich dasselbe von französischen Truppen besetzt und verheert werden möchte; nur behielt er sich den Rückfall beim Aussterben der pfalzneuburgischen Linie vor. Die Stände leisteten darauf den ihnen bestimmten Fürsten die Huldigung. In Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten wurden auch später noch nähere Verträge nothwendig, doch bestätigte endlich der Kaiser 1678 den Cleveschen Vergleich, obgleich Sachsen auch da noch seine Ansprüche auf diese Erbschaft durchzusetzen gesucht hatte.

Bald nach diesen mehr privaten Streitigkeiten wurde der Kurfürst in die allgemeinen europäischen Verwicklungen hineingezogen. Diese beruhten hauptsächlich auf dem Gegensatze zwischen der habsburgischen und der bourbonischen Macht. Das Haus Habsburg in Deutschland wie in Spanien hatte in dem dreißigjährigen Kriege eine gänzliche Niederlage erlitten. Während es geglaubt, das Uebergewicht, das es seit Kaiser Karl V. unbestritten in Europa besessen, noch erhöhen und für immer befestigen zu können, war es durch die Dazwischenkunft Schwedens und Frankreichs nicht nur aus dieser überwiegenden Stellung verdrängt, sondern auch aufs äußerste geschwächt worden. Jene beiden Mächte hatten seitdem ein unbestrittenes Uebergewicht gewonnen, während namentlich Spanien in dem fortgesetzten Kampfe gegen Frankreich, der erst 1659 durch den pyrenäischen Frieden beendigt wurde, zu einer Bedeutungslosigkeit hinabgedrückt wurde, von der es sich nie wieder hat erholen können. Schwedens Uebermacht wurde schon durch den Frieden von Oliva bedeutend gemäßigt, und noch mehr geschah dies durch den weiter unten zu erzählenden Krieg mit Brandenburg. Dagegen schwang sich desto kühner und glänzender Frankreich zur ersten Stelle in Europa auf, namentlich seitdem sein junger König Ludwig XIV. (1643—1715) mit eben soviel Rücksichtslosigkeit als Glück selber die Zügel der Regierung führte, nachdem 1661 der Cardinal Mazarin, der Amts-Nachfolger von Richelieu, gestorben war.

Seine Eroberungssucht fand bald nach dem Anfang seiner Alleinherrschaft willkommene Veranlassung, sich auf Kosten Spaniens zu bereichern. Als der dortige König Philipp IV. 1665 gestorben war, machte Ludwig im Namen seiner Gemahlin, der Tochter dieses Philipp, Erb-Ansprüche auf die spanischen Niederlande. Um die Holländer, die damals mit England im Kriege begriffen waren, von etwaniger Einmischung abzuhalten, verband er sich scheinbar mit ihnen und fiel darauf in die spanischen Niederlande ein, welche er ebenso wie die Franche Comté 1667 leicht eroberte. Holland sowohl wie England, über die reißenden Fortschritte des Königs besorgt, schlossen nicht nur

schnell Frieden, sondern auch ein Bündniß mit einander, zu dem sie auch Schweden heranzogen — die Triple-Alliance, im Januar 1668 — und nöthigten Ludwig von seinen Eroberungen abzustehen und sich im Aachener Frieden 1668 mit einigen festen Plätzen in den spanischen Niederlanden zu begnügen. Seitdem arbeitete Ludwig dahin, jenes Bündniß zu trennen; er zog Karl II. von England auf seine Seite und bewog Schweden zur Neutralität. Den Kurfürsten für sich zu gewinnen, gelang ihm nicht, ungeachtet er ihm Länder und Geld versprach; dagegen schloß sich ihm der Kurfürst von Cöln und der Bischof von Münster an; selbst der Kaiser versprach, den Holländern keine Hülfe bringen zu wollen.

Ungeachtet Friedrich Wilhelm die Holländer bei Gelegenheit der Verhandlungen, welche Frankreich mit ihm pflog, gewarnt hatte, waren diese doch gar nicht auf den Krieg vorbereitet, der ihnen von Frankreich und dessen Verbündeten angekündigt wurde. Sie hatten das Landheer ganz vernachlässigt, da die Partei, an deren Spitze die Gebrüder de Witt standen, die oranische Partei von dem Einflusse verdrängen wollte, den diese während des Unabhängigkeits-Krieges gewonnen hatte, und der in's Besondere auf dem Heere beruhte. Als daher Ludwig im Frühjahr 1672 durch das Erzstift Cöln den Rhein hinabzog, waren die Holländer so wenig zur Gegenwehr vorbereitet, daß zunächst die festen Plätze, die sie noch immer im Herzogthum Cleve besetzt hielten, den Franzosen in die Hände fielen, und daß letztere im Juli bereits Amsterdam bedrohten. Nirgends fand die Republik Unterstützung als nur bei dem Kurfürsten, der einerseits wegen der Cleveschen Länder, andererseits wegen des Uebergewichts Frankreichs überhaupt besorgt war. Im Juni schlossen deshalb beide ein Bündniß, nach welchem der Kurfürst ein Heer von 20,000 Mann aufzubringen versprach, das zur Hälfte von Holland unterhalten werden sollte. Darauf verband er sich mit dem Kaiser, der 12,000 Mann zu seinem Heere stoßen lassen wollte, aber nur zum Schutze des Reichs, und ebenso wußte er Dänemark, Braunschweig und Hessen zu bewegen, sich Frankreichs Uebergriffen entgegen zu stellen.

Als er darauf im August 1672 von Berlin aufbrach, hatte inzwischen in Holland die oranische Partei die Oberhand erhalten und den Prinzen Wilhelm von Oranien als Statthalter eingesetzt, nachdem der Pöbel die Gebrüder de Witt, denen man wegen der mangelhaften Vorbereitungen zum Kriege und des schlimmen Verlaufes desselben Verrätherei Schuld gab, auf grausame Weise ermordet hatte. Bei dem Heranzuge des deutschen Heeres warfen nun die Franzosen einen Theil ihrer Macht unter Turenne nach Deutschland, weil sie fürchteten, daß das vereinigte kaiserlich-brandenburgische Heer sich gegen die Bischöfe von Cöln und Münster wenden und diese zum Rücktritt vom französischen Bündnisse nöthigen werde. In der That lag dies in der Absicht des Kurfürsten, aber als man zu dem Zwecke auf das linke Rhein-Ufer hinüber wollte, weigerten sich Trier, Mainz und Pfalz, den Uebergang zu gestatten. Als man darauf auf dem rechten

Ufer gegen die Bischöfe vorging, nahm Türenne eine so vortheilhafte Stellung bei Soest, daß es unmöglich war, ihn daraus zu verdrängen, und daß dem Kurfürsten nichts übrig blieb, als sich — da große Kälte weitere Bewegungen erschwerte — erst nach Minden, dann über die Weser zurückzuziehen. Da nun die Feinde seine rheinischen Länder besetzten und auch die Holländer, unzufrieden über den Verlauf des Feldzugs, der ihnen allerdings fast gar keine Hülfe gebracht hatte, aufhörten Subsidien zu zahlen, so sah sich der Kurfürst bald genöthigt, um seine eignen Lande nicht gänzlich zu Grunde gehen zu lassen, mit Frankreich einen Frieden einzugehen, der zu Vossem (zwischen Brüssel und Löwen) den $\frac{6}{16}$. Juni 1673 abgeschlossen wurde. Der Kurfürst versprach, den Holländern nicht ferner Hülfe zu leisten, dagegen räumten die Franzosen seine Länder mit Ausnahme von Wesel und Rees, die sie bis zu Ende des Krieges mit Holland besetzt halten wollten, und versprachen Sorge dafür zu tragen, daß ihm die rückständigen Subsidien von Holland gezahlt würden, während sie selber ihm 800,000 Livres Entschädigung zahlten, 300,000 Livres sogleich, den Rest innerhalb der nächsten fünf Jahre. Nur das behielt sich der Kurfürst vor, im Fall Ludwig das deutsche Reich angriffe, seinen Pflichten als Reichsstand nachkommen zu dürfen.

Nach diesem Friedensschlusse brachte Spanien, das den Verlust seiner Niederlande in sicherer Aussicht hatte, wenn Holland in die Hände der Franzosen gerieth, ein Bündniß mit Holland und dem Kaiser zu Stande, während England, Münster und Cöln mit den Holländern einen Frieden eingingen (in der ersten Hälfte des Jahres 1674). Dies bewog die Franzosen, Holland fast ganz zu räumen und auch dem Kurfürsten die noch besetzt gehaltenen Festungen zurückzugeben, um ihre Macht zu concentriren. Als sie darauf nach der Pfalz einbrachen, erklärte ihnen auch das deutsche Reich den Krieg, und dies veranlaßte den Kurfürsten, abermals feindlich gegen Frankreich aufzutreten, nachdem Holland und Spanien ihm in dem zu Berlin geschlossenen Bündniß Hülfsgelder für 16,000 Mann zugesagt hatten. Im August 1674 brach er mit etwa 20,000 Mann auf und vereinigte sich im October mit dem verbündeten Heere bei Straßburg. Doch die Unthätigkeit des kaiserlichen Feldherrn Bournonville ließ es auch diesmal trotz alles Drängens des alten Derfflinger zu keinem ernstlichen Zusammentreffen kommen, und Turenne, durch neue Truppen verstärkt, erhielt dadurch die Möglichkeit, die Verbündeten aus dem Elsaß über den Rhein zurückzuwerfen. Hier erhielt Friedrich Wilhelm die Nachricht, daß die Schweden, ungeachtet er noch kurz zuvor (Ende 1673) mit ihnen im Hinblick auf die polnischen Angelegenheiten ein Bündniß geschlossen, auf Antrieb Frankreichs am Schlusse des Jahres 1674 ein Heer von 16,000 Mann unter Gustav Wrangel nach den brandenburgischen Staaten geschickt hätten, angeblich um als Garantien des westfälischen Friedens den Frieden in Deutschland dadurch herzustellen, daß sie den Kurfürsten zum Rücktritt vom Kriege

veranlaßten, in Wahrheit um den Franzosen Luft zu verschaffen. Sie breiteten sich über Hinter-Pommern und die Neumark sowie diesseit der Oder über die Ukermark, die Prignitz und einen großen Theil der Mittelmark aus, und verheerten gar bald das Land entsetzlich, ohne daß der Statthalter in den Marken, der Fürst Georg von Anhalt-Dessau, im Stande war, mit seinen schwachen Streitkräften dies zu verhindern. Die Bauern der Altmark, besorgt, daß der Feind auch die Elbe überschreiten möchte, bewaffneten sich, um unter kurfürstlichen Fahnen diesen Uebergang zu wehren; die Krankheit des schwedischen Oberfeldherrn überhob sie der Gefahr des Angriffs. In der Kirche des Dorfes Dannefeld am Drömling wird noch eine Fahne aus jener Zeit aufbewahrt, welche die bekannte Inschrift trägt:

Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut.

Der Kurfürst, durch diesen ungerechtfertigten Angriff erbittert, eröffnete sich während des Winters zu 1675 durch persönliche Unterhandlung im Haag mit Holland und Spanien wenigstens die Aussicht, von beiden Staaten in seinem Angriffe auf Schweden unterstützt zu werden; und nachdem ihm auch noch vom Kaiser, von Dänemark und den Reichsständen Beihülfe zugesagt war, brach er am 26. Mai 1675 aus seinem Hauptquartier zu Schweinfurt am Main mit seinem Heere auf, um die Schweden aus seinem Lande zu verjagen. Sein Heer war damals etwa 15,000 Mann stark; schon am $\frac{11}{21}$. Juni traf er mit demselben in Magdeburg ein, dessen Thore er schließen ließ, damit den Schweden keine Kunde von seiner Ankunft würde, die ihnen bis dahin ganz unbekannt geblieben war. Ja es war sogar die Meinung bei den Feinden verbreitet, der Kurfürst sei todt, ein Gerücht, das ohne Zweifel dadurch entstanden war, daß der Kurprinz Karl Emil Ende November 1674 in Straßburg an einem hitzigen Fieber gestorben war. Nachdem das Heer einen Tag gerastet hatte, brachen am $\frac{13}{23}$. Juni etwa 6000 Reiter (Küraſſiere) auf nebst 1600 Dragonern und 1200 Musketieren, die aus dem gesammten Fußvolk auserlesen worden waren, sowie 13 Stück Geschütz. Das Fußvolk wurde auf Wagen befördert, auf denen zugleich eine Anzahl Kähne fortgeschafft wurde, die man beim Uebergang über die Havel benutzen wollte. Die Schweden hatten sich nämlich damals bis an die Havel gezogen; der wieder genesene Gustav Wrangel hatte sein Hauptquartier in Havelberg, der linke Flügel stand in und bei Brandenburg, und man war im Begriff den Uebergang über die Elbe zu forciren, um Hannover an sich zu ziehen, das bereits gegen Brandenburg gerüstet hatte, und um Magdeburg zu nehmen, mit dessen Commandanten man verrätherische Verbindungen angeknüpft hatte. Die Absicht des Kurfürsten ging dahin, diese Linie bei Ratenow zu durchbrechen, und der Ueberfall dieser Stadt am $\frac{15}{25}$. Juni gelang vortrefflich, ungeachtet wenige

Tage zuvor die schwache Besatzung um 600 Dragoner vermehrt worden war. Die Schweden wurden theils niedergehauen, theils gefangen genommen; nur wenige retteten sich durch die Flucht.

Der linke Flügel der Schweden unter Waldemar Wrangel war im Begriff gewesen, bei Ratenow die Havel zu überschreiten, um in Gemeinschaft mit dem rechten gegen die Elbe vorzurücken, als die Nachricht von der plötzlichen Ankunft des Kurfürsten und von der Wegnahme Ratenows sie bewog, sich eiligst zurückzuziehen und die Uebergänge über den Rhin zu gewinnen, während der Oberfeldherr nach Ruppin aufbrach. Dem Kurfürsten mußte bei der geringen Zahl seiner Truppen Alles daran liegen, die Vereinigung beider Heeres-Abtheilungen zu verhindern. Er schickte deshalb mehrere Haufen ab, die mit Führern wohl versehen auf wenig betretenen Pfaden durch das große havelländische Luch nach Fehrbellin, Cremmen und Oranienburg eilen sollten, um dort mit Hülfe der Einwohner alle Brücken und Dämme zu vernichten und den Schweden den Rückzug abzuschneiden. Er selber brach am $\frac{16}{26}$. Juni von Ratenow auf, wo er 500 Musketiere zurückließ, holte ungeachtet des üblen Wetters und der grundlosen Wege den feindlichen Nachtrab bei dem Dorfe Gohlitz ein, brachte ihm bedeutenden Verlust bei, konnte aber den Abzug des Hauptheeres durch Nauen nicht verhindern; er versicherte sich jedoch noch an demselben Tage (den 17. Juni) des schmalen Dammes, der von dieser Stadt nördlich durch das dortige Bruch führte. Auf der Nordseite der Stadt erhebt sich aus dem Luch ein großes sandiges Plateau, der „Glien" genannt, an dessen Nord-Abfall Cremmen gelegen ist. Nordwestlich schließt sich an dieses Ländchen ein zweites ähnliches, doch kleineres Plateau an, „das Land Bellin", an dessen Nord-Ende das Städtchen Fehrbellin liegt. Ueber diese beiden Hochflächen nahm das schwedische Heer eiligst seinen Rückzug, um bei dem letzt genannten Orte das Luch und den Rhin zu überschreiten und sich aus dem schwierigen Terrain herauszuziehen.

Mit dem frühesten Morgen des $\frac{18}{28}$. Juni brach der Kurfürst zur weiteren Verfolgung auf, entschlossen, die Schweden anzugreifen, wo er sie fände, während der Feldmarschall Derfflinger rieth, dem Feinde, der auf Fehrbellin zurückging, über Cremmen mit der Reiterei zuvorzukommen, den Uebergang bei ersterer Stadt zu besetzen, die Schweden so auf dem Plateau einzuschließen und zur Ergebung zu zwingen. Den Vortrab von 1500 Reitern führte der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg; er erhielt den Auftrag, den Feind zum Stehen zu bringen. Da, wo die beiden Plateaus vor dem Dorfe Linum durch einen schmalen Streifen sandigen Landes an einander stoßen, holte er die Schweden ein; Wrangel stellte deshalb sein Heer hinter einer alten Landwehr auf und lehnte beide Flügel an das unwegsame Luch. Der Prinz, außer Stande, mit Reiterei allein den Feind anzugreifen, verlangte Hülfe. Ehe aber noch die Dragoner, die der Kurfürst abschickte, anlangten, hatte bereits der schwedische Feldherr,

der wohl bei dem Nebel die Wichtigkeit dieser Stellung nicht zu erkennen vermochte, dieselbe aufgegeben und sich hinter das Dorf Linum zurückgezogen. Sein linker Flügel lehnte sich an das Luch, der rechte an ein Gehölz, das er unbesetzt gelassen hatte, weil er sich durch dasselbe hinlänglich gegen die brandenburgischen Reiter geschützt glaubte. Als dennoch der Prinz durch dies Gehölz seine rechte Flanke umging, nahm Wrangel eine neue ähnliche Stellung weiter rückwärts bei dem Dorfe Hakenberg. Unterdeß war der Kurfürst mit dem Gros seines Heeres herangekommen; er hatte überhaupt 5600 Reiter nebst 13 leichten Kanonen bei sich, — die geringe Mannschaft an Fußvolk, die er von Ratenow mit sich genommen, hatte dem schnellen Marsche nicht zu folgen vermocht. Die Schweden zählten 4000 Reiter, 7000 Mann Fußvolk und 38 Stück Geschütz. Unter dem Schutze eines dichten Nebels stellte der Kurfürst, wohlbekannt mit dem Terrain, einige Geschütze auf einem dominirenden Hügel auf, von dem aus er den Schweden außerordentlichen Verlust zufügte. Vergeblich bemühte sich nun Wrangel, den Brandenburgern mit Reiterei und einem Infanterie-Regiment diese vortheilhafte Stellung zu entreißen; doch schwankte der Kampf lange. Der Kurfürst selber führte seine Truppen ins Feuer, und hier war es, wo einige seiner Reiter ihn aus einer ihn umringenden Schaar Schweden heraushauen mußten. Endlich gelang es, die feindliche Reiterei hier auf dem rechten Flügel in die Flucht zu schlagen; das allein gelassene Fußvolk war nun den wüthendsten Angriffen der Brandenburger ausgesetzt, so daß von dem angreifenden Regimente etwa nur 30 Mann entkamen. Dies bewog endlich Wrangel, die Schlacht abzubrechen, nachdem von 8—10 Uhr Morgens mit der heftigsten Erbitterung gekämpft worden war. Die brandenburgischen Truppen, Reiter wie Pferde, waren zu erschöpft, als daß der Kurfürst das schwedische Heer hätte vernichten können. Unter dem Schutze des unerschüttert gebliebenen linken Flügels führte Wrangel seine Truppen nach Fehrbellin; zwar that der Kurfürst alles nur Mögliche, um die Feinde zu zersprengen, und setzte sich der äußersten Gefahr aus (eine Kugel, die über den Hals seines Pferdes ging, tödtete dabei an seiner Seite den Stallmeister v. Froben), doch alles ohne Erfolg: die Schweden erreichten glücklich die Stadt. Gefangene waren wenig gemacht, dagegen bedeckten drittehalb Tausend Schweden das Schlachtfeld, während der Verlust der Brandenburger sich nur auf 500 Mann an Todten und Verwundeten belief.

Den tapfern Obersten Henniges erhob der Kurfürst auf dem Schlachtfelde in den Adelsstand unter dem Namen Henning v. Treffenfeld, und stellte ihm am folgenden Tage in Fehrbellin das Patent aus, vom 18. Juni unterzeichnet. Dem Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg soll er Vorwürfe über sein hitziges Andrängen gegen den Feind gemacht haben, doch nichts berechtigt zu der Annahme, daß dieser seine Aufträge überschritten habe, und diejenigen, welche ihm den Vorwurf des jugendlichen Ungestüms machen, vergessen, daß er damals im 43. Lebensjahre stand, zum zweiten Male

verheirathet und bereits Vater von vier Kindern war, und daß er schon vor 17 Jahren, in dem Heere der Schweden mit Auszeichnung dienend, 1658 bei der Belagerung von Kopenhagen ein Bein verloren hatte, weshalb er seitdem ein künstliches trug und den Namen „mit dem silbernen Bein" führte.

Zwar traf am Nachmittage die wenige Infanterie des Kurfürsten und von Berlin etwa 2000 Mann ein, doch waren die Truppen wie die Pferde zu ermattet, als daß man einen Angriff auf Fehrbellin hätte machen können. Erst am folgenden Morgen drang Derfflinger in die Stadt ein, die größtentheils von den schwedischen Truppen verlassen worden war, nachdem sie in Eile die zuvor durch eine brandenburgische Streifpartie zerstörte Brücke wieder hergestellt hatten. Mehrere Fahnen, Geschütze und Munitionswagen, eine große Anzahl von Gepäckwagen (1500) und ein paar Tausend Stück Vieh wurden erbeutet, den Schweden selber aber konnte man nicht sogleich folgen, da sie die Brücke hinter sich niedergebrannt hatten. Nach Berlin war die Nachricht von dem Siege schon am $\frac{18}{28}$. gemeldet und durch eine besondere Druckschrift der Einwohnerschaft mitgetheilt; der Statthalter hatte ein Dankfest angeordnet; ein eben solches feierte das Heer am $\frac{20}{30}$., und brach dann zur Verfolgung des Feindes auf, der sich über Wittstock nach Mecklenburg auf Wismar zurückzog, wobei eine große Anzahl der im schwedischen Heere dienenden Söldner desertirte. Die Mark war so in wenigen Tagen von den Feinden gesäubert, der Ruf von der Tapferkeit des brandenburgischen Heeres gegen das so gefürchtete schwedische durcheilte ganz Europa; die Schlacht bei Fehrbellin führte den brandenburgischen Staat auf glänzende Weise in die Reihe der mächtigeren Staaten Europas ein.

Die nächste Folge war, daß Kaiser und Reich die Schweden für Reichsfeinde erklärten, und daß der westfälische sowie der ober- und niedersächsische Kreis aufgefordert wurden, die Waffen gegen Schweden zu ergreifen. Während in Folge dessen Braunschweig-Zelle und Münster sich dem Kurfürsten anschlossen, bewog dieser auch Dänemark zum Kriege gegen Schweden, da sein Streben dahin ging, diese gefährlichen Nachbarn wo möglich ganz vom deutschen Boden zu verdrängen, und da er nur mit Hülfe einer Flotte sich der festen Plätze in Pommern zu bemächtigen im Stande war. Wegen dieser langen Verhandlungen brach er erst im September von Mecklenburg aus in Pommern ein, indem er die Tollense zur Peene hinabging, letztere überschritt und sich mit den von Westen her anrückenden dänischen und kaiserlichen Truppen verband. Das feste Stralsund wagte man zwar nicht anzugreifen, dagegen nahm der Kürfürst im November Wolgast, die Dänen mit brandenburgischer Hülfe Wismar. Gleichzeitig hatte der Fürst von Anhalt den schwedischen Theil von Pommern auf dem rechten Ufer der Oder in Besitz genommen, während noch andere brandenburgische Truppen auf Wollin gelandet waren und sich zu Herren dieser Insel gemacht hatten. Ein Versuch der Schweden,

Wolgast während des Winters wiederzunehmen, wurde vereitelt, ja selbst Ukermünde ging noch für sie verloren.

Die folgenden Feldzüge wurden mit weniger schnellen Resultaten gekrönt, da der Kurfürst langwierige Belagerungen zu unternehmen hatte, die um so kostspieliger für ihn wurden, als Spanien und Holland nicht die versprochenen Hülfsgelder zahlten. Im Jahre 1676 eroberte er die Insel Usedom sowie die Städte Anclam, Löcknitz, Demmin und Damm; es kam ihm dabei zu statten, daß eine dänisch-holländische Flotte die schwedische Flotte, welche Verstärkungen nach Pommern hatte bringen wollen, bei Oeland geschlagen hatte. Den größten Theil des Jahres 1677 brachte er mit der Belagerung von Stettin zu, das sich vom Juli bis Ende December mit ausgezeichneter Tapferkeit vertheidigte, endlich aber durch das überaus zahlreiche Belagerungsgeschütz — 200 Stück, die größtentheils von Berlin zu Wasser hierher geschafft worden waren — zur Ergebung gezwungen wurde. Die Eroberung dieses Hauptwaffenplatzes verschaffte dem Kurfürsten ebenso große Bewunderung wie Mißgunst. Man sprach am kaiserlichen Hofe offen aus, daß man nicht einen neuen König der Wenden an der Ostsee auftreten sehen wollte, verweigerte jede weitere Unterstützung und wollte den Brandenburgern keine Winterquartiere außerhalb der Mark zugestehen. Auch die übrigen Bundesgenossen wurden lässig, nur Dänemark hielt in seinem eigenen Interesse fest zum Kurfürsten. Mit Hülfe desselben entriß er 1678 den Schweden die Insel Rügen, nachdem man anfänglich daselbst mit entschiedenem Unglück gekämpft hatte, und war nun im Stande, Stralsund von drei Seiten her anzugreifen. Als die Belagerungsarbeiten vollendet waren, wurde die Stadt vom $\frac{10}{20}$. October an aus mehr als 150 Geschützen mit Kugeln überschüttet, die einen großen Theil des Orts in Feuer aufgehen ließen. So sah sich der schwedische General Königsmark genöthigt, schon am $\frac{12}{22}$. October die Stadt zu übergeben. Die Besatzung zog nach Usedom ab, von wo sie nach Schweden übergesetzt werden sollte; eben dorthin folgte auch die von Greifswald, das nach ebenso heftigem, wenngleich nur kurzem Bombardement am $\frac{6}{16}$. November zur Uebergabe gezwungen war. Die Heimkehrenden hatten das Unglück, bei Bornholm Schiffbruch zu leiden. Die Hälfte der etwa 5000 Mann starken Mannschaft fand hierbei ihren Tod, den Rest behielt Dänemark als Gefangene zurück, obgleich es die freie Ueberfahrt bewilligt hatte. Ganz Pommern aber, soweit es Schweden in Händen gehabt, befand sich in der Gewalt des Kurfürsten, dessen Bemühen darauf gerichtet war, dies theuer und ruhmvoll errungene Land auf immer zu seinem Eigenthum zu machen.

Den Kurfürsten von Pommern abzuziehen, hatte Schweden von Liefland aus einen Einfall nach Preußen beschlossen. Durch die Nachlässigkeit des schwedischen Oberfeldherrn hatte sich die Sache verzögert, und erst im November 1678 brachen 16,000 Schweden unter

Heinrich Horn in Preußen ein. Der Kurfürst hatte vergeblich von Polen verlangt, ihnen den Durchzug zu wehren; dieses machte sogar Anstalt, Truppen zu werben und zu den Schweden stoßen zu lassen, um wo möglich Preußen bei dieser Gelegenheit wieder zu gewinnen. Der Kurfürst schickte deshalb den General Görtzke mit 3000 Mann nach Preußen vorauf, damit dieser im Verein mit den dortigen Truppen den Feind aufhalten sollte. Doch ehe er noch dort eintraf, war Horn bereits über die Memel gegangen, so daß Görtzke sich darauf beschränken mußte, sich in Welau aufzustellen, um die Hauptstadt zu decken; aber bald mußte er nach Königsberg selber zurück, da er zu schwach war, den vordringenden Schweden Widerstand zu leisten.

Im December brach das kurfürstliche Hauptheer von Pommern nach Preußen auf. Es war die gesammte Reiterei nebst Dragonern, vom Fußvolk eine Elite aus jedem Regimente, außerdem 34 Geschütze. Am Schlusse des Jahres reiste der Kurfürst selber nach, nachdem vorher ein Buß- und Bettag im ganzen Lande angesagt worden war, wie dies auch vor der Schlacht bei Fehrbellin stattgefunden hatte. Bei Marienwerder wurden am $\frac{10}{20}$. Januar 1679 die Truppen, 9000 an der Zahl, gemustert. Ungeachtet der heftigen Kälte und des ungemein tiefen Schnees waren Alle unverdrossen, ja brannten vor Begierde, an den Feind zu gelangen. Sobald aber dieser von dem Heranrücken des Kurfürsten hörte, brach er eiligst zum Rückzuge auf, was den General Görtzke bewog, mit 4000 Reitern und 1000 beritten gemachten Infanteristen dem Feinde zu folgen; der Kurfürst schickte ihm noch 3000 Reiter und Dragoner zu Hülfe, damit er den Feind zum Stehen brächte. Er selber setzte sein Fußvolk auf Schlitten, um desto schneller folgen zu können. So ging es von Heiligenbeil am $\frac{15}{25}$. Januar über das Haff nach Königsberg, von dort über Labiau und das kurische Haff nach der Gilge. Der Vortrab unter Görtzke und Treffenfeld brachte dem Feinde bei Splitter, in der Nähe von Tilsit, den $\frac{20}{30}$. Januar erheblichen Verlust bei, später noch einen zweiten; die Schweden büßten nicht nur viel Mannschaft ein, sondern auch viel Geschütz, Gepäck und Mundvorrath. Sie verdankten ihre Rettung nur dem Umstande, daß das Hauptheer des Kurfürsten sie verfehlte; in dem kläglichsten Zustande setzten sie eiligst ihren Rückzug durch Schamaiten nach Liefland fort. Aber auch die kurfürstlichen Truppen hatten durch die furchtbare Kälte, durch Mangel an Lebensmitteln und Obdach während der Nächte schwer zu leiden, so daß Friedrich Wilhelm sie am $\frac{\text{23. Januar}}{\text{2. Februar}}$ nach preußischen Quartieren zurückführte. Selbst Treffenfeld, der mit 1000 Reitern den Schweden nachsetzte, mußte wegen Ermattung die weitere Verfolgung aufgeben. Der General v. Schöning trat darauf mit 1500 Reitern an seine Stelle und rückte bis auf zwei Tagemärsche von Riga vor, wo bereits die größte Bestürzung herrschte. Von dem schwedischen Heere aber

erreichten nur 1000 Reiter und 500 Mann Fußvolk die liefländische Grenze, nachdem sie fast alles Geschütz und das gesammte Gepäck verloren hatten. Mit welchen Empfindungen mag darauf in allen brandenburgischen Landen das allgemeine Dankfest für so herrlichen Sieg gefeiert worden sein!

Wie glänzend aber auch die Siege waren, welche der Kurfürst innerhalb der letzten vier Jahre über Schweden davon getragen hatte, so war doch der Erfolg derselben gar nicht den erstaunenswerthen Anstrengungen angemessen. Die Holländer, für die er zuerst das Schwert gezogen, waren geneigt, sich mit Frankreich zu Nimwegen, wo schon seit längerer Zeit die kriegführenden Mächte über den Frieden beriethen, zu einigen, da die den Oraniern feindliche Partei unzufrieden damit war, daß das Ansehn und der Einfluß des Erbstatthalters durch den Kriag mehr und mehr zunahm, und da ihnen von Frankreich alles das zugestanden wurde, was sie vor dem Kriege besessen hatten. Vergeblich hatte der Kurfürst ein neues Bündniß mit ihnen zu Anfang 1678 abgeschlossen, nicht einmal seine Forderungen an Hülfsgeldern konnte er durchsetzen; nur das Eine gelang, die s. g. Hoofeiserſche Schuld, welche Kurfürst Johann Siegmund im Betrage von 100,000 Rthlrn. zu Anfang der Cleve'schen Verwicklungen bei ihnen aufgenommen hatte, und welche, da keine Zinsen gezahlt worden, Zins auf Zins berechnet, auf mehr als 12 Millionen Gulden gestiegen waren, wegfallen zu sehen. Schon im August 1678 schloß Holland einseitig Frieden mit Frankreich, und ihm folgte im September das gänzlich erschöpfte Spanien, das abermals mehrere Plätze in den Niederlanden sowie die ganze Franche Comté an Frankreich abtreten mußte. Ebenso schloß auch der Kaiser im Februar 1679, ungeachtet der dringendsten Vorstellungen von Seiten des Kurfürsten, der versprach, jetzt nach Vertreibung der Schweden mit seiner ganzen Macht an den Rhein gegen die Franzosen zu marschieren und hier den Krieg zu einem glücklichen Ende zu führen, einen Separatfrieden; seinem Beispiele folgten die deutschen Mitstände. So blieben also Dänemark und Friedrich Wilhelm die einzigen auf dem Kampfplatze.

Um den Frieden zu Gunsten Schwedens von Letzterem zu erzwingen, brach ein französisches Heer in Cleve ein und legte dem Lande schwere Kriegssteuern auf, so daß endlich am Schlusse des März ein Waffenstillstand verabredet wurde, der für den Monat April dauern sollte. Da der Kurfürst sich nicht dazu entschließen konnte, von seiner Forderung abzustehen, Vor-Pommern oder doch wenigstens Stettin zu behalten, so zogen sich die Verhandlungen in die Länge, und nur gegen Einräumung von Wesel und Lippstadt bewilligte Frankreich die weitere Verlängerung des Waffenstillstandes auf zwei Wochen. Als aber auch diese Zeit ohne Resultat verstrichen war, besetzten die Franzosen Mark, Ravensberg und Minden, und auch Lüneburg führte Truppen gegen den Kurfürsten herbei, wie schon früher Zelle sich feindlich gezeigt und den Zuzug neuer brandenburgischer Truppen verhindert hatte. So sah denn der brandenburgische Gesandte sich genöthigt,

den $\frac{19}{29}$. Juni 1679 zu St. Germain in die harten Bedingungen Frankreichs einzugehen. Der Kurfürst trug anfänglich Bedenken, seine Genehmigung zu ertheilen, doch sein Plan, mit Hülfe von 10,000 Dänen plötzlich gegen die Franzosen aufzubrechen, um durch Ueberraschung Meister im Felde zu bleiben und dadurch günstigere Bedingungen zu erzwingen, wurde ihm von seinem Staatsrathe widerrathen. Mit dem schmerzlichen Ausrufe, daß dereinst einer seiner Nachkommen Rache nehmen möchte an denen, die ihn zu so Hartem zwängen, unterzeichnete er das Friedens-Instrument. Nach demselben gab Friedrich Wilhelm alle seine Eroberungen in Pommern an Schweden zurück, nur der Landstrich auf dem rechten Ufer der Oder, den er in dem Stettin'schen Grenzreceß 1653 den Schweden hatte einräumen müssen, blieb, mit Ausnahme der Städte Damm und Gollnow, in seinem Besitz. Die letztere Stadt sollte er indeß so lange behalten, bis Schweden sie für 50,000 Rthlr. einlösen würde — es geschah dies erst 1693. Das Anrecht auf die Zölle in Hinter-Pommern mußte Schweden aufgeben, und außerdem verpflichtete sich Frankreich seinerseits an den Kurfürsten innerhalb zweier Jahre 300,000 Kronen als einigen Schaden-Ersatz zu zahlen.

Dänemark, jetzt allein gelassen, sah sich ebenfalls zum Frieden genöthigt; als es darauf seine Streitkräfte zur Unterwerfung Hamburgs verwenden wollte, vermittelte der Kurfürst die Sache dahin, daß die Stadt die dänischen Ansprüche durch Geld befriedigte, ihm selber aber die rückständigen Hülfsgelder mit 125,000 Rthlrn. zahlte.

Während der Ruf von den Großthaten Friedrichs Wilhelm's die Gesandtschaft des Czaren Feodor Alexiewitsch und die noch merkwürdigere des Tartar-Chans Murad-Kierai 1679 nach der Hauptstadt Berlin herbeizog, verhandelte der Kurfürst vergeblich mit Kaiser und Reich, um für seine Anstrengungen in dem Reichskriege mit der Anwartschaft auf Ostfriesland und mit der Ueberweisung der Reichsstädte Dortmund, Mühlhausen und Nordhausen entschädigt zu werden. Ebenso vergeblich verlangte er von Spanien die rückständigen Hülfsgelder von 1,800,000 Rthlrn., deren rechtmäßige Forderung Spanien zwar nicht bestritt, deren Zahlung es jedoch durch alle möglichen Ausflüchte verweigerte, da es durch seine Entlegenheit vor jedem Angriffe des Kurfürsten sicher zu sein glaubte. Dieser fand hierin eine erwünschte Veranlassung, sich an Spanien zu rächen, dem er wegen des Zurücktrittes vom letzten Kriege zürnte, und seine Flotte zu beschäftigen. Während des Krieges mit Schweden hatte er nämlich durch einen holländischen Kaufmann Benjamin Raule, den er zum General-Director seiner Marine machte, mehrere Kriegsschiffe ausrüsten lassen, die den Schweden nicht geringen Schaden zufügten und auch mit Erfolg an der Seeschlacht bei Oeland theilnahmen, so daß Raule dem Kurfürsten die Flaggen von drei eroberten Schiffen hatte überbringen können. Er verstärkte diese junge Marine noch mehr, als er Stettin und Stralsund belagerte, so daß er sie auf zehn

Fregatten brachte; Pillau wurde als Kriegshafen eingerichtet. Von diesen sandte er sechs Schiffe mit 20—40 Kanonen unter Cornelius van Beveren 1680 aus der Ostsee, um Jagd auf spanische Schiffe zu machen, nachdem er von Frankreich die Zusage erhalten hatte, daß es die Spanier von einem Angriffe auf Cleve zurückhalten werde. Es gelang in der That, ein paar spanische Schiffe theils in der Nordsee, theils in den mexicanischen Gewässern zu nehmen, doch als die brandenburgische Flotille auch die spanische Silberflotte angriff, wurde sie von überwiegender Macht zurückgetrieben und sah sich genöthigt, nach mehrstündigem Kampfe in den portugiesischen Hafen Lagos einzulaufen.

Gleichzeitig hatte der Kurfürst, der bereits früher mit den Dänen wegen der Abtretung von Trankebar unterhandelt hatte, 1680 Schiffe nach der Küste von Guinea gesendet, um dort eine Colonie zu gründen; sie schlossen einen Vertrag mit drei Negerhäuptlingen ab, in deren Gebiet ein Fort anzulegen. In Folge dessen ging 1682 der Major Otto v. d. Groeben mit zwei Schiffen nach Guinea, fand aber jene Negerstämme nicht mehr vor, da sie, wie man nachher erfuhr, im Kriege mit den Nachbarn ihren Untergang gefunden hatten. Deshalb schloß er nun mit andern Stämmen einen neuen Vertrag und erbaute in der Nähe vom Cap Tres puntas das Fort Großfriedrichsburg. Später wurden noch drei andere Forts hier angelegt, um den Handel zu beschützen, den man mit den Negern trieb; ebenso setzte man sich durch Vertrag in Arguin am Cabo blanco fest. Den Handel nach diesen Colonien bequemer und vortheilhafter zu führen, bot sich gleichzeitig dem Kurfürsten erwünschte Gelegenheit dar. Die Ostfriesländer waren nämlich mit der vormundschaftlichen Regierung unzufrieden, welche Christine Charlotte für ihren jungen Sohn Christian Eberhard führte. Bei den offenen Streitigkeiten der Stände mit der Fürstin nahm der Kurfürst im Auftrage des Kaisers Partei für erstere und legte 1681 auf ihren Wunsch eine Besatzung nach Emden und Greetsyhl, die zum Theil von den Friesen unterhalten wurde. Dies gab die Veranlassung, den afrikanischen Handel hierher zu verlegen. Dänemark trat überdies einen, wenngleich sehr unfruchtbaren Theil von der Insel St. Thomas ab, und es wurde dort ein Sclavenmarkt errichtet. Wie große Anstrengungen aber auch der Kurfürst machte, den afrikanischen Handel zu befördern, so rentirte doch derselbe so wenig, daß schon sein Sohn Willens war, ihn aufzugeben. König Friedrich Wilhelm I. führte diesen Entschluß aus, indem er 1718 die Colonie für die geringe Summe von 7200 Ducaten an Holland überließ. Doch hatten die Holländer sieben Jahre zu kämpfen, ehe sie in den ungestörten Besitz der Colonie gelangten, indem die dortigen kriegerischen Negerstämme von ihrer Oberhoheit nichts wissen wollten und sich kräftig zur Wehr setzten.

Im Jahre 1675 war die herzogliche Familie von Liegnitz, Brieg und Wohlau ausgestorben; der Kaiser hatte diese Länder eingezogen, und Friedrich Wilhelm war zu sehr mit den schwedischen

Angelegenheiten beschäftigt, als daß er sofort seine Erbansprüche darauf hätte geltend machen können. Erst 1683 verlangte er die Herausgabe dieser Länder sowie des Herzogthums Jägerndorf, für welches der Kaiser schon wiederholt Geld-Entschädigung angeboten hatte. Der Kaiser, damals von den Türken heftig bedroht, schloß deshalb endlich am $\frac{8}{18}$. April 1686 zu Berlin einen Vertrag mit dem Kurfürsten der Art ab, daß letzterer seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer fallen ließ, dagegen das Land Schwiebus als böhmisches Lehn und eine Geldforderung an Ostfriesland überwiesen erhielt, die sich auf 1 Mill. Thaler belaufen sollte, später aber sich nur auf $\frac{1}{4}$ dieser Summe herausstellte. Auch versprach der Kaiser seine Verwendung dafür, daß dem Kurfürsten die noch rückständigen Hülfsgelder von Spanien gezahlt würden. Noch ehe aber dieser Vertrag geschlossen wurde, hatte bereits im Februar der kaiserliche Unterhändler den Kurprinzen, der damals mit dem Vater zerfallen war und von den Staatsgeschäften fern gehalten wurde, insgeheim zu dem Versprechen zu bewegen gewußt, nach Antritt seiner Regierung Schwiebus gegen eine Geldsumme von 100,000 Rthlrn. oder gegen anderweitige Entschädigung wieder herauszugeben.

Ein anderes kleines Besitzthum, das am Schlusse der Regierung Friedrich Wilhelm's an Brandenburg kam, sei hier erwähnt, nämlich die lithauischen Herrschaften Tauroggen und Serrey, von denen die erstere schon früher durch Ankauf in den Besitz des Kurfürsten Johann Siegmund gekommen, später aber an die Familie Radziwil unter Vorbehalt des Wiederkaufs veräußert worden war. Fürst Bogislaw von Radziwil, der Sohn einer brandenburgischen Prinzeß (nämlich einer Tochter Johann Friedrich's), der oben als Statthalter von Preußen erwähnt worden ist, hatte bei seinem Tode 1669 den Kurfürsten Friedrich Wilhelm als Vormund für seine einzige, damals zwei Jahre alte Tochter Louise Caroline eingesetzt, und nach seinem Wunsche wurde dieselbe zu Königsberg in der reformirten Lehre erzogen, zu der er sich selber bekannt hatte. Er hatte sie für den jungen Markgrafen Ludwig zur Gemahlin bestimmt, den jüngsten Sohn aus der ersten Ehe des Kurfürsten, doch der Reichthum der Prinzeß lockte mehrere Freier an, darunter auch Jacob, den Sohn des Königs Johann Sobieski von Polen. Kaum indeß war sie 14 Jahre alt geworden, als der Kurfürst im Januar 1681 ihre Vermählung mit seinem 15 Jahre alten Sohne Ludwig in Königsberg feierte, nachdem sie schriftlich ihr Jawort gegeben hatte. Den König von Polen besänftigte Friedrich Wilhelm durch eine Summe von 40,000 Rthlrn. und durch die Versicherung, daß sein Sohn sich nie um die polnische Krone bewerben würde. Diese Prinzeß nun schenkte ihrem Gemahl kurz vor dessen Tode 1687 die oben genannten Herrschaften, die auch bei Brandenburg verblieben, als sie sich 1688 schriftlich unter Zu-Pfandsetzung ihres ganzen Besitzes mit dem polnischen Prinzen Jacob verlobte, gleich darauf aber sich heimlich mit dem

Pfalzgrafen und nachmaligen Kurfürsten Karl Philipp vermählte. Sie blieben auch nach ihrem Tode (1695) in brandenburgischem Besitz und wurden dem Könige Friedrich II. dem Großen in dem Vertrage ausdrücklich zugesprochen, den er 1742 mit dem pfälzischen Hause schloß. Als aber 1793 die zweite Theilung Polens erfolgte und Preußen den übrigen Theil von Groß-Polen unter dem Namen „Süd-Preußen" erhielt, trat es beide Herrschaften an Polen ab. In der dritten Theilung Polens 1795 fiel dann die Herrschaft Serrey (zwischen Grodno und Kauen am Njemen) mit der Besitznahme der polnischen Landschaften, die nun „Neu-Ostpreußen" genannt wurden, an Preußen, Tauroggen (hart an der preußischen Grenze bei Tilsit) dagegen an Rußland. Bei der Bildung des Herzogthums Warschau endlich durch Napoleon ging Serrey 1807 an dieses über und später, 1814, an Rußland.

Eine dritte Erwerbung wurde vom Kurfürsten wenigstens angebahnt, nämlich die der Hohenzollernschen Lande. Daß die Burggrafen von Nürnberg und die von ihnen herstammenden Kurfürsten von Brandenburg aus Hohenzollerschem Stamme hervorgegangen seien, war zwar eine uralte Tradition, doch hatten sich, merkwürdig genug, weder jene noch diese des Titels „Grafen von Hohenzollern" bedient. Auf Grund dieser allgemein angenommenen Thatsache war 1623 den Grafen von Hohenzollern vom Kaiser Ferdinand II. der Fürstenstand zugesprochen. Friedrich Wilhelm nun war darauf bedacht, die alte Verbindung mit jener schwäbischen Linie wieder herzustellen und knüpfte deshalb 1669 Verhandlungen mit derselben an, in Folge deren er 1684 von dem Kaiser den Titel eines Grafen von Hohenzollern zugestanden erhielt. Er begnügte sich mit diesem gräflichen Titel, einmal um dadurch den alten Zusammenhang mit jener Familie anzudeuten, dann aber auch, um die bedeutenden Kosten zu ersparen, welche der Kaiser für die Verleihung des fürstlichen verlangte. Noch enger knüpfte Friedrich III. die Verbindung mit jenen Verwandten, indem er 1695 unter Hinzuziehung der fränkischen Markgrafen mit Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen eine Erbverbrüderung der Art schloß, daß der jedesmalige Kurfürst als das Haupt des gesammten Hauses gelten sollte, und daß bei dem gänzlichen Abgange der Markgrafen von Brandenburg die Fürsten von Hohenzollern in den fränkischen Ländern die Nachfolge haben, dagegen das Haus Brandenburg in den Besitz der Hohenzollerschen Lande treten sollte, falls jene fürstliche Familie ausstürbe. Auf Grund dieser Einigung sind in neuester Zeit die Hohenzollerschen Lande an Preußen abgetreten worden.

Bald nach dem Frieden von St. Germain kämpften brandenburgische Truppen gegen die Türken, die dazumal Deutschland ernstlich bedrohten, nachdem fast ganz Ungarn in ihre Hände gefallen war. Schon auf dem Reichstage, den der Kaiser 1663 zu Regensburg eröffnet hatte, um Hülfe gegen sie zu gewinnen, hatte er dem Kurfürsten den Oberbefehl über das Heer angeboten, das von dem Reiche

zu einem Türken-Feldzuge aufgebracht werden sollte, Friedrich Wilhelm jedoch auf eine Stellung Verzicht geleistet, die ihm keine freie Bewegung gestattet hätte, und sich begnügt, 2000 Mann unter dem Herzoge August von Holstein-Beck zu senden, die sich durch ihre Tapferkeit nicht geringen Ruhm erwarben. Als jedoch der Kaiser eine Verstärkung von abermals 2000 Mann verlangte, hatte sich der Kurfürst nur unter der Bedingung zu dieser Hülfe willig gezeigt, daß ihm das Herzogthum Jägerndorf zurückerstattet würde. Hierauf einzugehen verweigerte der Kaiser um so mehr, als er mit französischer Hülfe die Türken besiegt und zu einem zwanzigjährigen Waffenstillstand genöthigt hatte.

Auch unter polnischer Führung hatten 1672 Brandenburger gekämpft, und zwar unter Michael Koribut, der zum Könige erwählt worden war, als Johann Casimir aus dem Hause Wasa die Krone niedergelegt hatte. Zwar hatte damals eine Partei dem Kurfürsten die Krone angeboten, aber abgesehen von allen anderen Verhältnissen hatte es Friedrich Wilhelm nicht über sich gewinnen können, auch nur dem Scheine nach zum Katholicismus überzutreten, um eine Krone zu erhalten, die ihm durch solches Opfer zu theuer erkauft schien. Da war denn nach langen stürmischen Berathungen 1669 ein Abkömmling der alten lithauischen Herzöge, Michael Thomas Koribut Wisnowiecki, zum Könige erwählt worden, sogar wider seinen eignen Willen. Es war dies derselbe, welcher die Umtriebe des jungen Roth und des v. Kalkstein begünstigte. Um ihn für die Gewaltthat, die sich der Kurfürst gegen den letzteren erlaubt hatte, zu versöhnen, hatte er ihm 1500 Mann unter dem Grafen v. Dönhoff gegen die Türken zu Hülfe geschickt, die Untüchtigkeit des Königs aber sein nur schwaches Heer an jedem Erfolge gehindert. Als er schon 1673 starb, wählten die Polen den tapferen Kronfeldherrn Johann Sobieski. Auch diesem, dessen Wahl er begünstigt hatte, hatte der Kurfürst 1674 ein Hülfscorps von 1200 Mann überlassen, das jedoch aus Mangel an Verpflegung wenig ausrichtete und deshalb, fast auf die Hälfte reducirt, zurückgezogen wurde.

Als später die Türken, noch vor abgelaufenem Waffenstillstand auf Anstiften Frankreichs aufs neue den Krieg gegen Oesterreich eröffneten, forderte der Kaiser abermals den Kurfürsten zur Hülfe auf. Letzterer erneuerte bei dieser Gelegenheit seine Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer, doch Kaiser Leopold bot nur für Jägerndorf eine Geld-Entschädigung, und wollte in die Abtretung der übrigen damals von ihm eingezogenen Länder nicht willigen. So unterblieb denn auch die Hülfe, nur ließ der Kurfürst abermals 1200 Mann zum Heere des Johann Sobieski stoßen, als derselbe im Bündniß mit dem Kaiser 1683 aufbrach, um letzterem zu Hülfe zu kommen. Bei neuen Verhandlungen mit Kaiser Leopold sagte der Kurfürst nicht nur 8000 Mann zu, sondern wollte sogar 18,000 Mann bei Crossen zusammenziehen, sobald jener den Verfolgungen der Protestanten in Schlesien Einhalt thun wolle, und schon waren ihm sowohl Hülfs-

gelder zugesagt als auch Anstalten zur Verpflegung dieser Truppen in Schlesien getroffen worden, als der Kaiser plötzlich anderen Sinnes wurde, da der französische Gesandte in Berlin ihm den Verdacht hatte beibringen lassen, daß dies Hülfscorps nichts weniger beabsichtige, als bei seinem Durchzuge durch Schlesien sich in den beanspruchten Herzogthümern festzusetzen. Durch Bedingungen der Art, daß sie der Kurfürst nicht annehmen konnte, wußte man sich so verdächtig scheinender Hülfe zu entledigen. Sobieski aber gelang es, das fast zwei Monate lang von den Türken belagerte Wien zu befreien, und als er seinen Sieg in Ungarn weiter verfolgte, nahmen jene Brandenburger in seinem Heere rühmlichen Antheil, besonders an der Eroberung von Gran. Auch in dem folgenden Jahre 1684 ließ der Kurfürst wieder 2000 Mann zu dem Heere der Polen stoßen, welche nach Podolien gingen, aber mehr als vom Feinde durch Mangel und Krankheiten litten. Der Kaiser, die Wichtigkeit der brandenburgischen Hülfe einsehend, ging im April 1686 den Vertrag ein, dessen oben wegen Schwiebus Erwähnung geschehen ist und in welchem sich der Kurfürst in Bezug auf seine Ansprüche befriedigt erklärte, da er die Unmöglichkeit erkannte, dem übermächtigen Kaiser durch Gewalt ein Mehreres abzudringen. Letzterer schloß mit Friedrich Wilhelm ein Freundschafts-Bündniß auf zwanzig Jahre, und versprach, falls der Kurfürst angegriffen würde, ihm 12,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, wogegen sich der Kurfürst verpflichtete, in ähnlichen Fällen dem Kaiser 8000 Mann zu überlassen. Dafür wollte der Kaiser in Friedenszeiten jährlich 100,000 Gulden, in Kriegszeiten ebenso viel Thaler zahlen; für die gegenwärtige Ausrüstung erhielt der Kurfürst 150,000 Rthlr. Bereits im April 1686 setzte sich diese Hülfsmacht, etwa 8300 Mann zählend, von Crossen aus unter Johann Adam v. Schöning in Marsch; sie war auf das vortrefflichste ausgerüstet und stand unter ausgezeichneten Führern, und Friedrich Wilhelm selbst hatte sich mit seiner Familie nach jener Stadt begeben, um sie noch einmal Revue passiren zu lassen und sie den kaiserlichen Commissarien selber zu übergeben. Doch obgleich dieselbe mit großer Auszeichnung in Ungarn, namentlich bei der Eroberung von Ofen, Dienste leistete, war das Mißtrauen des Kaisers so groß, daß er den Truppen keine Winterquartiere in Schlesien einräumte, sondern sie zeitig nach Hause schickte.

Durch alle diese Kämpfe, in's besondere aber durch den ruhmvollen Krieg gegen die Schweden, war das Ansehen des Kurfürsten ein so großes geworden, daß es eigentlich in gar keinem Verhältnisse zu der wirklichen Macht und den doch beschränkten Mitteln der brandenburgischen Länder stand. Um sich trotzdem dasselbe zu wahren, unterhielt der Kurfürst an den verschiedenen Höfen Verbindungen durch sogar glänzende Gesandtschaften, die absichtlich um so mehr den Schein der Wohlhabenheit und Wichtigkeit verbreiten mußten, je mehr er selbst sich seiner Schwäche bewußt war. Oft fehlten gänzlich die Mittel für sie, auf so großem Fuße zu leben; dennoch hielt Friedrich Wilhelm es für nothwendig, durch solchen Aufwand die Augen

der Menge zu blenden, um desto leichter seine Zwecke zu erreichen und seinem Staate die Stellung zu verschaffen, die ihm als erstem und mächtigstem Reichsfürsten und zugleich als europäischem Souverain nothwendig erschien. Ferner suchte er, theils im Geiste der damals allgemein geltenden Politik, theils im Gefühl der eignen Schwäche, dies Ansehn durch Bündnisse aufrecht zu erhalten, um auf solche Weise die Geschicke seines und anderer Staaten zu lenken und nicht durch den Willen Anderer selber willenlos geleitet zu werden. Deshalb schloß er zur Erkämpfung oder zur Aufrechterhaltung des Friedens nicht nur Bündnisse mit den benachbarten Reichsständen, mit Braunschweig, Lüneburg, Cöln, Münster ꝛc., sondern auch wiederholt mit Polen, Schweden, Dänemark, Holland, Frankreich und dem Kaiser, je nachdem es sein Staats-Vortheil erheischte oder die europäischen Verhältnisse es nothwendig machten. Hat man ihm deswegen nicht ohne Grund den Vorwurf der Unbeständigkeit gemacht, so muß man — um das wiederholt zu bemerken — die geringe Kraft seines Staates in Anschlag bringen, die auch mit der größten Anstrengung sich nicht so verwerthen ließ, wie es für Friedrich Wilhelm wohl oft wünschenswerth und nothwendig gewesen wäre, und ihm so zu sagen nicht gestattete, auf eigenen Füßen zu stehen, sondern ihn nöthigte, da Anhalt zu suchen, wo er ihn gerade am besten finden zu können glaubte.

Das auffallendste von diesen Bündnissen, wegen dessen der Kurfürst vielfachen Tadel erfahren hat, ist dasjenige, welches er kurz nach dem Frieden von St. Germain mit Ludwig XIV. schloß. Es wurde dadurch herbeigeführt, daß Friedrich Wilhelm, erbittert gegen seine Verbündeten, die ihn so schnöde im Stich gelassen und von denen Spanien und Holland — wie wir gesehen — ihm die schuldigen und ihm bei den geringen Mitteln seines Landes so nothwendigen Subsidien verweigerten, und außerdem durch die Erfahrung über die Unzuverlässigkeit dieser sogenannten Freunde belehrt, es für nothwendig hielt, sich nach neuen Bundesgenossen umzusehn, um so mehr als klar zu Tage lag, wie sehr Schweden für die Niederlagen Rache zu nehmen wünschte. Da wurden ihm Anträge von Seiten Frankreichs gemacht, dessen König die Uebermacht, die er durch den letzten Krieg erlangt hatte, zu benutzen gedachte, um Ansprüche, die er zum Theil aus dem Nimwegen'schen, zum Theil aus dem westfälischen Frieden herleitete, jetzt zur Geltung zu bringen. Da er die Energie des Kurfürsten kennen gelernt hatte, schien es ihm wünschenswerth, denselben bei der Ausführung seiner Pläne nicht zum Gegner zu haben, und so wurde im October 1679 zu Paris ein geheimes Bündniß zwischen beiden Herrschern geschlossen, worin gegen das Versprechen von Subsidien der Kurfürst sich verpflichtete, daß er gegen die Wahl des (erst 10jährigen) Sohnes von Leopold I. zum römischen König stimmen und seine Stimme dem Dauphin von Frankreich geben wolle. Als dann im Jahre 1680 Unterhandlungen wegen eines Bündnisses zwischen Holland, England, Dänemark und Brandenburg

eingeleitet wurden, weigerte sich selbstverständlich der Kurfürst, einem solchen beizutreten, und verband sich vielmehr im Pariser Vertrage (Januar 1681) zu einer Defensiv-Alliance mit Frankreich. Ludwig XIV., vor seinem früher eifrigsten Gegner gesichert, hatte inzwischen bereits seine Pläne auszuführen begonnen, indem er — nachdem durch die sogenannte Reunionskammern die französischen Anrechte einseitig festgestellt worden — eine Anzahl von Städten und Landschaften ohne weiteres annectirt hatte; jetzt bemächtigte er sich auch Straßburgs, auf das er keinerlei Ansprüche hatte. Der Kurfürst wurde dadurch schmerzlich berührt, doch hielt er es — ganz abgesehn von seinem Vertrage mit Frankreich — für unmöglich, jetzt nach dem übereilten Friedensschlusse und bei Ludwigs augenscheinlicher Uebermacht etwas dagegen zu thun. Deshalb weigerte er sich, einem zwischen dem Kaiser, Spanien, Holland und Schweden im October 1681 geschlossenen Bündnisse beizutreten. Auch wurde aus dem Vorgehn gegen Frankreich nichts Rechtes, trotzdem 1682 auch eine große Anzahl deutscher Fürsten zu Laxenburg mit dem Kaiser sich verbanden, denn die Türken brachen mit solcher Macht herein, daß sie sogar Wien belagerten, und man alle Kräfte gegen sie wenden mußte. Nach ihrer Niederlage vor Wien, wo — wie wir gesehn — auch Brandenburger unter Sobieskis Führung fochten, schien freilich ein allgemeiner Krieg gegen Frankreich ausbrechen zu wollen, bei dem Brandenburg in eine schwierige Stellung gerathen sein würde, doch wurde 1684 zu Regensburg unter Vermittelung des Kurfürsten ein Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen, wonach demselben die bis zum 1. August 1681 gemachten Reunionen so wie Straßburg auf 20 Jahre überlassen wurden.

Die unnatürliche Verbindung des Kurfürsten mit Frankreich bestand übrigens nicht gar lange, und zwar waren es hauptsächlich die religiösen Interessen, welche dieselbe lösten. Es hatte dazumal den Anschein, als ob der Katholicismus wieder die Oberhand gewinnen werde. Für diesen suchte Jacob II. zu wirken, der trotz seines Uebertritts zur katholischen Kirche seinem Bruder Karl II. 1685 in der Regierung von England gefolgt war. Ungeachtet er bei seiner Thronbesteigung die ausdrückliche Erklärung abgegeben hatte, die Rechte des Volkes und die protestantische Lehre aufrecht erhalten zu wollen, ging er bald genug zu Gewaltmaßregeln über; überdies ließ seine Hinneigung zu Frankreich auch politisch Gefahren befürchten. Dies veranlaßte Friedrich Wilhelm in demselben Jahre zu einem neuen Bündniß mit Holland, nachdem ihm von diesem Staate statt der früheren rückständigen Hülfsgelder eine Entschädigung von 440,000 Rthlrn. zugesichert worden war und er schon früher zufolge eines Vertrages Schenkenschanz an die Holländer zurückgegeben hatte. Ludwig nahm dieses Bündniß sehr übel auf und suchte durch Drohungen dasselbe wieder aufzulösen; ohne jedoch einen förmlichen Bruch herbeizuführen, behauptete Friedrich Wilhelm seine Selbständigkeit. Gleich darauf entstanden neue Verwickelungen. Ludwig hob nämlich 1685 das Edikt

von Nantes auf, das von König Heinrich IV. 1598 zu Gunsten der Protestanten in Frankreich erlassen worden war. Er verjagte die protestantischen Geistlichen und zwang viele Protestanten durch die berüchtigten s. g. Dragoner-Bekehrungen zur katholischen Kirche überzutreten, konnte es aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln nicht verhindern, daß eine große Anzahl von ihnen auswanderte. Friedrich Wilhelm sorgte nicht nur nach allen Seiten dafür, daß diesen Unglücklichen eine Freistatt gewährt wurde, sondern nahm auch selber etwa 20,000 von ihnen bei sich auf und suchte ihnen auf die zuvorkommendste Weise die neue Heimath lieb und werth zu machen. Darüber war Ludwig so aufgebracht, daß er die bis dahin vertragsmäßig festgesetzten Geldzahlungen einzustellen drohte, eine Maßregel, die jedoch ihre Wirkung gänzlich verfehlte, da Friedrich Wilhelm des Geldes wegen weder seine Ueberzeugung noch seinen unabhängigen Entschluß aufgeben wollte. Seitdem geschah es, daß er sich — wie oben erwähnt — wieder dem Kaiser näherte, um seine Selbständigkeit zu wahren.

Dieser religiöse Standpunkt war es auch, von dem aus er eine Verbindung einging, deren Ergebniß er selbst nicht mehr erleben sollte; es war die mit dem Prinzen von Oranien, dem Neffen seiner ersten Gemahlin und Schwiegersohn Jacob's II. von England. So sehr auch Friedrich Wilhelm anfänglich demselben abrieth, gewaltsam gegen seinen Schwiegervater aufzutreten, so bestimmten ihn doch die Umstände zu einer Aenderung seiner Meinung. Jacob traf alle Maßregeln, die katholische Kirche wieder in England zur herrschenden zu machen, indem er sich auf sein Heer und auf seine enge Verbindung mit Frankreich stützte. Wilhelm von Oranien war mit diesen Schritten um so weniger zufrieden, als seine Gemahlin die berechtigte Thronerbin von England war. Der Marschall v. Schomberg, einer der aus Frankreich der Religion wegen Vertriebenen, hatte sich zu dem Prinzen begeben und suchte nicht nur diesen, sondern auch den Kurfürsten zu bewegen, schlimmsten Falls etwas zu wagen, um Wilhelm auf den englischen Thron zu setzen, doch fand man die Sache augenblicklich noch nicht reif, und der Kurfürst nahm deshalb einstweilen den Marschall in seine Dienste, bis der Prinz seiner benöthigt sein würde. Die Geburt des Prinzen von Wales zu Anfang des Jahres 1688 beschleunigte die Thron-Veränderung in England, die unter dem Namen der glorreichen Revolution bekannt ist, und bei welcher Friedrich Wilhelm's Sohn, Friedrich III., thätig eingriff.

Das große Ansehn, welches Friedrich Wilhelm genoß, wandte er mit Geschick und Glück dazu an, um überall als Vermittler und Friedensstifter sich geltend zu machen. In Bezug auf die Großstaaten Europa's suchte er das Uebergewicht einer einzelnen Macht durch Gegen-Bündnisse zu schwächen; er leitete das politische System ein, das nachmals von Wilhelm von Oranien mit größerem Glück verfolgt werden konnte, als diesem die Kräfte von England und Holland zu Gebote standen, die Staaten Europa's im Gleichgewicht zu erhal-

ten. Nicht minder wichtig war auch die Stellung des Kurfürsten innerhalb Deutschlands selber. Ihm verdankte 1658 Leopold seine Kaiserwahl, als Mainz in Verbindung mit den rheinischen Kurfürsten Bayern auf den deutschen Thron erheben wollte. Er trat als Vermittler auf, als in dem Hause Braunschweig Zwistigkeiten ausgebrochen waren; er glich die Streitigkeiten aus zwischen Cöln und Lüneburg sowie zwischen letzterem und Dänemark. Er nahm sich der Stadt Bremen gegen die Schweden an, und 1685 zum zweiten Male der Stadt Hamburg gegen die Dänen; er verhalf dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg zur Kurpfalz, als 1685 die mittlere oder Simmernsche Linie des pfälzischen Hauses ausgestorben war und die jüngere Linie, von Veldentz, mit französischer Hülfe sich der Kur bemächtigen wollte. Das Ende der Streitigkeiten im dänischen Hause, mit deren Schlichtung er ebenfalls beauftragt war, erlebte er allerdings nicht. Dort war im Jahre 1539 eine Theilung des Landes der Art erfolgt, das die königliche oder Glückstädt'sche Linie sowie die jüngere oder die Gottorp'sche jede die Hälfte von Schleswig und Holstein erhalten hatte, von denen jenes dänisches, dieses deutsches Lehn war. Im Frieden zu Röeskilde 1658 hatte dann der König Karl X. Gustav von Schweden, der eine Gottorp'sche Prinzeß zur Gemahlin hatte, Dänemark gezwungen, den Gottorp'schen Antheil an Schleswig-Holstein für unabhängig zu erklären. Als bald darauf die Seiten-Verwandten des dänischen Hauses, die Grafen von Oldenburg, 1667 ausgestorben waren, hatte sich Dänemark ihres Landes bemächtigt, trotz des Widerspruchs des Herzogs Christian Albrecht von Gottorp, der ebenfalls Ansprüche auf jenes Erbe erhoben hatte. Der König Christian V. nahm diesen jedoch 1675 gefangen; er mußte seiner Unabhängigkeit und jenem Erbe entsagen, und als er dem später widersprach, wurde er aller seiner Länder beraubt. 1679 im Frieden mit Franlreich mußte zwar König Christian ihm dieselben zurückgeben, er bestritt ihm aber seine Unabhängigkeit und nahm ihm 1684 abermals sein Land, als der Herzog sich dagegen auflehnte. Die Vermittlungs-Versuche, die darauf der Kurfürst zu Ende 1687 begann, blieben ohne Erfolg; erst in der Folge wurde diese Streitsache ausgetragen.

Um eine so bedeutende Stellung dauernd zu behaupten, war es für den Kurfürsten vor allen Dingen nothwendig, den Staat, den er vom Vater in so traurigen Verhältnissen überkommen hatte, in sich zu stärken, die lose zusammenhangenden Theile desselben zu einem Ganzen eng mit einander zu verbinden, die Sonder-Interessen niederzudrücken, und dadurch die Macht des Ganzen zu heben. In beiden Beziehungen waren gewaltsame Maßregeln nothwendig, so daß seine Regierung in Bezug auf die innere Verwaltung eben keine beliebte gewesen ist. Wie oben bei den preußischen Angelegenheiten erwähnt worden ist, griff Friedrich Wilhelm mit unnachsichtiger Strenge durch und spannte die Kraft des ermatteten oder schwierigen Volkes auf solche Weise an, daß auch wohl die Nachbarn der Meinung waren,

es werde diese so straff angezogene Saite reißen, Brandenburg werde sich selber verzehren. Hat Friedrich Wilhelm in dieser Hinsicht große Aehnlichkeit mit König Ludwig XIV., in sofern beide nach absoluter Gewalt im Staate strebten, so war doch das Ziel, das jeder von ihnen zu erreichen suchte, ein wesentlich verschiedenes. Denn während der französische König nur seine Ehre und sein Ansehn zu befestigen suchte, hielt Friedrich Wilhelm mit eiserner Beharrlichkeit den Grundsatz fest und bemühte sich denselben auch seinem Nachfolger schon früh einzuprägen, daß nicht der eigene Vortheil, sondern nur das Wohl des Volkes bei allen Regierungs-Handlungen zu berücksichtigen sei. Diesem leitenden Grundsatz verdankt der brandenburgisch-preußische Staat sein schnelles Aufblühen.

Seine Macht konnte Friedrich Wilhelm nur gründen auf ein tüchtiges kriegsgeübtes Heer, da die bisher übliche Landes-Bewaffnung bei der gänzlich veränderten Kriegsführung sich als durchaus unzureichend erwiesen hatte. Als Grundlage der bald so berühmt gewordenen brandenburgischen Armee diente die Heeres-Abtheilung, welche Graf Schwarzenberg 1627 geworben hatte, und mit welcher Kurfürst Georg Wilhelm nach Preußen gegangen war. Die ersten Versuche Friedrich Wilhelm's, ein größeres Heer zu werben, fielen ungünstig aus; erst seit 1655 behielt er fortdauernd ein großes Heer in seinem Dienste, das schon damals fast 27,000 Mann zählte. An der Aufbringung und Einübung derselben hat der General-Feldmarschall Freiherr Georg v. Derfflinger unbestrittenes Verdienst, ein Mann, der aus schwedischen Diensten in brandenburgische übergetreten war, hier durch seine ausgezeichnete Tüchtigkeit zu den höchsten Aemtern und Würden hinaufstieg, und 1695 in einem Alter von 89 Jahren starb. Er wurde der Schöpfer der brandenburgischen Reiterei, welche z. B. bei Fehrbellin Wunder der Tapferkeit verrichtete. Ihm zur Seite stand seit 1649 ein geborner Märker, der früher in kaiserlichen Diensten befindlich gewesene Freiherr Otto v. Sparr, welcher im 69. Lebensjahre 1668 als General-Feldmarschall starb. Ihm verdankt das brandenburgische Geschütz- und Befestigungswesen seine Gründung, während viele andere tüchtige Männer für die Ausbildung des Fußvolkes mit großem Erfolge wirksam gewesen sind. Die größte Stärke hatte das Heer in der letzten Zeit des Krieges mit den Schweden; es zählte damals mehr als 38,000 Mann, darunter der vierte Theil Reiterei d. h. Küraſſiere, und 3—4000 Dragoner, die sowohl zu Pferde wie zu Fuß kämpfend jedesmal besonders neben der Reiterei aufgeführt werden.

Bei seinem Tode hinterließ Friedrich Wilhelm ein Heer von etwa 33,000 Mann, nach Andern 25,000 Mann, deren Unterhalt mehr als eine Million Thaler jährlich baar verlangte. Die Truppen waren zweckmäßig, ja stattlich gekleidet. Die Reiter trugen lederne Koller, darüber einen Panzer, und entweder einen Helm oder einen Hut, in den zwei sich kreuzende Stahlbügel eingenäht waren, um den Kopf zu schützen; ihre Waffen waren Pistolen und Schwerter. Beim

Angriffe bedienten sie sich noch vielfach der Feuerwaffe. Die Dragoner waren mit Degen und leichten Musketen bewaffnet. Das Fußvolk trug eine bequeme, weite blaue Montur, die Musketiere einen Degen und vielfach eine bunte Gabel, auf welcher beim Abfeuern die Muskete ruhte, die durch eine Lunte abgeschossen wurde, die Pikeniere Küraſſe, Seitengewehr und fünfzehn Fuß lange Piken. Jene deckten den Kopf durch einen Hut, diese durch eine Pickelhaube. Um gegen feindliche Angriffe geschützter zu sein, führten die Musketiere tragbare spanische Reiter mit sich. Selbst als der Kurfürst in Eilmärschen von Magdeburg gegen die Schweden aufbrach, wurden diese Schutzwehren mitgenommen. Auch Jäger-Abtheilungen, theils zu Fuß, theils zu Pferde, ursprünglich aus den Forstbeamten entnommen, wurden bereits in dem Heere verwendet. Ebenso kamen in den siebziger Jahren auch Grenadiere — wenn schon in geringer Zahl — unter den Truppen vor, welche bestimmt waren, Handgranaten zu werfen. Die Artillerie kam erst unter dem großen Kurfürsten zu Ansehn und Ehre. Da vielfach Ausländer in dem angeworbenen Heere dienten, wurde auf scharfe Disciplin gehalten. Es wurde streng darauf gesehen, durch regelmäßigen Gottesdienst das religiöse Gefühl anzuregen; zur Ausbildung von Offizieren wurde schon 1653 zu Colberg eine Ritteracademie angelegt. Zur leichteren Vertheidigung des Landes waren außer den eigentlichen Festungen eine große Anzahl von Städten befestigt, so namentlich Berlin, dessen Befestigung nach neueren Grundsätzen 1658 begonnen, aber nur sehr allmählich beendigt wurde.

Die Nothwendigkeit gebot, sich stets zum Kriege gerüstet zu halten, die Schwierigkeiten jedoch, die bedeutenden Mittel für die Kriegsmacht, aller anderen nöthigen Ausgaben nicht zu gedenken, herbeizuschaffen, konnten nur durch den felsenfesten Sinn des Kurfürsten überwunden werden. Mit äußerster Strenge mußten die Abgaben von den Wohnungen und Häusern beigetrieben und die Säumigen mit Auspfändung bedrückt werden, denn längere Zeit weigerten sich die Stände entschieden, in eine indirekte Steuer einzuwilligen, weil sie sehr richtig einsahen, daß durch eine solche ihr altes Ansehn verloren gehen müsse. Deshalb wurde der Versuch, den der Kurfürst gleich zu Anfang seiner Regierung 1641 machte, statt der bisherigen Contributionen eine Verbrauchssteuer oder Accise einzuführen, nicht durchgesetzt, zumal da man über die Grundsätze bei derselben noch sehr im Unklaren war. Die Noth jedoch veranlaßte den Kurfürsten, 1667 mit einer neuen „Consumtions-Accise-Ordnung“ hervorzutreten, die nachmals wiederholt verbessert wurde, nachdem sie zuerst in Berlin, bald auch in allen anderen Städten des Landes angenommen worden war. Denn keine Steuer erwies sich jemals angemessener und vortheilhafter als diese; sie brachte z. B. in Berlin das Zehnfache der früheren Steuer, und Niemandem fiel ihre Entrichtung schwer. Die Städte gediehen bald sichtbar und erhoben sich mit staunenswerther Schnelligkeit aus ihren Ruinen. Mit großer Freude berichtet ein

Zeitgenoß, daß „zum Troſt der unglücklichen, verarmten Bürger die alte verderbliche Beſteuerungsart abgeſchafft, dagegen die Acciſe eingeführt worden ſei. Dadurch ſeien z. B. in Berlin innerhalb zweier Jahre mehr als 150 Häuſer aus ihrem verfallenen Zuſtande wiederhergeſtellt oder ganz neu aufgeführt worden." So kam es denn auch, daß, während der Staat beim Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm's noch nicht 400,000 Rthlr. Einnahme hatte, letztere zu Ende derſelben mehr als $1^1/_2$ Million in baarem Gelde betrug.

Den Wohlſtand des Landes zu heben, ergriff der Kurfürſt in zwiefacher Beziehung geeignete Maßregeln, einmal durch Herbeiziehung zahlreicher Einwanderer, dann durch vielfache Begünſtigung von Gewerbe und Handel. Wie Friedrich Wilhelm als Beſchützer des Proteſtantismus auftrat, deſſen iſt ſchon oben bei der Aufnahme der franzöſiſchen Flüchtlinge gedacht worden. Der Vortheil, den dieſe Coloniſten, die namentlich in Berlin, dann aber auch in Moabit, Franzöſiſch-Buchholz u. ſ. w. angeſiedelt wurden, dem Lande brachten, war ein nicht geringer. Theils waren es Adlige, welche in den Militärſtand traten und ſich vielfach einen Namen gemacht haben, theils Gelehrte und Künſtler, theils Kaufleute, Fabrikanten und Gärtner. Nicht nur in Bezug auf ihre Thätigkeit haben ſie großen Einfluß auf die ältere Bevölkerung gewonnen, ſondern auch in Bezug auf die Sitten und die Verbeſſerung des Geſchmacks wirkten ſie merklich ein. Gleichzeitig wanderten auch viele Schweizer ein, ebenfalls ihres Glaubens wegen aus der Heimath vertrieben, während ſchon früher zum Theil aus dem Bremiſchen, zum Theil aus Holland ſtarke Einwanderungen ſtattgefunden hatten. Dieſelben ſiedelten ſich namentlich in den Bruchgegenden an und erwarben ſich um Belebung des Ackerbaues und der Viehzucht weſentliche Verdienſte. Für die Waldenſer in den Alpenthälern Piemonts hatte ſich gleichfalls der Kurfürſt kräftig bei dem Herzog von Savoyen verwendet, und die Schweiz ſowie Holland zu gleichen Schritten bewogen. Auch von ihnen nahm er Viele auf, als alle ſeine Bemühungen vergeblich blieben und dieſe armen Bewohner aus der Heimath verjagt wurden. Ja als 1670 die Juden aus den öſterreichiſchen Staaten vertrieben wurden, ließ er ſich zum Widerruf des 1573 erlaſſenen Ediktes bewegen, durch welches ihnen der Aufenthalt in der Mark unterſagt worden war, und erlaubte einer beſtimmten Anzahl jüdiſcher Familien, ſich feſte Wohnſitze im Lande zu erwerben.

Andere Anzöglinge gewann ferner vielfach die Mark durch die Aufhebung der Feſſeln, die bis dahin die Gewerke in engen Schranken gehalten hatten. Friedrich Wilhelm bewilligte dieſen neuen Bewohnern auf gewiſſe Zeit Freiheit von den Abgaben, lockerte den Zunftzwang, ſchaffte koſtſpielige Gebräuche in den Zünften zum Theil gänzlich ab und ertheilte vielfach beſondere Conceſſionen, wo der Zunftzwang hindernd eintrat. Auf ähnliche Weiſe begünſtigte er den Handel durch gleiche Ertheilung von Conceſſionen ſowie durch Verbeſſerung von Landſtraßen, durch die Sorge für die Sicherheit derſelben ꝛc. Ueber-

dies wurde von ihm zur leichteren Verbindung seiner so weit zerstreuten Länder die Post eingerichtet, die zwar schon früher — wenn auch sehr unvollkommen — bestanden hatte, während des dreißigjährigen Krieges aber ganz in Verfall gerathen war. Bereits seit 1650 waren reitende Posten durch den ganzen brandenburgischen Staat eingerichtet, von Memel über Berlin bis Cleve, und 1654 wurde Michael Matthias zum Post-Direktor ernannt, der sich um das Postwesen große Verdienste erworben hat.

Wie der Kurfürst mit großem Kosten-Aufwand Schifffahrt und Handel nach fernen Erdtheilen zu beleben versuchte, so war er auch in nicht geringerem Grade darauf bedacht, die Flußschifffahrt im Lande möglichst zu befördern. Von größter Wichtigkeit in dieser Beziehung wurde die Anlage des Müllroser- oder Friedrich-Wilhelms-Kanals.

Der Handel auf der Oder fand früher nur von Frankfurt bis Stettin hin statt; die Strecke von Frankfurt bis Crossen war nur den Frankfurter Bürgern zu befahren erlaubt; noch weiter aufwärts bis Breslau versperrten vielfach Wehren den Fluß und verhinderten jede Schifffahrt. Schon König Johann von Böhmen erließ 1337 die Verordnung, daß diese Hindernisse entfernt werden sollten, und Gleiches versuchte 1349 Kaiser Karl IV.; doch die Stadt Frankfurt, die bis dahin der Mittelpunkt des ganzen Oderhandels gewesen war und in deren Interesse es lag, daß die obere Oder nach wie vor gesperrt bliebe, wußte die Ausführung dieses Befehls zu verhindern. Als später die Polen die Warthe schiffbar gemacht hatten, um durch sie unmittelbar nach dem Meere zu gelangen, wirkte Frankfurt, auf sein altes Niederlagsrecht gestützt, 1511 die Verordnung aus, daß alle Schiffe, die aus der Warthe kämen, zuerst in Frankfurt anlegen müßten, ehe sie ihren Weg die Oder abwärts nehmen könnten; ein Vorrecht, das die Stadt in vielfache Streitigkeiten mit Stettin brachte. Einige Jahre später, 1534, verschaffte sich Crossen das Recht, die Oder bis Frankfurt hin beschiffen zu dürfen, und im Jahre 1555 wurde auch die Beschiffung der Oder von Frankfurt nach Breslau zeitweilig für gewisse Waaren zugestanden, nachdem König Ferdinand von Böhmen und Kurfürst Joachim II. sich darüber geeinigt hatten. Durch die Eröffnung dieser Wasserstraße aber wurde der Wunsch rege, die Oder vermittelst eines Kanals mit der Spree zu verbinden, um die Elbe zu erreichen, ohne den Landtransport dabei nöthig zu haben.

Keine Gegend schien dazu geeigneter als die Niederung, durch welche die Schlaube bei Müllrose zur Oder abfließt. 1556 schon wurden die näheren desfallsigen Untersuchungen gemacht, und 1558 einigte man sich dahin, daß der Kanal zwischen Spree und Müllrose auf kaiserliche, von dort zur Oder auf kurfürstliche Kosten erbaut und unterhalten werden sollte. Doch schon 1563 wurden die vorbereitenden Arbeiten eingestellt, nachdem man 40,000 Rthlr. darauf verwendet hatte, sei es daß man daran zweifelte den Kanal hinlänglich speisen

zu können, sei es daß abermals Frankfurt den Bau zu hintertreiben wußte, der allerdings seinem Niederlagsrechte ungemein großen Schaden drohte. Um jedoch den Transport nach Berlin und zur Elbe zu erleichtern, wurde 1588 zu Fürstenwalde eine Schleuse angelegt, durch welche es möglich wurde, das Wasser der Spree oberhalb der Stadt höher zu spannen, so daß die Frankfurter am Kersdorfer See, etwa zwei Meilen oberhalb Fürstenwalde, eine Niederlage errichteten, von wo ab die Spree für ihren Waaren-Transport benutzt werden konnte. Man glaubte dadurch den Schaden ausgleichen zu können, der durch die 1574 eingerichtete Elb-Schifffahrt der Stadt erwachsen war. Mit desto größerem Schreck sah die Stadt einige Jahre später die oben erwähnte Anlegung des Finow-Kanals; der verheerende dreißigjährige Krieg ließ zwar denselben schnell genug wieder verfallen, leider aber war auch Frankfurt so hart mitgenommen, daß der Handel dieser Stadt gänzlich darnieder lag; weder konnte noch mochte sie es wehren, daß die Oder von Breslau bis Stettin beschifft wurde, ohne daß die Waaren in Frankfurt ausgelegt werden mußten. Vergeblich versuchte sie aber nach wieder hergestelltem Frieden auf Kosten aller anderen märkischen Städte ihrem Handel die frühere Bedeutung zu verschaffen, vielmehr wurde auf Anregung des Kaisers bereits im Jahre 1662 bei der Stadt Müllrose von dem Kurfürsten der Anfang des Kanals gemacht, der Oder mit Spree verbinden sollte. Der General-Quartier-Meister Philipp de Chiese hatte den Bau zu leiten; auffallend genug war es, daß die Stadt Frankfurt kurz vor Vollendung des Kanals den Antrag machte, die Oder oberhalb Frankfurts wieder zu schließen. 1668 wurde der Bau beendet, und es wurde festgesetzt, daß die Beschiffung desselben mit keinen neuen Zöllen beschwert werden sollte. Am 18. März 1669 fuhren die ersten Oderkähne auf ihrem Wege nach Berlin durch den „Friedrich-Wilhelms-Kanal" genannten Graben; der Wasserweg zwischen Breslau und Hamburg war seitdem eröffnet, der alte Handels-Wohlstand von Frankfurt konnte demnach nicht wieder aufkommen.

Mit der Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes im Lande fing auch der Geschmack für Kunst und Wissenschaft an sich zu entwickeln. Berlin z. B., dessen Einwohnerschaft von 6000 bis auf 20,000 stieg, wurde selbst von kundigen Fremden als eine wohlgebaute Stadt geschildert, deren Einwohner einen wesentlich anderen Charakter zeigten, als früher an ihnen hervorgehoben wurde. Während einerseits passende Polizei-Verordnungen und sorgfältige Gerechtigkeitspflege die äußeren Lebens-Verhältnisse ordneten, suchte der Kurfürst andererseits durch Verbreitung von Bildung vortheilhaft auf den Geist seiner Unterthanen einzuwirken. So wurde, um Einzelnes hervorzuheben, das Joachimsthalsche Gymnasium, das während des Krieges ganz in Verfall gerathen war, 1655 nach Berlin verlegt und ihm auf längere Zeit die nöthige Räumlichkeit im kurfürstlichen Schlosse angewiesen, das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin 1682 besser dotirt, und das Friedrichswerdersche Gymnasium ebenda-

selbst 1683 zunächst als Stadtschule gegründet. Für die Universitäten Königsberg und Frankfurt wurden reichlichere Einnahmen angewiesen, und noch während der kriegerischen Unruhen 1655 zu Duisburg eine neue Universität für die rheinisch-westfälischen Länder errichtet, und ebenso 1661 der neu ausgestatteten Bibliothek zu Berlin passende Räumlichkeiten angewiesen. Ja selbst auf den abenteuerlichen Vorschlag ging 1666 der Kurfürst ein, eine feste Stadt neu anzulegen, welche der Mittelpunkt der ganzen europäischen gelehrten Welt, eine Universität für alle Völker, Künste und Wissenschaften werden sollte; ein Vorschlag, dessen Ausführung bald genug an unüberwindlichen Schwierigkeiten scheitern mußte.

Die Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und Reformirten dauerten leider noch lange mit großer Heftigkeit fort, besonders da sich unter den Geistlichen viele befanden, welche nebenbei von bürgerlichem Gewerbe sich nährend durchaus nicht die wissenschaftliche Vorbildung zu dem Amte besaßen, das sie seit und nach dem verheerenden dreißigjährigen Kriege verwalteten. Selbst durch die wiederholten Kirchen-Visitationen konnte diesem Uebelstande nur allmählich abgeholfen werden. Der Exorcismus bei der Taufe war namentlich ein Gegenstand des heftigsten Streites, obgleich der Kurfürst anbefahl, die Taufe ohne denselben zu vollziehen, sobald die Eltern es wünschten. Darüber sowie über die Befolgung der Vorschrift, daß alle gehässige Zänkerei in den Predigten vermieden werden sollte, mußten endlich die Geistlichen einen schriftlichen Revers ausstellen, wenn sie nicht vom Amte entfernt werden wollten. Es wurde dies mit der größten Strenge durchgeführt, und selbst der hochgeachtete Berliner Geistliche und bekannte Liederdichter Paul Gerhardt wurde dabei nicht verschont: er wurde 1667 seines Amtes entsetzt, als er sich weigerte, ein solches schriftliches Versprechen zu geben. Auch andere Geistliche wurden aus gleicher Ursach abgesetzt, denn der Haß der Lutheraner gegen die Reformirten ging so weit, daß es nicht nur zu öffentlichen Aufläufen und Thätlichkeiten kam, sondern daß auch z. B. während des Schweden-Krieges lutherische Geistliche die Sache der Schweden verfochten, weil diese als Lutheraner ihnen brüderlich nahe ständen.

In den letzten 16 Jahren seines Lebens hatte der Kurfürst viel an rheumatischen Schmerzen gelitten und deshalb Bäder besuchen müssen. Die Krankheit artete in vollständige Gicht und später in Wassersucht aus. Mit der größten Geduld und Standhaftigkeit ertrug er die Schmerzen, nahm von dem Kurprinzen, seiner Gemahlin und der übrigen Familie sowie von dem Staatsrathe rührenden Abschied, und verschied in christlicher Ergebung den $\frac{19}{29}$. April 1688 im 69. Jahre seines Alters.

Friedrich Wilhelm ist zweimal verheirathet gewesen. Seine erste Gemahlin war Luise Henriette von Oranien, mit der er im December 1646 seine Vermählung feierte. Sie starb im December 1667 und hat sich durch ihre Frömmigkeit und Klugheit ein bleibendes

Denkmal gegründet. Noch in später Zeit vermißte der Kurfürst schmerzlich ihren Rath. Ihrem Wohlthätigkeitssinne verdankt das Waisenhaus in Oranienburg sein Entstehen; an diesem Orte hielt sie sich häufig auf und es wurde 1665 sein früherer Name Bötzow in den jetzigen Oranienburg verwandelt. Die zweite Gemahlin war Dorothea von Holstein-Sonderburg-Glücksburg, seit 1665 Wittwe des Herzogs Christian Ludwig zu Lüneburg-Zelle. Die Vermählung fand im Juni 1668 statt; die Kurfürstin überlebte ihren Gemahl nur etwa ein Jahr. Obgleich mit großer Liebe dem Kurfürsten ergeben, so daß sie ihn sogar auf den Feldzügen gegen die Schweden begleitete, konnte sie doch im Volke nicht die Zuneigung finden, deren sich die erste Gemahlin zu erfreuen gehabt hatte. Die Dorotheenstadt in Berlin führt nach ihr den Namen.

XII. Die inneren Verhältnisse der Mark

unter den Hohenzollerschen Kurfürsten nach der Reformation.

Kurfürst Friedrich Wilhelm gründete die Macht seines Staates auf ein tüchtig ausgebildetes Heer, deshalb mögen einige kurze Bemerkungen über das Kriegswesen damaliger Zeit voranstehen.

Die Reiterei in den alten Landesheeren wurde überwiegend von der Ritterschaft, das Fußvolk von den Städten gestellt, doch hatten letztere ebenfalls eine Anzahl „reisiger Pferde" und außerdem Rüst- oder nachmals Gepäckwagen, jeden mit vier Pferden bespannt, aufzubringen. Die adligen Vasallen waren nach den verschiedenen Marken und da wieder nach Geschlechtern geordnet; sie standen unter dem Oberbefehl des kurfürstlichen Marschalls. Die einzelnen Abtheilungen des Fußvolks wurden von ihren Bürger- und Gildemeistern geführt. Jede Stadt hatte ihre Fahne, und wie in der Schlachtreihe die Gewerke neben einander ihren Platz fanden, so auch wieder die Städte selber nach ihrer Wichtigkeit. Den Landes-Hauptleuten lag es ob, für die Bereitschaft der waffenfähigen Mannschaften Sorge zu tragen; für Bewaffnung hatte Jeder selbst zu sorgen.

Der lange Frieden, dessen sich die Mark im ganzen sechzehnten und auch noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts zu erfreuen hatte, ließ bei auch sonstiger durchgreifender Veränderung des Städtewesens den alten kriegerischen Geist der Bürger gänzlich verschwinden. Sie fühlten namentlich da ihre Ohnmacht, als seit den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts zahlreiche Truppenmassen die Mark überschwemmten, und sie deren Gewalt sich nicht erwehren konnten. Seitdem beschränkten sich die Städte darauf, innerhalb ihrer Mauern möglichsten

Schutz zu suchen; um aber dem lästigen Wachdienste zu entgehen, entzogen sich immer mehr Bürger der Musterung. Ueberdies sah es mit der Bewaffnung kläglich aus, seit Spieß und Schwert allein nicht mehr ausreichten. Feuergewehr sich anzuschaffen, war Vielen zu kostspielig, noch Wenigere verstanden, diese Feuerwaffen gut zu gebrauchen, ungeachtet die Kurfürsten wiederholt zum Scheiben- und Vogelschießen aufmunterten. Da auch bei der veränderten Kriegführung die alten Mauern und Wälle die Städte nicht mehr schützten, wurde das nun überflüssig gewordene Geschütz verkauft, wenn nicht schon Freund oder Feind die tauglichsten Stücke davon sich angeeignet hatte.

Zur Bewachung des kurfürstlichen Hauses war seit älterer Zeit eine Leibwache üblich, die dreifacher Art war. Zunächst war es die adlige Leibwache Reisiger, die 1596 aus vier und zwanzig jungen Adligen, „Adelsburschen", bestand und damals von Kurfürst Johann Georg auf zwölf beschränkt wurde, einige Jahre später sogar auf neun. Sie waren zu einjährigem Dienst verpflichtet, und hatten für das Wohl des Kurfürsten Sorge zu tragen und jeden Schaden und Nachtheil desselben zu verhüten. Gewöhnlich hatten je vier von ihnen abwechselnd die Wache vor des Kurfürsten Zimmer, während die übrigen unter dem Hofmarschall bei Hofe aufwarteten. Sie standen unter einem Hauptmann und zwei Rottmeistern, und erhielten ihre Beköstigung bei Hofe; je zwei von ihnen hatten einen Burschen zur Bedienung, der ebenfalls mit dem Hofgesinde speiste. Neben ihnen bestand eine Leibwache s. g. „Einspänniger" zu Roß aus gemeinen Reiterknechten, die ebenfalls zu einjährigem Dienste geworben waren. Auch sie hatten gleiche Sorge für die Beschützung und Vertheidigung des Kurfürsten zu tragen; ebenso sollten sie für dessen Gemahlin und die junge Herrschaft in Nothfällen ihre Waffen tapfer führen, so lange sie diese in der Faust halten könnten. Bei etwaigen Aufträgen hatten sie Verschwiegenheit bis ins Grab zu beobachten. Sie standen unter dem Befehle eines Hauptmanns und eines Lieutenants, und 1617 waren ihrer und der Adelsburschen drei und sechzig Mann. Gleiche Pflichten wie ihnen lagen den „Trabanten" ob, welche die kurfürstliche Garde zu Fuß bildeten; auch sie standen unter einem Hauptmann und Lieutenant, welche ohne Weiteres die Säumigen aus dem Dienste entlassen konnten, falls diese wiederholt sich etwas zu Schulden kommen ließen. Ihre Zahl belief sich auf nie mehr als höchstens einige hundert Mann, und sie waren nicht sowohl für den Krieg als für den Frieden berechnet.

Am meisten hatte sich der kriegerische Sinn im Adel erhalten, aus welchem nicht Wenige in der Fremde durch Kriegsdienste Ruhm und Beute zu sammeln suchten, wozu in der Heimath die Gelegenheit fehlte. Aus allen Gegenden Deutschlands fanden sich adlige Reiterschaaren mit reisigem Gefolge zusammen, und wie sich bei ihnen ein besonderer Corpsgeist ausbildete, so geschah es auch bei den Fußsöldnern, die noch im sechzehnten Jahrhundert zunftmäßig zusammentraten, Anfängern den Kriegsdienst lehrten und ihnen förmliche

Lehrbriefe ausstellten. Ein ähnliches, aber noch mehr geschlossenes Zunftwesen bildete die Artillerie. Während des dreißigjährigen Krieges änderte sich jedoch dies Verhältniß. Man nahm zu Reiterdiensten, wer sich gerüstet stellen konnte, und zu Fußgängern, wer sich anbot, ohne darauf zu achten, ob er das Kriegshandwerk verstände oder nicht. Den Offizieren lag es nunmehr ob, ihn einzuexerziren oder zu drillen, und die Obersten oder Hauptleute bekamen deshalb eine weit willkürlichere Macht über ihre Untergebenen. Während mithin auf diese Weise das alte Zunftwesen der Landsknechte zu Grunde ging, erhielt es sich bei der Artillerie länger, da zur Bedienung des Geschützes, bei der Anlegung der Minen ꝛc. Kenntnisse nöthig waren, die erst durch eine längere Lehrzeit erworben werden konnten. Nach einer vorgenommenen theoretischen und praktischen Prüfung erhielt dann der, welcher wohl bestanden hatte, sein Zeugniß als „Büchsenmeister." Doch auch hier trat im siebzehnten Jahrhundert die Veränderung ein, daß den Büchsenmeistern sachkundige Offiziere vorgesetzt wurden, welche je länger je mehr allein die kriegskünstlerische Behandlung des Geschützes handhabten und dem gemeinen Mann nur die nöthigen Handgriffe überließen.

Die Erwerbnng der Cleve'schen Erbschaft brachte die Mark in neue Verhältnisse; sie sollte sich bei derselben betheiligen, während sie die ganze Angelegenheit nur für eine persönliche des Kurfürsten ansah, die ihr selber durchaus fremd wäre. Als daher Johann Siegmund 1610 einen Landtag in Berlin abhielt, um die Stände aufzufordern, das neu erworbene Land durch eine gerüstete Mannschaft zu vertheidigen und die Mark selber gegen einen befürchteten Einfall des Erzherzogs Leopold von Böhmen her zu sichern, fand der Kurfürst wenig Anklang; man weigerte sich selbst, zur Anwerbung und Unterhaltung von nur 3000 Mann die Mittel zu gewähren. In einzelnen Städten kam es sogar darüber zu gefährlichen Unruhen, und erst als 1611 die Nachricht erscholl, Erzherzog Leopold rücke mit Truppen gegen die Mark heran, wurden 400 Reiter und 3600 Mann zu Fuß zum Schutze des Landes zusammengebracht, die jedoch wieder entlassen werden mußten, als die Gefahr vorüber zu sein schien. Um Truppen nach Cleve absenden zu können, sah sich deshalb der Kurfürst genöthigt, besondere Verträge mit einem Kriegs-Obersten abzuschließen, dem er zur Deckung seiner Auslagen Anweisungen auf Cleve'sche Zölle geben mußte.

Da bei der Musterung von 1610 es sich gezeigt hatte, wie wenig auf das Landes-Aufgebot zu geben sei, indem die Ritterschaft, statt selber auf tüchtigen Streithengsten zu erscheinen, wie sie verpflichtet war, meistens unbrauchbare Leute auf schlechten Kleppern geschickt hatte, und da namentlich die kleineren Städte sich durch Geld vom Kriegsdienste loskauften, so wurde schon damals der Vorschlag zu einer allgemeinen Volksbewaffnung, einer Landwehr, gemacht, bei der man der Söldnerschaaren entbehren wollte. Es sollten nämlich aus den Städten tüchtige Leute zum Kriegsdienste eingeübt werden, und

zwar auf Kosten derer, welche untauglich seien oder auch den Dienst verweigerten, so daß man in den Zeiten der Noth ein tüchtiges, wohl eingeübtes Heer aufstellen könnte. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung; man mußte sich deshalb auf die alte, ganz ungenügende Art der Landes-Vertheidigung beschränken, und nur mit vieler Mühe erhielt Georg Wilhelm 1620 die spärlichen Mittel bewilligt, auf drei Monat 1000 Fußgänger und 300 Reiter zu werben, die dem Lande in hohem Grade zur Last fielen, da man nicht sowohl alterfahrene Landsknechte als vielmehr meist brodloses Gesindel in Dienst genommen hatte. Die Ritterschaft und die Städte aber hielten sich nur zum Auszuge bereit, und den Bauern wurden Waffen in die Hände gegeben, damit man sich ihrer im Nothfall als Landsturm bedienen könnte.

Nicht besser gestalteten sich die Verhältnisse in Preußen. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurde zwar das Aufgebot der Reiter auf 2172, des Fußvolks auf 17,500 Mann veranschlagt, da jedoch nur im äußersten Nothfall und mit Bewilligung der Stände eine Musterung gehalten werden durfte, verfiel auch hier der kriegerische Sinn so ganz, daß 1602 bei einer abgehaltenen Musterung ein großer Mangel an Waffen und Rüstung gefunden wurde. Dennoch weigerten sich die Landstände, die Kosten für eine bessere Landes-Bewaffnung herzugeben. Erst 1626 bestellte man Offiziere, welche, auch im Frieden, die Einübung einer tüchtigen Mannschaft leiten sollten. Es wurde nämlich eine Art Landwehr eingerichtet, welche unter dem Namen der Wybranzen bekannt ist. Auf je zehn bebaute Hufen mußte ein Mann gestellt und unterhalten werden, der gegen Entschädigung zu gewissen Zeiten auf dem bestimmten Drillplatze erscheinen mußte, um dort mit anderen Genossen in den Waffen geübt zu werden. Wie geringen Nutzen jedoch diese Milizen gewährten, zeigte sich besonders nachmals im schwedischen Kriege.

Als der dreißigjährige Krieg auch den Grenzen der Mark sich näherte und sie sogar überschritt, behalf man sich immer nur vorübergehend damit, auf kürzere Zeit einige Tausend Mann unter Waffen zu halten; zu der Zeit, als Brandenburg sich Schweden anschließen mußte, wurde diese Zahl jedoch auf 8000 erhöht. So blieb es vermuthlich bis zum Prager Frieden, und diese Truppen, die aus zusammen gelaufenem Gesindel bestanden, das an keine Zucht und Ordnung zu gewöhnen war, bedrückten das Land nicht weniger als die fremden feindlichen Schaaren. Als später mit kaiserlicher und spanischer Hülfe 1638 ein Heer bei Neustadt zusammengezogen wurde, um den Schweden Pommern zu entreißen, brachte man 8000 Mann Fußvolk und gegen 3000 Reiter und Dragoner auf die Beine; doch während die Kriegsthaten dieser Truppen äußerst mäßig waren, machten sie im eigenen Lande, zu dessen Schutz sie geworben, die Landstraßen unsicher, beraubten und plünderten die Bewohner, oder versuchten auch wohl auf eigene Hand Einfälle bei den Nachbarn, allerdings zum Theil durch die Noth veranlaßt, da ihnen kein Sold gezahlt wurde.

Schon nach zwei Jahren war dies Heer auf fast die Hälfte zusammengeschmolzen, da Viele davon gegangen, Andere ansteckenden Krankheiten erlegen waren.

In solch ungeordnetem Zustande überkam Friedrich Wilhelm die Heer-Verfassung, und die große Erschöpfung des Landes verhinderte ihn längere Zeit, wesentliche Veränderungen vorzunehmen. Alle Versuche in dieser Beziehung bis zum Jahre 1655 waren wenig glücklich, erst der schwedisch-polnische Krieg half ihm seine neuen Ideen durchsetzen. Er verzichtete auf die Gestellung der Lehnspferde zum Reiterdienste, sobald Geldentschädigung dafür gezahlt wurde, und da es zu kostspielig war, das Heer durch Werbung zu ergänzen, so wurde der zwanzigste Mann zum Heere aufgeboten oder auch Geldzahlung dafür gestattet. Es muß dies als der erste Versuch des nachmaligen Aushebungs- und Kantonwesens angesehen werden.

Seit 1655 war das Heer in Regimenter getheilt; bei der Reiterei bestand ein solches aus sechs bis zwölf Geschwadern, beim Fußvolk aus sieben bis zwölf Hauptmannschaften, von denen jede wie auch jedes Geschwader durchschnittlich 100 Mann zählte. An der Spitze des letzteren stand ein Rittmeister, jener ersteren ein Hauptmann, ihnen zur Seite ein wirklicher Stellvertreter oder Lieutenant, der besonders das Einüben der Truppen zu leiten hatte. Der Fähnrich, der die Fahne trug, hatte nicht wie jene das Strafrecht, er war vielmehr der Fürsprecher für Straffällige, um dadurch der Mannschaft Liebe zu ihrer Fahne einzuflößen. An der Spitze des Regiments stand der Oberst, ihm zur Seite sein Stellvertreter, der Oberst-Lieutenant. Der dritte im Range war der Oberst-Wachtmeister, der die äußere Verwaltung zu leiten hatte; ihm zur Seite stand der Regiments-Quartiermeister, der für die Verpflegung sorgte. Außerdem befanden sich bei jedem Regimente ein Prediger, ein Secretär, der zugleich Auditeur war, ein Wagenmeister, ein Feldscheer, ein Profoß, ein Scharfrichter und ein Steckenknecht. Bei den Reitern waren Pauker, bei den Dragonern Trommler, bei dem Fußvolke, namentlich bei den Garden, Schallmeyer. An der Spitze des ganzen Heeres stand der General-Feldmarschall; war diese Stelle unbesetzt, so vertrat ihn der General-Feldzeugmeister oder der Befehlshaber der Artillerie. Die einzelnen Generale befehligten Heeres-Abtheilungen von 6 bis 10,000 Mann. Einer von ihnen, der General-Wachtmeister, hatte am Tage der Schlacht die Schlacht-Ordnung aufzustellen, sonst aber die Aufsicht über das Lagerwesen und die Zugordnung zu führen. Er gehörte zum Generalstabe, der dem Oberbefehlshaber des ganzen Heeres oder auch wohl dem einzeln commandirenden General zur Seite gestellt wurde. Durch große Gerechtsame, welche den Befehlshabern eingeräumt waren, durch strenge Kriegsgesetze, durch regelmäßigen Gottesdienst wurde das jetzt von dem Volke ausgeschiedene Heer sittlich zusammen gehalten; Leibesstrafen wurden gesetzlich selten angewendet, und noch kurz vor seinem Tode gebot Friedrich Wilhelm, sich aller Stockstrafen zu enthalten. So ausgezeichnet wurden die Soldaten

geschult, daß 1677 der Kurfürst die Offiziere für die von ihren Untergebenen begangenen Excesse verantwortlich machen konnte. — Das Geschütz war anfänglich verschiedenster Art und sehr schwerfällig; die schwersten Karthaunen erforderten dreißig Pferde zu ihrer Fortschaffung, die Singerinnen und Drachen (Trachenen) vier und zwanzig Pferde, die Feldschlangen 2—16, die Falkonettlein zwei Pferde ꝛc. Mit Karthaunen schoß man Kugeln von 25—50 Pfund, mit Nothschlangen von 20 Pfd., mit ganzen, halben und Viertelschlangen von 2—12, mit Falkonettlein von 1 Pfd., mit Scharpffentienlein von ½ Pfd. Außerdem bediente man sich auch der Mörser, welche Kugeln bis 310 Pfd. Schwere warfen. Zur Zeit des großen Kurfürsten hatte sich dies schon wesentlich geändert: die Geschütze waren leichter und gleichartiger geworden, so daß man damals im brandenburgischen Heere nur 3—12 pfündige Stücke führte. Die Bedienung der Artillerie war gering, bei jedem Stücke befanden sich nur ein oder zwei Büchsenmeister und ein Handlanger; die Fortschaffung der Geschütze geschah durch aufgebrachte Lehnpferde, deren Führer zugleich bei dem Geschütze Hand anlegen mußten; erst seit 1776 wurden 300—400 Trainpferde zu diesem Zwecke gehalten.

Behufs der Anwerbung von Truppen wurden Verträge mit Kriegs-Obersten abgeschlossen, und für jeden Reiter (im Jahre 1656) 40—50 Rthlr., für den Dragoner 20 Rthlr., für den Fußknecht 6—8 Rthlr. Werbegelder bewilligt. Die Unterhaltung von 1000 Mann zum Fußvolk ausgehobener Landleute kostete in Preußen monatlich 4000 Gulden, von 1000 Reitern aber 10,000 Gulden. Bis ein ganzes Truppencorps zusammen kam, hatten die Angeworbenen das Recht zu „garden". Die Sitte des Gardens war nämlich aus dem übrigen Deutschland auch nach der Mark verpflanzt worden. Wie dienst- und brodlos gewordene Handwerksburschen auf Kundschaft reisten und sich vom Betteln nährten, so war es auch seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bei den sich als zünftig ansehenden Landsknechten Sitte geworden, wenn sie beim Beginn des Winters oder nach beendigtem Kriege brod- und herrenlos geworden waren, zu garden d. h. zu betteln. Besonders fielen die „Gardenbrüder" mit ihrem „Pranken" oder Betteln dem Landmann zur Last, dem sie mit List oder Gewalt das Seine zu nehmen suchten, so daß wiederholt allgemeine Reichs- sowie besondere Landesgesetze dagegen erlassen werden mußten. Es durften nicht mehr als ihrer zehn beisammen herumziehen, sie mußten die Kundschaft ihres Hauptmanns vorweisen können, und sich in jedem Dorfe damit begnügen, daß ihnen zusammen drei Reichsgroschen gegeben wurden. Gingen sie einzeln, so sollte der Bauer nicht mehr als zwei, der Kossäthe einen Pfennig geben. Dasselbe Dorf durften sie nur einmal besuchen; Gänse, Hühner oder Anderes zu nehmen, war ihnen besonders bei schweren Strafen verboten. Waren endlich die Truppen vollzählig beisammen, so wurden sie gemustert und diese Musterung später monatlich wiederholt, wobei ihnen zugleich die Löhnung ausgezahlt wurde.

Bei diesen Musterungen wurde Kleidung und Bewaffnung sorgfältig untersucht, und die vorhandene Mannschaft genau mit den Listen verglichen. Jeder Einzelne wurde befragt, ob er die Löhnung regelmäßig erhalten habe und ob er nicht gewaltsam geworben wäre; war Letzteres der Fall, so wurde er ohne weiteres entlassen. Harte Strafe traf den Offizier, der zur Musterung von seinen Cameraden sich Mannschaft borgte, sowie den Soldaten, der seine Waffen von einem Andern entliehen hatte.

Erst Friedrich Wilhelm gelang es allmählich, jene alte Verpflegungsart abzustellen, obgleich auch er vielfach zu der gewaltsamen Weise seine Zuflucht nehmen mußte, welche in dem dreißigjährigen Kriege das Land auf so furchtbare Weise verderbt hatte. Seit 1665 wurde namentlich die Löhnung der Truppen bedeutend ermäßigt, um mit den spärlichen Geldmitteln besser haushalten zu können. Es wurde damals festgesetzt, daß der Oberst bei der Reiterei monatlich 100 Rthlr. Sold erhielt, bei den Dragonern 95 Rthlr., bei dem Fußvolk 90 Rthlr. Die Oberst-Lieutenants erhielten respective 45, 42, 38 Rthlr., die Hauptleute 60, 50, 40 Rthlr., die Lieutenants 29, 24, 18 Rthlr., die Corporale 10, 7, 4½ Rthlr., die Gemeinen 4, 3½, 2½ Rthlr. In den Quartieren durften die Truppen nur Salz, Holz und Licht von ihren Wirthen fordern; den Offizieren wurde dafür Servis bewilligt. Da aber gar häufig die Gelder zur Löhnung sehr unregelmäßig oder gar nicht gezahlt wurden, so wurden die Quartiergeber gezwungen, die Truppen im Essen und Trinken zu unterhalten, und im Fall des Unvermögens hatten letztere das Recht, ihre Wirthe auszupfänden, um dadurch ihren Lebens-Unterhalt zu ermöglichen. Die mit Einquartierung belegten Ortschaften hatten die Wahl, ob sie Natural-Verpflegung oder Vergütigung in Geld reichen wollten, und es war demgemäß eine bestimmte Taxe entworfen, nach welcher die Zahlung erfolgen mußte. Namentlich zur Zeit des schwedisch-polnischen Krieges befand sich der Kurfürst in der drückendsten Geldverlegenheit, und obgleich der Nothstand in Preußen ein außerordentlicher war, mußte er doch den Truppen zugestehen zu nehmen, wo sie etwas fänden. Die Beute sowie das Lösegeld für Gefangene gehörte den Soldaten, doch sorgte der Kurfürst seit 1656 dafür, daß dies Beutewesen nicht in Plünderung und Straßenraub ausartete; das eroberte Geschütz, Waffen und andere Kriegsvorräthe sollten fortan dem Kriegsherrn zufallen.

Die Festungen des Landes waren mit geworbenen Festungs-Garden besetzt, die gewöhnlich auf drei Jahre verpflichtet waren. Die Anzahl dieser Truppen war nur gering; so betrug z. B. die Besatzung von Cüstrin im sechzehnten Jahrhundert 150 Landsknechte. In den letzten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm's wurden die Besatzungen ungleich stärker, so daß allein in den festen Plätzen der östlichen Länder mehr als 5000 Mann sich befanden. Zugleich wurden ebendaselbst Magazine angelegt, und zwar geschah dies zuerst im Jahre 1630 zu Spandau; zu ihrer Füllung mußte seit 1637 von

jedem Scheffel, der zur Mühle gebracht wurde, die s. g. Kriegsmetze, von jedem Brauen zu 36 Scheffel Malz ein Scheffel eingeliefert werden; seit 1641 mußten auch von jeder besäeten Hufe 6 Scheffel in die Magazine geliefert werden. Einige Jahre später wurde diese Abgabe in Geld umgewandelt.

Da die Landstände sich durchaus weigerten, die Mittel zum Unterhalt der Truppen zu gewähren, so sah sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm genöthigt, die Natural-Verpflegung in den Quartieren anzuwenden. Das Fußvolk wurde meistens in die Städte, die Reiterei auf das platte Land verlegt. Zur Errichtung der Geschwader benutzte er die Einkünfte von den Zahlungen für die Lehnspferde, während er die vielfach von fremden Mächten gezahlten Hülfsgelder zur Unterhaltung des Heeres verwendete. Das Fehlende wurde durch einen Schoß herbeigeschafft, der auf die Hufen, Höfe und Häuser der Bürger und Bauern gelegt wurde, und der die Unterthanen fast zur Verzweiflung brachte. Es ist schon oben erwähnt, daß die Einführung der indirecten Steuer, der Accise, von allen Städten gern angenommen wurde, nachdem man das Vortheilhafte derselben kennen gelernt hatte. Diese Abgabe gewährte überdies dem Lande die außerordentliche Erleichterung, daß allmählich sämmtliche Truppen nach den Städten verlegt werden konnten, und daß ihnen hier nur Obdach, Holz und Licht bewilligt zu werden brauchte, während alles Andere, selbst Betten, von ihnen bezahlt werden mußte.

In der Zeit nach der Reformation haben die Landstände der Mark ihr größtes Ansehn gewonnen und nach allen Richtungen ausgeübt. Kurfürst Joachim II., der bei seiner häufigen Geldverlegenheit der Stände dringend bedurfte, mußte nämlich 1540 das feierliche Versprechen geben, daß er in keiner wichtigen Sache, „an der des Landes Gedeih oder Verderb gelegen wäre", ohne Zuziehung und Beirath der Stände beschließen wolle. Dies Uebergewicht, das die Stände erlangt hatten, wollte schon Joachim Friedrich vernichten. Er erklärte, als sie mit neuen Vorschlägen hervortraten: „er sei mit ihnen darin einig, daß kein Regiment ohne gute Ordnung bestehen könne; aber wenn auch wohl bei der Herrschaft menschliche Schwachheit und Irrthum mit unterlaufe, so zeige doch die Erfahrung, daß sich bei den Unterthanen dergleichen noch vielmehr ereigne und der Ungehorsam von Tag zu Tag überhand nehme; daher denn viel leichter sei Ordnungen zu machen als sie zu verwirklichen. Gern wolle er die Hand dazu bieten, eine solche gute Ordnung herzustellen." Er hatte darauf mehrere Vorlagen entworfen und ihnen vorlegen lassen, wobei er zunächst darauf drang, daß aus allen Kreisen ein stetiger Ausschuß zur Berathschlagung verordnet würde. Die Stände hatten sich aber so entschieden gegen eine solche Maßregel erklärt, daß der Kurfürst die Sache fallen ließ. Mit großer Zähigkeit behaupteten sie auch ferner ihre günstige Stellung, so daß „sie dem Kurfürsten nach Gefallen vorschrieben, was er unterschreiben sollte, und wenn er nicht eine Revolte befürchten wollte, unterschreiben

mußte." Seit 1653 jedoch berief Friedrich Wilhelm keine allgemeinen Landtage mehr zusammen, und seitdem gerieth die Macht der Landstände so sehr in Verfall, daß sie nur noch vorzugsweise in Bezug auf das landständische Creditwesen von Wichtigkeit blieben. Es bedurfte von Seiten des Landesherrn eben nur dieser Maßregel, sie nicht mehr einzuberufen, um ihre Wirksamkeit aufhören zu lassen, da nur er das Recht hatte, ihren Zusammentritt anzuordnen. Als Ort der Versammlung war allmählich Berlin üblich geworden, obgleich ursprünglich darüber keine Vorschrift gegeben war; sie lebten hier auf kurfürstliche Kosten. Selten eröffnete der Kurfürst selber die Versammlung, sondern es geschah dies nur bei besonders wichtigen Veranlassungen; gewöhnlich vertrat der Kur- oder ein anderer Prinz seine Stelle, oder der Kanzler oder ein Beauftragter aus dem geheimen Staatsrathe.

Ursprünglich waren es vier verschiedene Stände, die zusammentraten: die Prälaten, die Grafen und Herren, die Ritterschaft und die Städte. Als erste Prälaten galten die drei Landes-Bischöfe und zwar insofern, als sie bedeutenden Grundbesitz vertraten. Nach Aufhebung der Bisthümer und Klöster änderte sich natürlich dies Verhältniß insoweit, daß nur die beibehaltenen Domcapitel in Havelberg und Brandenburg landständische Berechtigung beibehielten bis zur Aufhebung dieser landständischen Wirksamkeit im Jahre 1810. Da die Güter des Domstifts zu Stendal an die Universität zu Frankfurt gekommen waren, trat diese in seine Rechte, während das Stift zum Heiligen Grabe durch den Stifts-Hauptmann bei der prignitzischen Ritterschaft vertreten wurde. Der Herrnmeister der Johanniter zu Sonnenburg in der Neumark, sowie die Komthure dieses Ordens in Lagow, Lietzen, Quartschen und Werben behielten auch nach der Reformation ihre frühere Berechtigung bei. Der Herrenstand war nach dem erfolgten Aussterben der Grafen v. Lindow und v. Hohenstein nur spärlich vertreten, da andere Dynastengeschlechter schon früher ausgegangen waren. Vermuthlich bildeten sie stets mit den Prälaten eine Curie, während in der Neumark diese Curie ganz fehlte, da auch der Herrnmeister der Johanniter, der einzige Prälat daselbst, zur Ritterschaft übergetreten war. Der oben erwähnte Unterschied zwischen den beschlossenen und unbeschlossenen Adligen hatte in Bezug auf die Landschaft keinen Einfluß; vielmehr beschränkte sich derselbe nur darauf, daß jene durch einzelne Einladungen, diese durch Circularschreiben, ursprünglich geschlechterweis, zum Landtage berufen wurden. Sie bildeten zusammen die zweite Curie und hießen mit der ersten die „Oberstände", während die Städte „Unterstände" genannt wurden. Von den Städten der Mark hatten die Mediatstädte keinen Zutritt zum Landtage, denn sie wurden ja schon durch ihre geistlichen oder weltlichen Herren vertreten; selbst früher bischöfliche Städte, welche durch die Reformation Immediatstädte geworden waren, erhielten dadurch doch nicht die Landschaft. Aber auch von den „Chur- und Immediatstädten" erschienen nur die Haupt- oder

größeren Städte auf den Landtagen, und vertraten zugleich die ihnen incorporirten kleinen Städte ihrer Sprache.

Die Stände der Mark ordneten sich nach den Marken oder Provinzen der Art, daß die Altmark voranstand, und daß ihr die Prignitz, die Mittelmark mit Ruppin, die Ukermark und zuletzt die Neumark folgten. Oft waren auch nur die Stände einer Mark zu s. g. Kreis- oder Provinzial-Landtagen versammelt, da die einzelnen größeren Abtheilungen des Landes mit dem Namen von Kreisen bezeichnet wurden; der Name „Provinz" war nämlich nicht üblich, die Benennung von „Marken" paßte aber nicht für alle, namentlich nicht für die Prignitz. Seltener noch traten wirkliche Kreis-Versammlungen im engeren Sinne des Wortes zusammen; die Prignitz wie die Ukermark galten dabei jede nur für einen Kreis, während die Altmark sechs, die Mittelmark nebst Ruppin sieben, und die Neumark ebenfalls sieben Kreise und außerdem fünf incorporirte Kreise umfaßte. Oft auch versammelten sich die Städte der gesammten Mark oder auch von je zwei Provinzen, z. B. der Altmark und Prignitz, der Mittel- und Ukermark, besonders in der Hauptstadt einer Provinz, um besondere städtische Interessen zu besprechen oder auch um sich über die Ausführung dessen zu verständigen, was auf den allgemeinen Landtagen beschlossen war. Die Ritterschaft tagte wohl auch im Verein mit den Prälaten und Herren, doch nie aus der ganzen Mark, sondern nur aus einer Provinz oder einem Districte derselben zu eben jenem Zwecke. Ebenso wurden auch wohl statt der Landtage Stände-Ausschüsse oder Deputirte berufen, entweder eine gewisse Anzahl aus jeder Mark, oder nur Deputirte von der ersten Curie und je zwei Abgeordnete der Ritterschaft aus jedem Kreise; die größeren Immediatstädte dagegen fanden sich vollständig dabei ein. Besonders im siebzehnten Jahrhundert waren diese Ausschußtage häufig, um die Kosten zu ersparen oder auch, wenn Sachen von geringerer Wichtigkeit vorlagen. Natürlich vertraten diese Ausschüsse ebenso alle Unterthanen und Insassen des Landes wie die Landstände selber.

Allerdings war das Steuerbewilligungs-Recht eines der vorzüglichsten, das die Landstände besaßen, doch keineswegs das allein wichtige. Uebrigens erstreckte sich dies Recht der Bewilligung von Seiten der Stände nicht auf die regelmäßigen Abgaben, sondern nur auf die außergewöhnlichen. Es ist schon oben erwähnt worden, daß die Orbede, welche in den Städten, und die Bede, welche auf dem Lande von allem Besitz zu entrichten war, ursprünglich die stehende Einnahme der Markgrafen bildete, zu der dann noch viele andere Einkünfte kamen aus den Domänen, den Forsten, der hohen Gerichtsbarkeit, dem Münzregal, den Zöllen ꝛc. Da jedoch im Laufe der Zeit viele von diesen Einkünften capitalisirt und verkauft worden waren, mithin die markgräflichen Einnahmen eine bedeutende Schmälerung erlitten hatten, während die Zeitverhältnisse immer mehr Ausgaben nöthig machten, so mußten die Markgrafen zu außerordentlichen Beden

ihre Zuflucht nehmen, und diese waren es, welche von der Geneigtheit der Stände erwartet werden mußten. Zugleich controllirten die Stände die von ihnen bewilligte außerordentliche Steuer. Anfänglich hatte dieselbe auch hingereicht, das außerordentliche Bedürfniß zu decken; bald aber genügte das nicht mehr, und die einmalige Bewilligung konnte oft kaum die Verzinsung der Schulden decken, welche durch immer neue Aufnahme zu bedenklicher Höhe herangewachsen war. Es wurde deshalb zur Sicherheit der Gläubiger ein Tilgungsfonds nothwendig, aus welchem neben der Abtragung der Zinsen auch die Schuld selber getilgt werden sollte. Er wurde dadurch gebildelt, daß die Stände gewisse Abgaben sich vom Landesherrn abtreten ließen, um daraus diese Credit-Anstalt ins Leben zu rufen. Auf dem Lande und in den kleinen Mediatstädten wurde von jeder Hufe und von jedem Giebel oder Hause eine Abgabe entrichtet, die eben davon der Hufen- und Giebelschoß genannt und von der Ritterschaft erhoben und verwaltet wurde. In den größeren Immediatstädten wurde nach der Größe des Hauses und seinem Nahrungsstande jährlich in zwei Terminen der s. g. Vor- oder Feuerschoß gezahlt, außerdem aber wurde sämmtliches Vermögen nach Schocken oder Pfunden abgeschätzt und die Höhe desselben von dem Besitzer eidlich beschworen, und davon ebenfalls jährlich in zwei Terminen der s. g. Pfundschoß entrichtet. Dieses Einkommen wurde in dem Städte-Kasten gesammelt und darauf ein Theil der Landesschuld übernommen. Zur leichteren Verwaltung des Städte-Kastens wurde derselbe 1565 in einen altmärkisch-prignitzschen und in einen mittelmärkisch-ukermärkisch-ruppinschen getrennt, wie auch die Ritterschaft den Hufenschoß zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auf gleiche Weise trennte und auf jeden gewisse Landesschulden eintrug. Beide Fonds mit gesonderter Schuldenlast haben bis 1820 bestanden. Der dreißigjährige Krieg brachte aber so gewaltige Verwirrung hervor, daß Friedrich Wilhelm kein anderes Mittel zur Abhülfe sah, als einen Staats-Banquerot zu erklären. Die Verzinsung der aufgenommenen Capitalien wurde untersagt, da durch langen Zinsengenuß die Gläubiger ihr Capital empfangen hätten. Das Capital, das auf den Städte-Kasten eingetragen war, wurde auf 25 Proz. herabgesetzt, das auf die Hufenschoßkasse versicherte sollte zu $^2/_3$ der Höhe zurückgezahlt werden.

Die Schuldenlast hatte sich schon unter Joachim II. so vermehrt, daß jene beiden Credit-Institute nicht hinreichten, dieselbe zu decken. Deshalb wurde 1651 noch ein dritter Fonds gebildet, zu dem sowohl Land wie Städte beitragen mußten. Es war dies „der neue Biergelder-Fonds", der sich bis in die neuesten Zeiten, bis zur allgemeinen Umwandlung der indirecten Abgaben erhalten hat. Es wurde nämlich von jedem Gebräu zu 26 Scheffel Malz seit 1551 eine Abgabe von $2^1/_2$, seit 1564 von 3 Gulden genommen. Als Johann Georg 1573 die große Schuldenmasse seines Vaters ordnete, wurde das Gebräu auf 36 Scheffel und die Abgabe dafür auf $3^1/_2$ Rthlr. erhöht. Ja Georg Wilhelm versuchte 1624 diese Abgabe auf

sieben Thaler zu bringen, konnte jedoch bei den Landständen nicht durchdringen, obgleich er darüber eiferte, daß er „eine monarchische Verfassung im Lande haben wolle und die demokratische nicht dulden könne, da nur zu bald derselben eine oligarchische folge." Die Neumark war bei diesen Einrichtungen nicht betheiligt, da Johann, der diesen Landestheil abgesondert regiert, auch nach seinem Tode die Finanzen in bester Ordnung zurückgelassen hatte. Seit dem Jahre 1610 kamen die Geld-Angelegenheiten dadurch in die größte Unordnung, daß wegen des Anfalls der Cleve'schen Länder die Unterhaltung von Truppen nothwendig wurde, was verbunden mit dem Beitritt des Kurfürsten Johann Siegmund zur Union neue, schwere Ausgaben herbeiführte, zu deren Bestreitung er nicht nur die erwähnte Schuld von 100,000 Rthlrn. in Holland, sondern auch, als ihm 1609 von den Ständen 400,000 Rthlr. bewilligt wurden und dies Geld nicht eilig genug zusammengebracht werden konnte, noch eine zweite von 200,000 Rthlrn. in Dänemark machen mußte, welche letztere zwar 1622 zurückgezahlt wurde, aber auch die größte Noth für die ständischen Creditfonds brachte. Dann folgte der verhängnißvolle dreißigjährige Krieg, der neue außerordentliche Grundsteuern nöthig machte; dieselben wurden durch das neu geschaffene Organ der Kreis-Commissarien oder Landräthe beigetrieben, und verwandelten sich später in ordentliche Contributionen.

Das Recht der Stände, bei allen Geld-Angelegenheiten eine wichtige Stimme abzugeben und entscheidend einzugreifen, erstreckte sich nicht allein auf jene Steuer-Bewilligungen, sondern auch auf den Verkauf von Domänen und landesherrlichen Rechten, sowie auf die Prinzessinnen-Steuer oder die Ausstattungssumme bei Verheirathung nicht nur der Töchter des Kurfürsten, sondern auch anderer Verwandten. Im 15. Jahrhundert betrug diese Aussteuer 10,000, im 16. Jahrhundert 20,000 Gulden; seit dem Jahre 1719 ist sie jedoch nie von dem Lande eingefordert worden, obgleich bei allen derartigen Gelegenheiten die Könige das Recht dieser Einforderung sich ausdrücklich vorbehalten haben. Ebenso hatten die Stände nicht blos eine berathende, sondern auch entscheidende Stimme bei dem Münzregal, bei Handels-, Schifffahrts- und Gewerbe-Angelegenheiten, bei der Militär-Einrichtung und bei den damit zusammenhangenden Bündnissen und Kriegen, bei Gesandtschaften ꝛc. In Zoll-Angelegenheiten stand ihnen zwar ursprünglich kein Recht zu, doch auch hier hatten sie sich ein solches anzueignen gewußt. Bei Reichssteuern, z. B. bei der Türkensteuer, hatten die Stände auch nicht einmal berathende Stimme, sondern hierbei war noch das kaiserliche Ansehn allein maßgebend.

Auf keinen andern Stand nächst der Geistlichkeit hat wohl die Reformation größeren Einfluß gehabt als auf den Adel in der Mark. Das Besitzthum von sechs steuerfreien Ritter- oder vier Knappenhufen, für welche der Lehndienst zu leisten war, würde kaum hingereicht haben, den Adligen, besonders bei stärkerer Familie, zu

nähren, wenn nicht namentlich die jüngeren Söhne der Familie am Hoflager des Landesherrn oder auf dessen Schlössern oder im Gefolge anderer Großen oder in geistlichen Stiftern, Orden und Pfründen Mittel zum standesmäßigen Unterhalte gefunden hätten. Ueberdies waren in den häufigen Fehden gar viele dieser Ritterguts-Inhaber untergegangen, und namentlich im 15. Jahrhundert finden sich deshalb schon mehrere Rittersitze an einem Orte zu Einem vereinigt, der dadurch oft 18, 24 und mehr Hufen zählte. Dies Streben, den ursprünglichen Besitz zu mehren um auskömmlichen Unterhalt zu gewinnen, mußte besonders da hervortreten, als der deutsche Orden das Herzogthum Preußen verlor und durch die Kirchenreform die Aussicht schwand, die jüngeren Söhne in den Besitz von Pfründen setzen zu können. Bei der Auflösung der Bisthümer und Klöster in der Mark gingen zwar viele der geistlichen Güter in die Hände von Adligen über, doch waren es immer nur einzelne von ihnen, welche daraus Nutzen zogen, während der ungleich größere Theil des niederen Adels, der unbeschlossenen Zaunjunker, sich um so mehr auf seinen geringen Landbesitz angewiesen sah, als bei dem langen Friedens-Zustand in der Mark sich wenig oder gar keine Gelegenheit fand, Kriegsdienste zu leisten und dadurch eine angemessene Existenz zu gewinnen. Nicht minder fehlte die Gelegenheit zu Staats-Aemtern zu gelangen, weil dazu ein fleißiges Studium des neuen auf das römische gegründeten Rechts nothwendig war, zu welchem dem dürftigen Adel die Mittel und auch lange die Luft fehlte. Diese Noth hatte zunächst das Gute, daß der Adlige, jetzt selber auf den Ackerbau angewiesen, Ländereien unter den Pflug nahm, die bisher müßig gelegen hatten. Da aber auch dies Mittel nicht ausreichte, so machte er von dem ihm vorbehaltenen Rechte Gebrauch, in den Dörfern, wo er irgendwelche gutsherrliche Rechte ausübte, Bauern aus ihrem Besitze für mäßigen Taxwerth auszukaufen, ein Vorrecht, das erst König Friedrich II. 1749 aufhob. Aus diesem neu erworbenen Besitze wurden Vorwerke, Schäfereien und Meiereien gebildet, auf welchen die jüngeren Söhne der Familie angesetzt wurden, und schon 1593 wurde deshalb ein Verbot dagegen erlassen, bei jedem Todesfall von Gutsherren einen Bauer auszukaufen, um dessen Gut als einen Wittwensitz einzurichten, das mit dem Tode der Wittwe zum Hauptgute geschlagen wurde und nun als steuerfreies Rittergut galt.

Sorgte auf diese Weise der niedere Adel für seine Familie auf eine Weise, welche zwar ihm von großen Nutzen wurde, dem Staate aber gefährlich zu werden drohte, so war doch andererseits die Gefahr nicht gering für ihn, allmählich ganz zu verbauern. Da aber trat der dreißigjährige Krieg ein, der bei allen seinen Uebeln für den Adel bessere Zustände herbeigeführt hat. Ein großer Theil des Adels nahm in den Heeren von Freund und Feind Kriegsdienste, und je mehr von ihnen dabei ihren Tod fanden, desto häufiger wurde die Gelegenheit, jene neu geschaffenen kleinen Rittersitze in Eine Hand gelangen zu lassen. Dazu kam noch, daß viele Dörfer ganz verödeten und ihre

Feldmark von den benachbarten Gutsherren benutzt wurde, welche daselbst Landbauer mit geringerem Rechte ansetzen konnten, als die früheren gehabt hatten. Der Zuwachs des brandenburgischen Staates um nicht geringe Ländertheile eröffnete die Aussicht zum Staatsdienste, in welchem die altländischen Adligen vorzugsweise begünstigt wurden, und in dem stehenden Heere, welches Friedrich Wilhelm schuf, fand der märkische Adel die bequemste Gelegenheit, sich durch seine Tüchtigkeit eine selbst ausgezeichnete Stellung zu sichern.

Schon im vorigen Zeitabschnitt ist erzählt worden, daß in den Städten der Mark die Zünfte mit den alten Geschlechtern in feindliche Berührung gekommen waren, als sie das Stadt-Regiment an sich zu bringen suchten, daß dadurch den Kurfürsten Gelegenheit geboten war einzuschreiten, und daß seitdem die Selbständigkeit der Städte vernichtet war und damit zugleich ihr früherer Glanz und Wohlstand. Joachim I. hatte zwar durch die Polizei-Ordnung, die er 1515 erließ, dem Verfall der Städte zu wehren gesucht, und manches Gute war dadurch möglich geworden, doch blieb die Controlle der Regierung. In Bezug auf die Ergänzung des alten Rathes durch einen neuen wurde 1540 bestimmt, daß die alten Rathsmänner jedes Jahr wieder gewählt werden könnten, sobald sie ihr Amt treu verwaltet hätten. Die Geschäfte des Rathes vermehrten sich übrigens durch den schriftlichen Verkehr in allen Zweigen der Verwaltung so bedeutend, daß sein Amt nicht mehr als eine bloße Nebenbeschäftigung angesehen werden konnte, das der Ehre wegen übernommen wurde. Deshalb wurde es ganz allgemein, was früher nur vereinzelt vorgekommen war, daß regelmäßig Gehalt gezahlt werden mußte, wogegen Natural-Lieferungen und anderweitige Einkünfte wegfielen.

Der Rath verwaltete noch wie früher, wenn auch nach Anweisung der Regierung, die Polizei in den Städten. Er hatte also die Aufsicht über die Löschanstalten, den Markt, die Preise der Lebensmittel, über Sittlichkeit ꝛc. zu führen. Er entwarf Vorschriften über Einschränkung des Luxus, und theilte deshalb die Bevölkerung in verschiedene Klassen, eine Eintheilung, die sich auch noch im siebzehnten Jahrhundert wiederholt. Nach der Polizei-Ordnung in Berlin von 1580 gehörten zur ersten Klasse die Bürgermeister und Rathsherren, die Geistlichen, Richter, Gelehrten und die alten Geschlechter. Zur zweiten Klasse gehörten die wohlhabenden Bürger, sowohl Handelsleute als Handwerker, namentlich die Viergewerke; zur dritten Klasse die gemeinen Bürger und Handwerker, und endlich zur vierten die Hausleute, die Tagelöhner und das Gesinde. In der Polizei-Ordnung von 1604 wurde ein Theil der zweiten Klasse mit der ersten, ein anderer mit der dritten zu einem Stande vereinigt, so daß nur drei Stände bestimmt wurden. Doch war diese Eintheilung nicht in allen größeren Städten dieselbe, überall aber waren für jeden Stand genaue Vorschriften ertheilt in Bezug auf die Kleidung, den Aufwand bei Hochzeiten, Kindtaufen ꝛc.

Wegen der Verwaltung des städtischen Vermögens brachen nicht

selten harte Streitigkeiten zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft aus. Schon Joachim II. untersagte deshalb die Gemeinde-Versammlungen, da gar oft durch dieselben große Unruhen entstanden waren. Die Bürgerschaft machte vielfach dem Rathe den Vorwurf, er verschwende das städtische Vermögen, entziehe sich selber den Abgaben, und nehme bedeutende Schulden ohne Zustimmung der Gemeinde auf. Man bedauerte, daß das frühere Vorrecht der Vorsteher von Gilden und Corporationen, namentlich von den Viergewerken aufgehoben sei, in allen wichtigen Angelegenheiten, besonders aber in Geldsachen dem Rathe zur Seite zu stehen. Deshalb ordnete Kurfürst Joachim II. an, ein besonderes Collegium aus der Mitte der Gemeinde zu ernennen, dessen Mitglieder dem Rathe als Stadt-Verordnete zur Seite gesetzt wurden, und das etwanige Streitigkeiten zwischen dem Rathe und der Gemeinde vermitteln sollte. Da die Mitglieder mit der Verwaltung vertraut wurden, so wurde oft aus ihnen der Rath ergänzt. Ihre Anzahl richtete sich nach der Größe der Städte; sie schwankte zwischen 6 bis 32, gewöhnlich belief sie sich auf 24; unter ihnen waren auch die Viertelsmeister d. h. die Vorstände einzelner Stadttheile, deren jede Stadt der Regel nach vier zählte. Nach kurfürstlicher Vorschrift wählte der Rath selber die Stadt-Verordneten aus den angesehneren Bürgern, doch bedurften sie überdies landesherrlicher Bestätigung. Sie wurden namentlich hinzugezogen, sobald Schulden abgetragen werden konnten oder neue gemacht werden mußten, und sie gewährten demnach den Gläubigern die Gewißheit, daß nichts zu ihrem Nachtheile beschlossen werden könnte; doch hatten sie nicht die Befugniß, von dem Rathe Rechenschaft über seine Verwaltung zu fordern, welche vielmehr die Regierung sich vorbehielt. Bei besonderen Veranlassungen wurden noch besondere Deputationen neben diesen Stadt-Verordneten aus den Bürgern erwählt, so bei Huldigungen, wo dergleichen Deputationen aus Rathspersonen und Bürgern zusammengesetzt wurden. — Daß bei den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, als die alte Bürgerschaft großentheils ihren Untergang fand, das alte Städtewesen ganz schwand, ist erklärlich genug; die Maßregeln welche Kurfürst Friedrich Wilhelm ergriff, um die verödeten Städte wieder zu bevölkern, erreichten allerdings diesen Zweck, doch der frühere Werth und das alte Ansehn des Bürgerrechts konnte dadurch nicht gewinnen. Er setzte nämlich die Kosten für die Aufnahme in die Bürgerschaft oder in die Gewerke auf unbedeutende Zahlungen herab, und ebenso gab er den Bewohnern der Vorstädte, die bis dahin unter Bauer-Meistern eine getrennte Verwaltung gehabt hatten, mit den Bürgern selber gleiche Rechte.

Die Städte übten noch immer die Gerichtsbarkeit aus oder hatten sie durch Kauf wieder an sich gebracht, wenngleich der Landesherr besondere Rechte sich vorbehielt, und die Städte bei jedem Regierungs-Wechsel die Belehnung mit derselben nachsuchen mußten. Im 16. Jahrhundert bildete noch der Rath die zweite Instanz, doch wurde im 17. das Kammergericht angeordnet, von dem nur noch an den Kur-

fürsten selber appellirt werden konnte. Bei besonders wichtigen Sachen ließ dieser den Spruch von einer Universität einholen, und bestätigte denselben durch seine Namens-Unterschrift. Da man gar gern die erste Instanz, das Land- und Stadtgericht, zu umgehen suchte oder auch rechtswidrig Appellation einlegte, so setzte Friedrich Wilhelm für dergleichen Vergehen Strafgelder fest. Jene Veränderung des Instanzen-Zuges hatte aber die natürliche Folge, daß die alten Schöppenstühle allmählich außer Gebrauch kamen, obgleich z. B. der in Brandenburg erst im Jahre 1812 vollständig aufgelöst worden ist.

Wie das Städtewesen überhaupt, so hatten auch insbesondere die Zünfte im Laufe der Zeit bedeutende Einschränkungen ihrer alten Gerechtsame zu erleiden; die Zeit, wo sie nicht selten ihr Innungsrecht sehr willkürlich gegen einzelne Genossen in Anwendung brachten, war vorüber, seitdem diejenigen an der Regierung einen kräftigen Rückhalt fanden, welche sich jenem Zunftzwange nicht fügen wollten. Schon Joachim II. behielt sich 1541 das Recht vor, jene Privilegien zu beschränken, sobald die Nothwendigkeit einträte. Die Städte verloren auch das Recht, daß nur in ihnen Meister sich setzen durften; schon im sechzehnten Jahrhundert kommen Fälle vor, daß z. B. Schmiede auf dem Lande wohnten, welche außer aller Verbindung mit der Zunft in der benachbarten Stadt standen, und daß von Seiten letzterer vergeblich dagegen protestirt wurde. Während die Regierung alles Mögliche that, einzelnen in Verfall gerathenen Gewerken wieder aufzuhelfen, z. B. den Tuchmachern durch das Verbot des Verkaufs von fremdem Tuche sowie durch das der Wollausfuhr, wurde doch andererseits von derselben der Zunftzwang dadurch gelöst, daß eine Menge lästiger und kostspieliger Gebräuche bei den Innungen abgeschafft wurden und auch wider den Willen der Zünfte fremde oder neue Meister sich setzen durften. Ja 1659 wurde der Befehl erlassen, Söhne von Schäfern, Vögten, Wächtern und Stadtknechten als Lehrlinge anzunehmen, die früher als unehrlich nicht zu den Gewerken gelassen worden waren. Auch wurde eine Strafe von 100 Rthlrn. für denjenigen festgesetzt, der die Leinweber für unehrlich erklärte; denn auch in der Mark rechnete man es ihnen zum Schimpfe an, daß in einigen Ländern die Leinweber verpflichtet waren, bei vorkommenden Hinrichtungen die Leiter zum Galgen zu tragen.

Besonders ließ es sich Friedrich Wilhelm angelegen sein, *Gewerbe* und *Handel* im Lande zu heben. Der Versuch, die Zufuhr von fremdem Salze zu untersagen, der 1560 gemacht worden war, als man bei Belitz Salzsiedereien angelegt hatte, fiel nicht glücklich aus; man war bald wieder auf das Lüneburger Salz angewiesen, aus dessen Verkauf Johann Georg 1583 ein landesherrliches Monopol machte. Dagegen wurde später durch Schutzzölle die Zuckerfabrikation im Lande befördert; auch lieferte bereits 1658 die erste Glashütte in der Mark zu Grimnitz so viel, daß die Einfuhr fremden Glases mit Ausnahme von Trinkgläsern untersagt werden konnte; ja wenige Jahre später hatte sich dieser Industriezweig bereits so erweitert, daß über-

haupt fremdes Glas verboten wurde, und nur noch Spiegel- und Crystallgläser eingeführt werden durften. Auf ähnliche Weise wurden Hammerwerke gefördert, und fremde Einfuhr derartiger Fabrikate konnte untersagt werden. Daß ferner seit der Aufnahme zahlreicher Einwanderer vielfach Gewerbszweige sich in der Mark entfalteten, welche früher hier nicht betrieben wurden, ist schon oben angedeutet worden.

Unter den Handels-Produkten spielte noch immer der Heringshandel eine wichtige Rolle. Die Heringszüge hatten sich zwar an den Küsten von Pommern im 16. Jahrhundert gemindert, dagegen an den Küsten der Nordsee desto reichlicher gesammelt; daher war denn auch der Handel auf der Elbe von Hamburg her außerordentlich gewachsen. In Lenzen werden z. B. im Jahre 1614 gegen eine halbe Million Tonnen Heringe versteuert, wie auch dieser wichtige Zoll daselbst schon unter Joachim II. jährlich 70,000 Ducaten gebracht haben soll. Ferner war der Verbrauch von Bier so bedeutend, daß eben dieser Gegenstand als besonders geeignet angesehen wurde, darauf Steuern zu legen; am meisten zeichnete sich Gardelegen durch seine überaus bedeutende Bier-Ausfuhr aus. Ebenso war der Anbau des Weines nicht gering; erst der dreißigjährige Krieg hatte diesen Zweig der Landescultur fast allgemein vernichtet, wozu noch der Umstand kam, daß mehrere harte Winter nach einander den Weinstöcken großen Schaden zufügten. Daß später dieser Anbau nicht wieder aufgenommen wurde, daran hinderte der seit Ende des 16. Jahrhunderts immer mehr üblich werdende Genuß von Branntweinen. Während diese früher nur als Arzneimittel in Apotheken gehalten wurde, verwandelten sie sich allmählich in ein sehr beliebtes Getränk.

Die Oberstände waren von den Zollabgaben befreit, so weit es den Verkehr mit den auf eigenem Grund und Boden gewonnenen Produkten betraf oder auch zollpflichtige Dinge, die sie im eignen Hausstande verbrauchten. Aber auch die Städte Alt- und Neu-Brandenburg, Berlin und Cöln, Königsberg, Treuenbrietzen und Teltow genossen Zollfreiheit, d. h. diejenigen ihrer Bürger, welche Haus und Hof besaßen; die Kaufleute in diesen Städten mußten beschwören, daß sie die bezogenen Waaren auf eigene Rechnung nähmen.

Zu dem schon oben genannten Vor- und Pfundschoß, der eben sowohl von den Hausbesitzern wie von den Incolen oder Miethsleuten getragen werden mußte, kam seit 1620 eine neue Abgabe hinzu, die Kriegs-Contribution, welche auch nach dem dreißigjährigen Kriege zu entrichten war, und von der keiner ausgeschlossen wurde. Sie wurde mit unnachsichtiger Strenge erhoben, und gegen Säumige sofortige Execution vollstreckt, welche zunächst mit Aushebung der Thüren begann und sich bis zum Personal-Arrest steigerte. Diese Abgabe war um so drückender, je mehr wüste Stellen vorhanden waren, die von den andern mit getragen werden mußten. So waren beispielsweise gegen Ende des Krieges in Berlin mehr als 200 wüste Stellen; in Prenzlow waren von den früher vorhandenen 787 Häusern

noch 321 übrig, von denen nur 107 bewohnt wurden; in Neustadt-Eberswalde waren von 228 Häusern 158 gänzlich verschwunden, und von den übrigen befanden sich 14 in so verfallenem Zustande, daß sie nicht bewohnt werden konnten. Daher waren Executionen an der Tagesordnung; Möbel, Zinn, Messing, Braupfannen, selbst Betten wurden den Schuldnern genommen, so daß nicht Wenige Haus und Hof im Stiche ließen, da es ihnen unmöglich war, die schweren Abgaben zu zahlen. Erst mit der Einführung der Accise hörte dieser trostlose Zustand allmählich auf, obgleich noch die Contribution so lange nebenbei erhoben wurde, bis die neue Einnahme das Bedürfniß deckte. Wie sehr sich deshalb auch in vielen Städten der Rath gegen diese Neuerung sträubte, so wurde er doch von der Bürgerschaft dazu gezwungen, welche dieselbe mit Freuden begrüßte. Als der Krieg mit Schweden begann, reichten jedoch die bisherigen Abgaben nicht hin, um die übergroßen Staats-Ausgaben zu bestreiten. Es wurde deshalb 1677 noch eine Kopfsteuer erhoben, von der sich selbst der Hof nicht ausschloß. Der Kurfürst zahlte für seine Person 1000 Rthlr., seine Gemahlin die Hälfte, und so verhältnißmäßig die kurfürstliche Familie und der ganze kurfürstliche Hof. Bis zu dem ärmsten Tagelöhner und Schüler erstreckte sich diese Steuer, deren geringster Satz 6 Gr. war; selbst Frauen und Kinder über zwölf Jahre waren davon nicht ausgeschlossen. Ungeachtet der Versicherung des Kurfürsten, daß diese Steuer nur einmal erhoben werden sollte, zwang ihn doch die Noth, zwei Jahre später diese Abgabe abermals einzutreiben. Zu allen diesen schweren baaren Abgaben kam überdies die starke Last der Einquartierung, die um so größer war, als auch die Soldaten-Frauen und Kinder mit einquartiert wurden. Wie bedeutend die Zahl der letzteren war, ergiebt sich z. B. aus einer Notiz vom Jahre 1669, nach welcher in Berlin und Cöln 600 Häuser 1580 Militärs und mehr als 1900 Frauen und Kinder als Einquartierung zu tragen hatten. Die beständige Geld-Verlegenheit bewog den großen Kurfürsten, alle möglichen Mittel in Bewegung zu setzen; so erließ er auch 1682 eine Stempeltaxe, nach welcher bei Bestallungen ꝛc. auf 100 Rthlr. zwölf Groschen Stempel erlegt wurden, bei gerichtlichen Verhandlungen für den Bogen 1½—3 Groschen, bei Quittungen, Bittschriften, Päßen ꝛc. 4 Pfennige.

Die Rechnung nach Schocken kam während der Regierung des Kaisers Ferdinand I. ganz außer Gebrauch. Die böhmischen Groschen, die zuletzt geprägt wurden, waren nur 6½ löthig, und es wurden aus der rauhen Mark 90 Stück geschlagen. Mithin galt das Schock nur noch 3 Rthlr. 23¾ Sgr., der böhmische Groschen 1 Sgr. 10¾ Pf. An die Stelle dieser Groschen traten als kleine Silber-Münzen gröbere Stücke ein, während größere Summen nach Gulden, Ducaten und Thalern berechnet wurden. Nach der Reichs-Münzordnung, welche Kaiser Ferdinand 1559 erließ, wurden aus der Mark 18½ karäthigen Goldes 72 Goldgulden geprägt, von denen also jeder etwa 2 Rthlr. 10½ Sgr. an Werth hatte. Ebenso wurde bestimmt, daß aus der

Mark 23⅔ karäthigen Goldes 67 Stück Ducaten zu prägen seien, von denen also jeder 3 Rthlr. 7 Sgr. galt; doch wurde in der Mark selten nach dieser Münze gerechnet. Da die von Joachim I. geprägten Joachimsthaler 15 löthig waren, 8⁸/₁₅ Stück derselben auf die Mark fein gingen, und jeder also 1 Rthlr. 20 Sgr. galt, so hätte der Viertel- oder Ortsthaler etwa 12½ Sgr. Werth haben müssen; da jedoch 29 Stück derselben aus 11 Loth fein geschlagen wurden, so galten sie nach dem Edikt vom Jahre 1551 nur 10 Sgr. Von brandenburgischen Groschen gingen nach einer Verordnung Joachim's II. vom Jahre 1538 auf die 5 löthige Mark 111 Stück, so daß einer 1⅕ Sgr. galt. Der dreißigjährige Krieg brachte auch im Münzwesen bedeutende Veränderungen hervor. Die größeren guten Münzen verschwanden aus dem Verkehr, und statt derselben kamen neue in Umlauf, welche kaum noch eine Spur von Silber zeigten; die kleineren Münzsorten, deren Gehalt ein so geringer war, daß er kaum noch verschlechtert werden konnte, wurden dem Gewichte nach vermindert. Es ist diese Zeit als „Kipper- und Wipperzeit" bekannt. Winkelmünzer und Juden zogen die alten werthvollen Münzen ein und setzten dafür die neuen werthlosen in Umlauf, so daß die einzelnen guten Münzstücke, die etwa noch vorkamen, 1622 mit dem fünffachen Preise ihres früheren Werthes bezahlt werden mußten, die Kipper- und Wippermünzen also damals nur auf den fünften Theil ihres Nominalwerthes geschätzt wurden. Auch in der Mark wurde diese neue Münze in großer Menge geprägt, und bald fing Handel und Wandel zu stocken an, da Bäcker z. B. kein Brod mehr backen, Brauer kein Bier mehr brauen wollten, um nicht genöthigt zu sein, die schlechte Münze anzunehmen. An vielen Orten kam es deshalb zu Gewaltthätigkeiten, so daß der Kurfürst Georg Wilhelm die Winkel-Münzstätten zerstören und die Münzer criminalisch bestrafen ließ, und im Verein mit Sachsen, Braunschweig und Pommern 1623 eine neue Münzordnung entwarf, wobei zugleich der Werth der zahlreichen Münzsorten bestimmt wurde, welche damals sehr allgemein in der Mark im Gebrauche waren. Friedrich Wilhelm hob endlich 1666 die Münzgerechtigkeit aller Städte auf und bestimmte Berlin und Crossen als die einzigen Orte, wo die neue Landesmünze geschlagen werden sollte. Das Silber zu den Thaler-, Drittel-, Sechstel- und Achtelstücken sollte 12 löthig sein, aus der Mark aber acht Thaler geprägt werden, von denen mithin jeder etwa 1 Rthlr. 10 Sgr. Werth hatte. Die Groschen, von denen 24 auf einen Thaler gingen, sollten wie die alten Reichsgroschen etwa 8 Loth fein enthalten. Noch geringeren Gehalt hatten die Neun-, Acht-, Sechs-, Vier-, Drei-, Zwei- und Ein-Pfennigstücke, so daß namentlich die beiden letzten Sorten nur 3½ Loth fein enthielten.

Seit Joachim I. die Universität Frankfurt eingerichtet und sein Sohn zum Theil geistliche Güter zur Ausstattung von Schulen zu verwenden angefangen hatte, wurde allmählich Bildung und Wissenschaft verbreitet, obgleich auch in dieser Beziehung der dreißigjährige

Krieg hemmend eintrat und den Kurfürsten Friedrich Wilhelm vielfach wieder von vorn zu beginnen nöthigte. So wurde z. B. unter ihm 1659 die erste Buchhandlung in Berlin eröffnet. Noch trauriger sah es mit der Kunst aus. Joachim II. hielt nur ein paar Musiker, Johann Georg und Johann Siegmund eine nur schwache Kapelle von Musikern und Sängern. Zwar hatte Joachim's II. Prachtliebe sich auch darin gefallen, Bauten zu unternehmen und Garten-Anlagen ꝛc. zu machen, doch als Friedrich Wilhelm den Neu- und Ausbau des Schlosses in Cöln 1646 beginnen wollte, das während des Krieges sehr verfallen war, fehlte es an Steinmetzen, Bildhauern, Malern und Kunsttischlern so bedeutend, daß er geeignete Personen zum Theil erst von auswärts herbeiziehen mußte. Es fehlte ihm an Mitteln, für die Kunst Bedeutendes zu thun, wenn er auch z. B. für Musik und Malerei Einiges verwendete. Seiner Sorgfalt verdankten die Städte und namentlich Berlin ihr besseres Ansehn. Die Häuser durften nicht mehr mit Stroh gedeckt werden, feuerfeste Schornsteine und die 1665 erlassene Feuer-Ordnung ersparten vieles Unglück. Die Straßen und Plätze mußten gepflastert, reinlich gehalten und mit einbrechender Dunkelheit erleuchtet werden. Oeffentliche Brunnen wurden neu angelegt, und die Baumzucht im ganzen Lande empfohlen und sogar zur Pflicht gemacht.

Bei den beständigen und heftigen Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten, von denen oben wiederholt die Rede war und die 1662 den Kurfürsten bewogen, den Besuch der Universität Wittenberg zu verbieten, konnte es nicht auffallen, daß das wahrhaft religiöse Leben sich nicht in dem Grade entwickelte, wie man es während und unmittelbar nach der Reformation hätte erwarten sollen; man suchte deshalb durch Verordnungen herbeizuführen, was die Frucht des Glaubens selber hätte sein müssen. So wurden schon im 16. Jahrhundert Verordnungen erlassen, die Sonn- und Feiertage mit größerer Heilighaltung zu begehen, als dies bis dahin häufig geschehen war. Namentlich sollte während der Vor- und Nachmittags-Predigt aller Verkehr und jede Lustbarkeit unterbleiben. Die wilde Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte diese Verordnungen in Vergessenheit gerathen lassen, und Kurfürst Friedrich Wilhelm war unmittelbar nach dem Frieden, schon im Jahre 1649, darauf bedacht, sie wieder in Kraft zu setzen. Es wurde demnach bestimmt, daß keine Jahrmärkte auf Sonn- und Festtage gelegt werden sollten, daß die Thore an diesen Tagen zu sperren seien, damit nicht die Landleute ihre Producte zur Stadt brächten, und daß alle Gaukelspiele ꝛc. an diesen Tagen verboten blieben. Noch strenger war die Verordnung vom Jahre 1676, die jedoch vielfach aufs neue eingeschärft werden mußte. Kein Markt sollte an Sonn- und Festtagen abgehalten, kein Gewerbe betrieben, keine Hochzeit oder anderes Festgelag gefeiert, keine Lustfahrt unternommen werden, weshalb auch die Thore bis fünf Uhr Nachmittags geschlossen gehalten wurden. Bis zu eben dieser Zeit blieben auch alle Wirthshäuser und Schenken geschlossen; Uebertreter wurden

im Wiederholungsfalle am Leibe, ja selbst mit Landes-Verweisung bestraft. Ebenso wurde 1664 bestimmt, daß jeden Mittwoch eine Betstunde gehalten und der erste Mittwoch jeden Monats als ein Buß- und Bettag so streng beobachtet würde, daß Niemand vor Abend etwas genießen sollte. Ja bei der Türkengefahr im Jahre 1683 wurden sogar zwei wöchentliche Betstunden angeordnet. Diese Vorschriften blieben bis zur Regierung Königs Friedrich Wilhelm I. in Kraft, der streng die langen Predigten untersagte, da sie unmöglich zur Erbauung beitragen könnten, und der schon 1718 den Gastwirthen zugab, nach der Predigt Gäste zu setzen, ja selbst Musik, Kegelspiel ꝛc. anzuordnen. Außerdem wurden wiederholt Edikte gegen das Fluchen, Schwören, Zaubern ꝛc. erlassen, und schwere Geldstrafen über diejenigen verhängt, welche sich einer Uebertretung schuldig machen würden. Die Strafgelder wurden zum Ausbau von Kirchen oder zu gemeinnützigen Anlagen verwendet.

Die Reformation, weit entfernt, die Geister plötzlich nach allen Seiten hin aufzuklären, hat vielmehr anfangs mit der Verbreitung größerer Glaubenskraft zugleich auch den Glauben an das Wunderbare gehoben, und es hat lange Zeit gedauert, ehe die Aufklärung auch nur bei den Gebildeteren im Volke Platz griff. Die Chronikenschreiber jener Zeit berichten deshalb bei jedem Jahre von den merkwürdigsten Wunderzeichen, welche am Himmel gesehen worden seien, und welche als Vorbedeutung schwerer Zeiten aufgefaßt wurden, da besonders im 16. Jahrhundert Mißwachs und in Folge dessen pestartige Krankheiten große Verheerung anrichteten. Schwefel-, Getreide-, Blut- und andere Wunderregen waren keine seltene Erscheinung; fanden sich zahlreich Krähen, Feldmäuse ꝛc. ein oder kamen Mißgeburten zur Welt, welche eine lebhafte Phantasie oftmals schrecklich auszumalen verstand, so nahmen nicht selten Geistliche auf den Kanzeln Veranlassung, dem eine erbauliche Deutung zu geben. Der Glaube an Zauberei war ganz allgemein verbreitet, und Hinrichtungen, namentlich von Hexen, kamen zahlreich vor. Die Thätigkeit des leibhaftigen Teufels wurde überall vermuthet; vom Teufel Besessene waren nicht bloß vereinzelte Erscheinungen, sondern der Glaube daran scheint besonders zu Ende des 16. Jahrhunderts fast ansteckend geworden zu sein, da in allen Orten dergleichen Unglückliche sich befanden, so z. B. in der Stadt Friedeberg zu gleicher Zeit 156 Personen. Spukgeister und Gespenster wurden deshalb von Geistlichen alles Ernstes gebannt, wenn auch meist mit geringem Erfolge, und nicht nur im Dunkel der Nacht zeigten sich die unheimlichen Gestalten: 1559 wurden sie z. B. auch an hellem Tage auf den Feldern von Berlin gesehen.

Dieser Glaube an Geister-Erscheinungen wurde von allen Ständen getheilt, und merkwürdig bleibt in dieser Beziehung die s. g. „weiße Frau“ im Berliner Schlosse, die jedesmal dann sich zeigen sollte, wenn ein Todesfall in der kurfürstlichen Familie bevorstand. Die erste Erwähnung derselben datirt sich aus dem Jahre 1625, doch wurde damals die Erscheinung nicht zum ersten Male gesehen, sondern

es wird ausdrücklich angegeben, daß schon seit längerer Zeit die Gestalt im weißen Gewande — der damals üblichen Trauerfarbe — jedesmal dann sich sehen ließe, wenn dem kurfürstlichen Hause ein Todesfall drohte. Erst im 18. Jahrhundert verlor sich dieser Glaube, obgleich selbst noch vor dem Tode des Königs Friedrich II. von diesem Gespenste die Rede war. Viel trug wohl das dazu bei, daß, als bei dem 1709 erfolgten Umbau des Schlosses in einer Mauer ein weibliches Skelett gefunden und auf Befehl des Königs auf dem Domkirchhof begraben worden war, die Meinung Platz griff, daß dies die weiße Frau gewesen sei, die nun endlich in geweihter Erde Ruhe gefunden habe. Wer dieses ruhelose Gespenst gewesen, darüber sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden; am meisten verbreitet ist die, daß die Anna Sydow, die schöne Gießerin, im Schlosse gespukt habe; nach anderer Nachricht war es eine Gräfin von Orlamünde, die im 14. Jahrhundert ihre beiden Kinder ermordet, um den Burggrafen Albrecht den Schönen zu heirathen. Noch andere nennen das Gespenst Bertha v. Rosenberg, aus reichem, böhmischem Geschlechte, die 1476 in Wien verstorben, seit jener Zeit bei jedem wichtigen Ereigniß in ihrer Familie sich habe sehen lassen. Da nun 1561 ein Wilhelm v. Rosenberg eine Tochter Joachim's II. heirathete, sei auch seitdem das Gespenst nach dem kurfürstlichen Hofe übergesiedelt.

Der Glaube an Wunder aller Art ging Hand in Hand mit dem Glauben, aus ihnen zukünftige Dinge vorherzubestimmen. Da man überall Wunder zu sehen glaubte, so gingen gar oft die Deutungen in die größten Ungereimtheiten über, wie z. B. 1588 ein gefangener Hering von besonderer Bildung auf die Meinung brachte, aus ihm den nahen Untergang der Welt zu prophezeien. Namentlich standen die Kalendermacher in großem Ansehn, und der erwähnte Leonhard Thurneyßer hat auch in dieser Beziehung eine wichtige Rolle gespielt. Ihre Kalender waren mit Voraussagungen von Feuersbrünsten, Wassersnoth ꝛc. reichlich ausgestattet, und da ja die angezeigten Sonnen- und Mondfinsternisse auf die Stunde zutrafen, so hegte man keinen Zweifel, daß auch die anderen Vorausverkündigungen eintreffen müßten.

Obgleich die Städte mit dem Verlust ihrer Selbständigkeit bedeutend an Wohlhabenheit eingebüßt hatten, so verfehlten doch die Maßregeln, welche schon die beiden Joachim ergriffen um Gewerbe und Handel zu heben, nicht eine gewisse Wohlhäbigkeit hervorzurufen. Da geistige Genüsse fast ganz fehlten, so suchte man in Kleiderpracht einander zu überbieten, und es war nicht allein die sinnlose Verschwendung der Pluderhosen, sondern auch sonst wurde so übertriebener Aufwand gemacht, daß wiederholt Kleider-Ordnungen erlassen werden mußten, um dem Uebel einigermaßen Einhalt zu thun. Aehnliche Verordnungen ergingen zu wiederholten Malen gegen die Schwelgerei, welche bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Festlichkeiten allgemein üblich war. Die Zahl der Personen wurden bestimmt sowie die der Tischgänge, die bei Strafe nicht überschritten werden durfte; aber selbst das Elend, welches der dreißigjährige Krieg in seinem Gefolge

hatte, konnte diese Sucht, sich zu putzen und zu schwelgen, nicht unterdrücken, so sehr auch davor gewarnt wurde, den Feinden dadurch Veranlassung zu geben, sich auf Kosten des Landes zu nähren. Ebenso mußten gegen das hohe Spiel besondere Strafen festgesetzt werden, um dieser gefährlichen Neigung entgegenzutreten; aber ebenso wenig wie Predigten und Schriften gegen die verderblichen und kostspieligen Moden etwas ausrichteten, vermochten Flugblätter unter dem Namen des Saufteufels, des Spielteufels, des Fluchteufels ꝛc. die eingerissene Unsitte auszurotten. Später verbreiteten sich wie überall in Deutschland, so auch in der Mark französische Moden und Sitten. Es entstanden eine Menge von Schenken, wo außer Thee auch Kaffee, Chocolade, Limonade genossen wurde, die jedoch bald unter strenge Aufsicht genommen werden mußten, da sie Mittelpunkte der Sittenlosigkeit wurden. Zugleich kam die Sitte auf, Taback zum Rauchen und Schnupfen zu verwenden. Welcher Aufwand schon früher auf die Jagd gemacht wurde, dafür möchte eine Angabe aus dem Jahre 1624 sprechen, nach welcher für einen Jagdhund 50 Schock Bäume, und für zwei Windhunde der bedeutende Preis von 8000 Rthlrn. von dem Besitzer gefordert wurde.

An dieser Völlerei und diesem Luxus hatte allerdings der Mangel an Gelegenheit Schuld, sich auf weniger sinnliche Weise zu vergnügen, denn nur selten wurden Vergnügungen der Art geboten. Unter Joachim II. und Johann Georg hatten noch wiederholt prächtige Turniere dem Volke ein willkommenes Schauspiel gewährt. Sehr bezeichnend für die damalige Zeit war das eigenthümliche Volksfest, das Joachim II. für die Berliner und Spandower angeordnet hatte, der s. g. „Knüttelkrieg." Man focht auf Geheiß des Kurfürsten drei Tage lang auf der Havel gegen einander von Kähnen aus; dann erfolgte zu Lande ein Kampf mit Knütteln, in welchem die 800 Mann starke Spandowsche Schaar die zahlreichere aus Berlin und Cöln durch eine Kriegslist in die Flucht schlug. Die Erbitterung bei diesem Kampfe wurde zuletzt so groß, daß selbst der Kurfürst durch sein persönliches Einschreiten die Streitenden nicht auseinander zu bringen vermochte; erst die eintretende Dunkelheit beendete den Kampf. Aehnlich war 1598 der Schiffsstreit auf der Spree in Berlin, wobei zahlreiche Feuerwerke abgebrannt wurden, die auch bei anderen Festen eine wichtige Rolle spielten. Große Belustigungen gewährten ferner die Schauspiele, welche bei kirchlichen und Schul-Feierlichkeiten von Schülern aufgeführt wurden, und zu denen anfänglich der Stoff aus biblischen Erzählungen entnommen war. Unter Johann Sigismund wurden aber auch Schauspiele heiteren Inhalts zur Ergötzung des Publikums aufgeführt, und ein gewisser Hans Stockfisch, auch der englische Junker genannt, machte längere Zeit mit seiner Schauspieler-Truppe in Berlin so großes Aufsehn, daß er auch vom Kurfürsten nicht unbedeutend unterstützt wurde. Die folgenden ernsten Zeiten bewogen jedoch Georg Wilhelm, Kunstreiter, Seiltänzer und Gaukler der verschiedensten Art aus dem Lande zu entfernen, ja 1629 wurden

auch Aufführungen von Schülern untersagt, da unsittliche Späße dabei Sitte geworden waren. Friedrich Wilhelm dehnte 1659 dies Verbot auch auf die Fastnachtsspiele aus sowie auf die Aufzüge, welche mehrfach mit Musik auf öffentlicher Straße stattgefunden hatten, dagegen suchte er durch Einführung der Schützenfeste, der Christmärkte ꝛc. Ersatz dafür zu bieten, wie auch bei Hofe Mummenscherze eine sehr beliebte Unterhaltung wurden.

XIII. Die Könige von Preußen.

1. Friedrich als Kurfürst III. von 1688—1701, als König I. von 1701—1713.

Nach dem im Jahre 1674 erfolgten Tod des damaligen Kurprinzen Karl Emil war Friedrich als nächstberechtigter Sohn Erbprinz geworden. Er war den $\frac{1}{11}$. Juli 1657 zu Königsberg geboren d. h. in eben dem Jahre, in welchem Preußen durch den Vertrag zu Welau ein souveraines Herzogthum wurde, was Dichtern die Veranlassung gab, ihm die Königskrone zu prophezeien, ungeachtet damals noch gar nicht die Aussicht vorhanden war, daß er regierender Fürst werden würde. Obgleich von schwächlicher Gesundheit, in Folge eines Falles im ersten Lebensjahre, der ihm ein verwachsenes Rückgrat veranlaßte, wuchs er doch unter sorgfältiger Pflege heran, namentlich unter Aufsicht des Freiherrn Otto v. Schwerin in Alt-Landsberg, und erhielt eine vortreffliche Ausbildung durch Eberhard von Dankelmann, der dadurch für die Folgezeit noch größere Zuneigung des Prinzen gewann, daß er denselben 1679 auf dem Winterfeldzuge nach Preußen bei einer gefährlichen Krankheit durch seine treue Sorgfalt vom Tode rettete, als schon Alle an seinem Aufkommen verzweifelten. Das gespannte Verhältniß zu seiner Stiefmutter Sophie Dorothea veranlaßte ihn, größtentheils in der Stille zu Köpnick zu wohnen, ja sogar 1687 gegen den Willen seines Vaters auf einige Zeit nach Kassel (dessen Landgraf Vater seiner ersten Gemahlin war) sich zu begeben, und eben dasselbe bewog auch Kurfürst Friedrich Wilhelm, 1686 ein Testament der Art zu machen, daß er an seine vier Brüder aus des Vaters zweiter Ehe Theile der brandenburgischen Lande erblich abtreten, jedoch über dieselben die Oberhoheit behalten sollte. Unmittelbar nach dem Tode des Kurfürsten stieß aber Friedrich mit Zustimmung seines Staatsrathes und des Kaisers dies Testament um und einigte sich mit seinen Brüdern dahin, daß er sie durch anderweitige Entschädigungen auf jene Rechte Verzicht zu leisten bewog.

Dem ältesten derselben Philipp Wilhelm bestimmte er durch den Erbvergleich zu Potsdam 1692 die Herrschaft Schwedt nebst Wildenbruch, die Statthalterschaft in Magdeburg und eine jährliche nicht unbedeutende Geldsumme. Schon 1788 starb diese Linie mit Philipp Wilhelm's jüngerem Sohne Heinrich Friedrich aus. Auf ähnliche Weise wurde auch der zweite Bruder Albrecht Friedrich entschädigt, und namentlich wurde er 1695 nach Derfflinger's Tode zum Statthalter in Pommern eingesetzt, ein Umstand, der nachmals — seit 1744 — die Sitte aufkommen ließ, daß der jedesmalige Thronfolger auch Statthalter in Pommern wurde. Auch diese Linie starb bereits 1762 mit den drei Söhnen Albrecht Friedrich's aus. Der dritte Bruder Karl Philipp wurde 1693 Herrenmeister in Sonnenburg, verheirathete sich mit Katharina Maria de Balbiano, verwittweter Gräfin von Salmour, wider den Willen seines Bruders, des Kurfürsten, starb aber schon 1695 ohne Kinder. Der jüngste Bruder endlich Christian Ludwig wurde Statthalter und Dompropst in Halberstadt und hinterließ bei seinem Tode 1734 ebenfalls keine Nachkommen.

Die Erfüllung des mit dem Kaiser abgeschlossenen geheimen Vertrags, den Schwiebuser Kreis wieder herauszugeben, verzog sich bis in das Jahr 1695; erst da fand am 10. Januar der Retraditionsreceß zu Berlin statt. Friedrich blieb seinem Worte getreu, indem er in diese Abtretung willigte, da der Kaiser dieselbe als Preis für die Aufhebung des ungünstigen väterlichen Testaments gefordert hatte; doch erklärte er zugleich, daß dadurch die Ansprüche seines Hauses auf Schlesien wieder in Kraft träten. Als Entschädigung für diese Abtretung, noch mehr aber für die von seinem Vater in dem Reichskriege gegen Schweden gebrachten Opfer erhielt Friedrich außer einer Summe von ¼ Million Thaler die Anwartschaft auf Ost-Friesland sowie auf die gräflichen Herrschaften Limburg und Speckfeld in Franken zugesichert. Mit der Grafschaft Limburg (am Kocher in der Nähe von Hall) war schon in früher Zeit die Herrschaft Speckfeld (zerstreute Besitzungen am mittleren Main) verbunden. Die Grafen waren Reichs-Erbschenken und hatten um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ihr Besitzthum in Gaildorf und Speckfeld getheilt. 1694 waren nur noch die beiden Grafen Eberhard und Vollrath aus der Speckfeldschen Linie am Leben. Mit ihnen schloß Friedrich 1705 einen Vertrag dahin ab, daß dereinst nicht nur die ihm zugesicherten Reichslehen, sondern auch die Allodialgüter an ihn fallen sollten, die schwer von einander zu trennen waren, wogegen der König die hinterbleibenden Töchter zu versorgen und die Schulden zu übernehmen versprach. Nach ihrem Aussterben 1713 nahm König Friedrich Wilhelm das Land in Besitz. Da jedoch die weiblichen Erben das Allodialgut beanspruchten, entstand darüber ein langwieriger Rechtsstreit, der erst 1774 durch völlige Zerstückelung des Ländchens beendigt wurde. Friedrich der Große hatte unterdeß schon 1742 die limburgischen Reichslehen als Reichsafterlehen an Anspach überlassen.

Während durch den obigen Retraditions-Vertrag der Kurfürst sein Land, wenn auch nur um wenige Quadratmeilen, verringerte, so ging doch auch seine Regierung nicht vorüber, ohne daß neue Erwerbungen den alten Länderbesitz vergrößerten und abrundeten; doch war es nicht sowohl die Gewalt der Waffen, welche diese Vergrößerung herbeiführte, als vielmehr das Recht der Erbfolge sowie Geldsummen, welche der Fürst ungeachtet seiner nicht geringen anderweitigen Ausgaben doch auf so zweckmäßige Weise anzuwenden vermochte. Zunächst war es die Abtei Quedlinburg, über welche Friedrich die Schutzherrschaft an sich kaufte.

Das Stift Quedlinburg wurde um das Jahr 930 von König Heinrich I. gegründet, der Ausbau des Klosters und der Stiftungsbrief datiren aber erst aus dem Jahre 937. Kaiser Otto's I. Tochter Mathilde beginnt im Jahre 966 die lange Reihe der Aebtissinnen, deren 36 bis zum Jahre 1815 an der Spitze des Stifts gestanden haben. Das Stift wurde von seinen Gründern reichlich ausgestattet, und die Lehnsherrlichkeit, welche dasselbe über die Stadt Nauen, das Land Zauche und Teltow sowie den Werder von Potsdam innerhalb der Mark für sich in Anspruch nahm, rührt aus jener Zeit der sächsischen Kaiser her. Mit dem Abfall der Slawen gingen diese Besitzungen verloren, und als die askanischen Markgrafen jene Gegenden denselben wieder entrissen, wollten sie nicht mehr die Lehnsherrschaft Quedlinburgs anerkennen. Der Kaiser übte ursprünglich selber die Schutzherrschaft über das Stift aus, die jedoch später an sächsische Dynasten überging. Graf Hoyer von Valkenstein überließ sie an die Grafen von Blankenburg, von denen sie nach der Mitte des 13ten Jahrhunderts die Markgrafen von Brandenburg erkauften, sie aber 1273 wieder käuflich an die Grafen von Regenstein oder Reinstein überließen, doch so, daß letztere sie als Afterlehn der Markgrafen von Brandenburg besaßen. Nach dem Aussterben der Askanier in der Mark 1319 übertrug die Aebtissin Jutta 1320 diese Schutzherrschaft an Herzog Rudolf von Sachsen auf dieselbe Weise, wie früher die Markgrafen sie besessen, so daß also die Grafen von Regenstein unmittelbare Schutzherren blieben. Seit 1366 wurde auf Befehl des Kaiser Karl's IV. die Schutzherrlichkeit bei dem Hause Sachsen für erblich erklärt. Die Stadt Quedlinburg, welche sich der Hanse angeschlossen hatte, war durch das Streben nach Unabhängigkeit vielfach mit der Aebtissin in Hader gerathen und suchte ihre Stellung mit Hülfe des Bischofs von Halberstadt zu behaupten; doch zwangen 1477 die Herzöge Ernst und Albrecht, die Brüder der Aebtissin Hedwig, nachdem sie sich der Stadt mit Gewalt bemächtigt, den Bischof, seiner Schutzherrschaft zu entsagen. 1479 übertrug darauf die Aebtissin dieselbe ihren Brüdern, und als diese 1485 eine Theilung ihrer Länder vornahmen, fielen diese Gerechtsame dem jüngeren Bruder Albrecht zu. Dies Verhältniß blieb auch, als 1539 das Stift evangelisch wurde. Vergeblich waren die Bemühungen Halberstadt's, die Schutzherrschaft wieder zu erlangen, doch nahm der große Kurfürst,

als Halberstadt ihm zugefallen war, diese Ansprüche später wieder auf, und ebenso nach ihm sein Sohn Friedrich III. Der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, dem die Bewerbung um die polnische Krone bedeutende Summen kostete, einigte sich mit Friedrich dahin, daß er 1697 die Schutzherrlichkeit über Stift und Stadt an Brandenburg für 300,000 Rthlr. überließ, ungeachtet die damalige Aebtissin Anna Dorothea, Herzogin von Sachsen-Weimar, sich entschieden dagegen erklärte. Der Kurfürst ließ deshalb zu Anfang 1698 theils durch List, theils durch Gewalt die Stadt besetzen und später die feierliche Huldigung einnehmen. Die gleich darauf erfolgende Einführung der Accise steigerte noch die Unzufriedenheit mit der neuen Herrschaft, und als später die Anerkennung der neu gewählten Aebtissin Maria Elisabeth, Herzogin von Holstein-Gottorp, von Seiten Preußens verweigert wurde, brachen schwere Wirren herein. Dieselben zogen sich durch die ganze Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm I., der seine oberherrlichen Rechte gegen die Aebtissin ungeachtet kaiserlicher Decrete mit unnachsichtlicher Strenge behauptete, bis endlich Friedrich II. 1742 diese Streitigkeiten auf billige Weise beilegte. Erst in dem 1803 erfolgten Reichsdeputationsschlusse verlor das Stift seine unmittelbare Reichsstandschaft und die Aebtissin ihre Landeshoheit, doch behielt sie wie die noch vorhandenen Capitularinnen ihre bisherigen Einkünfte, bis sie 1807 durch den Tilsiter Frieden derselben verlustig ging, als das Gebiet von Quedlinburg zum Königreich Westfalen eingezogen wurde. Erst 1815 wurde die Huldigung für Preußen wieder eingenommen, doch entsagte die letzte Aebtissin Sophie Albertine, Prinzessin von Schweden, nur gegen eine jährliche Rente allen ihren Ansprüchen.

In den obigen Verkauf der Schutzherrschaft von Quedlinburg war auch die Reichsvogtei und das Schultheißenamt der freien Reichsstadt Nordhausen einbegriffen, einer Stadt, die zu den ältesten im östlichen Deutschland gehört und schon im neunten Jahrhundert erwähnt wird. Jenes Vogtei-Amt war früher in dem Besitz der Grafen von Hohenstein gewesen und nach deren Aussterben von Kaiser Rudolf II. 1600 an das Kurhaus übertragen worden; das Schultheißenamt dagegen war ehemals von den Landgrafen von Thüringen verwaltet worden und mit der Landgrafschaft an Sachsen gekommen. Zu der Zeit, als Kurfürst Friedrich III. diese Gerechtsame über Nordhausen erkaufte, hatte der Rath der Stadt dieselben durch Pfandschaft an sich gebracht. Da die Stadt befürchtete, daß Brandenburg sich bei dieser Gelegenheit in ihren Besitz setzen möchte, umsomehr, als schon Kurfürst Friedrich Wilhelm sie als eine der Entschädigungen für den Schwedenkrieg vom Kaiser verlangt hatte, weigerte sie sich, die brandenburgischen Rechte anzuerkennen, doch Friedrich ließ sie 1703 militärisch besetzen, und der Rath mußte gegen die Empfangnahme des Pfandschillings die Ansprüche Brandenburgs genehmigen. Später einigte sich König Friedrich Wilhelm I. mit der Stadt dahin, daß er 1715 seine Rechte für 50,000 Rthlr. dem Rathe überließ. Erst durch

den erwähnten Reichsdeputations-Hauptschluß fiel 1803 die Stadt an Preußen, wurde dann zwar bald nebst Quedlinburg zum Königreich Westfalen gezogen, im Wiener Congreß aber wieder Preußen zugesprochen.

Zugleich mit diesen Erwerbungen kaufte Friedrich 1697 von Sachsen das Amt Petersberg bei Halle für 40,000 Rthlr. Dasselbe war 1124 als Augustiner-Kloster vom Grafen Dedo von Wettin angelegt und von seinem Bruder 1136 vollendet, doch erst 1155 eingeweiht worden. Damals wurde der Name „Lauterberg" (mons serenus) in „Petersberg" umgewandelt, und viele Markgrafen von Meißen haben daselbst ihre Grabstätte gefunden. Herzog Heinrich der Fromme von Sachsen hob 1540 das Kloster auf und verwandelte es in ein Amt.

Noch eine andere Erwerbung, die Friedrich ebenfalls durch Ankauf gewann, war die Grafschaft Tecklenburg oder nach älterer Benennung Teckeneburg. Die Grafen hierselbst werden gewöhnlich bis in die Zeiten Ludwig's des Frommen hinaufgeführt, doch läßt sich urkundlich ihre Reihe nur bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts zurück verfolgen; etwa 100 Jahre später, ums Jahr 1262, starb dieses alte Dynasten-Geschlecht aus. Ihr Besitzthum, an der Ostseite der Ems sich herabziehend, war ursprünglich größer als die nachmalige Grafschaft, da namentlich die Herrschaft Lingen noch hinzu gehörte; auch waren sie Schirmvögte der Bisthümer Münster und Osnabrück. Eine Erbtochter des alten gräflichen Hauses, Mechthilde, vermählte sich mit einem Grafen Otto von Bentheim, der sich seitdem Graf von Tecklenburg nannte. Diese neue Linie der Tecklenburger Grafen blühte 300 Jahre und schloß im Jahre 1556 mit Graf Conrad, der als Schwiegersohn des Landgrafen Philipp des Großmüthigen von Hessen sich am Schmalkaldener Bunde betheiligte und nicht nur durch große Straffummen sich die Verzeihung Kaiser Karl's V. erkaufen, sondern auch auf die Herrschaft Lingen Verzicht leisten mußte. Seine einzige Erbin und Tochter Anna war an einen Grafen von Bentheim-Steinfurt verheirathet, so daß abermals die lange getrennt gewesenen Herrschaften Bentheim und Tecklenburg in Eine Hand kamen. Das nahe verwandte gräfliche Haus Solms-Braunfels erhob jedoch Erbansprüche (die älteste Schwester Conrad's, die gleichfalls Anna hieß, war an den Grafen Philipp von Solms-Braunfels verheirathet, und ihr waren die Ansprüche der übrigen Geschwister zugefallen) und strengte endlich 1576 bei dem Reichskammergerichte einen Prozeß an, der erst nach 100 Jahren, 1686, dahin entschieden wurde, daß dem Grafen Solms $^3/_8$ der Erbschaft zufallen sollten nebst den Nutzungen aus diesem Antheil seit Erhebung der Klage. Einige Jahre später einigte man sich dahin, daß der Graf Solms $^3/_4$ von der Grafschaft Tecklenburg und $^1/_4$ von der dazu gehörigen Herrschaft Rheda erhalten sollte. Als jedoch Graf Friedrich Moritz von Tecklenburg aufs neue dagegen protestirte und prozessirte, verkaufte der Graf Solms, um Weitläuftigkeiten zu entgehen, 1707 seinen Antheil für 250,000 oder nach anderen An-

gaben für 300,000 Rthlr. an König Friedrich, dem die Vollstreckung des vom Reichskammergericht gefällten Urtheils übertragen worden war.

Bei diesem Ankaufe übernahm der König zugleich die Schulden, die auf dem Lande hafteten und nicht unbedeutend waren; so waren namentlich an Anhalt 80,000 Rthlr. zu zahlen, für welche Forderung ein nicht geringer Landstrich gegeben wurde, der durch die 1710 vorgenommene Ablassung des großen Aschersleben'er See's gewonnen worden war. Mit dem Hause Bentheim-Tecklenburg wurden 1729 die Streitigkeiten der Art beigelegt, daß Preußen gegen Herausgabe seines Antheils an der Herrschaft Rheda auch den übrigen Theil der Grafschaft Tecklenburg erhielt, wogegen dem Hause Bentheim der übrige Theil der Erbschaft sowie der Titel überlassen wurde. Seit der Zeit ist das Ländchen bei Preußen verblieben, nur daß es nach dem Tilsiter Frieden vorübergehend eine Zeit lang zum Herzogthum Berg und später unmittelbar zum französischen Kaiserreiche gezogen wurde.

Die oben genannte, früher zur Grafschaft Tecklenburg gehörige Herrschaft Lingen, die nördlich von jener sich an der Ems hinunter zieht, war 1702 durch Erbschaft an Preußen gekommen und hat seitdem gleiche Schicksale mit dem Hauptlande gehabt. Der genannte letzte Graf von Tecklenburg, Conrad, hatte dieselbe von seinem Oheim Nicolaus, der damit abgetheilt gewesen und 1541 gestorben war, wieder an sich gebracht. Jener Nicolaus hatte jedoch früher das Unglück gehabt, von dem Bischofe von Münster aus seinem Besitzthum vertrieben zu werden, und nur mit Hülfe des Herzogs von Geldern war es ihm gelungen, sich desselben wieder zu bemächtigen; dafür hatte er die Lehnsherrlichkeit des Herzogs anerkennen müssen, während das Ländchen früher freies Eigenthum gewesen war. Als Conrad nach des Oheims Tode von dem Lande Besitz nahm, verweigerte er die Anerkennung dieser Lehnsherrschaft, und Karl V., damals Lehnsherr, nahm daraus umsomehr Veranlassung ihm das Land als verwirktes Lehn abzusprechen. Er übergab es dem Grafen Maximilian von Büren, der sich an der Spitze kaiserlicher Truppen gewaltsam in den Besitz desselben setzte, und dem zugleich Ibbenbühren und einige andere Dörfer von Tecklenburg abgetreten werden mußten. Später überließ Graf Maximilian diese Herrschaft durch Tausch an Karl V., der sie mit den übrigen burgundischen Besitzungen seinem Sohn Philipp II. hinterließ. Jene eingetauschten Güter kamen durch die Vermählung der einzigen Tochter des Grafen Maximilian, Anna von Büren, mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien in die oranische Familie, wurden jedoch bei dem Aufstande der Niederlande von König Philipp eingezogen. Dafür machte später Wilhelm's Sohn, Moritz von Oranien, seine Ansprüche auf Lingen gewaltsam geltend, und obgleich die Spanier von 1605—1632 das Land besetzt hielten, fiel es doch wieder in die Hände der Familie Oranien und kam auf Grund der Erbverträge zwischen den brandenburgischen Hohenzollern und den Oraniern 1702 an Preußen; die Streitigkeiten jedoch, die sich darüber erhoben, wurden erst 1732 gänzlich geschlichtet.

Ferner kam an Friedrich die Grafschaft Geyern in Franken, deren letzter Besitzer, Graf Heinrich Wolgang, um die protestantische Lehre in seinem Ländchen zu sichern, sich nicht nur in den Schutz Friedrich's begeben hatte, sondern auch 1704 die Bestimmung traf, daß nach seinem Tode sein Erbe an Preußen fallen sollte. Deshalb nahm Friedrich nach dem 1708 erfolgten Ableben des Grafen von dessen Ländchen Besitz, das jedoch kein zusammenhängendes Gebiet bildete, sondern im Anspach'schen und Würzburg'schen zerstreut lag. Friedrich Wilhelm I. gab es 1729 seiner dritten Tochter Friederike Luise als Mitgift, als diese sich an den Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich von Anspach vermählte, behielt sich jedoch das Recht des Rückfalls vor; schon 1791 kam es mit dem gesammten Anspach-Bayreuth wieder an Preußen.

Gleich nach seiner Thronbesteigung betheiligte sich Friedrich in Folge der von seinem Vater getroffenen Verabredungen an der Expedition Wilhelms von Oranien nach England. Dieser — wie oben erwähnt — hatte Ansprüche auf die Thronfolge in England, da er der Gemahl von Jacob's II. ältester Tochter Maria war. Man hatte die Herrschaft des Letzteren ertragen, obgleich er eifriger Katholik war, und ebenso viele Willkürlichkeiten, die er sich gestattete, weil man hoffte, daß in nicht allzu langer Zeit eine seiner protestantischen Töchter zur Regierung gelangen werde. Als ihm aber im Jahre 1688 ein Sohn geboren wurde, der nachmalige Prätendent Jacob, forderte man insgeheim Wilhelm von Oranien auf, den Protestantismus in England zu sichern, den man jetzt ernstlicher als je bedroht sah. Wilhelm wandte sich deshalb an seinen Vetter Kurfürst Friedrich, und nach kurzen Verhandlungen zu Minden bewilligte dieser nicht nur, daß 6000 Brandenburger in holländische Dinste traten — erst 1713 kehrten sie nach Preußen zurück — sondern bewog auch den Landgrafen von Hessen-Kassel sowie die Herzöge von Braunschweig-Zelle und Hannover auf Seiten Hollands zu stehen, falls dies von Frankreich angegriffen werden sollte. Sachsen ließ sich zwar nicht zum Beitritt bewegen, doch gelang es, den Kaiser sowie Spanien und selbst den Papst zur Zustimmung zu veranlassen, daß Maßregeln gegen Jacob ergriffen werden dürften, da Ersterer mit Recht in einem Bündnisse Englands mit Frankreich, wie es Jacob geschlossen hatte, eine Gefahr für sich sah, letzterer aber gerade mit Ludwig zerfallen war. Im November 1688 landete Wilhelm in England, einen Theil der brandenburgischen Truppen mit sich führend und begleitet von dem Marschall v. Schomberg (richtiger v. Schonberg genannt), der nun ebenfalls aus brandenburgischen Diensten in die Wilhelm's übertrat. König Jacob floh, und Wilhelm III. wurde zu Anfang des Jahres 1689 zum Könige von Groß-Britannien ernannt. Eben dieser Schomberg kämpfte auch siegreich 1690 in Irland am Boyne-Flusse, als Jacob mit französischen Truppen sich diese Insel unterworfen hatte, fand aber daselbst seinen Tod. Den Einfall eines zweiten französischen Heeres in England selbst mußte Ludwig unterlassen, da Friedrich unterdessen

ein starkes Heer am Rhein aufgestellt hatte und Ludwig deshalb billig Anstand nahm, sein Heer daselbst zu schwächen. Der britische Gesandte am Berliner Hofe erkannte nachmals dankbar an, daß die Hülfe und die Rathschläge des Kurfürsten wesentlich zur Rettung und Freiheit Englands beigetragen hätten.

König Ludwig XIV. hatte nämlich gleichzeitig mit diesen Begebenheiten 1688 abermals einen neuen Krieg begonnen, der zehn Jahre lang mit unerhörter Grausamkeit geführt wurde. Die Veranlassung zu demselben war eine zwiefache gewesen. Der Cardinal Egon v. Fürstenberg, welcher Coadjutor im Erzstifte Cöln war, wurde 1688 nach dem Tode des Erzbischofs von dem französisch gesinnten Theile der Domherren zum Nachfolger erwählt, während die Gegenpartei dem Prinzen Joseph Clemens, dem Bruder des Kurfürsten von Bayern, ihre Stimme gab. Nicht nur der Papst genehmigte die Wahl des letzteren, sondern auch Kaiser und Reich erkannten ihn als Kurfürsten an. Ludwig aber, der die Wahl des Cardinals gewaltsam durchzusetzen gedroht hatte, erklärte die getroffene Wahl des Joseph Clemens für eine Beleidigung, die ihm persönlich zugefügt sei. Dazu kam noch ein Zweites. 1685 war die kurpfälzische Linie Simmern ausgestorben und das Erbe auf Pfalz-Neuburg übergegangen. Die Schwester des letzten Kurfürsten, Charlotte Elisabeth, war mit dem Bruder des Königs Ludwig, dem Herzog Philipp von Orleans, vermählt, und in ihrem Namen machte Ludwig auf das Gesammtvermögen des verstorbenen Bruders Ansprüche, so weit es nicht Reichslehn wäre. Vergeblich wollte der Kaiser den Streit auf rechtlichem Wege entscheiden; auch hier ließ Ludwig nicht von seinen Forderungen ab, und im September 1688 erfolgte die Kriegs-Erklärung. Noch ehe dieselbe nach Deutschland kam, ließ er ein gewaltiges Heer über den Rhein rücken, das zunächst die Pfalz mit unerhörter Grausamkeit verwüstete und ähnliche Verheerungen bis nach Schwaben und Franken ausdehnte. Der Kaiser, damals zu sehr mit dem Kriege gegen die Türken beschäftigt, zögerte, sich in einen Krieg mit Frankreich einzulassen; da wurde Friedrich der Retter Deutschlands aus so schwerer Bedrängniß. Schon im October schloß er zu Magdeburg mit Sachsen, Hannover und Hessen-Kassel ein Bündniß, und ihr vereinigtes Heer rückte an den Rhein; vergeblich versuchte Ludwig den Kurfürsten durch große Versprechungen (namentlich Subsidien, wie einst seinem Vater, wurden ihm zugesagt) und auch durch Bedrohung von Cleve von diesem Bündnisse abzuziehen. Da unterdeß Wilhelm von Oranien mit holländischen Truppen jene Landung in England machte, so wurde auch den Holländern von Ludwig der Krieg erklärt. Den Bemühungen Friedrich's war es jedoch zu danken, daß Frankreich keine Bundesgenossen gewann, und daß namentlich Dänemark sich von Ludwig abwandte und selbst Truppen zu dem Bündniß stellte, das zu Anfang 1689 zwischen dem Kaiser, dem Reiche, Holland, Spanien und England gegen Frankreich zu Stande kam, und das deswegen besonders bemerkenswerth ist, weil es die erste allgemeine Coalition

katholischer und protestantischer Fürsten gegen die überwiegende Macht eines Staates ist. Friedrich selber kündigte noch insbesondere Frankreich den Krieg an, und schickte außer den schon früher gestellten Hülfstruppen 25,000 Mann an den Niederrhein.

Anfänglich befehligte der Kurfürst selber das Heer. Im Mai nahm er die befestigte Stadt Rheinberg und im Juni Kaiserswerth; dagegen zog sich die Belagerung von Bonn, welches Fürstenberg den Franzosen überliefert hatte, bedeutend in die Länge, da einerseits der Gouverneur Marquis von Asfeld sich tapfer vertheidigte, andererseits aber zwischen den Generalen v. Schöning und v. Barfus, denen der Kurfürst das Commando übergeben hatte, arge Streitigkeiten ausgebrochen waren. Erst am 10. October ergab sich der Platz. Friedrich war genöthigt gewesen, die Kosten dieses Feldzuges, die nicht weniger als drei Mill. Rthlr. betrugen, aus eigenen Mitteln zu decken, und doch wollte man kaum für so außerordentliche Anstrengungen seinem Heere die nöthigen Winterquartiere bewilligen. Dennoch erschien er auch im Jahre 1690 mit 20,000 Mann auf dem Kampfplatze, und die von den Holländern verlorene Schlacht bei Fleurus (in der Nähe von Namur) bestimmte die Verbündeten, am 6ten September zu Lennick (bei Brüssel) einen Vertrag der Art mit ihm abzuschließen, daß er während des ganzen Krieges 20,000 Mann zu stellen versprach, wogegen ihm monatlich 100,000 holländische Gulden Hülfsgelder zugesichert wurden, von denen Spanien die eine Hälfte, Holland und England die andere übernahmen. Da auch Savoyen sich dem Bündnisse gegen Frankreich angeschlossen hatte und von einem französischen Heere angegriffen wurde, wurden 6000 Brandenburger nach Italien abgesendet, die dort unter dem Prinzen Eugen namentlich 1694 bei Casale rühmlich fochten und selbst in Frankreich eindrangen. Vorzugsweise aber leisteten die brandenburgischen Truppen am Niederrhein kräftige Hülfe und ernteten nicht geringes Lob von König Wilhelm, wenn auch ihre Tapferkeit nicht immer den Verlust der Schlachten verhüten konnte. So kämpften sie mit in der Schlacht bei Leuze in der Nähe von Tournay 1691, bei Steenkerke in der Nähe von Mons 1692, bei Neerwinden in der Nähe von Lüttich 1693, und ebenso zeichneten sie sich 1691 durch die Vertheidigung von Lüttich, 1694 durch die Eroberung von Huy und 1695 von Namur so vortheilhaft aus, daß der König gestand, er kenne keine Soldaten, welche so kriegstüchtig wären wie die kurfürstlichen, und daß er ihnen zum Zeichen seiner Dankbarkeit die Hälfte des in Huy eroberten Geschützes überließ.

Daß ungeachtet der Vereinigung der angesehensten europäischen Staaten und trotz der bedeutenden Anstrengungen Brandenburgs schließlich in dem Ryswiker Frieden 1697 (Ryswik, ein Dorf beim Haag) kein günstigeres Resultat erzielt wurde, sondern man mit dem negativen Erfolge sich begnügte, daß auch Frankreich Nichts von dem Beabsichtigten erreicht und keine Eroberungen gemacht habe, daran hatte einerseits die Ueberlegenheit der französischen Waffen, andererseits

die Uneinigkeit der Verbündeten und namentlich die Gespanntheit der deutschen Fürsten unter einander Schuld. Der Herzog Julius Franz von Sachsen-Lauenburg nämlich, aus askanischem Stamme, war 1689 gestorben und mit ihm diese Linie erloschen. Auf das Erbe machten außer dem verwandten Hause Anhalt auch Mecklenburg und Sachsen Ansprüche, doch Braunschweig-Zelle riß gewaltsam das Erbe an sich, und Sachsen gab 1697 seine Ansprüche gegen eine Baarzahlung von mehr als einer Million Thaler auf, während Anhalt leer ausging. Hatte schon diese Erbschafts-Angelegenheit große Aufregung unter den betheiligten Fürsten hervorgerufen, so geschah dies noch mehr durch die Errichtung einer neunten Kurwürde. Da nämlich durch den Uebergang der Kurpfalz nach dem Aussterben des protestantischen Hauses Pfalz-Simmern auf das katholische Haus Pfalz-Neuburg die Zahl der protestantischen Kurfürsten auf zwei, Brandenburg und Sachsen, beschränkt war, so war den Protestanten viel daran gelegen, wenigstens die frühere Zahl von drei Kurstimmen wieder zu erreichen.

Nun war unter den damaligen herzoglichen Häusern Deutschlands keins wichtiger als das Haus Braunschweig-Lüneburg. Der eine von den beiden Zweigen dieses Hauses, Braunschweig-Zelle, mußte mit dem Tode des damaligen Herzogs Georg Wilhelm erlöschen, da dieser keine Söhne hatte; sein Land mußte dann an Braunschweig-Hannover fallen (was 1705 eintrat). Ferner war der damalige Herzog von Hannover Ernst August mit einer protestantischen Tochter des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, also mit einer Enkelin des Königs Jacob I. von England, vermählt, und bei der Revolution in England, welche Wilhelm III. auf den Thron gesetzt hatte, war bestimmt worden, daß, falls die Königin Maria, seine Gemahlin, und Anna, seine Schwägerin, ohne Erben stürben, die Thronfolge auf das Haus Hannover übergehen sollte; es war mithin vorauszusehen, daß Hannover eine äußerst wichtige Stellung einnehmen werde. Kein Haus war deshalb mehr geeignet die neue Kurwürde zu erhalten als dieses, das sich außerdem durch thätige Hülfe in diesem Kriege beim Kaiser Anspruch auf Dank erworben hatte und bei Nichtberücksichtigung seiner Wünsche mit Rücktritt vom Kriege und Bildung einer neutralen Partei drohte. Da ferner Ernst August der Schwiegervater des Kurfürsten Friedrich war, so that letzterer sein Möglichstes, diese Erhebung durchzusetzen, und es gelang ihm in der That, auch Mainz, Bayern und Sachsen dafür zu gewinnen, während Cöln, Trier und Pfalz sowie die Mitglieder des Fürsten-Collegiums sich mit aller Macht dagegen setzten, namentlich aber selbst das nahe verwandte Haus Braunschweig-Wolfenbüttel, das als die ältere Linie des welfischen Hauses in dieser Erhebung eine Zurücksetzung für sich fand. Dennoch erfolgte zu Ende des Jahres 1692 die Belehnung Ernst August's. Die Gereiztheit der widersprechenden Fürsten war eine so leidenschaftliche, daß die Verhandlungen auf dem Reichstage längere Zeit unterbrochen wurden; Friedrich's Vermittlung war es vorzugsweise zu danken, daß 1699 die oppositionellen Kurfürsten und 1703 auch Braunschweig-Wolfenbüttel

ihre Einwilligung gaben, obgleich Georg Ludwig, der Sohn von Ernst August, erst 1708 ins Kurfürsten-Collegium eingeführt wurde, nachdem auch dem Kaiser als Kurfürsten von Böhmen gleiche Berechtigung mit den übrigen Kurfürsten zugesagt worden war, während bis dahin Böhmen nur bei Wahlen seine Stimme abgeben durfte.

War demnach im Innern des Reichs viel Unzufriedenheit zu bekämpfen, die Ludwig für sich auszubeuten wußte, so gelang es ihm noch mehr, die Bundesgenossen zu trennen. Savoyen schloß zuerst, da es von Oesterreich nur schwach unterstützt gegen Frankreichs Uebermacht sich nicht halten konnte, 1696 einen Einzelfrieden; Oesterreich selbst, das endlich mit Glück gegen die Türken, seine gefährlichsten Feinde, zu kämpfen angefangen hatte, wandte seine Kräfte vorwiegend gegen diese und schloß nach Savoyens Rücktritt einen Sonder-Vertrag in Bezug auf Italien mit Frankreich; Wilhelm, hierüber schon erbittert, wurde dadurch von Ludwig gewonnen, daß letzterer ihn als König von Groß-Britannien anerkannte, und daß er gegen ihn wie gegen Holland sich äußerst gemäßigt in seinen Forderungen zeigte; selbst an Spanien gab er fast alles Eroberte zurück. So mußten denn wohl auch der Kaiser und das Reich sich zum Frieden zu Ryswik bequemen, dessen übereilter Abschluß noch durch die Clausel den Protestanten besonders verderblich wurde, daß in allen Orten, in welchen die Franzosen den evangelischen Gottesdienst abgestellt hatten — es waren ihrer gegen 2000 — der Katholicismus aufrecht erhalten werden sollte. Friedrich selber wurden für seine großen Anstrengungen nur die Festsetzungen des Friedens von St. Germain bestätigt.

An den eben erwähnten Kämpfen gegen die Türken hatten gleichfalls Truppen des Kurfürsten theilgenommen; 6000 Mann stark hatten sie unter dem Commando des General v. Barfus anfänglich für Hülfsgelder, später auf kaiserliche Kosten im Heere des Kaisers gefochten. Sie nahmen rühmlichen Antheil an dem Siege des Markgrafen Ludwig von Baden 1691 bei Salankement, der Theiß-Mündung gegenüber, — v. Barfus wurde vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben — sowie 1697 an dem Siege des Prinzen Eugen bei Zentha, in der Nähe von Szegedin. Nach dieser Schlacht war es, wo der Prinz den damaligen kurfürstlichen Ober-General v. Schlaberndorff umarmte und in die Worte ausbrach, daß er nächst Gott ihm und der Tapferkeit seiner Brandenburger den Sieg verdanke. Erst 1699 nach dem Frieden von Carlowitz kehrten sie nach Hause zurück.

Hatte so der Kurfürst in diesem wichtigen Kampfe am Rhein wie in Ungarn, in England wie in Italien überall in patriotischer Weise nicht nur seine Schuldigkeit gethan, sondern noch weit mehr geleistet als wozu er verpflichtet war, so war doch der Gewinn, den er davon hatte, ein sehr geringer. Vor allem kränkte ihn jene Festsetzung Betreffs der gewaltsam zum Katholicismus bekehrten Orte; nicht minder verdroß ihn, daß die Subsidien-Gelder unvollständig und unregelmäßig gezahlt worden waren; ebenso war er in hohem Grade

darüber erbittert, daß seine Gesandten bei den Friedens-Verhandlungen nicht zugelassen waren, sondern der Kaiser allein letztere geführt hatte. Die Unzufriedenheit Friedrichs richtete sich nun gegen den Mann, der bis dahin besonders seine Politik geleitet hatte und dem also auch die Miß-Erfolge Schuld gegeben wurden, gegen den Ober-Präsidenten v. Dankelmann.

Diesen seinen ehemaligen Erzieher hatte Friedrich gleich nach Antritt seiner Regierung zum Geheimen Staats- und Kriegsrath, bald darauf zum Ober-Präsidenten und ersten Minister ernannt und ihm fast unumschränkt das Steuer der Regierung überlassen. In dieser Stellung hat Dankelmann durch Verfolgung einer festen Politik sich ausgezeichnetes Verdienst erworben, seine Stelle ist nicht wieder ausgefüllt worden. Daß er dem Kurfürsten abgerathen habe, sich zum Könige zu erheben und dadurch bei demselben sich mißliebig gemacht, ist schon längst widerlegt; er arbeitete vielmehr mit aller Kraft zu diesem Ziele hin, ungeachtet ihm der Vorwurf gemacht wurde, daß er Unmögliches erstrebe. Sein ernster Charakter — man behauptet, daß er nie gelacht habe — und seine oft große Rücksichtslosigkeit gegen Friedrich gaben die Veranlassung, daß allmählich die Zuneigung desselben gegen ihn erkaltete; dazu kam, daß er der Kurfürstin und ihren Bestrebungen zu Gunsten ihrer hannoverschen Anverwandten häufig entgegentrat; vor allen Dingen aber — wie gesagt — fiel er in Ungnade wegen der geringen Erfolge des letzten Krieges. Er forderte deshalb und erhielt 1697 seinen Abschied, anfänglich mit bedeutender Pension; doch schon wenige Tage später mußte er Berlin verlassen und wurde sogar nach Spandau, bald von dort nach Peiz abgeführt; sein Vermögen wurde mit Beschlag belegt, noch ehe eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde. In nicht weniger als 290 Anklagepunkten wurden ihm dann Pflichtvergessenheit, Eigennutz und Uebermuth zum Vorwurf gemacht, und obgleich diese Punkte so schwach begründet waren, daß die mit der Führung der Untersuchung Beauftragten selbst auf Freisprechung antrugen, verordnete dennoch Friedrich, daß es bei der Haft sein Bewenden haben solle. 1702 wurde diese Haft in etwas ermäßigt; doch erst 1707 wurde Dankelmann derselben entlassen und erhielt Cotbus als Wohnort angewiesen mit einem Jahrgelde von 2000 Rthlrn. Friedrich Wilhelm I. rief ihn nach seiner Thronbesteigung nach Berlin und benutzte vielfach seinen Rath, gab ihm aber sein Vermögen nicht zurück. Dankelmann starb 1722 im 80. Lebensjahre.

Jenes auch von Dankelmann gebilligte Streben Friedrich's, sich die Königswürde zu verschaffen, ist in vieler Hinsicht als ein berechtigtes zu bezeichnen. Betrachtet man nämlich die wichtige Stellung, zu welcher der große Kurfürst seinen Staat gehoben hatte und auf welcher sein Sohn Friedrich denselben zu erhalten wußte; erwägt man das Gewicht, das der Staat durch sein wohlgeübtes Heer bereits vielfach geltend gemacht hatte, und das Ansehn, das Friedrich bei allen streitigen Verhandlungen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Dänemark, in Polen bei der Thronbesteigung des sächsischen Hauses ꝛc.

hervorzukehren wußte; denkt man ferner daran, daß der brandenburgische Staat damals bereits einen Umfang von 2000 Quadrat-Meilen erreicht hatte und sich also in Bezug auf Größe den Königreichen Portugal und Dänemark zur Seite stellen konnte: so wird man zugeben, daß das Streben nach der Königswürde nicht, wie so allgemein hingesprochen wird, nur aus einem ungemessenen Ehrgeiz und aus einer kleinlichen Eitelkeit Friedrich's hervorgegangen ist, sondern daß edlere Gründe, das Bewußtsein seiner Macht und Bedeutung, ihn veranlaßten, seinen Staat aus den engeren Grenzen herauszuversetzen, innerhalb welcher sein ferneres Wachsen und Gedeihen überall stets verkümmern mußte. Hatte allerdings auch die Prachtliebe und die Eitelkeit des Fürsten bei diesem Streben ihren Antheil, so ist es doch andererseits billig, auch dem Geiste der damaligen Zeit hierbei Rechnung zu tragen. Der prachtvolle Hof Ludwig's XIV. hatte überall namentlich die kleineren Fürsten zur Nachahmung angetrieben, oft genug über ihr Vermögen hinaus; französische Art und Sitte hatte so sehr, besonders in Deutschland, bei Volk und Fürsten Boden gewonnen, daß Friedrich, wenn er auch in seinen politischen Maßnahmen ein entschiedener Feind Frankreichs war und blieb, sich doch von derselben nicht frei machen konnte; erst sein so merkwürdig, wenn auch so einseitig genialer Sohn Friedrich Wilhelm konnte vermöge seiner eisernen Härte mit allen diesen kleinlichen Aeußerlichkeiten entschieden brechen.

Man hat oft als Beweis der Eitelkeit Friedrich's bei dem Streben nach der Königskrone angeführt: der Vorfall, daß bei einer Unterredung mit König Wilhelm III. im Haag 1696 ihm als Kurfürsten der Lehnsessel in Gegenwart des Königs verweigert worden sei, habe jenes Streben in ihm hervorgerufen; man wird aber diesen Vorfall nicht so unbedeutend und die Empfindungen des Königs nicht so kleinlich eitel finden, wenn man sich der widerlichen und lächerlichen Weise erinnert, mit welcher man sich seit dem westfälischen Frieden bei Staats-Verhandlungen nicht nur um Rangordnung und Titel, sondern selbst um Tische, Sessel und Teppiche stritt, und bedenkt, daß der Streit um solche Kleinigkeiten oft so ernst wurde, daß er die Unterhandlungen abzubrechen drohte. Niemand wird bei ruhiger Erwägung so kleinlicher Verhältnisse Befremdendes darin finden, daß derjenige so lästiger Zurücksetzung überhoben zu sein wünschte, der wußte, daß er hinreichende Macht besaß, um derselben sich entziehen zu können. Hatte ferner Friedrich selber mitgewirkt, daß Wilhelm von Oranien auf den englischen Thron erhoben wurde, war zum Theil durch seine Vermittlung Kurfürst Friedrich August von Sachsen 1697 zur polnischen Krone gelangt, hatte endlich das Haus Hannover, dem durch Friedrich's ausdauerndes Bemühen die kurfürstliche Stellung in Deutschland verschafft war, die Aussicht dereinst den englischen Thron zu besteigen: so war gewiß sein Wunsch, gegen jene nicht zurückzustehen, die ihm ihre Stellung verdankten und denen er an Macht überlegen war, ein sehr natürlicher. Dazu kam, daß alle Er-

forderniſſe zu einer ſolchen Rangerhöhung vorhanden waren, daß der Sache ſelber nur noch der Name fehlte. Denn durch den Beſitz des ſouverainen Herzogthums Preußen war die Erreichung jenes Wunſches ermöglicht, welche unmöglich geweſen wäre, wenn ſein Beſitzthum in nur deutſchen Ländern beſtanden hätte. Als nur deutſchem Fürſten hätte ihm freilich nicht einmal der Gedanke beikommen können, den Königstitel zu beanſpruchen, da ſeine Macht nicht ausgereicht haben würde ſich aus dem deutſchen Reichs-Verbande zu löſen, was er doch der königlichen Souverainität wegen hätte thun müſſen.

Daß auch andere Fürſten ſo urtheilten, geht beiſpielsweiſe daraus hervor, daß ſchon Ludwig XIV. dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm den Rath gegeben hatte, die Königskrone anzunehmen; doch hatte der Kurfürſt den Plan des Königs wohl durchſchaut, ihn dadurch mit dem Kaiſer in Conflict zu bringen, und er hatte deshalb klüglich darauf Verzicht geleiſtet. Auch Peter der Große nannte Friedrich bei ſeinem Beſuche 1698 in Königsberg ſtets „Majeſtät" und verſprach ſeine Königswürde ſogleich anzuerkennen, ſobald ſich nur der Kurfürſt entſchließen wollte, ſich den Titel beizulegen; ebenſo erklärte Auguſt 1697, daß er, ſobald der Kurfürſt den königlichen Titel annehme, denſelben anerkennen werde; Friedrich jedoch beſchloß nur in Uebereinſtimmung mit dem Kaiſer einen ſolchen Schritt zu thun. Wann die erſten desfallſigen Verhandlungen angeknüpft worden ſind, läßt ſich nicht nachweiſen, vermuthlich ſchon 1693; dann gerieth die Sache ins Stocken, da der Kaiſer alle möglichen Schwierigkeiten dagegen erhob, und erſt 1699 wurden die Unterhandlungen mit neuem Eifer aufgenommen. Daß dies mit Erfolg geſchah, wurde durch die allgemeinen europäiſchen Verhältniſſe herbeigeführt. Nicht nur, daß bei dem in nächſter Ausſicht ſtehenden Ausbruch eines Krieges gegen die Schweden Rußland, Sachſen-Polen und Dänemark dem Kurfürſten, den ſie am liebſten zum Bundesgenoſſen, mindeſtens nicht zum Gegner haben wollten, die Annahme des Titels anriethen, ſo daß — da auch Frankreichs Einwilligung nicht zu bezweifeln war — der Kaiſer befürchten mußte, Friedrich würde, ohne ihn zu befragen, ſich zum Könige machen; auch der Kaiſer ſelbſt hatte gute Gründe, Friedrich für ſich zu gewinnen. Seine Ausſichten nämlich, die ganze ſpaniſche Monarchie zu erwerben, waren dadurch ſehr gemindert, daß England und Holland, um Frankreichs Anſprüche abzufinden, dieſem die italieniſchen Länder als Entſchädigung überlaſſen wollten, worin zu willigen der Kaiſer keineswegs geneigt war. Er mußte demnach bei Ausbruch eines Krieges wegen der ſpaniſchen Erbſchaft befürchten, daß jene Mächte ihn nicht unterſtützen würden, und die Hülfe Brandenburgs war ihm unter ſolchen Umſtänden doppelt wünſchenswerth. So führten denn die Verhandlungen zu einem glücklichen Ziele, wenn auch die Bedingungen, welche Friedrich eingehen mußte, ebenſo läſtig für ihn waren als günſtig für Oeſterreich. Dies ſicherte ſich bedeutende Vortheile, während es ſcheinbar unwichtige Zugeſtändniſſe machte, denn nur Wenige ahnten, welcher Nebenbuhler einſtmals dem Kaiſer hierdurch erwachſen würde, nur

Wenige verstanden die Aeußerung des Prinzen Eugen, daß „die kaiserlichen Minister des Henkens werth seien, die dem Kaiser gerathen, die preußische Krone anzuerkennen". Am $\frac{6}{16}$. November 1700 kam nämlich der sogenannte Krontractat mit dem Kaiser Leopold zu Stande; durch denselben gab der Kaiser nicht sowohl die Ermächtigung als vielmehr nur seine Zustimmung dazu, daß Friedrich sich fortan König in Preußen nenne. Friedrich seinerseits versprach in allen Kriegszeiten, namentlich in dem zu befürchtenden Kriege wegen der spanischen Erbschaft, auf eigene Kosten dem Kaiser 10,000 Mann zu stellen, einen Theil der Garnison in Philippsburg am Rhein zu unterhalten, auf die Hülfsgelder, die er noch vom Kaiser zu fordern hatte, Verzicht zu leisten, seinen Verpflichtungen als deutscher Reichsfürst nachzukommen, die kurbrandenburgische Wahlstimme bei jeder Erledigung der kaiserlichen Würde einem österreichischen Prinzen zu geben ꝛc. Am 16. Dezember erließ er ein Manifest an sämmtliche europäische Mächte, daß er Willens wäre sich den Königstitel beizulegen, und brach am 17. Dezember mit so zahlreichem Gefolge nach Königsberg auf, daß der Zug in vier Abtheilungen gebracht werden mußte, um die Fortschaffung zu ermöglichen. Die Zurüstungen zur Krönung waren so eifrig vorbereitet, daß schon am Sonnabend den 15. Januar 1701 prachtvoll gekleidete Herolde die Erhebung Preußens zu einem Königreich verkündeten. An dem darauf folgenden Sonntage wurde in sämmtlichen Landeskirchen der göttliche Segen zur Krönung erfleht, und am 17. der schwarze Adlerorden gestiftet, der an sechs fürstliche Personen und außerdem an zwölf verdienstvolle Männer vertheilt wurde. Der Wahlspruch auf diesem Ordenszeichen „Suum cuique" sollte den Fürsten auffordern, den Guten wie den Bösen gerecht zu werden, die Ausschmückung mit Lorbeer und Blitz sollten die Belohnung und Strafe bezeichnen. Endlich Dienstag den 18. Januar 1701 setzte sich Friedrich in dem großen Audienzsaale mit eigener Hand die Krone aufs Haupt, krönte die Königin und empfing in der Kirche, wohin sich der Festzug begeben hatte, nach der Festpredigt die Salbung durch zwei Geistliche, die beiden Oberhofprediger, den reformirten Benjamin Ursinus v. Bär und den lutherischen Bernhard v. Sanden, welche beide zu größerer Feier zu Bischöfen ernannt und in den Adelsstand erhoben wurden. Die sich anschließenden Festlichkeiten übertrafen alles bisher Gesehene und kosteten Millionen, da der König die neue Krone auch mit dem äußeren Glanze umgeben wollte, durch den sie nach damaliger Anschauung an Werth gewinnen mußte. Erst in den ersten Tagen des März verließ Friedrich Königsberg, langte zwar in der Mitte des Monats in der Mark an, verschob jedoch seinen feierlichen Einzug in Berlin bis zum 6. Mai, da noch viel Vorbereitungen zu treffen waren. Erst am 22. Juni wurden alle Krönungsfeierlichkeiten mit einem allgemeinen Dank-, Buß- und Bettag beschlossen, der in allen königlichen Landen gefeiert wurde.

Daß Friedrich sich König in und nicht von Preußen nannte, geschah, um nicht gegen Polen zu verstoßen, das noch Westpreußen im Besitz hatte. Erst als die Provinz 1772 bei der ersten Theilung Polens von Friedrich dem Großen in Besitz genommen worden war, nannte sich derselbe König von Preußen.

Die Anerkennung des neuen Königs erfolgte von den meisten Staaten noch in demselben Jahre kurz nach einander. Nur einzelne Staaten hielten damit zurück. Schweden that es erst 1703, Portugal 1704, Venedig 1710, Genua 1711, Frankreich und Spanien 1713, und die Republik Polen sogar erst 1764. Das deutsche Reich that es stillschweigend, und endlich der Papst erkannte erst 1787 die preußische Königswürde förmlich an, nachdem er früher alle römisch-katholischen Fürsten von der Anerkennung abgemahnt und gegen den preußischen Königstitel protestirt hatte. Der deutsche Orden endlich protestirte wiederholentlich gegen die Besitznahme Preußens durch die Hohenzollern und somit auch gegen die Königswürde, ohne daß er im Stande gewesen wäre, seinem Worte Nachdruck zu geben.

Die oben erwähnten Aussichten des Kaisers, in den Besitz der spanischen Monarchie zu gelangen, beruhten darauf, daß der damalige König Karl II. kinderlos war und daß bei seiner Kränklichkeit sein baldiges Ableben erwartet werden mußte. Das deutsche Haus Oesterreich als die jüngere Linie des habsburgischen Hauses hatte die meisten Ansprüche, wenn ihm auch die Erbfolge in Spanien nie durch Familienverträge zugesichert worden war. Außerdem war Kaiser Ferdinand III. mit der jüngeren Tante, sein Sohn Leopold I. mit der jüngeren Schwester König Karl's II. von Spanien verheirathet, und auch darauf hin erhob der Kaiser seine Ansprüche. Aber auf ähnliche Verwandtschaft hin beanspruchte auch Ludwig XIV. die spanische Erbschaft, denn er war der Sohn der älteren Tante und der Gemahl der älteren Schwester Karl's II. Zwar hatten beide Prinzessinnen der Erbschaft entsagt, Ludwig hielt es jedoch für angemessen, seine Ansprüche zur Geltung zu bringen, weil ein solcher Verzicht nach spanischem Recht unzulässig und somit ungültig sei, und weil keine näher berechtigten Erben vorhanden seien. Er empfahl deshalb seinen jüngeren Enkel, den Herzog Philipp von Anjou, zum Thronfolger in Spanien, während Leopold I. seinen jüngeren Sohn Karl in Vorschlag brachte. Beide wählten diese Secundogenitur, damit die Befürchtung vermieden würde, daß Frankreich und Spanien oder Oesterreich und Spanien dereinst in Eine Hand kämen. England und Holland, durch gemeinschaftliches Interesse verbunden, wirkten jedoch dahin, daß ein Enkel Leopold's von Karl II. zum Erben bestimmt würde. Leopold hatte nämlich aus seiner Ehe mit jener spanischen Prinzeß eine Tochter Anna, welche mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern verheirathet war und ihm einen Sohn Joseph Ferdinand geboren hatte. Dieser bayerische Kurprinz nun sollte zum Erben von Spanien eingesetzt werden, und der Kaiser war mit dieser Wahl zufrieden, da dabei zugestanden wurde, daß sein zweiter Sohn Karl das Herzogthum

Mailand erben sollte, während Ludwig's Enkel das Königreich Neapel und einige andere Besitzungen erhalten sollte. 1698 war dieser Theilungs-Vertrag zwischen den Seemächten, Frankreich und Oesterreich geschlossen, doch war Karl II. mit demselben nicht einverstanden, sondern bestimmte jenen Kurprinzen zum alleinigen Erben seiner gesammten Monarchie. Aber schon im Februar 1699 starb derselbe, sechs Jahre alt, an den Pocken. Deshalb kam jener zweite Theilungs-Vertrag in Vorschlag, nach welchem die spanische Monarchie zwischen Karl und Philipp der Art getheilt werden sollte, daß ersterer Spanien und die überseeischen Besitzungen, letzterer die italienischen Länder erhalten sollte. Zugleich brachte aber Ludwig den König Karl dahin, daß derselbe auf den Rath des Papstes sein gesammtes Erbe durch Testament an Philipp von Anjou übertrug. Im October 1700 wurde dasselbe von Karl unterzeichnet, wenige Tage nachher (den 1. November) war er bereits todt.

Ludwig nahm dies Testament an, und seinem jüngeren Enkel Philipp wurde bereits im Februar 1701 gehuldigt; fast alle Staaten Europa's erkannten ihn als König von Spanien an, nur der Kaiser protestirte dagegen. Bei seiner Schwäche und bei der inneren Zerrüttung seines Reiches mußte er sich aber damit begnügen, Mailand als eröffnetes Reichslehn zu beanspruchen. Wilhelm III. von England jedoch sowie Holland, mit Recht besorgt, daß das Haus Bourbon im Besitz von zwei großen Reichen und so bedeutenden Nebenländern ein gefährliches Uebergewicht erhalten möchte, schlossen im September 1701 ein Bündniß mit dem Kaiser, ungeachtet es noch zweifelhaft war, ob das englische Parlament seinem Könige die zu einem Kriege nöthigen Gelder bewilligen würde, da es schon früher damit unzufrieden gewesen, daß Wilhelm sich in die Angelegenheiten des Festlandes mischte und England der Gefahr aussetze, in einen für seine Interessen gleichgültigen Krieg hineingezogen zu werden. Ludwig selber gab aber durch übereilte Schritte jenem Bündnisse eine für ihn verderbliche Kraft; er versäumte es nicht nur, England durch Concessionen für seinen Handel zu gewinnen, sondern erließ sogar Verordnungen gegen die Einfuhr englischer Waaren; zugleich erkannte er nach dem damals erfolgten Tode des vertriebenen Königs Jacob II. dessen Sohn als König von Groß-Britannien an. Da erklärte sich auch das Parlament für jenes Bündniß, und obgleich Wilhelm bereits im März 1702 starb, verharrte doch seine Schwägerin und Nachfolgerin Anna bei demselben. König Friedrich I. schloß sich zu Ende des Jahres 1701 jenem Bündnisse an und versprach, außer den 10,000 Mann, die er dem Kaiser zugesagt hatte, noch andere Truppen für Hülfsgelder gegen Frankreich zu stellen. Und fest hielt er hier wie überall, wo er es gegeben, an seinem Worte; während des ganzen Krieges hatte er 25—30,000 Mann unter Waffen, und nahm selbst 6000 Mann gothaische Truppen in seine Dienste, um mit ihnen Preußen besetzt zu halten, das bei dem gleichzeitig stattfindenden nordischen Kriege vielfach bedroht wurde. Eben diese Verhältnisse veranlaßten ihn auch,

1704 eine Landmiliz von 10,000 Mann (ungerechnet die in Preußen) zu errichten, die zwar nicht in Thätigkeit kam, aber wesentlich dazu beitrug, den kriegerischen Geist seines Volkes anzufachen. Vergeblich suchte Ludwig ihn von diesem Bündnisse abzuziehen, indem er versprach, ihm das Fürstenthum Orange herauszugeben sowie zu den übrigen oranischen Erbländern zu verhelfen, gleich baar 100,000 Louisd'or und während des ganzen Krieges monatlich 100,000 Rthlr. zu zahlen, wenn er sich nur neutral verhalten wollte. Doch diese verlockenden Anerbietungen konnten Friedrich nicht bestimmen, von seinem Kampfe gegen den übermächtigen Reichsfeind abzulassen. Während der Kaiser außer England, Holland und Preußen auch noch das deutsche Reich zu seiner Unterstützung gewann, war Ludwig auf seine eigene Kraft angewiesen, da er sehr bald die Bundesgenossen verlor, die sich ihm anfänglich angeschlossen hatten. Braunschweig-Wolfenbüttel wurde durch Gewalt gezwungen, sich von Frankreich loszusagen; der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen, der von einer Tochter König Philipp's II. abstammte und deshalb auch auf die spanische Erbschaft Ansprüche erhob und anfänglich zu Frankreich gehalten hatte, da der neue König von Spanien Philipp V. sich mit einer Tochter von ihm vermählte, trat schon 1703 zu den Verbündeten über, die ihm große Versprechungen machten. Gleichzeitig fiel auch Portugal von Frankreich ab. Der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern, dem Ludwig die spanischen Niederlande mit voller Souverainität versprochen hatte, wurde bei dem nachmaligen Kriegsglück des Kaisers in die Acht erklärt und aus seinem Lande vertrieben, und ebenso der Kurfürst von Cöln und der Herzog von Mantua, weil sie dem Reichsfeinde Hülfe leisteten. Zu diesen für die Verbündeten günstigen Verhältnissen kam noch das, daß ihre Heere von den berühmtesten Feldherren ihrer Zeit befehligt wurden, von dem Prinzen Eugen von Savoyen und dem Herzog von Marlborough, so daß Kaiser Joseph I., der 1705 seinem Vater Leopold in der Regierung gefolgt war, nichts Geringeres beabsichtigte, als sich der ganzen ungetheilten spanischen Monarchie zu bemächtigen.

Bei so zahlreichen Theilnehmern gewann dieser spanische Erbfolgekrieg (1701—1714) eine gewaltige Ausdehnung. Wurde in den gleichzeitigen nordischen Krieg die ganze Osthälfte Europa's hineingezogen, so kämpfte man in diesem mit noch größerer Erbitterung und Zähigkeit in Italien, in Deutschland, den Niederlanden, in Frankreich, auf der spanischen Halbinsel; ja selbst nach Schottland sollte ein französisches Heer hinübersetzen. Wiederholte schwere Niederlagen, ein Aufstand in Frankreich selber, der furchtbare Winter zu Anfang des Jahres 1709, der das erschöpfte Land entsetzlich verheerte, brachten den an Sieg und Glück gewöhnten König Ludwig fast zur Verzweiflung. Um den Frieden zu erlangen, erbot er sich, auf die spanische Erbschaft Verzicht zu leisten und für die Wiedereinsetzung der vertriebenen Kurfürsten von Bayern und Cöln nicht unbedeutende Gebiete von Frankreich abzutreten, ja selbst Hülfsgelder zu zahlen, damit die

Verbündeten seinen Enkel aus Spanien vertreiben möchten. Aber je mehr er bewilligte, desto größer wurden die Anforderungen der Sieger, welche die Gelegenheit benutzen wollten, Rache für die Unbill zu nehmen, mit der Frankreich so lange Europa heimgesucht hatte. Daß dennoch König Ludwig aus so großer Gefahr gerettet wurde und einen ehrenvollen Frieden schloß, hatte seinen Grund in zwei wichtigen Ereignissen. In England gelang es der Tory-Partei 1710 das whigistische Ministerium zu stürzen und die Königin Anna zum Frieden geneigt zu machen, die deshalb auch später den Herzog Marlborough vom Heere abrief; in Deutschland aber folgte 1711 Karl VI. seinem Bruder Joseph in der Regierung. Dieser war der allein Uebriggebliebene des deutsch-österreichischen Hauses; für ihn auch noch die spanische Erbschaft gewinnen zu helfen und damit Deutschland und Spanien wieder in Eine Hand zu bringen, dazu fühlten seine Verbündeten und namentlich England keine Neigung. Nach langen blutigen Kämpfen kam man deshalb wieder auf die ursprüngliche Idee zurück, das reiche Erbe zu theilen.

Den Ruhm der Tapferkeit, den sich die brandenburgischen Truppen erworben hatten, bewährte auch das königlich preußische Heer in diesem Kriege, besonders unter der Anführung des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, des Grafen von Lottum und anderer tüchtiger Feldherren. In Italien und Frankreich wie in Deutschland und in den Niederlanden kämpften die Preußen mit so glücklichem Erfolge, daß Marlborough ihnen das Lob gab, der größte Theil an den erfochtenen Siegen gebühre ihrer Tapferkeit und Entschlossenheit; namentlich habe sich der Prinz Leopold durch seine Erfahrung und durch seine unermüdliche Thätigkeit große Verdienste erworben. Nicht weniger rühmte Prinz Eugen die preußischen Truppen, die unter ihrem unerschrockenen Führer Wunder der Tapferkeit verrichtet hätten; ja er stellte sie sowohl in Bezug auf Muth als auch auf Ordnung seinen eigenen Truppen voran. Selbst ihre Feinde, die Franzosen, gestanden, daß die Preußen z. B. in der Schlacht bei Malplaquet wie die Teufel gefochten hätten. In den für die Verbündeten unglücklichen Schlachten 1703 bei Höchstädt an der Donau und 1705 bei Cassano in der Nähe von Mailand deckten die Preußen den Rückzug und retteten das verbündete Heer vom Untergange. Ihre Tapferkeit trug wesentlich zu den herrlichen Siegen bei, welche 1704 bei Höchstädt, 1706 bei Ramillies (nördlich bei Namur) und bei Turin, 1708 bei Oudenarde und 1709 bei Malplaquet (südlich von Mons) über die Franzosen erfochten wurden. Nicht minder waren vorzugsweise Preußen thätig bei der Eroberung zahlreicher fester Plätze, von denen hier nur beispielsweise aus dem Jahre 1702 Kaiserswerth, Venloo, Roermonde, 1703 Rheinberg, Bonn, Geldern, 1704 Landau und 1708 Lüttich genannt werden sollen.

Trotz so bedeutender Leistungen hatte dennoch Friedrich nur geringen Gewinn von der Theilnahme an diesem Kriege. Abgesehen davon, daß er durch die Entsendung seiner Truppen verhindert war,

in dem das preußische Interesse so nahe angehenden nordischen Kriege mit der nöthigen Energie aufzutreten, wurde er auch von den eigenen Verbündeten mit Mißachtung behandelt; insbesondere traten der englische Gesandte Lord Raby sowie Marlborough bei einem Besuche am Berliner Hofe befehlshaberisch und rücksichtslos auf. Die versprochenen Subsidien Hollands und Englands blieben stark im Rückstande; ebenso Verpflegungs- und Rekrutirungsgelder, zu denen sich Oesterreich verpflichtet, trotz der Drohung des Königs nicht weiter am Kriege theilzunehmen. Namentlich seitdem Joseph I., ein energischer und hochstrebender Regent, den Thron bestiegen, trat schroffe Behandlung Preußens ein. Selbst die kriegerischen Thaten verschafften kein Ansehn, da die preußischen Truppen, auf verschiedene Kriegsschauplätze zersplittert, überall trotz ihrer Tapferkeit als Hülfstruppen nur eine untergeordnete Stellung einnahmen. Friedrichs Forderung im Jahre 1705, 20,000 Mann als selbständiges Corps unter preußischem Commando auftreten zu lassen, war abgelehnt worden. Am meisten jedoch trat die Mißgunst der Verbündeten und die geringschätzige Behandlung des Königs bei der oranischen Erbschaft hervor.

Friedrichs Ansprüche auf dieselbe beruhten darauf, daß Friedrich Heinrich, der Sohn jenes Wilhelm von Oranien, der bei der Losreißung der Niederlande von Spanien eine so wichtige Rolle gespielt hat, 1644 in seinem Testamente bestimmt hatte, daß sein ganzes Besitzthum auf seinen Sohn Wilhelm II. und dessen Nachkommen übergehn sollte; falls derselbe jedoch keine Erben hinterließe oder seine Nachkommenschaft ausstürbe, sollte seine Tochter Luise Henriette, die nachmalige Gemahlin des großen Kurfürsten, oder deren Nachkommen die Erbschaft unverkürzt antreten. Nach diesem Testament nun hätten, da Wilhelm's II. Sohn, Wilhelm König von England, 1702 kinderlos starb, die gesammten oranischen Länder an Friedrich, den Sohn eben jener Luise Henriette, übergehen müssen, es fand sich jedoch, daß Wilhelm bereits 1695 jenes Testament für ungültig erklärt und einen Verwandten aus einer Seitenlinie, Johann Wilhelm Friso von Nassau-Dietz, zum alleinigen Erben seiner gesammten Nachlassenschaft eingesetzt hatte. Die General-Staaten von Holland waren zu Vollstreckern dieses Testaments bestimmt.

So hatte also derselbe Mann, der seinen Thron der Hülfe Friedrich's verdankte, diesem seinen Bundesgenossen und nahen Verwandten die Erbschaft abgesprochen, die um so bedeutender hätte ausfallen müssen, als Friedrich im Besitz sämmtlicher oranischer Länder die Aussicht gehabt haben würde, Statthalter in den meisten niederländischen Provinzen zu werden. Wie Wilhelm nahmen auch die General-Staaten, seine Verbündeten, gegen ihn für den Prinzen Friso Partei, behielten die auf ihrem Gebiete gelegenen oranischen Besitzungen unter ihrer Verwaltung, ließen mehrfach Friedrich's Besitz-Ergreifungs-Patent abreißen, und sandten Truppen nach Mörs, um die Bürger in ihrem Widerstande gegen die preußischen Ansprüche zu bestärken.

Wenn demungeachtet Friedrich sich in den Besitz von Mörs,

Lingen und Neufchatel setzte, und wenigstens Titel und Wappen eines Prinzen von Oranien behielt, so geschah es deshalb, weil der Kaiser im Krontractat sich verpflichtet hatte, zur Behauptung der oranischen Succession hülfreiche Hand zu bieten, und namentlich die beiden zum Reich gehörigen Grafschaften Mörs und Lingen an Niemand anders gelangen zu lassen. So kamen denn diese Länder an Preußen.

Von Lingen war früher schon die Rede; auf die Grafschaft Mörs erhob Friedrich nicht allein als Erbe des oranischen Hauses Ansprüche, sondern auch in seiner Eigenschaft als Herzog von Cleve. Die Grafschaft Mörs am linken Rheinufer, der Ruhrmündung gegenüber, war nämlich schon im 13. Jahrhundert ein clevisches Lehn und hätte an das Herzogthum zurückfallen müssen, als 1575 die Grafen von Mörs ausgestorben waren. Durch Vergleich wurde aber damals festgesetzt, daß die Schwester des letzten Grafen, Walpurgis, im Besitze der Grafschaft bleiben, und daß, falls sie ohne Kinder stürbe, das Land an Cleve zurückfallen sollte. Nun war sie zwar in zweiter Ehe mit einem Grafen von Neuenar verheirathet (ihr erster Gemahl war der bekannte Graf Philipp von Hoorn gewesen, der zu Brüssel 1568 vom Herzog Alba hingerichtet worden war), sie überlebte aber denselben und starb 1600 ohne Kinder. Dem Vertrage gemäß hätte jetzt Mörs an Cleve fallen müssen, Walpurgis hatte jedoch, kurze Zeit vor ihrem Tode, das Land an Moritz von Oranien geschenkt, den zweiten Sohn des oben genannten Wilhelm I., der sich auch gewaltsam in dem Besitze des Landes behauptete, dessen Bruder und Erbe aber, Friedrich Heinrich, sich vergeblich bemühte, von Seiten des Reiches die Belehnung zu erhalten. Diese Verhältnisse bestimmten König Friedrich um so mehr, das so lange vorenthaltene Land wieder zu Cleve zu schlagen. Das Reichs-Kammergericht sprach sich überdies ganz zu Gunsten des Königs aus, und Kaiser Joseph I. erhob 1707 die Grafschaft sogar zu einem Reichsfürstenthume. Da jedoch — wie oben erwähnt — holländische Truppen die Stadt besetzt hielten, und die Bürger, darauf gestützt, die Huldigung verweigerten, ließ der König 1712 die Stadt überrumpeln, zwang sie zu huldigen und wußte sich bald darauf auf geschickte Weise der holländischen Besatzung zu entledigen.

Das kleine Fürstenthum Orange am linken Rhone-Ufer, nördlich von Avignon, gehörte ursprünglich dem Königreich Nieder-Burgund und nachmals dem Königreiche Arelat zu, und bildete eine Grafschaft, deren Herren sich später „souveraine Fürsten" nannten. Die Erbin dieses Landes vermählte sich 1410 mit Johann IV., Herrn von Chalons, dessen Besitzthum an der Saone in Bourgogne gelegen war. Aus dieser Ehe stammte die Claudia von Chalons, die als Erbtochter dieses Hauses etwa 100 Jahre später, 1513, sich mit dem Grafen Heinrich von Nassau verheirathete, und deren oben genannter Sohn Renatus das 1530 ererbte Fürstenthum seinem Vetter Wilhelm I. 1544 als Erbe überwies. Ungeachtet in den späteren Kriegen König Ludwig XIV. von Frankreich dies Ländchen nebst

anderen dem Hause Oranien zuständigen Besitzungen an sich riß, brachte doch der Nimwegische (1678) und der Ryswiker Frieden (1697) dieselben wieder an den rechtmäßigen Herrn zurück. Als Wilhelm III. starb, nahm König Friedrich zwar den Titel von dem Fürstenthume an, wegen der Entlegenheit desselben konnte er jedoch faktisch nicht Besitz davon ergreifen, und erst im Utrechter Frieden, kurz nach Friedrich's Tode, wurde diese Angelegenheit durch König Friedrich Wilhelm I. geordnet. Letzterer begab sich aller Ansprüche auf das Fürstenthum und andere kleine in Frankreich zerstreut liegende Zubehörungen desselben, versprach auch die übrigen Erben wegen ihrer etwanigen Ansprüche darauf zu entschädigen, behielt aber den Titel und das Wappen dieses Fürstenthums bei. Als Entschädigung für diese Entsagung trat dagegen Ludwig mit Einwilligung der spanischen Krone auf ewig ab das Ober-Quartier Geldern, d. h. denjenigen Theil von Gelderland, der bei Losreißung der Niederlande noch an Spanien verblieben, und auf welchen König Friedrich Wilhelm als Herzog von Cleve die oben besprochenen älteren Ansprüche aus dem 16. Jahrhundert geltend machte.

Durch die Verheirathung des Grafen Heinrich von Nassau mit Claudia, der Erbin von Chalons und Orange, waren dem Hause Nassau-Oranien auch auf das Fürstenthum Neufchatel und die Grafschaft Valengin Ansprüche erwachsen, welche König Friedrich mit Glück für sich auszubeuten wußte. Beide Länder gehörten früher zum Königreich Hoch-Burgund und später zum Arelat, das bekanntlich 1032 mit Deutschland verbunden wurde. Ein Graf Rollin war aus Neufchatel von seinen Unterthanen verjagt worden, und König Rudolf von Habsburg hatte diese erledigte Grafschaft 1288 an den Grafen Johann von Chalons übertragen. Von diesem bekam Rollin seine Grafschaft als Reichsafterlehen zurück, und er vererbte sie auf seinen Sohn, dieser wieder auf seine Töchter. Nach dem Tode der letzteren sollte den festgesetzten Bestimmungen gemäß das Land an die Lehnsherren, die Herren von Chalons, zurückfallen; der Sohn der jüngeren Tochter jedoch, der Graf Conrad von Freiburg im Breisgau, nahm mit Hülfe der Schweizer von dem Lande Besitz und verglich sich 1397 mit dem Herrn von Chalons dahin, daß er das Land von ihm zu Lehn nahm, und daß dasselbe nach seinem oder seiner Nachkommen Tode dem Lehnsherrn zurückfallen sollte. Als aber 1458 sein Sohn ohne Erben starb, bemächtigte sich ein Verwandter desselben, der Graf Rudolf von Hochberg in Baden, und zwar abermals mit Hülfe der Schweizer, des Landes, so daß es dem Hause Chalons unmöglich war, seine Rechte zur Geltung zu bringen. Nicht besser erging es zum dritten Male den Lehnsherren, als auch die gräfliche Familie von Hochberg mit der Enkelin Rudolf's 1543 ausstarb, also zu einer Zeit, wo die Ansprüche des Hauses Chalons bereits auf das Haus Nassau-Oranien übergegangen waren. Trotz allen Widerspruchs des letzteren ging Neufchatel an das Haus Longueville über, das von dem bekannten Bastard, dem Grafen Dunois, herstammt. Diese vierte Familie

behauptete sich im Besitz von Neufchatel, nahm den Titel eines „souverainen Fürsten von Neufchatel" an und zog 1579 die Grafschaft Valengin ein, die stets Lehn von Neufchatel gewesen, und wo damals die Grafen ausgestorben waren. Bei dem 1707 erfolgten Tode des letzten Sprößlings aus dem Hause Longueville, der Maria von Nemours, waren nicht weniger als vierzehn Bewerber, welche ihre Ansprüche auf das Land von der Verwandtschaft mit jenen verschiedenen Häusern herleiteten, welche nach einander daselbst regiert hatten.

Ihnen allen gegenüber trat König Friedrich als Lehnsherr auf und behauptete das Anfallsrecht, das bereits dreimal nicht beachtet worden sei. Ihm waren von Wilhelm III. von Oranien 1694 ausdrücklich die Rechte der Lehnsherrschaft übertragen worden, und er suchte dieselben aufrecht zu erhalten, so eifrig sich auch König Ludwig XIV. von Frankreich zu Gunsten eines französischen Prinzen von Conti verwendete. Die Stände des Landes sorgten nun vor allen Dingen dafür, ihre Freiheiten und Gerechtigkeiten sich von jedem der Bewerber sichern zu lassen, bevor eine Wahl unter ihnen getroffen würde, und setzten dann einen unabhängigen Gerichtshof ein, der die Ansprüche jedes einzelnen unter ihnen untersuchen sollte. Dieser Gerichtshof, aus zwölf Richtern bestehend, je vier aus jedem der drei Stände, erklärte 1707 den König von Preußen für den souverainen Herrn des Landes, worauf Friedrich die Huldigung einnehmen ließ. Frankreich erkannte diesen Besitz für Preußen auch später im Utrechter Frieden an, der, wie schon bemerkt, auch die Angelegenheit wegen Orange ordnete. Das Land wurde jedoch nie in die preußische Monarchie einverleibt, sondern blieb nur in einer Personal-Vereinigung und hatte demnach seine besondere Regierung. Daß es nach dem unglücklichen Kriege von 1806 von Napoleon dem Marschall Berthier zugesprochen, nach seinem Sturze aber im Wiener Congreß wieder Preußen zurückgegeben, sind bekannte Begebenheiten, die der neuesten Zeit angehören. Diese Doppelstellung des Landes erleichterte 1848 der radicalen Partei den Abfall von Preußen; letzteres hat 1857 seinen Ansprüchen gänzlich entsagt.

Wegen der übrigen oranischen Besitzungen brachte erst Friedrich Wilhelm I. nach langjährigen Verhandlungen mit dem Sohne jenes Friso, Wilhelm Karl Heinrich Friso, 1732 zu Dieren, einem Lustschlosse an der Yssel zwischen Arnheim und Zütphen, einen Vergleich der Art zu Stande, daß letzterer auf die von Preußen in Besitz genommenen Länder Verzicht leistete sowie auf das Amt Montfort und einige andere in Holland gelegene Güter aus jener Erbschaft. Friedrich II. verkaufte dieselben 1754 an das Haus Nassau-Oranien für die Summe von 705,000 Gulden.

Wie schon oben erwähnt, war Friedrichs Stellung eine schwierige gegenüber dem nordischen Kriege, zu dem sich Rußland unter Peter dem Großen, Polen unter Friedrich August von Sachsen, Dänemark unter Friedrich VI. gegen Schweden verbunden hatten, da ihnen die

Umstände besonders günstig zu sein schien, ihre Macht auf Kosten jenes Reiches zu vergrößern. Denn auf dem schwedischen Throne saß damals der erst 17 Jahre alte Karl XII. aus dem Hause Zweibrück, einer Seitenlinie des bayrisch-pfälzischen Hauses, der nicht nur wegen seiner Jugend, sondern auch wegen seiner scheinbar großen Theilnahmlosigkeit an Regierungsgeschäften ein wenig zu fürchtender Gegner zu sein schien. Doch mit Ungestüm warf sich derselbe, als zu Anfang des Jahres 1700 jene Verbündeten in schwedisches Gebiet einfielen, zunächst auf Dänemark, besiegte dasselbe im ersten Anlauf, und zwang es im August 1700 zum Frieden zu Travendal (in der Nähe von Lübeck), in welchem es versprach, von dem Bündnisse abzulassen und die früher an Schweden zugestandenen Bedingungen zu halten. Darauf wandte sich Karl gegen Rußland, schlug Peter 1701 in der denkwürdigen Schlacht bei Narva, und drang dann in Polen ein, da er Rußland vernichtet glaubte. Der Krieg näherte sich sonach den preußischen Grenzen, und es erschien unausbleiblich, daß der König in demselben Partei ergreifen müsse. Dazu suchten ihn denn auch August wie Peter der Große durch Versprechungen zu bestimmen, Friedrich aber zog es vor, sich mit Karl XII. auf guten Fuß zu stellen, indem er 1703 mit ihm dahin übereinkam, daß Karl die preußische Königswürde anerkannte, Friedrich dagegen versprach, während dieses Krieges nicht die Waffen gegen Karl zu ergreifen. Als dann 1706 der Schwedenkönig durch Schlesien nach Sachsen marschirte und so die Integrität des kaiserlichen und des Reichs-Gebietes verletzte, während man zugleich seine Einmischung in den spanischen Erbfolge-Krieg zu Gunsten der Franzosen, der alten Verbündeten Schwedens, befürchtete, suchte Preußen sich mit ihm auf guten Fuß zu stellen, ja es kam sogar zu einem Bündniß, in welchem Friedrich Stanislaw Leszinski als König von Polen anerkannte, Karl aber seinen Einfluß zur Abtretung Elbing's aufzubieten versprach, auf das — wie wir gesehen — Brandenburg Ansprüche im Vertrage zu Bromberg erhalten hatte.

Eine neue Wendung der Dinge trat ein mit der Niederlage Karl's XII. bei Pultawa 1709. Man konnte preußischer Seits es nicht hindern, daß die schwedischen Truppen, welche bis dahin in Polen gestanden hatten, durch preußisches Gebiet nach Schwedisch-Pommern sich zurückzogen. Um einen demnächst zu befürchtenden Durchmarsch der Russen und Sachsen zu hindern und — wenn irgend möglich — einem allgemeinen Kriege hier im Osten vorzubeugen, dessen Ausbruch manchen Verbündeten vom Kriege gegen Ludwig XIV. abgezogen haben würde, wurden im Haager Concert 1710 die deutschen Lande Schwedens für neutral erklärt, so daß sie weder angegriffen werden noch von ihnen aus ein Angriff auf die Feinde Schwedens gemacht werden sollte. Da aber Karl XII. diese Festsetzungen nicht anerkannte, zogen 1711 russische und polnisch-sächsische Truppen durch die Neumark, um in's schwedische Pommern einzufallen, ohne auf die preußischen Proteste Rücksicht zu nehmen. So hatte Friedrich dadurch, daß er seine Truppen zum Kampfe gegen Frankreich bewilligt, die Möglichkeit aus der Hand

gegeben, in diesen Preußen so tief berührenden Wirren eine entscheidende Stimme abzugeben, und mußte sich an der bescheidenen Rolle eines Zuschauers genügen lassen. Erst sein Sohn Friedrich Wilhelm I. griff hier mit Klugheit und Kraft ein.

Die Kriege, von denen oben die Rede gewesen, die Erwerbungen, welche zum Theil mit nicht geringen Kosten von Friedrich gemacht wurden, der Aufwand, den er schon als Kurfürst und noch mehr als König trieb, seine grenzenlose Freigebigkeit endlich verlangten Summen, von denen es wunderbar erscheint, woher sie genommen werden konnten. Zwar wurden ihm bedeutende Subsidien zugesichert, dennoch reichten sie nicht hin, die Erhaltung eines so starken Heeres möglich zu machen, zumal da sie vielfach nicht gezahlt wurden; dazu kamen — wie gesagt — die Ausgaben für den Hof, dessen Pracht eine außerordentliche war. Die nöthigen Summen zog Friedrich aus dem Lande selber durch Abgaben, die schwer genug empfunden wurden, wenn sie auch andererseits darauf hindeuten, daß die Gewerbthätigkeit eine blühende war und die Unterthanen sich im allgemeinen eines gewissen Wohlstandes erfreuten. Mußte doch 1696 ein Luxusgesetz gegeben werden, das dem Hange zur Pracht steuern sollte, während gerade in dieser Beziehung der Hof mit keinem guten Beispiel voranging. Zunächst war es eine allgemeine Kopfsteuer, die 1691 zum ersten Male erhoben und später noch ein paarmal angewendet wurde. Vom Kurfürsten an, der sich selber mit 4000 Rthlr. ansetzte, bis zu dem geringsten Tagelöhner und der Dienstmagd herab mußte je nach Stand und Vermögen beigetragen werden, und noch öfter wurden den Beamten Abzüge von ihrem Gehalte gemacht, nur Geistliche und Lehrer ausgenommen. Ferner wurde ohne Beirath der Stände, nur auf königlichen Befehl, der Hufen- und Giebelschoß wieder allgemein eingeführt; sodann wurden Luxusartikel besteuert, nicht nur Karossen, sondern auch Perrücken, sowie Thee, Kaffee, Chokolade ꝛc., ja man dehnte diese Steuer auch auf die nothwendigen Lebens-Bedürfnisse aus, ferner auf Hüte, Strümpfe, Schuhe ꝛc., abgesehen von der Accise, die noch erhöht wurde, und zu der noch eine lästige Salzsteuer kam. Dabei tauchten höchst sonderbare Projecte auf. 1708 wurde z. B. ein großartiges Geschäft mit Schweineborsten unternommen, mußte aber bereits 1711 wegen vielfacher Verluste wieder aufgegeben werden. So wurde ferner 1702 beabsichtigt, die Domainen statt in Zeit- in Erbpacht zu geben; namentlich war es ein gewisser Luben, der unter dem Namen v. Wulffen geadelt wurde, welcher durch den Verkauf der Inventarien auf den Gütern augenblicklich bedeutende Summen erzielte; doch bald genug gab man dies Unternehmen als ein verfehltes wieder auf. Selbst durch die Goldmacherkunst suchte man die für den Aufwand des Hofes nöthigen Summen sich zu verschaffen, wie das Beispiel eines Abenteurers Dominico Cajetano, der sich Graf v. Ruggiero nannte, beweist, der bedeutende Summen zu seinen angeblichen Versuchen verwendete, endlich jedoch entlarvt und 1709 als Betrüger zu Cüstrin gehängt wurde.

Jedoch die großen Summen, welche Friedrich für seinen Hofstaat gebrauchte, machten nur einen geringen Theil von dem aus, was noch anderweitig theils seine Freigebigkeit, theils seine Liebe zu Glanz und Pracht verwendete. Künstler aller Art, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Stempelschneider, Baumeister, Musiker wurden in großer Menge und mit großen Kosten herbeigezogen. Viele Orte, namentlich aber seine Hauptstadt, schmückte er mit königlicher Pracht. Es mag beispielsweise nur an das königliche Schloß hierselbst, an das Zeughaus, sowie an die lange Brücke mit der Bildsäule des großen Kurfürsten, welche 1703 enthüllt wurde, erinnert werden, um zu zeigen, mit welchem Geschmack sich die Kunst hier ausbildete. Der ausgezeichnete Baumeister Schlüter hat sich hierbei ein dauerndes Denkmal gegründet, und seine Stelle wurde durch den General v. Eosander, genannt Göthe, der ihn aus der Gunst des Königs verdrängte, nicht wieder ausgefüllt. Unter anderen königlichen Bauten mag hier das Schloß und der Garten zu Lietzen genannt werden, das Friedrich's zweite Gemahlin, Sophie Charlotte von Hannover, zu ihrem Sitze erkor, und das nach ihr Charlottenburg genannt wurde. Aber auch für andere Bedürfnisse wurde viel gebaut, und namentlich gewann Berlin eine bedeutende Erweiterung durch Anlage des s. g. Friedrichs-Werder und Gründung der Friedrichsstadt. Die Saale wurde durch Anlegung von zweckmäßigen Schleusen bei Halle schiffbar gemacht, und in Preußen durch Grabung des Friedrichs-Canals der Verkehr gehoben, während andererseits durch Anlegung von Bergwerken, Hämmern, Manufacturen und Fabriken ein neuer Aufschwung für die Gewerbe herbeigeführt wurde. Diesem Streben leisteten die zahlreichen Einwanderungen von Franzosen, Wallonen, Pfälzern und Schweizern vortreffliche Beihülfe, die in den verschiedenen Gegenden des Landes angesiedelt und auf alle Weise unterstützt wurden, damit sie das neue Vaterland lieb gewinnen möchten. Friedrich's zweite Gemahlin, die vorhin genannte Sophie Charlotte, mischte sich zwar nicht in Regierungs-Angelegenheiten, doch hat sie als eine trefflich gebildete, lebhafte Fürstin großen Einfluß gehabt auf die geistige Erhebung und Entwickelung des Volkes. Für die geistige Bewegung ist die Gründung der Universität Halle von Wichtigkeit, zu welcher der Kaiser 1693 den Freiheitsbrief bewilligte, und welche 1694 eingeweiht wurde; insbesondere für die Entwickelung der Theologie, die bis dahin hauptsächlich von der Wittenberger Universität beeinflußt wurde, sowie des religiösen Sinnes überhaupt ward sie bedeutend. Nicht minder bedeutsam war die Gründung der Akademie der Künste 1699 und der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1700, deren Einweihung aber erst 1711 erfolgte, sowie anderer wissenschaftlichen Institute. Es darf hier einerseits nur an die Namen v. Leibnitz, Thomasius, Wolff, Lange, v. Pufendorf ꝛc. erinnert werden, um die Geistesfrische zu zeigen, welche das neue Königthum um sich verbreitete. Andererseits sind zu nennen die ehrwürdigen Männer Spener, der Stifter des praktischen Christenthums, Franke, der Gründer des Halleschen

Waisenhauses, v. Canstein, der sein ganzes Vermögen auf die Verbreitung des göttlichen Wortes verwendete; diese Männer haben neues kirchliches Leben zu einer Zeit erweckt, wo bei dem auf äußerlichen Lebensgenuß gerichteten Streben der gebildeteren Classen ein solches doppelt nothwendig war. Beschränke man auch den Antheil, den Friedrich an diesen erfreulichen Geistes-Regungen genommen, auf das kleinste Maß, so läßt sich die Thatsache doch nicht in Abrede stellen, daß er willig zu der Herbeiführung dieses neuen Geisteslebens die Hand geboten, und daß es also nicht bloßer Zufall war, daß gerade von Preußen diese Bewegung ausging. — Mit diesem Aufleben der Wissenschaft in Preußen stand die Einführung des neuen Kalenders im Zusammenhange. Die Unbequemlichkeit der alten Zeitrechnung war immer fühlbarer geworden; man zog es deshalb vor, den verbesserten Kalender einzuführen, wenn man auch in Bezug auf das Osterfest nicht den Bestimmungen des Gregorianischen folgte. Seit dem 1. März 1701 wurde nach ihm gezählt, während man noch am Tage zuvor nach dem alten den 18. Februar geschrieben hatte.

Die wahrhafte Frömmigkeit Friedrich's, die sich in seiner ganzen sittlichen Erscheinung aussprach und sich in dem Bau von Kirchen und in sonstigen Liebeswerken bethätigte, gab auch Veranlassung, daß Preußen immer kräftiger als der Schirm und Schild des Protestantismus hervortrat, und umsomehr, seit das sächsische Kurhaus zum Katholicismus übergetreten war, um die polnische Krone für sich zu gewinnen. Fast kein Jahr ist in der Regierung Friedrich's vorübergegangen, wo er nicht in Schlesien, in der Pfalz oder sonst in Deutschland sich der bedrückten Protestanten annahm, die dadurch gewöhnt wurden, fortan Preußen als ihren Schirmherrn anzusehn. Und es war nicht beschränkter Glaubenseifer, der Friedrich leitete, sondern er hielt an dem Grundsatz fest, daß in Glaubenssachen volle Freiheit stattfinden müsse, doch so, daß nicht Andersgläubige in ihrer Anschauung behindert oder gestört würden. Namentlich sprach er dies aus, als 1703 die Juden angeklagt wurden, daß sie in gewissen Gebeten Christus verspotteten. Keine Verfolgung trat ein, sondern es erfolgte nur der Befehl, diese Gebete in den Synagogen laut und ohne alle verächtlichen Geberden zu sprechen, in Privat-Versammlungen aber sie ganz zu unterlassen. Uebertreter dieses Gebots sollten aus dem Lande verwiesen werden; denjenigen, der noch insgeheim dagegen fehle, würde Christus schon selber zu strafen wissen.

Eine äußerst wichtige Rolle unter der Regierung Friedrich's hat der Reichsgraf Kolb v. Wartenberg gespielt, der schon von dem großen Kurfürsten aus pfälzischen in brandenburgische Dienste gezogen werden sollte. Seit dem Regierungs-Antritt Friedrich's nahm er als Oberkämmerer und Ordner der königlichen Feste eine angesehene Stellung ein, und wurde nach Dankelmann's Sturze allmächtig. Dabei häufte er eine so große Menge der wichtigsten Aemter auf seine Person, daß seine Besoldung sich auf mehr als 120,000 Rthlr. belaufen haben soll. Als ein liebenswürdiger, äußerst gewandter

Hofmann wußte er sich die Gunst Friedrich's in ausgezeichnetem Grade zu erwerben und zu erhalten, und dabei war er klug genug, zu den Staatsgeschäften zum Theil tüchtige Männer heranzuziehen, die auch unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. ihre Stellung ehrenhaft behaupteten, wie z. B. H. von Ilgen. Auf sie warf er mit ausdrücklicher Genehmigung Friedrich's die ganze Verantwortlichkeit der Verwaltung, und sorgte dafür, den König auf alle Weise von der Controlle, namentlich der Finanzen, abzuziehen. Der Uebermuth seiner Gemahlin, die aus niederem Stande durch ihren Stolz die ärgerlichsten Scenen veranlaßte, trug viel zu seinem Sturze bei; ebenso die Unordnung in der Finanzwirthschaft. Als nämlich eine furchtbare Feuersbrunst 1708 die Stadt Croffen in Asche gelegt, wurde ihr, ungeachtet eine Feuerkasse errichtet worden war, doch jede Unterstützung versagt, da die eingezogenen Gelder anderweitig verwendet worden wären. Dazu kam, daß als 1709 eine furchtbare Pest in Preußen ausbrach, die ein Drittel der Bevölkerung wegraffte, es an allen Mitteln fehlte, wirksame Vorkehrungen gegen dies furchtbare Uebel zu treffen, und noch mehr, die Unglücklichen zu unterstützen. Die Mittheilungen hierüber versetzten den König in die größte Betrübniß; die Entlassung Wartenberg's wurde sogleich verfügt und derselbe aus dem Lande verbannt, wenn ihm auch die Gnade des Königs die bedeutende Pension von 24,000 Rthlrn. festsetzte. Er starb 1712. — Seitdem lebte der König eingezogener, zumal da vielfaches Unglück ihn in der Familie betraf, und er hart von Krankheit heimgesucht wurde.

Nach dem Gesagten ist es wohl erklärlich, daß Friedrich vielfach ungünstige Beurtheilung gefunden hat, so von seinem eigenen Enkel, Friedrich dem Großen. Man ist hierbei aber oft zu weit gegangen, indem man z. B. von ihm behauptete, seine Erziehung sei eine völlig vernachlässigte gewesen, während, wie oben erwähnt, sie den besten Händen anvertraut war. Man hat ihm unempfindliche Härte gegen die Leiden seines Volkes zum Vorwurf gemacht, das durch die schwersten Abgaben gedrückt worden sei, und doch ist selten ein Monarch so bei dem Volke beliebt gewesen wie gerade König Friedrich. Man hat ihn ferner wegen Trägheit, Wankelmuth und Schwäche getadelt, und doch war er thätig oft bis zur Peinlichkeit; vielfach verfolgte er mit Beharrlichkeit seine Zwecke, ohne sich durch gebotene Vortheile von seinem Vorhaben oder seiner Pflicht abwenden zu lassen; sein gegebenes Wort hielt er treu, und er fügte sich selbst da der Nothwendigkeit, wo der König den Menschen verleugnen mußte. Vorzugsweise endlich ist ein heftiger Ehrgeiz, eine übergroße Eitelkeit bitter an ihm getadelt worden. Nur daher sei es gekommen, daß Friedrich sich mit so übermäßigem Kostenaufwande in endlose Kriege gestürzt habe; und doch muß man zugeben, daß diese Theilnahme an den damaligen Welthändeln nöthig war, wenn Preußen eine hervorragende Stellung behaupten wollte. Aus jener Eitelkeit sei das Streben nach der Königskrone hervorgegangen; und doch hat man

zugestehen müssen, daß ihre Erlangung ein diplomatisches Meisterstück war, das nur durch kluge Benutzung günstiger Umstände möglich wurde; daß die Königskrone erst das Haus Brandenburg von dem Joche befreite, in welchem der Kaiser damals die deutschen Fürsten hielt; daß Friedrich damit seinen Nachfolgern einen Stachel zum Ruhme hinterließ, und daß seine Selbstkrönung aus dem Gefühl von seiner Würde und Macht hervorging. Eben jener Eitelkeit wird alles das zugeschrieben, was der König für Kunst und Wissenschaft gethan; und doch läßt sich nicht verkennen, daß er mit richtigem Tacte zu wählen wußte und daß er für einen geläuterten Geschmack Sorge getragen hat, dessen Werke noch heut die Bewunderung der Kenner erregen. Woher es gekommen, daß das Urtheil über ihn ein ungünstigeres geworden, daß seine Fehler und Schwächen einen härteren Tadel erfahren haben, als er verdient, das erklärt sein Enkel Friedrich II. selber dadurch, daß er das Unglück gehabt habe, zwischen einen Vater und einen Sohn gestellt worden zu sein, deren überwiegendes Talent ihn verdunkelt habe. Das aber haben auch seine härtesten Tadler zugegeben, daß, wenn er auch zu schwach war, den Einfluß des französischen Wesens von sich fern zu halten, wenn es seiner Politik vielfach an Kraft und Einsicht gebrach, wenn er selber nicht die Selbständigkeit behauptete, die einem Fürsten ziemt, sondern in Abhängigkeit von seiner Umgebung gerieth, er doch in sittlicher Beziehung rein und fleckenlos dasteht zu einer Zeit, wo französische Maitressen-Wirthschaft mehr oder weniger an allen Höfen üblich geworden war. Sein Volk selber schrieb, bezeichnend genug, die Mißgriffe, welche unter seiner Regierung gemacht wurden, nicht ihm, sondern seinen Günstlingen zu, welche es zu verhüten wußten, daß die Wünsche und Klagen des Volkes zu seinen Ohren gelangen konnten.

Friedrich ist dreimal vermählt gewesen. Seine erste Gemahlin (seit 1679) war Elisabeth Henriette von Hessen-Kassel, die jedoch schon 1683 starb und nur eine Tochter hinterließ, Louise Dorothea Sophie, später vermählt mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel, dem nachmaligen König von Schweden. Ihr Tod erfolgte schon 1705, und sie hat keine Kinder hinterlassen. Bereits 1684 vermählte sich Friedrich zum zweiten Male, mit der 16jährigen Sophie Charlotte, der Tochter des Kurfürsten Ernst August von Hannover, deren Schönheit ihrem ausgezeichnet gebildeten Geiste gleichkam. Wie sie vielfach die geistigen Bestrebungen in ihrer Umgebung wie im ganzen Lande anzuregen wußte, dessen ist schon oben gedacht worden. Von ihren beiden Kindern starb der ältere Sohn schon im ersten Lebensjahre 1686, der zweite, 1688 geborne, war der nachherige König Friedrich Wilhelm. Nach ihrem Tode 1705 ließ sich der König theils durch die Befürchtung, die königliche Familie wäre dem Aussterben nahe, theils aus Staats-Interessen 1708 zu einer dritten Ehe bestimmen, mit Sophie Louise von Mecklenburg-Schwerin. Diese Ehe blieb kinderlos und war keine glückliche. Streng lutherisch gesinnt versuchte die Königin auch ihren Gemahl zu dieser Lehre herüber zu

ziehen und entfremdete sich dadurch gänzlich denselben, der ebenso eifrig reformirt gesinnt war. Sie verfiel darauf in Trübsinn, der sich später bis zum Wahnsinn steigerte. In einem Anfall desselben überraschte sie eines Tages den König, der auf einem Armstuhle schlummerte. Sie wurde zwar schnell in ihr Zimmer zurückgebracht und nachmals zu ihrer Mutter nach Grabow geschickt; den König hatte aber über den schrecklichen Auftritt das Fieber ergriffen; er glaubte die weiße Frau gesehen zu haben und gab die Hoffnung auf Genesung auf. Wenige Wochen nach diesem erschütternden Vorfall starb er am 25. Februar 1713.

2. Friedrich Wilhelm I. 1713—1740.

Als König Friedrich Wilhelm I. den Thron bestieg, waren noch zwei Kriege an den Grenzen seines Reiches in vollem Gange, der spanische Erbfolge- und der nordische Krieg. Den ersteren stand man im Begriff abzuschließen, in den zweiten griff Friedrich Wilhelm erst später thätig ein, nachdem er anfangs, wie sein Vater gethan, sich jeder Theilnahme enthalten hatte.

Das Glück hatte noch einmal Ludwig's Ausdauer gekrönt. Wenn es ihm auch nicht gelungen war, Friedrich I. zu bewegen, sich nach dem Tode Joseph's um die Kaiserkrone zu bewerben, der König vielmehr der erste gewesen war, der sich entschieden für das Haus Oesterreich erklärte, so war doch durch den Sturz des englischen Ministeriums für Frankreich eine günstige Wendung der Dinge eingetreten. England verhandelte zunächst insgeheim mit Frankreich und forderte darauf seine Verbündeten zum Beitritt auf, widrigenfalls es allein Frieden mit Ludwig schließen würde. Zugleich wurde Marlborough vom Oberbefehl abberufen, und das englische Heer enthielt sich fortan der Mitwirkung im Felde. Da kamen endlich die Unterhandlungen zu Utrecht zu Stande 1712, die im April 1713 ihren Abschluß erhielten. Philipp, Ludwig's jüngerer Enkel, wurde als König von Spanien anerkannt und trat an England Gibraltar und die Insel Minorca, an Savoyen die Insel Sicilien ab. Auch Portugal und Holland schlossen sich diesem Frieden an. Friedrich Wilhelm hatte es durchzusetzen gewußt, daß bei diesen Verhandlungen ihm die Forderungen erfüllt wurden, welche sein Vater bereits gestellt hatte. Am 15. Mai 1713 trat er deshalb diesem Frieden unter der Bedingung bei, daß Frankreich die Königswürde Preußens sowie den Besitz von Neufchatel und Valengin anerkannte, und daß ihm das bis dahin spanische Ober-Geldern, d. h. die Stadt Geldern nebst allen Aemtern, Städten, Dörfern, Lehnen und deren Zubehörungen auf ewig abgetreten wurde, wogegen er seinen Ansprüchen auf das Fürstenthum Orange und die in der Grafschaft Burgund gelegenen Herrschaften entsagte, obwohl er Titel und Wappen dieses Landes auch ferner führen durfte. Zugleich versprach er auf sein königliches Wort, die Erben des Prinzen Johann Wilhelm Friso von Nassau-Oranien durch ein Aequivalent zufrieden

zu stellen, so daß auch diese nicht befugt sein sollten, auf die an Frankreich gefallenen, aus der oranischen Erbschaft herstammenden Lande künftig Ansprüche zu erheben. Der Kaiser, der diesem Friedensschlusse nicht beigetreten war, suchte zwar Preußen dies neue Besitzthum streitig zu machen, wurde aber endlich von England dazu bestimmt; denn auch er bequemte sich im März 1714 zu Rastadt einen Frieden mit Frankreich einzugehen, der noch immer vortheilhaft genug für ihn war. Er erhielt Neapel und die übrigen spanisch-italienischen Besitzungen nebst der Insel Sardinien sowie die spanischen Niederlande. Mit dem deutschen Reiche wurde, um doch den Schein von Selbständigkeit für dasselbe zu wahren, noch besonders im September 1714 zu Baden in der Schweiz der Friede abgeschlossen.

Auf das Herzogthum Geldern hatte Friedrich Wilhelm oder vielmehr schon sein Vater als Herzog von Cleve Ansprüche erhoben, und es ist bereits die Rede davon gewesen, daß dies Land in den Complex der nicht unbedeutenden Besitzungen gehörte, welche von den Herzögen von Jülich-Cleve-Berg vereinigt worden waren. In den ältesten Zeiten ursprünglich eine Landvogtei des deutschen Reiches, kam es 1061 nach dem Aussterben der älteren Besitzer an die Familie Nassau. Otto I., der die Erbtochter geheirathet hatte, wurde bereits 1079 zum Grafen von Geldern ernannt, während ein späterer Nachfolger, Reinhold II. der Rothe, 1339 zum Herzog erhoben wurde. Mit diesem Geldern an der Maas, um die gleichnamige Stadt zwischen den Herzogthümern Cleve und Brabant, vereinigte die Familie Nassau im Laufe der Zeit noch die Grafschaft Zütphen an der Yssel, die Grafschaft Veluwe zwischen jener und dem Rhein, sowie die Grafschaft Betuwe zwischen Rhein und Maas, wo beide Flüsse durch die Waal mit einander verbunden werden. Dieser Anwuchs des Herzogthums gab zu der Eintheilung desselben in vier Viertel oder Quartiere Veranlassung, von denen diese drei letzten Nieder-, jenes ursprüngliche erste Ober-Geldern genannt wurde. Die Familie starb 1372 mit den beiden Brüdern Reinhold III. und Eduard aus, durch deren Schwester Maria das Land an ihren Sohn, den Herzog Wilhelm III. von Jülich, kam. Nachdem aber dieser 1402 und sein Bruder Reinhold IV. 1423 gestorben war, ging durch ihre Schwester Johanna das Herzogthum Geldern an die Herren von Erkel und von Egmont über. Seitdem begann für Geldern eine traurige Zeit beständiger Kriege, die sich länger als ein Jahrhundert hinzogen. Arnold von Egmont, der Enkel jener Johanna, hatte sich zwar die Belehnung mit diesem seinem Erbe vom Kaiser Siegmund zu verschaffen gewußt, doch hatte er viel mit dem Herzog Adolf I. von Berg zu kämpfen, der als nächster männlicher Verwandter der ausgestorbenen Herzöge von Jülich nicht nur das Herzogthum Jülich in Besitz nahm, sondern auch Geldern beanspruchte und zwar, weil die Herren von Egmont nicht dem hohen Adel angehörten, also auch nicht Erben eines Herzogthums sein könnten. Er brachte es auch bei dem Kaiser dahin, daß dieser die Belehnung für nichtig erklärte und Geldern an Adolf

überwies, und nach dem Tode desselben seinen Neffen Gerhard II., Herzog von Jülich-Berg, ebenfalls mit Geldern belehnte. Diese Belehnung wurde zwar später vom Kaiser Friedrich III. wiederholt, doch erkannte eben derselbe auch Arnold von Egmont als Herzog von Geldern an, und letzterem gelang es unter solchen Umständen, sich in dem Besitze des Landes zu behaupten.

Verwickelter wurde noch die Sache, als Arnold von seinem eigenen Sohne 1465 gefangen gesetzt und erst nach sechsjähriger Haft durch Herzog Karl den Kühnen von Burgund befreit wurde; denn er verpfändete diesem sein Land, der 1472 nach Arnold's Tode gewaltsam Besitz davon nahm, nachdem er sich der Person Adolf's bemächtigt hatte. Kaiser Friedrich belehnte ihn auch mit demselben, und Karl stand längere Zeit in Unterhandlung mit jenem Gerhard II. von Jülich-Berg, ihm seine Ansprüche käuflich zu überlassen, ohne daß jedoch von ihm die bedungene Summe ausgezahlt worden wäre. Darauf erfolgte 1477 Karl's Tod bei Nancy, und obgleich Adolf dadurch seine Freiheit wieder erhielt, so konnte er sich doch nicht in seinem Erblande festsetzen, da er gleich darauf starb. Erst sein Sohn Karl brachte 1492 das Land wieder an sich, das unterdeß an Karl des Kühnen Schwiegersohn Maximilian übergegangen war. Vergeblich unterhandelte Gerhard's Sohn, Wilhelm II. von Jülich-Berg, mit Karl, daß das Land unter beide getheilt würde; mit französischer Hülfe behauptete sich letzterer im Besitz des Ganzen und gab nur später der Uebermacht des Kaisers Karl V., des Enkels von Maximilian, in sofern nach, als er 1528 bestimmte, daß nach seinem Tode das Land an den Kaiser fallen sollte, falls er keine Söhne hinterließe. Dieser Vertrag wurde noch 1536 bestätigt; die Landstände versagten jedoch ihre Genehmigung und bestimmten 1537 Wilhelm den Reichen, Herzog von Jülich-Cleve-Berg und Enkel des vorhin genannten Wilhelm von Jülich-Berg, zu seinem Nachfolger, und Herzog Karl bestätigte 1538 diese Wahl in seinem Testamente. Gleich darauf starb er; obgleich nun der Herzog Wilhelm große Anstrengungen machte, von dem Lande Besitz zu nehmen, mußte er es doch 1543 an Karl V. überlassen, der es nebst der übrigen burgundischen Erbschaft seinem Sohne Philipp II. hinterließ. Bei dem Aufstande der Niederlande schloß sich Nieder-Geldern an Holland an, in welchem es noch jetzt die Provinz Geldern bildet. Der südliche getrennte obere Theil oder das eigentliche Geldern, das noch unter spanischer Oberhoheit geblieben war, wurde nun im Laufe des spanischen Erbfolgekrieges von Preußen besetzt und im Utrechter Frieden demselben theils in Folge der älteren Ansprüche, theils als Entschädigung für Orange zugesprochen. Im Lüneviller Frieden 1801 kam es an Frankreich, und kehrte erst durch den Wiener Congreß unter preußische Oberhoheit zurück, so jedoch, daß der westliche Theil an Holland überging, wogegen Preußen einige Theile von Geldern erhielt, welche 1713 bei Oesterreich geblieben waren.

Während Friedrich Wilhelm sein Reich, wenn auch nicht durch

eine große Erwerbung, auf der Westseite abrundete, erhielt er zugleich freie Hand, in den nordischen Krieg (1700—1721) kräftig einzugreifen, der gerade damals mehr als je Preußen berührte, und zwar in seinem Kerne, dem Elb- und Oderlande. Nachdem nämlich Karl XII. von Schweden Peter den Großen 1700 bei Narva besiegt und 1704 in Polen an Stelle des abgesetzten Königs August II. den Stanislaus Leszinsky hatte erwählen lassen, war er durch Schlesien in Sachsen eingedrungen und hatte im Altranstädter Frieden 1706 Friedrich August genöthigt, der polnischen Krone zu entsagen und Stanislaus als König von Polen anzuerkennen. Dann war er aufgebrochen, um Rußland völlig zu demüthigen, hatte aber durch die unglückliche Schlacht bei Pultawa (1709) alle seine Pläne vereiteln gesehen. Mit wenigen Begleitern hatte er sich auf türkisches Gebiet gerettet und mehrere Jahre hindurch in dieser freiwilligen Verbannung Alles aufgeboten, die Türken zum Kriege gegen Rußland zu bewegen. Diese lange Abwesenheit von seinem Reiche benutzten nun seine Feinde vortrefflich. Friedrich August von Sachsen nahm wieder von Polen Besitz und verband sich aufs neue mit Rußland und Dänemark gegen Schweden. Zwar war in dem s. g. Haager Concert 1710 durch Vermittlung des Kaisers, Englands und Hollands bestimmt worden, daß das deutsche Reich sich bei diesem Kriege neutral erklärte, und daß deshalb die kriegführenden Mächte das Gebiet desselben verschonen sollten; doch wurde ungeachtet dieses Abkommens — das überdies von Karl XII. nicht anerkannt wurde — Mecklenburg und Holstein Schauplatz des Krieges, während auch Bremen und Verden durch die Dänen besetzt wurde. Der schwedische General Steenbock war bei Gadebusch feindlich mit den Dänen und Sachsen zusammengestoßen und hatte daselbst 1712 über beide gesiegt; bald genug aber mußte er sich nach Tönningen zurückziehen und sich sogar dort im Mai 1713 ergeben. Seitdem war Schweden in schlimmer Bedrängniß wegen seiner deutschen Besitzungen, und mußte fürchten, dieselben gänzlich zu verlieren. Der präsumtive Erbe von Schweden, der Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, faßte deshalb den Plan, diese Länder einer neutralen Macht zum Schutze anzuvertrauen, und einigte sich im Juni und Juli 1713 zu Hamburg und Berlin mit dem Könige Friedrich Wilhelm dahin, Wismar und Stettin im Interesse Schwedens gemeinschaftlich zu besetzen und keiner anderen Macht zu überlassen, sondern sie gleich nach beendigtem Kriege in dem Zustande, wie sie dieselben erhalten, an Schweden zurückzuliefern. Der Befehlshaber in Stettin jedoch, der schwedische General Meyerfeld, weigerte sich diese Festung zu übergeben (welche Weigerung von Karl gebilligt wurde), und veranlaßte dadurch eine Belagerung von Seiten der Russen und Sachsen, die ihn zur Ergebung zwang. Nach dem Vertrage von Schwedt, den Preußen im October 1713 mit Peter und Friedrich August schloß, besetzte der König gemeinschaftlich mit dem Herzog von Holstein die Festung, die sie in keinem Falle vor Abschluß des Friedens an Schweden abtreten wollten; Preußen erklärte sich aller Theilnahme an

dem Kriege enthalten zu wollen, und den Theil von Pommern, der den Schweden entrissen wäre, in Sequestration zu nehmen und zu verhindern, daß von hier aus Schweden die Verbündeten angriffe. Als Entschädigung für die Belagerungskosten übernahm Holstein-Gottorp 200,000 Rthlr. an Sachsen zu zahlen, Preußen eben so viel an Rußland. Da aber Holstein außer Stande war, seinen Antheil an Sachsen zu entrichten, übernahm Friedrich Wilhelm auch diese Schuld, ließ aber dafür im August 1714 noch Verstärkung in Stettin einrücken, und ebenso besetzte er das ganze Gebiet, das ihm bis zur Peene nebst Wolgast, Usedom und Wollin zur Sequestration eingeräumt worden war.

Karl XII. hatte von der Türkei aus gegen diese Vorgänge protestirt und bei dem Kaiser beantragt, ihm seine deutschen Staaten zu schützen und Stettin wiederzuverschaffen, doch waren die desfallsigen Verhandlungen des Kaisers erfolglos geblieben. Als nun Karl mit merkwürdiger Schnelligkeit auf großen Umwegen am $\frac{11}{22}$. November 1714 in Stralsund anlangte, forderte er wenige Tage nachher Preußen zu guter Freundschaft auf, vor allem aber Stettin ohne weitere Entschädigung zurück, wenn er auch zugab, in Bezug auf dasselbe des Königs Schuldner zu sein. Vergeblich bot Friedrich Wilhelm sogar ein paar Millionen Thaler baaren Vorschuß, wenn Karl den Sequestrationsvertrag anerkenne; letzterer blieb bei seiner Forderung. Der Landgraf Karl von Hessen-Kassel, dessen Sohn Friedrich in erster Ehe mit der Schwester Friedrich Wilhelm's vermählt gewesen war und sich damals mit Karl's XII. Schwester Ulrike Eleonore verheirathete, übernahm nun die Vermittelung. Er erbot sich die Rückzahlung der preußischen Forderung zu übernehmen, Karl XII. von allen Feindseligkeiten auf deutschem Gebiete abzuhalten, und zu dem Ende Stettin mit hessischen Truppen zu besetzen; dagegen sollte Friedrich Wilhelm sogleich Stettin räumen und seinerseits verhindern, daß die Verbündeten schwedisch-deutsches Gebiet angriffen. Friedrich Wilhelm jedoch verwarf diese Anträge im Einverständnisse mit Rußland und Polen. Noch während dieser Verhandlungen begann Karl XII. die Feindseligkeiten dadurch, daß er die Preußen auf Usedom und Wollin überfiel und durch Uebermacht zurückdrängte, da Holstein-Gottorp nur die gemeinschaftliche Besetzung von Stettin und Wismar mit Preußen verabredet hätte. Dies bestimmte denn Friedrich Wilhelm, den Schweden im April 1715 den Krieg zu erklären, und es sammelte sich ein preußisches Heer von 32,000 Mann zwischen Stettin und Schwedt, von dem Fürsten Leopold von Dessau unter dem Oberbefehl des Königs selber geführt. Die holsteinische Besatzung in Stettin wurde entwaffnet, und allen Preußen, die in schwedischen Diensten waren, bei schwerer Strafe geboten, ohne Säumen zurückzukehren. Damit schloß sich zugleich der König den anderen gegen Schweden verbundenen Mächten an, und zu dem preußischen Heere stießen noch sächsische und dänische Truppen, so daß nicht weniger als 60,000 Mann gegen 14,000 Schweden aufbrachen.

Da man noch immer auf Nachgiebigkeit von Seiten Karl's gehofft hatte und auch die Hülfstruppen und das schwere Belagerungsgeschütz nur allmählich eintrafen, überschritt man erst im Juli die schwedisch-pommersche Grenze, und während das Hauptheer sich anschickte, Stralsund einzuschließen, wurden Usedom, Wollin, Wolgast und Greifswalde von der schwedischen Besatzung gereinigt. Doch konnte man auf keinen Erfolg der Belagerung hoffen — obgleich durch einen kühnen Angriff bei Nacht, welcher zum Theil durch die See unternommen ward, die Vorwerke am Frankenthor erobert wurden — wenn nicht zuvor Rügen genommen war, um der Festung die Verbindung zur See abzuschneiden. Mit etwa 19,000 Mann der Verbündeten setzte Leopold von Dessau auf zahlreich zusammen gebrachten Schiffen in der Mitte des November aus der dänischen Wiek bei Greifswalde nach Rügen hinüber und landete glücklich bei Stresow (unweit Putbus); die Könige von Preußen und Dänemark waren bei dem Zuge. Vergeblich war der Angriff Karl's; er wurde mit großem Verluste zurückgeworfen und nach wenigen Tagen gezwungen, die Insel ganz zu räumen; von der 7000 Mann starken Besatzung auf derselben gelangten nicht viel über 2000 nach Stralsund, dessen Fall durch diese Eroberung beschleunigt wurde. Am 19. December rettete sich zwar Karl selber durch das Eis und entkam glücklich nach Schweden, die Stadt jedoch wurde schon den 26. December von den Verbündeten besetzt; die Besatzung wurde kriegsgefangen mit Ausschluß von 1000 National-Schweden, die man später in ihre Heimath zurückschickte. Wie Friedrich Wilhelm zu Anfang des Feldzuges einen allgemeinen Buß- und Bettag angeordnet hatte, so ließ er nach seiner Rückkehr nach Berlin in allen Kirchen des Landes ein Lob- und Dankfest abhalten und beschenkte die Generale reichlich, die sich bei der Eroberung von Stralsund ausgezeichnet hatten.

Da im Frühjahr des Jahres 1716 sich auch der letzte Ort, den die Schweden in Deutschland besaßen, Wismar, ergeben mußte, hatte hier der Kampf ein Ende, damit aber nicht der Krieg überhaupt; erst als Karl XII., indem er den Dänen Norwegen entreißen wollte, bei der Belagerung von Friedrichshall den 11. December 1718 erschossen worden war, begann seine Schwester und Nachfolgerin Ulrike Eleonore Friedensunterhandlungen. Georg I., Kurfürst von Hannover, der nach der Königin Anna Tode 1714 den englischen Thron bestiegen, hatte 1715 Bremen und Verden von den Dänen käuflich an sich gebracht, nachdem er dafür die dänischen Ansprüche auf die holstein-gottorpschen Lande garantirt, und hatte sich seitdem ebenfalls Karl's Feinden angeschlossen, um bei einem dereinstigen Friedens-Abschluß seine Erwerbung sicher zu stellen. Insbesondere hatte er sich eng mit Preußen verbündet und diesem seine Vermittlung zugesagt, daß ihm im Frieden Pommern mit Stettin abgetreten werden sollte. Mit diesem Könige Georg nun schloß Schweden zunächst Frieden, da es sah, daß es den vereinigten Feinden nicht gewachsen sei; gegen eine Entschädigungssumme von einer Million Thaler trat es Bremen und

Verden an Hannover ab und erhielt zugleich von Georg die Zusage von Hülfe gegen Rußland, von dem Schweden damals am meisten bedroht wurde. Durch englische Vermittlung kamen darauf am 29. August 1710 zu Stockholm Friedens-Präliminarien zwischen Schweden und Preußen zu Stande, welche am 21. Januar 1720 zum völligen Abschluß gediehen. Danach trat Schweden an Friedrich Wilhelm außer dem, was es noch auf der Ostseite der Oder besessen hatte (Gollnow, Damm), Stettin nebst den Inseln Usedom und Wollin sowie den Theil von Pommern zwischen Oder und Peene ab gegen eine Entschädigung von 2 Millionen Thalern, die noch vor Ablauf des Jahres zu zahlen war. Außerdem übernahm Preußen einen Theil der pommerschen Landesschulden im Betrage von etwa 600,000 Rthlrn., und versprach nicht nur Wismar an Schweden zurückzugeben, sondern auch im Verein mit England dahin zu wirken, daß Dänemark den übrigen Theil von Pommern nebst der Insel Rügen den Schweden zurückstelle. Die feierliche Huldigung der übernommenen pommerschen Landschaften erfolgte 1721, die kaiserliche Belehnung jedoch erst 1733.

Außer jenen 2 Mill. Rthlrn. hatte Friedrich Wilhelm in diesem Kriege mit Einschluß der erwähnten Belagerungskosten Stettins einen Aufwand von 5 Millionen Thalern zu machen gehabt, den er bei seiner sorgfältigen Finanz-Wirthschaft bestreiten konnte, ohne zu einer Anleihe genöthigt zu sein. Die Summe von 7 Millionen Thalern war zwar für das erworbene Gebiet von 94 Quadr.-Ml. eine nicht geringe, und seine Absicht, die Schweden von dem Boden des deutschen Reiches zu verdrängen, war nicht ganz in Erfüllung gegangen, doch hatte er durch die Erwerbung eines so bedeutenden Hafens wie Stettin es erreicht, jetzt „einen Fuß an dem Meere zu haben, um an dem Commercio der ganzen weiten Welt Antheil nehmen zu können." Dänemark schloß sich diesem Frieden an, gab den Schweden seine Eroberungen zurück und erhielt dagegen die schleswigschen Besitzungen des Herzogs von Holstein-Gottorp; Rußland machte seinen besonderen Frieden 1721 zu Nystadt, und erhielt außer einem Theile von Finnland die schwedischen Ostsee-Provinzen; mit Polen endlich wurde der Friede erst 1729 unterzeichnet, doch ohne daß es bis dahin zu weiteren Feindseligkeiten gekommen wäre.

Durch diesen Krieg war die Macht Schwedens für immer gebrochen, es trat jetzt aus der Reihe der europäischen Großstaaten, und Rußland und Preußen nahmen seitdem seine Stelle ein. Das an und für sich arme, wenig bevölkerte Land hatte nur durch das große Genie seiner Könige eine Zeit lang sich zu so hohem Glanze erhoben, den es nach Verlust seiner besten Provinzen später auch nicht annähernd wiedergewinnen konnte. Sein Verlust mußte ihm viel empfindlicher werden, als Frankreich seine Niederlagen im spanischen Erbfolgekrieg; letzteres hatte durch denselben zwar sein Uebergewicht in Europa verloren, doch vermöge seiner inneren Hülfsquellen und seiner zahlreichen Bevölkerung spielte es auch da noch eine wichtige Rolle, als Ludwig's XIV. Urenkel und Nachfolger, Ludwig XV., die Regierung gänzlich vernachlässigte

und sich vollständig Vergnügungen und sinnlichen Genüssen hingab, während an seiner Statt unwürdige Menschen den Staat leiteten.

Nach diesem Kriege wurde mehrere Jahre hindurch die Ruhe Europa's nicht wesentlich gestört, dagegen suchten die Hauptmächte durch vielfache Bündnisse sich zu stärken oder gegenseitig zu bedrohen; die diplomatischen Künste erhielten ein weites Feld für ihre Thätigkeit. Die Stellung Preußens war aber bereits eine solche geworden, daß es nothwendig in dieses Treiben hineingezogen wurde. Das Bemühen Friedrich Wilhelm's hierbei ging darauf aus, die an Pfalz-Neuburg gefallene Hälfte der Jülich'schen Erbschaft ganz oder doch theilweise an sich zu bringen, da der Abgang dieser pfälzischen Linie in Aussicht stand. Es wurde nun dieser Gegenstand die Handhabe, mit welcher gewiegte Diplomaten den König zu leiten wußten, und es ist nicht zu leugnen, daß damit eine Zeit für Preußen begann, in welcher es eben keine besondere Rolle gespielt hat, so daß gar vielfach harter Tadel über den König ausgesprochen worden ist. Erwägt man jedoch den graden und einfachen, solchen Künsten abgeneigten Charakter Friedrich Wilhelm's, sowie die noch immer geringe Macht und unsichere Stellung seines Staates, so wird man nicht umhin können, ein milderes Urtheil über seine Politik zu fällen.

In Bezug auf innere Verwaltung ist Friedrich Wilhelm der Schöpfer des preußischen Staates geworden, das haben auch seine Gegner zugestehen müssen. Mit klarem Verstande, mit vieler Umsicht, mit festem, eisernem Willen wußte er da das durchzusetzen, was er als richtig und zweckmäßig erkannt hatte; von Widerspruch durfte nicht die Rede sein, und die Thätigkeit der Landstände, welche schon sein Großvater auf ein geringes Maß zurückgeführt hatte, verschwand unter ihm fast ganz. Ganz anders trat er in den auswärtigen Verhältnissen auf, wo es darauf ankam, durch geschickte, wenn auch nicht immer ehrliche Verhandlungen Vortheile für sich zu erwerben. Bei den Schlangenwindungen, welche gerade in jener Zeit die Politik der Großstaaten einschlug, wo der augenblickliche Vortheil heute Bündnisse schloß, die er morgen mit entgegengesetzten vertauschte, konnte ein so offener, gerader, biederer Charakter, wie Friedrich Wilhelm ihn besaß, unmöglich sich zurechtfinden und heimisch werden. Man benutzte seine Biederkeit auf die mannichfachste Weise, um selbstsüchtige Zwecke zu erreichen, und der König sah gewöhnlich zu spät, wie man ihn hintergangen hatte. Er selber fühlte deshalb auch zu wohl, wie sehr er bei diplomatischen Verhandlungen mit anderen Staaten die Hülfe seiner Räthe bedurfte. Jedem bloßen Scheine, jeder Verstellung im höchsten Grade feind, hatte er stets seine innersten Gedanken auf der Zunge; er vermochte nicht anders zu reden als wie er dachte, und wo er deshalb auf eigene Hand Politik trieb, zeigte sich selten erwünschter Erfolg. Unter seinen Räthen aber galt am meisten bei ihm, dem sonst so selbstständig auftretenden, der General-Feldmarschall v. Grumbkow, der vielfach von Oesterreich erkauft dessen Absichten beförderte im Verein mit dem äußerst gewandten kaiserlichen Gesandten, dem Grafen von

Seckendorf, der sich das volle Vertrauen des Königs zu erwerben gewußt hatte.

Neben der Biederkeit seiner Gesinnung war es der ächt-deutsche Patriotismus des Königs, der ihn oft wider seinen Willen und seine bessere Einsicht zu Entschlüssen hinriß, durch welche er sich selber der möglichen Vortheile beraubte, die er bei anderer Gesinnung hätte gewinnen können. Der Gedanke, daß Frankreich oder England in deutsche Reichsangelegenheiten sich mischen und dieselben leiten könnten, war ihm unerträglich; er hielt es für die heiligste Pflicht deutscher Fürsten, Leib und Gut daran zu setzen, daß nicht Fremde in Deutschland das Uebergewicht erhalten möchten. Deshalb hielt er jederzeit treu zu Oesterreich, ungeachtet er oft genug mit so schwerer Geringschätzung von demselben behandelt wurde, daß der Unmuth darüber ihm sogar bittere Thränen abpreßte. Er wollte des Reiches wegen nicht eher von dem Kaiser lassen, bis — wie er sagte — ihn dieser mit Füßen von sich stieße. Je besser der Kaiser von dieser Gesinnung unterrichtet war, desto ungescheuter suchte er die junge aufstrebende Macht Preußens zurückzudrängen, und der sonst so gefeierte Prinz Eugen, der treue Rath Kaiser Karl's VI., benutzte jede Gelegenheit, seinen Unmuth gegen Preußen auszulassen; seiner in der schon erwähnten Aeußerung bei Erhebung des Kurfürsten Friedrich III. zum Könige ausgesprochenen Gesinnung blieb er auch in seiner späteren Stellung als Minister treu, und er hat Friedrich Wilhelm nicht geringen Kummer bereitet. Und trotz aller dieser bitteren Erfahrungen vermochte der König es nicht über sich, seinen Grundsätzen untreu zu werden; das Wohl des gesammten Reiches galt ihm mehr als das eigene.

Diese Gesinnung war es, die ihn mit einer gewissen heiligen Scheu vor den Reichs-Institutionen erfüllte und ihn abhielt, aus seinem Verhältniß als Reichsfürst herauszutreten, ungeachtet ihm die Schwächen des Reiches sehr wohl bekannt waren; er hielt dafür, daß dieselben sich leicht würden abstellen lassen, sobald man nur von allen Seiten her mit ernstem Willen daranginge. Er wünschte deshalb aufrichtig und dringend, daß Kaiser und Reichsfürsten nur einmal persönlich zusammenkommen möchten: dann würden alle Schwierigkeiten leicht zu heben sein. Ganz gern wollte er, wenn Rangstreitigkeiten eine solche Zusammenkunft verhinderten, sich untenan setzen, um mit gutem Beispiel voranzugehen. Daß übrigens auch andere Mächte noch immer in dem Könige von Preußen zugleich den Reichsfürsten sahen und seinen sofortigen Austritt aus dem Reichsverbande nicht für möglich hielten, dafür möchte kein Beweis schlagender sein als seine Stellung zu Frankreich. Ungeachtet Friedrich Wilhelm als König von Preußen dem Utrechter Frieden beigetreten war, fand Ludwig XIV. keine Friedensverletzung darin, daß der König sein Contingent von 6000 Mann auch ferner in der Reichsarmee gegen Frankreich Dienste leisten ließ, weil ihm als Reichsfürsten darüber keine eigenmächtige Verfügung zustände. Diese Zwitterstellung zwischen Reichsfürst und Souverain erklärt vielfach die schwankende Politik des Königs. Seine Regierung

war die Zeit des Ueberganges von der einen in die andere Stellung; sie war die Lehrzeit für den jungen Königsstaat, der wohl bisweilen die Fittige zu seinem nachmaligen Adlerfluge erheben wollte, noch aber die Kraft zu dem Fluge selber sich nicht zutraute. Das eben war und ist der Unterschied in der Entwickelung und Entfaltung Oesterreichs und Preußens in ihrer Macht, daß das erstere ein so großes Uebergewicht durch die Besitzungen erlangte, die außerhalb der deutschen Grenzen lagen, und deshalb von früh an eine freiere und selbständigere Stellung gewann, während das letztere rein deutsch blieb und deshalb weit längere Zeit bedurfte, sich von den Fesseln frei zu machen, welche durch die deutsche Reichsverfassung ihm angelegt waren. Vielleicht möchte schon Friedrich Wilhelm in den letzten Jahren seiner Regierung, als er sah, wie er von Oesterreich hintergangen war und gemißhandelt wurde, eine entschiedene Wendung seiner bisherigen Politik versucht haben, wenn nicht die Kränklichkeit und Gebrechlichkeit, denen sein bis dahin kraftvoller Körper zu unterliegen begann, ihn davon abgehalten hätten. Seine Worte, die er, auf den Kronprinzen Friedrich zeigend, aussprach: „Da steht Einer, der wird mich rächen!“ sind wohl nicht sowohl als frommer Wunsch von ihm geäußert als vielmehr in der festen Erwartung, daß sein Sohn (von dem er bei traulicher Gelegenheit sagte: „Man wisse nicht, was Alles in dem Fritz liege!“) dereinst ausführen würde, woran ihn seine Krankheit hinderte, wozu er aber mit dem größten Eifer die Mittel gesammelt hatte.

Die Verwicklungen, in welche Friedrich Wilhelm zunächst hineingezogen wurde, gingen von Spanien und von dem Kaiser aus. Letzterer hatte bereits im April 1713 in einer Erbfolge-Ordnung für sein Haus, der s. g. pragmatischen Sanction, festgesetzt, daß seine sämmtlichen Länder nach dem Rechte der Erstgeburt, in Ermangelung männlicher Nachkommen, auch auf die weiblichen übergehen sollten, eine Bestimmung, die von um so größerer Bedeutung wurde, als bald nach ihrem Erlaß sein einziger Sohn, noch nicht ein Jahr alt, 1716 starb. Seitdem war Karl VI. aufs eifrigste bemüht, diese Erbbestimmungen überall zur Anerkennung zu bringen, damit nach seinem Tode ein ähnlicher Streit um seine Erbschaft vermieden würde, wie er selber um die spanische mit durchgefochten hatte. Es gelang ihm auch, sämmtliche Erbstaaten dahin zu bringen, daß sie seine ältere Tochter Maria Theresia als Erbin seiner ungetheilten Monarchie anerkannten; schwieriger jedoch war es, die europäischen Mächte zu gleicher Anerkennung zu bewegen. Zunächst war es Spanien, das er dafür zu gewinnen wußte.

Für dieses Land hatte der spanische Erbfolgekrieg das Gute herbeigeführt, daß mit der neuen Dynastie auch neues Leben sich entfalten zu wollen schien, besonders als die zweite Gemahlin Philipp's V., Elisabeth Farnese von Parma, seit 1714 die Staatsgeschäfte leitete und an dem Cardinal Alberoni und dem Baron v. Ripperda geschickte Helfer fand. In Frankreich führte damals der Herzog

Philipp von Orleans für den jungen König Ludwig XV. die Regierung, der 1715 in einem Alter von fünf Jahren seinem Urgroßvater Ludwig XIV. auf dem Throne gefolgt war. Da wegen seiner schwächlichen Gesundheit sein Tod nur zu bald zu befürchten stand, hatte der Regent, der gern seiner Familie den Thron gesichert hätte, 1716 mit England und Holland ein Bündniß geschlossen, daß im Fall des Absterbens der Bourbonen in Frankreich nicht etwa Philipp V. von Spanien Ansprüche auf die Nachfolge erhöbe. Ungeachtet dieser Triple-Alliance trat aber Spanien mit Anforderungen an seine früheren italienischen Besitzungen hervor, auf die es noch nicht Verzicht geleistet hatte, und benutzte einen Krieg des Kaisers Karl gegen die Türken, um 1717 plötzlich Sardinien zu besetzen und ebenso auch 1718 den größeren Theil von Sicilien, als Victor Amadeus von Savoyen zögerte sich ihm anzuschließen. Diese Uebergriffe bewogen England im August 1718 zu einer Quadrupel-Alliance mit Frankreich, Holland und Oesterreich, welche zu sprengen Spanien alle Mittel vergeblich aufbot. Es war genöthigt, im Frieden zu Haag (Februar 1720) beide Inseln wieder herauszugeben, von denen jetzt Sicilien an Oesterreich kam, Sardinien an Savoyen, das seitdem nach ihr den Königstitel führte; dagegen erhielt die spanische Königin das Versprechen, daß ihrem ältesten Sohne, dem Infanten Don Carlos, nach dem Aussterben des Hauses Medici Toscana und nach dem Aussterben des Hauses Farnese Parma und Piacenza zufallen sollten.

Gleich darauf brachen neue Irrungen aus. Kaiser Karl VI., bemüht dem Handel seiner Unterthanen eine größere Ausdehnung zu verschaffen, hatte einer Privatgesellschaft, welche von Ostende aus einen vortheilhaften Verkehr mit Ostindien angeknüpft hatte, 1722 einen Freibrief auf 30 Jahre zu dem ausschließlichen Handel mit Ost- und West-Indien und der afrikanischen Küste ausgefertigt. Hiergegen protestirten die Seestaaten und Frankreich, die sich dadurch in ihrem Interesse verletzt sahen, und vergeblich suchte ein Congreß zu Cambray 1724, diese und andere schwebende Fragen zu schlichten. Es kam vielmehr jetzt zu vollständigem Bruche. Den Umstand, daß zu dieser Zeit die Vermählung von Maria Anna Victoria, der Tochter Philipp's V., mit dem jungen französischen Könige Ludwig XV. rückgängig gemacht wurde, benutzte Kaiser Karl, um den darüber erbitterten Philipp auf seine Seite zu ziehen. Schon im April 1725 kam ein geheimes Bündniß zu Wien der Art zu Stande, daß Spanien die pragmatische Sanction Karl VI. garantirte und einen Handels-Vertrag mit Oesterreich abschloß, der besonders der Ostendischen Compagnie zu Gute kommen sollte. Karl dagegen bestätigte dem spanischen Prinzen Don Carlos die Anwartschaft auf Toscana, Parma und Piacenza, und versprach seine Vermittlung bei England, daß dies Gibraltar und Minorca an Spanien zurückgäbe; käme es darüber zum Kriege, so wollte man gemeinschaftlich handeln. Außerdem wurde die Vermählung der Maria Theresia, der damals acht Jahre alten Tochter des Kaisers, mit Don Carlos verabredet, obgleich Karl sich noch ge-

wisse Bedingungen vorbehielt. Spanien wollte seinen ganzen Einfluß anwenden, daß Don Carlos zum römischen Könige gewählt würde. — Ungeachtet dies Bündniß sehr geheim gehalten wurde, war es doch England und Frankreich bekannt geworden und wie immer in solchen Fällen noch gefahrdrohender geschildert, als es wirklich war. Namentlich wurde England in hohem Grade aufgeregt, da man wissen wollte, daß auch die Zurückführung des Prätendenten nach England beabsichtigt würde.

Dadurch fand sich König Georg I. veranlaßt, sich enger an Frankreich anzuschließen, und zugleich suchte er seinen Schwiegersohn, den König Friedrich Wilhelm, in dies Bündniß hineinzuziehen, da man die Wichtigkeit Preußens vollkommen würdigte. Als deshalb Friedrich Wihelm 1725 seinen Schwiegervater in Herrenhausen (bei Hannover) besuchte, wurden die desfallsigen Verhandlungen angeknüpft, und viele Umstände machten den König geneigt, in dies Bündniß einzutreten. Er fühlte sich insbesondere zur Aufrechterhaltung des Protestantismus in Deutschland verpflichtet, der durch jenes spanisch-österreichische Bündniß, wie man sagte, in hohem Grade bedroht sein sollte. Bei den Streitigkeiten Preußens mit der Aebtissin von Quedlinburg, wegen Limburg ꝛc. hatte der Kaiser entschieden Partei gegen den König genommen und ihm nicht geringe Kränkung zugefügt. Die Gespanntheit zwischen dem kaiserlichen und dem preußischen Hofe ließ überdies befürchten, daß die Ansprüche Preußens auf die Jülich'sche Erbschaft vom Kaiser nicht anerkannt werden würden, und gerade damals war diese Angelegenheit von großer Wichtigkeit geworden. Der regierende Kurfürst von der Pfalz nämlich war voraussichlich der letzte aus der Linie Pfalz-Neuburg, da er keine Söhne hatte und seine Brüder bejahrt und geistlichen Standes waren. Er war deshalb gewillt, seinem Schwiegersohn Joseph Karl Emanuel aus der nächst verwandten Linie Pfalz-Sulzbach nicht nur die Kurpfalz als Erbtheil zu hinterlassen, sondern auch den pfälzischen Antheil an der Jülich'schen Erbschaft. Hiergegen protestirte Friedrich Wilhelm ganz entschieden, da er behauptete, nur an Pfalz-Neuburg habe Brandenburg einen Theil der Jülich'schen Lande abgetreten; nach dem Absterben dieser Linie müsse dieser Theil an Preußen fallen. Dieser Auffassungsweise war König Georg I. schon 1723 im Vertrage zu Charlottenburg beigetreten; er hatte das bestimmte Versprechen gegeben, nicht zu dulden, daß Preußen beim Aussterben der Neuburger Linie Unrecht angethan würde, und auch Frankreich zeigte sich zu ähnlicher Erklärung geneigt. Dazu kam endlich noch, daß die Königin Sophia Dorothea emsig darauf hinarbeitete, durch Wechselheirath eine neue enge Verbindung zwischen der englischen und preußischen Königsfamilie zu Stande zu bringen. Kurz alle diese Umstande bewogen Friedrich Wilhelm, am 3. September 1725 zu Herrenhausen ein Bündniß, zunächst auf 15 Jahre, mit England und Frankreich abzuschließen. Die Verbündeten gewährleisteten sich gegenseitig ihre Besitzungen und Rechte; sie verpflichteten sich zu gegenseitigem Beistand, falls einer

von ihnen angegriffen würde, und versprachen ferner, daß keiner von ihnen ein anderweitiges Bündniß eingehen wolle, ohne seine Bundesgenossen davon zu benachrichtigen. Dabei wurde jedoch das Verhältniß Preußens und Hannovers zum deutschen Reiche nach Möglichkeit berücksichtigt.

Wenn man bedenkt, daß dies der erste Fall war, wo Brandenburg-Preußen sich entschloß, mit den Gegnern des Kaisers gemeinschaftliche Sache zu machen, so wird man leicht ermessen können, in welch peinlicher Lage sich Friedrich Wilhelm befand, als er hinterher erwog, welchen Gefahren er durch dies Bündniß ausgesetzt werden könnte. Kam es zum Kriege, so waren seine Lande dem ersten Angriff preisgegeben, da sie weder durch zahlreiche Festungen wie Frankreich, noch durch das Meer wie England gesichert waren. Zwar versprach ihm England, einen Angriff Oesterreichs auf Preußen durch einen eben solchen auf Neapel (das ja damals dem Kaiser gehörte) zu vergelten, doch war dem Könige damit wenig geholfen. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Auch Holland und Dänemark sollten in das Bündniß gezogen werden; letzteres wollte dadurch die ihm zugesprochenen schleswig-gottorpschen Besitzungen sichern, ersteres der ihm unbequemen Ostende'schen Compagnie ein Ende machen. Für Interessen der Art war Friedrich Wilhelm durchaus nicht geneigt das Schwert zu ziehen. Die Absicht Hollands hielt er nicht für Vertheidigung, sondern für einen Angriff, zu dessen Unterstützung ihn das Bündniß nicht verpflichtete. So stieg denn der Verdacht in ihm auf, daß man damit umginge, die Macht Oesterreichs zu vernichten und bei dem Aussterben dieses Hauses über das Besitzthum desselben zu verfügen, wobei Frankreich oder auch England zu einem überwiegenden Einfluß gelangen möchte, was natürlich für Preußen ebenso schlimm — wenn nicht noch schlimmer — gewesen sein würde als die Uebermacht Oesterreichs. Das Alles machte ihn verstimmt und ließ ihn befürchten, „daß man ihn nur dazu gebrauchen wolle, die Kastanien aus dem Feuer zu holen."

Diese Stimmung des Königs benutzte der österreichische Gesandte, der General-Feldzeugmeister Graf v. Seckendorf, mit großer Gewandtheit und Schlauheit, Preußen wieder auf die Seite des Kaisers herüberzuziehen, während Frankreich und England sowie die Königin alles Mögliche thaten, den König bei dem Herrenhauser Bündnisse festzuhalten. Nach langen Verhandlungen kam am 12. October 1726 ein Vertrag zu Königs-Wusterhausen zu Stande, in welchem Friedrich Wilhelm die pragmatische Sanction des Kaisers anerkannte und beide Monarchen sich gegenseitig zum Schutze ihrer Länder Hülfstruppen zusagten, der Kaiser 12,000 Mann, der König 10,000, wogegen der Kaiser versprach, das Haus Pfalz-Sulzbach binnen sechs Monaten dazu zu vermögen, beim Anfall der pfälzisch-neuburgischen Erbschaft auf das Herzogthum Berg zu verzichten, mit welchem sich der König begnügen wollte. Doch wurde ausdrücklich festgesetzt, daß, falls das Haus Sulzbach binnen der angegebenen Frist vom Kaiser

nicht zur Abtretung bewogen werden könnte, „dieser Vertrag so gänzlich verfallen sein sollte, als wäre derselbe niemals geschlossen worden.“ Seckendorf hatte diesen Vertrag in der festen Ueberzeugung zu Stande gebracht, daß der Kaiser auch ernstlich Wort halten würde in dem, was er versprach. Er hob in seinen desfallsigen Berichten mit Nachdruck hervor, daß die Ergebenheit des Königs für das kaiserliche Haus nicht genug zu rühmen sei, da er für dasselbe Gut und Blut einzusetzen bereit wäre, und bemüht sein würde, namentlich dem Kronprinzen eben solche Gesinnung beizubringen. Würde ihm aber nicht vollkommen Genüge geleistet, würde er vielmehr einsehen, daß man ihn nur habe hintergehen und bei seinen Verbündeten verhaßt machen wollen, so stände zu befürchten, daß statt der beabsichtigten Freundschaft ein ewiger, unauslöschlicher Haß entstehen, und daß der Zorn und die Rache des Königs dann unausbleiblich sein würde. Wie wenig ehrlich jedoch der Kaiser es mit Preußen meinte, geht aus dem Vertrage hervor, den er kurz zuvor, am 16. August 1726, mit Kurpfalz geschlossen hatte. Der Kurfürst war nämlich dem Bündniß des Kaisers mit Spanien beigetreten und hatte die schriftliche Zusage erhalten, daß der Kaiser sich mit aller Macht demjenigen widersetzen wolle, der es unternähme, den pfälzischen Antheil der Jülich'schen Erbschaft an sich zu reißen.

Offenbar war es mit diesem doppelzüngigen kaiserlichen Versprechen ebenso beschaffen wie mit dem an Spanien gegebenen. Es kam dem Kaiser nur darauf an, seine pragmatische Sanction bestätigt zu erhalten, und er überließ es der Zeit, ob und wie er seine Versprechungen würde lösen können. Der Vorbehalt, den der König seinem Bündnisse hinzugefügt hatte, war ihm zwar ein Stein des Anstoßes; er hoffte jedoch denselben durch fernere Verhandlungen aus dem Wege räumen zu können, ohne daß Berg an Preußen fiele und ohne daß die Befürchtungen Seckendorf's sich bewahrheiten möchten. Denn noch immer hielten die kaiserlichen Räthe die Grundsätze fest, die schon damals, wie oben erwähnt, aufgestellt worden waren, als der Jülich'sche Erbfolgestreit begann: die aufblühende Macht Preußens unter keinen Umständen neuen Zuwachs gewinnen zu lassen, damit es nicht eine um so festere Stütze für den Protestantismus in Deutschland werden möchte, den man noch immer zu lähmen oder wohl gar auszurotten hoffte. So gewandt man aber auch die deutsche Gesinnung Friedrich Wilhelm's und seine Anhänglichkeit an Oesterreich auszubeuten wußte, um ihn zu politischen Mißgriffen zu verleiten, so gelang es doch nicht, Preußen zum willenlosen Werkzeug der kaiserlichen Politik zu machen.

Bereits gegen Ende des Jahres 1726 waren überall gewaltige Kriegsrüstungen gemacht worden, so daß in dem folgenden Jahre der Ausbruch des Kampfes unvermeidlich schien. England ließ an den spanischen und amerikanischen Küsten seine Flotten kreuzen, und Georg verkündete zu Anfang des Jahres 1727 dem Parlament, daß Oesterreich und Spanien den Prätendenten auf den englischen Thron setzen,

den Engländern Gibraltar und Minorca entreißen, und durch die Ostende'sche Compagnie den englischen Handel vernichten wollten. Und in der That begann schon im Februar die Belagerung Gibraltar's durch die Spanier, während die Engländer und Holländer auf spanische und österreichische Schiffe Jagd machten. Aber die englische Regierung ging noch weiter, sie wollte Oesterreich im eigenen Lande bekämpfen. Ein Heer von Hannoveranern, Hessen, Dänen und Schweden sollte in Schlesien einfallen, wogegen der Kaiser Vorbereitungen traf, Hannover anzugreifen. Jedenfalls mußten bei einem solchen Zusammenstoß die Lande Friedrich Wilhelm's der Schauplatz des Krieges werden; der König, der keine Neigung fühlte, für ihm fremde Interessen zu streiten, glaubte um so mehr die strengste Neutralität wahren zu müssen. Er verlangte deshalb von König Georg die Zusage, keinen Angriff gegen die deutschen Erblande des Kaisers zu unternehmen, wogegen er dafür zu sorgen versprach, daß Hannover nicht angegriffen würde. Und in der That führte seine entschlossene Haltung Unterhandlungen herbei, so daß schon im Mai Friedens-Präliminarien entworfen werden konnten, obgleich der Abschluß des Friedens selber sich noch längere Zeit verzögerte.

Da Preußens entschiedenes Auftreten, das besonders den Frieden herbeigeführt, gezeigt hatte, wie bedeutend dessen Macht war, so wurde im Kaiser der Wunsch rege, es ganz für sich zu gewinnen. Seckendorf hatte dabei eine schwere Aufgabe, die er jedoch durch seine außerordentliche Gewandtheit und durch reichliche Bestechung aller derer löste, welche dem Könige mit gutem Rath hätten beistehen sollen. Er wußte den König mit leeren Versprechungen hinzuhalten und sogar Beweise dafür beizubringen, daß nur die Umtriebe der Engländer, Franzosen und Holländer, ja selbst des Papstes alle Bemühungen des Kaisers vereitelt hätten, in der bestimmten Frist eine Vermittlung mit Kurpfalz wegen der Jülich'schen Lande zu Stande zu bringen. Doch vergeblich versuchte er den König dadurch zum aktiven Bundesgenossen Oesterreichs zu machen, daß er ihm für Berg Ersatz aus den Eroberungen versprach, die man gemeinschaftlich machen wollte. Der König erklärte, daß er nicht Willens sei, sich mit Anderer Schaden zu bereichern und sich deshalb in fremde Händel zu mischen. Die Jülich'sche Sache aber — wie ihm vorgeschlagen wurde — vor den kaiserlichen Reichshofrath bringen zu lassen, dagegen sträubte sich der König ganz entschieden, da sein Recht nicht erst der Anerkennung bedürfe. Indeß die wiederholt ausgesprochene Versicherung Seckendorf's, daß der Kaiser die Sache doch für Preußen zu einem guten Ende bringen werde, und daß er deshalb seine eignen Ansprüche — die der König übrigens nie anerkannt hatte — in Bezug auf Berg an Preußen, in Bezug auf Jülich an Pfalz-Sulzbach abtreten wolle, schien dem Könige als Beweis für die aufrichtige Gesinnung des Kaisers zu gelten, so daß er sich endlich zu einem neuen Vertrage zu Berlin am 23. December 1728 bewegen ließ.

Dieser Vertrag sollte namentlich für Pfalz-Neuburg das größte Geheimniß bleiben. Der König garantirte für sich und seine Nach-

kommen die Erbfolge-Ordnung des Kaisers, wie dieser wiederum die Länder des Königs. Beide versprachen sich im Falle eines Angriffs abermals 12,000, respective 10,000 Mann Hülfstruppen auf Kosten dessen, der die Truppen stellte, nur daß der, der die Truppen verlangte, für ihren Unterhalt zu sorgen hätte. In Bezug auf die Erbfolge in Berg machte sich der König anheischig, bei Lebzeiten der jetzigen Besitzer die Sache ruhen zu lassen; nur wenn von denselben das Land an einen Andern, namentlich an Pfalz-Sulzbach, übergeben werden sollte, wollte der Kaiser, der auf seine Ansprüche Verzicht leistete, als oberster Richter im Reiche schleunigst und endgültig eine Einigung zwischen Preußen und Sulzbach herbeiführen. Zugleich wurde festgesetzt, daß wenn der eine der Contrahenten gegen diesen Vertrag handeln sollte, der andere seiner Verpflichtungen überhoben wäre. Ebenso behielt sich der König vor, daß er seiner Verbindlichkeit los und ledig sei, sobald der Kaiser seine Tochter Maria Theresia mit einem nicht deutschen Prinzen vermählen sollte, denn nur ein Deutscher, kein Spanier oder Franzose dürfe Kaiser in Deutschland sein.

Daß Friedrich Wilhelm in diesen Vertrag einging, der dem Kaiser unmittelbar großen Vortheil gewährte, dagegen die Erfüllung der preußischen Hoffnungen in ungewisse Ferne hinausschob, daran war namentlich schuld, daß sein Verhältniß zu England ein sehr gespanntes geworden war. Schon 1725, als das Herrenhauser Bündniß zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Schwiegervater Georg I. zu Stande kam, war auf den Wunsch der Königin Sophia Dorothea eine Vermählung der ältesten preußischen Prinzeß Friederike Wilhelmine mit dem Thronerben von England und Enkel Georgs I., Friedrich, besprochen worden. Als dann Georg II. 1727 seinem Vater in der Regierung gefolgt war, wurden diese Verhandlungen ernstlicher wieder aufgenommen, ja es sollte auch zugleich der Kronprinz Friedrich mit einer englischen Prinzeß vermählt werden. Der König war dieser doppelten Verbindung nicht gerade abgeneigt; als er aber sah, daß von Seiten Englands diese Vermählung wie eine Gunst betrachtet wurde, die ihm widerfahren sollte, fand er sich dadurch in seinem Ehrgefühl verletzt. „Er habe," wie er sagte, „nie nach Alliancen getrachtet und einer fremden Macht die ersten Anträge gemacht; er wolle Niemanden verletzen, sich aber auch nicht auf die Füße treten lassen." Zu dieser Erkaltung der freundschaftlichen Verhältnisse kamen dann kleinliche Streitigkeiten, so z. B. wegen Mecklenburgs, wo neben Hannover auch Preußen vom Kaiser beauftragt wurde, die Wirren zwischen dem Herzog und den Ständen beizulegen, wobei natürlich jede Macht ihren Einfluß auszudehnen, den der anderen zu beschränken trachtete. Noch Anderes kam hinzu, einen vollständigen Bruch mit England herbeizuführen. Georg II., von Jugend auf mit Friedrich Wilhelm zerfallen, ließ 1729 preußische Werber in Hannover gefangen setzen, ohne seinem Schwager auch nur Nachricht davon zu geben. Dieser wurde über die ihm zugefügte Beleidigung so aufgebracht, daß er bereits Befehl ertheilte, sein Heer gegen Hannover in Bewegung

zu setzen. Die Erwägung jedoch, daß ein Krieg zwischen den bedeutendsten protestantischen Mächten der evangelischen Kirche zu großem Schaden gereichen müsse, sowie daß daraus leicht ein allgemeiner, in seinen Folgen nicht zu übersehender Kampf sich entwickeln könne, bewog ihn, die Vermittlung Braunschweig's und Sachsen-Gotha's anzunehmen, durch deren Bemühen der Streit im April 1730 friedlich beigelegt wurde.

Unterdeß hatte auch Spanien eingesehen, daß der Kaiser in Bezug auf die Vermählung seiner Tochter mit dem spanischen Infanten leere Versprechungen gegeben hatte. Um für ihren Sohn zu sorgen, hatte deshalb die spanische Königin im November 1729 mit Frankreich und England zu Sevilla einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem ihr das Recht zugestanden wurde, schon jetzt eine Besatzung in die Herzogthümer Toscana ꝛc. zu legen, um sich des Landes zu versichern; die Königin gab dagegen den Handel ihrer süd-amerikanischen Besitzungen frei. Um im Nothfall den Kaiser im eigenen Lande zu bekämpfen, suchte man auch Preußen zum Abschluß zu bewegen. Die Verhandlungen wegen der Doppel-Heirath wurden wieder aufgenommen, und der englische Gesandte Hotham mit der Leitung derselben beauftragt. Der König, obgleich er einsah, in welche politische Verwicklungen er dadurch gerathen könnte, war nicht abgeneigt, abermals in Verhandlungen einzugehen, oder zum mindesten die Heirath seiner Tochter mit dem englischen Prinzen in's Werk zu setzen. Die Ungeschicklichkeit Hotham's jedoch ließ die Sache scheitern; dieser verlangte nämlich nicht nur die Abberufung des preußischen Gesandten in London, sondern suchte auch den Grumbkow zu stürzen, da beide gegen diese englische Verbindung waren. Ersteres gab der König zu, durch die zweite Forderung und noch mehr durch die Art und Weise, wie sie gemacht wurde, fühlte er sich schwer verletzt; er glaubte, daß man ihm in seinem eignen Staate und Hause Gesetze vorschreiben wolle. Dazu kam dann, daß bei dem Fluchtversuche des Kronprinzen im August 1730 England nicht unbetheiligt war; das Alles bestimmte den König, jede Verbindung mit England für immer entschieden abzulehnen.

Da dieser Bruch zwischen Preußen und England ein vollständiger war, ging letzteres damit um, sich nunmehr dem Kaiser zu nähern, um die Königin von Spanien, welche sich in ihrer Ungeduld von dem Vertrage von Sevilla losgesagt hatte, zufrieden zu stellen und sich die erhaltenen Handels-Vortheile zu sichern. Es gelang ihm auch im Verein mit Holland in dem Vertrage zu Wien (März 1731) dadurch den Kaiser zu gewinnen, daß beide Seestaaten die pragmatische Sanction anerkannten, wogegen der Kaiser die Ostende'sche Handels-Compagnie gänzlich aufhob und zugab, daß spanische Besatzung in Toscana ꝛc. gelegt würde. Dem Könige von Preußen war erst dann von diesen Verhandlungen Mittheilung gemacht worden, als sie zum Abschluß gekommen waren; dennoch war er aufrichtig darüber erfreut, daß der Kaiser seine Wünsche erfüllt sah. Auf's eifrigste bemühte er sich überdies, auch im Reiche der pragmatischen

Sanction Anerkennung zu verschaffen, was ihm in der That im Februar 1732 gelang. Der Kaiser konnte deshalb nicht umhin, seine Dankbarkeit wenigstens durch Worte zu versichern und durch manche leicht zu gewährende Dinge scheinbar zu bethätigen, wie er namentlich bei dem Könige die Idee anregte, die damals von ihrem Erzbischof vertriebenen Salzburger in Preußen aufzunehmen.

Diese Freundlichkeit des Kaisers bewog Friedrich Wilhelm, wegen einer Zusammenkunft zu verhandeln, damit er dem Kaiser persönlich seine Ergebenheit versichern könne. Der kaiserliche Hof wurde dadurch nicht wenig in Verlegenheit gesetzt, da man Bedenken trug, den König von Preußen als gleichstehenden Souverain zu betrachten, dennoch fand (im Juli und August 1732) der Besuch statt; der König zeigte dabei eine liebenswürdige Gewandtheit, und ließ die steife Etiquette des Hofes ganz unbeachtet. Beide Monarchen trafen zuerst auf dem Schlosse Kladrub bei Chlumetz (zwischen Königgrätz und Kollin) und dann noch einmal in Prag zusammen. Beim Abschiede ließ der Kaiser unter anderen Geschenken dem Könige auch die Eventual-Belehnung mit dem Fürstenthume Ostfriesland zustellen, weshalb Friedrich Wilhelm gleich nach seiner Rückkehr Titel und Wappen dieses Fürstenthums annahm und die anderen Höfe davon in Kenntniß setzte. Der Kaiser, der die Sache geheim gehalten wissen wollte, war zwar darüber sehr ungehalten, vermochte jedoch den König nicht, seinen Schritt zurückzunehmen.

Kurz nach diesen Ereignissen traten Begebenheiten ein, welche die Stellung des Königs zum Kaiser wesentlich veränderten; sie betrafen die Thronfolge in Polen.

Schon 1656 waren dem großen Kurfürsten von dem Könige Karl Gustav von Schweden Theile des polnischen Reiches angeboten worden, doch war diese Zerstückelung der Republik wegen der späteren Gestaltung der Dinge nicht zur Ausführung gekommen. Ein neuer Theilungsplan war dann 1710 nach Karl's XII. Unglück wieder aufgetaucht. Rußland und Preußen sollten Stücke von Polen erhalten, der Rest sollte dem Könige als ein Erbreich verbleiben. Aber auch dieser Plan zerschlug sich. Mehrere Jahre später nahm jedoch August II. denselben wieder auf; er bot 1732 Rußland, Preußen und Oesterreich Theile seines Reiches an, wenn diese Mächte ihm Beistand leisten wollten, die Erblichkeit Polens für seine Familie durchzusetzen. Rußland und Preußen hatten jedoch schon früher mit einander verabredet, dahin zu wirken, daß nach August's II. Tode weder Stanislaus Leszinski, dessen Wieder-Erwählung Frankreich beabsichtigte, noch der Sohn von August zur Wahl gelassen, Polen vielmehr aufgefordert werden sollte, einen eingeborenen Magnaten zu wählen. Oesterreich behielt sich seine Entschließung vor und brachte später den Infanten Dom Emanuel, Bruder des Königs Johann V. von Portugal und Vetter des Kaisers, in Vorschlag. Friedrich Wilhelm, der damals mit August noch über dessen Plan verhandelte, war diesem neu vorgelegten nicht abgeneigt, und die russische Kaiserin Anna, die sich Oesterreich angeschlossen

hatte, beauftragte ihren Oberstallmeister, den Grafen Löwenwolde, Näheres mit Preußen zu besprechen. Dieser schloß auch im December 1732 zu Königs-Wusterhausen den s. g. Löwenwolde'schen Vertrag ab, in welchem dem Könige für einen seiner Prinzen nach dem Erlöschen des Mannsstammes in Kurland dies Herzogthum zugesagt wurde. Kurz darauf, am letzten Tage des Januars 1733, starb König August II.

Sogleich ließen Rußland und Oesterreich Truppen gegen die polnischen Grenzen aufbrechen und durch Bestechung Stimmen für Emanuel von Portugal werben; auch Friedrich Wilhelm wurde von ihnen zu gleichem Verfahren aufgefordert. Da jedoch der Löwenwolde'sche Vertrag von Rußland noch nicht ratificirt worden war, erklärte er, er werde so lange damit Anstand nehmen, bis das geschehen sei. Inzwischen suchte aber Frankreich den abgesetzten Stanislaus Leszinski auf die Wahl zu bringen, welcher der Schwiegervater des Königs Ludwig XV. geworden war, und der noch viele Anhänger in Polen zählte; andererseits bewarb sich Kurfürst August III. von Sachsen um die polnische Krone, und gewann dadurch den kaiserlichen Hof für sich, daß er die pragmatische Sanction anerkennen wollte, was um so größere Wichtigkeit hatte, als er mit der Nichte des Kaisers, nämlich mit der älteren Tochter des Kaisers Joseph, vermählt war. Auch Rußland wurde von ihm gewonnen, und beide kaiserliche Höfe ließen sich seitdem seine Wahl angelegen sein', indem sie Emanuel fallen ließen.

Auch Friedrich Wilhelm war nicht abgeneigt, sich diesem Entschlusse anzuschließen, sobald nur Sachsen in die Forderungen einginge, welche er an dasselbe stellte. Er verlangte nämlich, daß August seine Ansprüche auf Berg und seinen Titel als Fürst von Ostfriesland anerkenne; ferner daß er, sobald er König von Polen wäre, dafür Sorge tragen wolle, daß Kurland an das preußische Haus käme und die Republik Polen die preußische Königswürde anerkenne, was noch immer nicht geschehen war. Da jedoch Sachsen, der Geneigtheit Oesterreichs und Rußlands gewiß, Ausflüchte machte, weigerte er sich entschieden, sich den vereinigten Mächten anzuschließen und sich für August zu erklären, zumal da Rußland den Löwenwolde'schen Vertrag noch immer nicht ratificirt hatte, (was darin seinen Grund hatte, daß Biron, der Günstling der Kaiserin Anna, selbst Kurland zu erhalten wünschte) und Oesterreich seine Unzufriedenheit erregt hatte, indem es die vom Kaiser selbst angerathene Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin von Braunschweig-Bevern rückgängig zu machen vorschlug, ein Verfahren, welches dem Könige äußerst unehrenhaft vorkam. Noch während dieser Verhandlungen schloß Oesterreich im Juli 1733 mit August einen Vertrag, in welchem es demselben seine Unterstützung zusagte, und Rußland trat diesem Abschlusse bei. Sachsen versprach nur, auf die Forderungen Preußens billige Rücksicht zu nehmen, falls es sich diesem Vertrage anschließen würde; man hatte sich aber sehr in Friedrich Wilhelm geirrt, wenn man glaubte, ihn durch die Gewalt

der Umstände zu sich herüber ziehen zu können. Er beschloß vielmehr, seine Selbständigkeit zu wahren und seinen eigenen Weg zu gehen.

Es wurde dann durch den Erzbischof von Gnesen und Primas des Reiches Potocky am 12. September 1733 zu Warschau die polnische Königswahl beinahe einmüthig auf Stanislaus geleitet, ungeachtet Rußland erklärt hatte, daß es diese Wahl für eine Kriegserklärung ansehen würde. Deshalb rückte nun eine russische Armee in Polen ein, unter deren Schutz diejenigen, die sich nicht bei jener Wahl betheiligt hatten, am 5. October den Kurfürsten August III. von Sachsen zum Könige von Polen ernannten. Dies nahm wiederum Frankreich als eine Beleidigung auf, und im Bunde mit der Pfalz, Sardinien und Spanien suchte es alsbald der Erklärung Nachdruck zu geben, daß es diejenige Macht mit Krieg überziehen würde, welche es wage, die Ausschließung Stanislaus' vom polnischen Throne auszusprechen. Rußland war ihm unangreifbar, deshalb erklärte es dem Kaiser den Krieg. Auch da zeigte sich Friedrich Wilhelm noch patriotisch genug, dem Kaiser ein Heer von 40,000 Mann anzubieten gegen die einzige Bedingung, das ihm zugesagte Berg sogleich besetzen zu dürfen. Oesterreich aber scheute sich, Preußen als eine ihm gleichstehende Macht anzusehen, und wollte es vielmehr auf alle Weise in untergeordneter Stellung halten; es schlug deshalb die angebotene Hülfe aus und verlangte nur die tractatenmäßige Unterstützung von 10,000 Mann. Dieser hochmüthige Entschluß ist dem Kaiser theuer zu stehen gekommen, da die beiden Seemächte England und Holland, auf die er gerechnet hatte, ihm ihre Hülfe verweigerten.

Ein französisches Heer besetzte Lothringen und drang über Kehl in Deutschland ein, ein zweites nahm die ganze Lombardei im Fluge; der Infant Don Carlos, damals bereits im Besitz von Parma, rückte in Neapel ein und nahm daselbst schon im Mai 1734 den Titel als König an, während der Kaiser, der einen solchen Angriff gar nicht befürchtet hatte, keine Mittel besaß, sein Land zu vertheidigen. Erst im Jahre 1734 erschienen zwei kaiserliche Heere im Felde, eins in Italien, das andere unter Eugen am Rhein, mit welchem letzteren sich auch das Reichsheer verbunden hatte, da von den Franzosen das Reichsgebiet verletzt worden war. Auch Friedrich Wilhelm hatte seiner Verpflichtung getreu 10,000 Mann zu demselben gestellt, und begab sich nebst dem Kronprinzen in Person zum Heere; dennoch gelang es Eugen nicht, Vortheile über den Feind zu erkämpfen. War demnach Frankreich hier in entschiedenem Vortheil, so that es doch nichts in Polen selber, und in Folge dessen sah sich Stanislaus von seinen Anhängern verlassen und genöthigt, nach Danzig zu fliehen, wohin nur eine geringe französische Mannschaft zu Hülfe geschickt wurde, und wohin ein russisches Heer ihm folgte. Vergeblich verwandte sich Friedrich Wilhelm für diese Stadt, die ihn um Hülfe gebeten, bei der Kaiserin Anna selber; seine Bemühungen wurden kalt zurückgewiesen, und er konnte es nicht verhindern, daß Belagerungsgeschütz durch sein Land herbeigeführt wurde, um die Stadt zu bombardiren;

sie mußte sich im Juli 1734 ergeben, nachdem es Stanislaus gelungen war sich nach Königsberg zu retten. Vergeblich forderte der Kaiser Friedrich Wilhelm auf, den flüchtigen König an Rußland auszuliefern; selbst die Drohungen Rußlands, insbesondere des commandirenden Generals Münnich, konnten ihn nicht dazu vermögen; und eben so wenig ließ er sich durch die Aufforderung des Kaisers bewegen, den französischen Gesandten von seinem Hofe zu verweisen: da er als König von Preußen nicht mit Frankreich im Kriege begriffen sei, fände er keine Veranlassung, dieser Forderung nachzugeben. Aber ebenso hielt er unbillige Anforderungen ab, die von Seiten Frankreichs an ihn gestellt wurden, und ihm war es zu danken, daß die Gegenden am Niederrhein vom Kriege verschont blieben.

Während Friedrich Wilhelm im Jahre 1735 bemüht war, den Frieden auf billige Bedingungen zu vermitteln, schlossen ganz insgeheim der Kaiser und Frankreich Friedens-Präliminarien, welche im October 1735 zu Wien unterzeichnet wurden. Stanislaus verzichtete auf die polnische Krone, erhielt aber dafür das Herzogthum Lothringen, das nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte. Der bisherige Herzog von Lothringen sollte durch Toscana entschädigt werden, auf welches Don Carlos seine Ansprüche aufgab; er trat auch noch Parma und Piacenza an den Kaiser ab, erhielt aber dafür das Königreich Neapel mit der Insel Sicilien. Frankreich versprach dagegen die pragmatische Sanction anzuerkennen, und für solchen Preis erschien dem Kaiser das Opfer nicht zu groß, das er hatte bringen müssen. Jetzt eng verbunden mit denen, welche ihm noch so eben feindlich gegenüber gestanden hatten, glaubte er ganz rücksichtslos gegen Preußen auftreten zu können. Schon während des Krieges hatte er verlangt, daß Preußen außer jenem Hülfscorps noch sein Reichscontingent stellen sollte, und dennoch mußte es nach Beendigung des Krieges sogar etwa 7000 Rthlr. für die Unterhaltung einer Schwadron Husaren zahlen, die es über die festgesetzte Truppenzahl gestellt hatte; ja es wurden ihm bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß die preußischen Truppen sich den kaiserlichen Anordnungen nicht hätten fügen wollen. Von dem Friedens-Abschlusse wurde dem Könige gar keine amtliche Mittheilung und ebenso wenig von der bald darauf erfolgten Vermählung der ältesten Tochter des Kaisers, Maria Theresia, mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen, obgleich gerade Friedrich Wilhelm es gewesen war, durch dessen Bemühung diesem Prinzen die römische Königswürde zu Theil geworden war. Von dem Anfall des Herzogthums Berg war gar nicht mehr die Rede; sorgfältig wich man jeder Aeußerung darüber aus, was allerdings verständlich genug war. Diese kränkende Behandlung, welche man ihm mit vieler Absichtlichkeit zu Theil werden ließ, empörte den König um so mehr, als er sich bewußt war, mit dem größten, redlichsten Eifer dem Kaiser die wichtigsten Dienste geleistet zu haben, und zu jener Zeit war es — im Mai 1736 — wo er mit Thränen des gerechtesten Unwillens im Auge jene Worte sprach auf den Kronprinzen zeigend: „Hier steht

Einer, der wird mich rächen!" Friedrich hat dies Wort als das heiligste Vermächtniß seines Vaters treu bewahrt, und mit ebenso viel Glück als Klugheit und Heldenmuth erfüllt.

Seit dieser Zeit entzog sich der König ganz den größeren europäischen Angelegenheiten und um so mehr, da sein sonst so kräftiger Körper sich nicht von der Schwäche erholte, die ihm in Folge eines gefährlichen Krankheits-Anfalles im Jahre 1734 zurückgeblieben war. Nur die Angelegenheit wegen Berg beschäftigte ihn auch noch in den letzten Lebensjahren. Verhandlungen mit dem Kurfürsten selber, um durch Geldentschädigung die Abtretung zu ermöglichen, führten zu keinem Ziele, da letzterer als eifriger Katholik es nicht über sich gewinnen konnte, sein Land in die Hände eines protestantischen Fürsten übergehen zu sehen. England, noch immer mit dem Könige gespannt, verweigerte jede Unterstützung, Holland befürchtete, daß ein zu mächtiges Preußen in seiner nächsten Nähe aufkommen möchte, und aus gleichem Grunde zerschlugen sich die Unterhandlungen mit Frankreich. Friedrich Wilhelm bereitete deshalb Alles vor, um eintretenden Falles das Land gewaltsam zu besetzen, indem er erklärte: „es sei besser mit Ehren nichts zu haben als sich wohlzubefinden in Unehre." Oesterreich suchte im Verein mit Frankreich Vorkehrungs-Maßregeln zu treffen; beide Mächte boten ihre Vermittelung an, um die Bergische Angelegenheit zu ordnen, und als dies von Friedrich Wilhelm abgelehnt wurde, verbündeten sie sich, um provisorisch auf 2 Jahre den Prinzen von Sulzbach einzusetzen. Unter solchen Umständen suchte der König sich Frankreich zu nähern; schon im Mai 1739 schloß er einen geheimen Vertrag, durch welchen wenigstens der größere Theil von Berg für Preußen in Aussicht gestellt wurde, und im folgenden Jahre wurde sogar ein Vertheidigungs-Bündniß von Frankreich eingeleitet, doch der Tod des Königs vereitelte den Abschluß dieser Verhandlungen.

Hatte Friedrich Wilhelm den Schmerz, gegen Ende seiner Regierung die bittere Erfahrung zu machen, wie wenig seine diplomatischen Verhandlungen erwünschten Erfolg gehabt hatten und wie wenig die von ihm beobachtete Neutralität geeignet gewesen war, ihm Ansehn und Einfluß zu erwerben, so konnte er mit desto größerer Genugthuung auf die Thätigkeit zurücksehen, welche in der inneren Verwaltung des Staates die überraschendsten Resultate herbeigeführt hatte. Was man auch an des Königs rauhem und vielfach despotischem Wesen mit Recht getadelt hat, es war nicht Laune, welche die oft drückenden Verordnungen veranlaßte, sondern es war der eiserne Wille, der überall das Wohl des Staates im Auge hatte. „Dem Wohle des Ganzen müsse sich jeder Einzelne unterordnen!" den Grundsatz hielt er unter allen Umständen fest. Charakteristisch in dieser Beziehung für seine ganze Denkweise sind zwei Aeußerungen von ihm, welche dem Jahre 1717, also dem Anfange seiner Regierung angehören. Als nämlich die Stände von Preußen sich über seine Anordnungen und über Beeinträchtigung ihrer Rechte beschwerten und den Ruin des Landes prophezeiten, erwiderte er, „daß allerdings die

Autorität der Junker werde ruinirt werden, daß er jedoch die Souverainität stabilire wie einen Rocher von Bronce." Daß aber Alles, was er anordnete, nur auf das Wohl des Landes berechnet war, dafür zeugt eine zweite Aeußerung aus eben jenem Jahre, „daß er sich ein Gewissen daraus mache, seinem getreuen Adel das Messer an die Kehle zu setzen. Der Teufel mochte lieber seine zeitliche Wohlfahrt holen, als daß so viele Leute Bettler würden und er reich." Da es sich ihm aber überall in erster Linie um das Staatswohl handelte, so fand das, was er nicht mehr für zeitgemäß und zweckgemäß hielt, nicht die geringste Gnade vor seinen Augen; an Stelle dessen setzte er Zweckmäßiges, unmittelbar Nutzen Bringendes, und er wurde dadurch ein zweiter Gründer seines Staates. Da er der Meinung war, man könne mit der Feder nichts ausrichten, wenn die Gewalt der Waffen fehle, so war seine erste Sorge darauf gewendet, ein zahlreiches, tüchtiges, schlagfertiges Heer zu besitzen, seine zweite, die Mittel im Lande selber zu gewinnen, um solches zu unterhalten, ohne die Unterthanen mit Abgaben zu überladen, und ohne daß eine Abhängigkeit von anderen Staaten in Bezug auf Hülfsgelder nöthig wurde.

Unter den beiden vorangehenden Regierungen hatte das brandenburgisch-preußische Heer von sich reden gemacht; man hatte zugeben müssen, daß in demselben ein Geist lebte, der es den ausgesuchtesten Truppen der Großmächte gleichstellte. Wollte aber Preußen seine Stellung behaupten und befestigen, so mußte es — nach dem Grundsatze des großen Kurfürsten — an allen Welthändeln Theil nehmen, wozu es durch seine weit ausgedehnte Lage sogar gezwungen wurde, und dazu war nöthig, die militärische Macht nicht nur beizubehalten, sondern wo möglich zu vermehren, denn Vieles in seinen äußeren Beziehungen war dem Könige Friedrich Wilhelm eben deshalb mißlungen, weil seine Macht noch nicht groß genug war, weil Preußen nur beneidet, nicht gefürchtet wurde. Deshalb ging Friedrich Wilhelm's Streben dahin, die Zahl der Truppen zu vergrößern, und es ist ihm in der That gelungen, das Heer, das bei dem Tode seines Vaters etwa 38,000 Mann zählte, fast jedes Jahr zu vermehren — schon im ersten Jahre seiner Regierung um mehr als 6000 Mann — so daß er seinem Sohne ein Heer von mehr als 80,000 Mann hinterließ.

Bei der Ausbildung desselben stand ihm der gleichgesinnte Fürst Leopold von Dessau treulich zu Seite, der namentlich durch die Einführung des eisernen Ladestocks (seit 1719 in der ganzen Armee üblich) und des Gleichschrittes sowie durch die weniger tiefe Aufstellung der Truppen der preußischen Armee Vorzüge verschaffte, die bald genug auch in anderen Heeren nachgeahmt wurden. Die Piken bei dem Fußvolke verschwanden, das Bajonett ersetzte dieselben; die Bekleidung war fest und gut, und wenn oft genug die Gleichmäßigkeit der Montur bis auf den Kamaschenknopf und auf die Länge des Zopfbandes als lächerlich hingestellt worden ist, so wurde doch aus gutem Grunde mit großer Strenge auf solche Aeußerlichkeiten gehalten, nämlich um das Gefühl zu erwecken, daß bei den Soldaten alle gleich

seien. Auch sonst sorgte der König in jeder Beziehung und mit großer Vorliebe für seine „blauen Kinder," wie auch der Fürst Leopold bei all seiner Strenge im Dienste doch als Vater von seinen Soldaten geehrt wurde. Der Stock und andere harte Strafen war zwar im Geiste der Zeit nöthig, eine strenge Disciplin in einem Heere zu unterhalten, dessen Bestandtheile aus aller Herren Ländern entnommen waren — das Heer bestand zu einem Drittel aus In-, und zu zwei Dritteln aus Ausländern — dabei war jedoch der König darauf bedacht, auf alle Weise für die Soldaten zu sorgen, nicht nur in leiblicher Hinsicht und durch das Ansehn, das sie in Preußen genossen, sondern auch in geistiger Hinsicht. Den Eintretenden ward der ihnen mangelnde Unterricht in Schulen ertheilt; bei allen Compagnien waren zahlreiche Exemplare des neuen Testaments vertheilt, die einen Anhang von einigen Kernliedern enthielten, welche die Soldaten durch häufigen Gebrauch auswendig lernten, und eine große Anzahl von Feldpredigern mußte namentlich an den Heldenthaten des alten Testaments die Soldaten zur Tapferkeit anfeuern. Vor allen Dingen lag aber dem Könige daran, sich ein tüchtiges Offiziercorps zu bilden. Nicht, wie in anderen Heeren damals allgemein üblich, konnten die Offizierstellen erkauft werden, sondern nur die Tüchtigkeit gab darauf Anrechte; der König hob deshalb auch den früheren Gebrauch auf, daß die Obersten Fähnriche zu Lieutenants und Hauptleuten ernannten, und behielt sich selber dies Recht vor, um eine Pflanzschule tüchtiger Führer zu bekommen, und neben der Brauchbarkeit im Dienst wurde bei den zu Befördernden auf Sittlichkeit, Religiösität und Sparsamkeit sowie auf ihren Eifer, sich weiter auszubilden, großes Gewicht gelegt. Er verlegte die Cadettenschulen aus Magdeburg und Colberg nach Berlin, um sie unter besserer Aufsicht zu haben, und nahm vorzugsweise nur Adlige oder französische Refügiés in das Offiziercorps auf, damit dasselbe einen abgeschlossenen Stand bildete, der mit desto größerem Ansehn gegen die Gemeinen auftreten könnte.

Da der Staat damals kaum $2^1/_2$ Million Einwohner zählte, so mußte es natürlich sehr schwer fallen, ein so großes Heer aus demselben zu nehmen, ohne daß dem Landbau und dem Gewerbe thätige Hände entzogen wurden. Der König machte deshalb als Kurfürst des Reiches von dem Rechte Gebrauch, namentlich in den Reichsstädten Werbungen anzustellen, um durch Nicht-Preußen sein Heer zu ergänzen. Jede Compagnie bekam ihre besonderen Recrutengelder, vermittelst deren sie ihre Mannschaft selber sich verschaffen mußte. Da bekanntlich der König eine merkwürdige Vorliebe für besonders große Leute hatte — was im übrigen damals bei den meisten Heeren üblich war, so im englischen und sächsischen — und bei aller sonstigen Sparsamkeit für die Herbeischaffung von solchen keine Ausgabe scheute, so kann es nicht auffallen, daß allein in den Jahren von 1713—1735 zwölf Millionen Thaler an Werbegeldern ins Ausland gingen, zumal da der König in einzelnen Fällen für einen außergewöhnlich großen Mann 5—8000 Rthlr. zahlte. Vielleicht tausend Werber hatten in allen Gegenden

Europas zu thun, das Heer zu vervollständigen, und die List oder Gewalt, die vielfach von ihnen angewendet wurde, Recruten zu erhalten, brachte den König nicht selten in die unangenehmsten Verwicklungen, so mit dem Kaiser, mit Hannover, mit Holland ꝛc.

Die von Friedrich I. eingeführte Landmiliz hatte vielen jungen Leuten den Vortheil gewährt, sich durch Gestellung zu derselben dem Heerdienste zu entziehen. Als deshalb Friedrich Wilhelm gleich zu Anfang seiner Regierung diese Miliz als unzweckmäßig aufhob (er verbot sogar 1718 bei einer Strafe von 100 Ducaten den Namen „Miliz“ auf das stehende Heer anzuwenden), verließen Viele das Land, um dem lästigen Zwange des Militärdienstes zu entgehen; selbst die Androhung, daß solche als Deserteurs betrachtet und an Leib und Leben gestraft werden sollten, konnte diesem Uebel nicht Einhalt thun. Als nun die Handwerker über Mangel an Gehülfen klagten, da diese vor Anwerbung nicht sicher wären, so wurde 1714 in der Hauptstadt jede Werbung gänzlich untersagt — dafür mußten aber Recrutengelder gezahlt werden — und überhaupt die Verordnung erlassen, daß nur solche angeworben werden sollten, die sich freiwillig gegen Handgeld meldeten. Da dessenungeachtet noch immer gewaltsame Werbungen vorfielen und häufig den Austritt junger Leute veranlaßten, so wurde 1721 alle Werbung im Lande selber gänzlich untersagt, und dieselbe nur auf eine gewisse Klasse von Leuten beschränkt, die sich freiwillig meldeten. Da unter solchen Umständen die Werbegelder oft genug nicht ausreichten, die Compagnien zu unterhalten, so verfielen die Hauptleute auf das Mittel, einen großen Theil ihrer Leute außer der Exerzierzeit zu beurlauben, damit sie durch eigne Arbeit sich nach Belieben nähren könnten. Die Löhnung und sonstige Unterhaltung dieser Beurlaubten verwendeten sie dann, wenigstens theilweise, zu Anwerbungen, welche die Begüterten im Heere namentlich unter den Unterthanen in ihren Besitzungen nach der erwähnten Vorschrift anstellten, und wobei selbst schon Kinder enrollirt wurden. Da man sich aber gegenseitig die Recruten zu nehmen suchte, erschien 1733 eine neue Verordnung, nach welcher die im ganzen Lande gezählten Feuerstellen unter die Regimenter der Art vertheilt wurden, daß sie nur in dem ihnen zugewiesenen Canton oder Bezirk Recruten enrolliren durften. Schon einige Jahre früher war auch die Landmiliz, wenn auch in verbesserter Form, wieder eingeführt. 1729 wurde zuerst in den Marken ein Berlinisches Landregiment von ausgedienten Soldaten gebildet, welche jährlich zu vierzehntägigen Uebungen zusammentraten, und deren Offiziere, Unteroffiziere und Tambours den halben Sold bezogen. Auch in Preußen wurde ein ähnliches Regiment gebildet, ebenso im Magdeburgischen und in Pommern.

Nicht weniger als für dies sorgfältig geschulte und unterhaltene Heer war der König für die Sicherheit des Landes durch Ausbau von Festungen und sonstigen festen Plätzen besorgt. In Preußen wurden Memel und Pillau, in Pommern Colberg und Stettin, in der Mark Cüstrin und Spandau, in den übrigen Ländern Magdeburg,

Minden, Wesel und Geldern sorgfältig unterhalten und theilweise mit neuen Werken verstärkt. Nicht mindere Sorgfalt erfuhren auch die anderen festen Plätze, deren Zahl mehr als zwanzig betrug und unter denen Königsberg in Preußen, Damm, Uckermünde und Demmin in Pommern, Löcknitz, Berlin, Oderberg und Driesen in den Marken, Peiz in der Lausitz, Reinstein im Halberstädtschen, Lingen, Sparenberg, Lippstadt, Orsoy und Mörs in den westlichen Provinzen besonders hervorzuheben sind.

Um das so bedeutende Heer zu unterhalten war es nothwendig, bei den nur mäßigen Staats-Einnahmen die größte Ordnung einzuführen, und gerade in dieser Beziehung hat sich Friedrich Wilhelm außerordentliche und bleibende Verdienste um den Staat erworben. Er hat das nach allen Richtungen hin auszuführen gesucht, was schon sein Vater erstrebt hatte, unter dem zuerst eine geordnete Etats-Verwaltung begann und das Rechnungswesen bedeutend vervollkommnet wurde. Etwa die Hälfte der Abgaben floß in die Kriegskasse, und doch reichte dies nicht aus, alle Bedürfnisse für das Kriegswesen zu bestreiten, so daß noch von anderen Einnahmen hierfür verwendet werden mußte. Zu den Kriegsgefällen gehörten außer der schon früher üblichen Kriegsmetze zunächst die Cavalleriegelder, welche von der ländlichen Bevölkerung dafür gezahlt wurden, daß der König die Reiterei von dem Lande nach den Städten verlegt und dort casernirt hatte. Die Haupt-Einnahme aber bildete die Accise, welche neu und schärfer geordnet und in allen Provinzen eingeführt wurde, wo sie vorher noch nicht üblich gewesen, mit Ausnahme von Geldern. Statt dieser Accise wurde auf dem Lande die Contribution gezahlt, die seit 1722 nach der Aussaat erhoben und je nach der Güte des Bodens z. B. in der Mark für den Scheffel mit 3, 8 und 10 Gr. veranschlagt wurde. Diejenigen ländlichen Bewohner, welche kein Ackerwerk besaßen, wurden mit einer Art von Klassensteuer von 1—7 Rthlrn. jährlich belegt. Die Ritterschaft war von der Contribution befreit, zahlte aber dafür Ritterpferdegelder. Bei der gänzlich veränderten Art der Kriegführung nämlich war die früher übliche Verpflichtung der Lehnsleute, als Ersatz für ihre Abgabenfreiheit sich persönlich zu Pferde zum Kriegsdienste zu gestellen, nicht mehr ausführbar. Schon Friedrich I. hatte deshalb die Ablösung der Lehn-Verbindlichkeit durch Geldzahlungen einführen wollen, dies Vorhaben jedoch wegen der vielen sich dabei erhebenden Schwierigkeiten aufgegeben. Friedrich Wilhelm nahm diesen Gedanken wieder auf; er wollte die Lehns-Verbindlichkeit und damit das Heimfallsrecht der Lehnsgüter, die Lehnware und die Consens-Gebühren aufgeben, d. h. also die Lehnsgüter allodificiren, sobald von den Besitzern ein jährlicher Canon abgetragen würde. Schon 1713 gab er diesen Vorschlag den Landständen der Mark zur Berathung anheim. Der Adel befürchtete anfänglich dabei den Verlust seiner Vorrechte, und verstand sich erst da zur Annahme, als ihm dieselben auf's neue zugesichert worden waren. 1717 wurde deshalb diese Umwandlung zunächst in der Mark,

bald darauf aber auch in den übrigen Provinzen eingeführt, und so in den preußischen Landen der Lehnsnexus völlig aufgehoben. Am längsten leistete die Ritterschaft im Magdeburgischen Widerstand; sie reichte sogar bei dem Reichshofrathe in Wien gegen den König eine Klage ein und erwirkte ein günstiges Urtheil für sich. Der Kaiser drohte in Folge dessen die Reichs-Execution gegen den König anzuordnen, falls er nicht die beigetriebenen Gelder zurückgäbe und fernere Erhebungen unterließe. Da letzterer jedoch bald darauf sich von dem Hannöverschen Bündnisse abwandte und sich dem Kaiser anschloß, drang dieser nicht weiter auf die Ausführung jenes Urtheils, und der magdeburgische Adel wurde durch Execution zu seiner Pflicht angehalten. — Der allgemeine Satz war 40 Rthlr. jährlich für jedes zu stellende Ritterpferd, doch wurde dabei auf die Beschaffenheit der Provinz billige Rücksicht genommen, so daß z. B. in einigen Gegenden der Neumark der niedrigste Satz 20 Rthlr., in Hinter-Pommern sogar nur etwa 17 Rthlr. war.

Außer diesen regelmäßigen Einkünften bezog der König noch andere außerordentliche, welche der von ihm angelegten Recruten-Kasse zuflossen. Es hatten nämlich alle diejenigen, welche sich um irgend einen Titel bewarben und bei denen vorauszusehen war, daß sie demselben nicht zur Unehre gereichen würden, eine angemessene Summe zu zahlen, z. B. für den Titel eines Hofrathes 400 Rthlr., eines Kriegsrathes 500 Rthlr., eines Geheimrathes 600 Rthlr. Kein Advocat durfte plaidiren, wenn er sich nicht von der Recruten-Kasse ein Patent gelöst hatte, das für eine derartige Stellung in Berlin 160—200 Rthlr., in den Provinzen weniger betrug. Ebenso mußten bei allen anderen Anstellungen — mit Ausnahme der geistlichen und Schulämter sowie der höheren Stellen, zu denen das besondere Vertrauen des Königs berief — Abgaben an jene Kasse gezahlt werden; ja es wurden wohl zu demselben Zwecke Aemter an dazu geeignete Bewerber nach dem Meistgebot vergeben, und ebenso kamen die Fälle häufig vor, daß Vergünstigungen leicht zu erlangen waren, sobald nur der Betreffende eine angemessene Summe an die Recruten-Kasse zu zahlen versprach.

Alle übrigen Staats-Einnahmen flossen in die Domänen-Kasse. Dahin gehörten namentlich die Stempelgelder und die Einkünfte für das Postwesen, das manche Verbesserung erhielt und außer anderen Begünstigungen auch die genoß, daß kein Fuhrmann ein Packet unter 20 Pfd. verladen oder Briefe besorgen durfte. Ferner die Einkünfte aus der Forst-Verwaltung, die zwar neu geordnet wurde, bei der es aber noch sehr an Kenntniß und Erfahrung fehlte, sowie der Ertrag der Zölle, von denen die in den Seehäfen und auf den vielen schiffbaren Flüssen besonders ergiebig waren, zumal da auch diejenigen Städte ihre Zollfreiheit verloren, welche solche bis dahin gehabt hatten. Der Salzhandel war königliches Monopol; fremdes Salz einzuführen wurde mit dem Galgen bedroht, und über den Verbrauch des Salzes, das in großer Menge zu Colberg, Halle,

Unna, Minden ꝛc. gewonnen wurde, führte man eine strenge Controlle. Für jede über zehn Jahre alte Person wurde jährlich 1/4 Scheffel Salz gerechnet und danach die Menge dessen bestimmt, was jede Stadt oder Landschaft aus den königlichen Magazinen zu entnehmen hatte. Noch bedeutender waren die Einkünfte aus den Domänengütern. Es ist schon oben gesagt, daß man bereits unter Friedrich I. von der Idee zurückkam, die Erbpacht bei denselben einzuführen. 1716 wurden die noch vorhandenen Erbpachtungen vollständig aufgehoben, und dafür die Zeitpacht auf je sechs Jahre eingeführt. Zu dem Ende wurden die Ländereien aufs neue vermessen, ihr Ertrag abgeschätzt und zu einer mäßigen Taxe veranschlagt.

Ueber die Verwaltung der Kriegsgefälle führte das General-Commissariat die Oberaufsicht, über die Domänen ꝛc. seit 1714 das General-Domänen-Directorium. Zur Prüfung der Rechnungen von beiden Behörden wurde 1714 eine General-Rechenkammer eingesetzt, die unmittelbar unter dem Könige stand. Da aber häufige Streitigkeiten zwischen jenen beiden Ober-Verwaltungs-Behörden vorgekommen waren, zog der König beide in eine zusammen, das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Directorium, gewöhnlich kürzer das General-Directorium genannt, für welches der König nach zehnjähriger sorgfältig gesammelter Erfahrung eigenhändig eine Instruction entworfen hatte, die der Geheimrath Thulemeyer überarbeiten mußte. Zu Anfang des Jahres 1723 wurde diese neue Behörde eingesetzt und vereidet. Die Mitglieder theilten die Geschäfte nach Provinzen; die allgemeine Leitung behielt sich der König selber vor. Auf diese Weise brachte er eine so musterhafte Ordnung in die Finanzen — die reinen Staats-Einnahmen betrugen im letzten Rechnungsjahre seiner Regierung etwa 7 Millionen Thaler, von denen 5 Millionen für Militärzwecke, 1 Million zum Staatsschatze und nur etwa 1 Million für Hof- und Civilzwecke verwendet werden konnte — daß jederzeit mit leichtem Blicke die Einnahmen und Ausgaben zu übersehen waren, und daß dem Könige nicht nur die Mittel erwuchsen, jene nicht unbedeutende Summe für die Erwerbung Pommerns baar auszuzahlen, sondern auch nach allen Seiten hin Unterstützung zu gewähren, um das Land in Aufnahme zu bringen. Alle etwa noch vorhandenen Schulden wurden getilgt, zur Ansetzung zahlreicher Colonisten wenigstens 12 Millionen Thaler gezahlt, für den Ankauf neuer Domänen 5 Millionen verwendet, für nachgeborne Prinzen mehr als 2 Millionen in Ländereien angelegt, viele Millionen zur Verbesserung der Landescultur und zum Auf- und Ausbau von Städten und Dörfern gegeben, und dennoch war bei dem Tode des Königs ein baarer Schatz von etwa 9 Millionen vorhanden, abgesehen von den vielen und werthvollen Kostbarkeiten, welche zum Theil für den äußeren Glanz in den königlichen Schlössern dienten, für den Nothfall aber leicht in baares Geld umgesetzt werden konnten. Ihr Werth wurde auf ein paar Millionen berechnet.

Wurden so einerseits durch Ordnung des Abgaben-Systems und durch die strengste Sparsamkeit in den Staats-Ausgaben die nöthigen Fonds für den Staats-Haushalt beschafft, so ging andererseits des Königs eifrigstes Streben dahin, das noch vielfach verödete Land mit neuer Bevölkerung zu besetzen und den Anbau und den Gewerbfleiß zu heben, um seine Einnahmequellen ergiebiger zu machen. Es ist ein großer Irrthum, wenn man denkt, schon unter den beiden vorigen Regierungen sei es gelungen, die Spuren des dreißigjährigen Krieges im Lande zu verwischen; es war das keineswegs der Fall, man wird vielmehr überrascht, wenn man die Verzeichnisse übersieht, welche noch im Jahre 1721 in der Mark zahlreiche Wüstungen aufzählen; selbst in den kleineren Städten lagen noch Hunderte von Häusern in Trümmern, nicht zu gedenken der Verheerungen, welche die schreckliche Pest unter der vorigen Regierung in Preußen angerichtet hatte, wo in dem erwähnten Jahre nicht weniger als 60,000 Hufen Landes wüste lagen, die Dörfer verfallen, die Städte verödet waren. Deshalb erging ein Edict, daß denjenigen, welche dergleichen Wüstungen anbauen wollten, der Grund und Boden umsonst überlassen und zu dem Aufbau der Wohn- und Wirthsschaft-Gebäude etwa ¼ der Kosten baar zugeschossen werden sollte. Die Anzügler erhielten während mehrerer Freijahre vollständige Abgabenfreiheit und viele andere Begünstigungen, durch welche gar Viele angelockt wurden, sich niederzulassen. So gelang es denn dem Könige allein in Preußen 12 Städte und 332 Dörfer meist ganz neu zu gründen, Wassermühlen anzulegen und nicht weniger als 49 neue Domänen in eigene Bewirthschaftung zu nehmen, Namentlich stand ihm hier der Fürst Leopold von Dessau treulich zur Seite, der mit dem Könige nicht nur die Vorliebe für das Militärwesen theilte, sondern auch wie dieser sich durch seine Umsicht und Geschicklichkeit in der Verwaltung des Landes auszeichnete. Und wie es im Großen in Preußen geschah, so sorgte der König auch in andern Gegenden seines Landes für die Cultivirung selbst von solchen Ländereien, welche bis dahin ganz unbenutzt geblieben waren. Als besonders wichtig ist in dieser Beziehung die Trockenlegung und Urbarmachung des großen Havelländischen Luches zu erwähnen, dessen beständige Nässe sowohl die Viehfütterung wie den Gewinn von Heu in hohem Grade erschwerte. Seit 1718 wurde an diesem Werke gearbeitet, bei welchem die anliegenden Ortschaften sich anfangs nur mit Widerwillen betheiligten, da sie die Ausführung für unmöglich hielten. Dennoch wurden bis 1724 mit einem Aufwande von etwa 70,000 Rthlrn. weite Landstrecken gewonnen, und durch noch größere Summen Königshorst und andere passende Localitäten zu Holländereien eingerichtet, welche nicht nur einen bedeutenden Ertrag, sondern auch zugleich den Nutzen gewährten, daß hier junge Mädchen die Butter- und Käsebereitung nach holländischer Art gründlich erlernten und ihre erlangte Kenntniß in andern Provinzen verwertheten und verbreiteten. Zur Aufmunterung wurde ihnen eine Aussteuer bewilligt, ja es wurden wohl gar tüchtige Landwirthe als Ehemänner für sie

ausgesucht. Auch Friedrich II. zeigte später für eben dies Institut eine so große Sorgfalt, daß er eine „ordentliche Academie von Buttermachern" hierselbst einrichtete.

Zu den Ansiedlern, welche im preußischen Staate die wohlwollendste Aufnahme fanden, gehörten besonders die Böhmen, welche daheim in ihrem Glauben bedrückt seit 1727 hier einwanderten und sich eine neue Heimath gründeten. In noch größerer Menge aber siedelten sich Salzburger an. Der Erzbischof von Salzburg nämlich, Ludwig Anton Eleutherius v. Firmian, versuchte die zahreichen Protestanten in seinem Lande gewaltsam zur katholischen Kirche zurückzuführen, und behandelte diejenigen unter ihnen, welche laut den Bestimmungen des westfälischen Friedens lieber auswandern wollten, als Aufrührer. Friedrich Wilhelm im Verein mit England, Holland, Dänemark und Schweden brachte es endlich beim Kaiser dahin, daß der Erzbischof die freie Auswanderung gestatten mußte. In dem härtesten Winter 1731 wurden darauf die ersten 8—900 unglücklichen Salzburger aus dem Lande gejagt; der König lud dieselben nicht nur zu sich ein und gewährte ihnen die nöthigen Reisegelder, sondern er bestellte auch Commissarien, welche sie wie die späteren Auswanderer behüten und führen sollten, und drohte an den katholischen Stiftern seines Landes Schaden-Ersatz zu nehmen, falls den Protestanten, welche nach Preußen auswandern wollten, Hindernisse in den Weg gelegt und namentlich ihr Vermögen ihnen vorenthalten würde. So siedelten denn mehr als 17,000 von ihnen nach Preußen über, während Holland und England ebenfalls mehrere Tausend aufnahm; letzteres schickte sie nach Amerika, besonders nach Virginien hinüber. Mit der größten Liebe wurden jene Unglücklichen von ihren Glaubensbrüdern in allen den Orten aufgenommen, durch welche sie zogen; große Schaaren von Bürgern sowie die Schuljugend mit Geistlichen und Lehrern an der Spitze bewillkommneten sie; nicht nur wurde ihnen freier Unterhalt zu Theil, sondern auch reiche Geschenke wurden ihnen gespendet, und selbst Juden drängten sich heran, ihnen Wohlthaten zu erweisen. In Berlin empfing der König selber häufig die durchgehenden Züge, während die Königin Viele von ihnen bewirthete und reich beschenkte. Sie setzten ihren Weg durch Pommern theils zu Lande, theils zur See fort, und so viel als möglich wurden bei ihrer Ansiedlung in Preußen die Bekannten und Verwandten beisammen gelassen; ganze Dörfer mit Kirchen und Schulgebäuden wurden ihnen überwiesen, alles Nöthige an Hausgeräth und Unterhalt, an Vieh und Aussaat wurde ihnen unentgeltlich dargereicht, und es wurden ihnen Freijahre bewilligt, bis ihre Wirthschaft in vollem Betriebe wäre; ja der König suchte ihnen selbst das nach Möglichkeit von dem Erzbischofe ersetzen zu lassen, was jeder von ihnen hatte im Stiche lassen müssen. Schon 1738 war die ganze Colonie so vollständig eingerichtet, daß sie in allen ihren Kirchen ein feierliches Dankfest begehen konnten.

Scheute so der König keine Mühe noch Kosten, um sein Land

durch neue Anbauer in größere Cultur zu bringen, so ließ er es sich nicht weniger angelegen sein, für die ältere schon vorhandene ländliche Bevölkerung Sorge zu tragen. In Preußen z. B. hob er die Leibeigenschaft der königlichen Bauern auf und führte dagegen die mildere Form der Hörigkeit, den Zwangsdienst, ein. Durch den sorgfältigeren Anbau des Landes, bei welchem ungleich reichere Ernten eingebracht wurden, drohte zwar der Preis des Getreides so bedeutend zu sinken, daß der Anbau keinen Gewinn mehr brachte, doch hob einerseits der gesteigerte Consum in den immer volkreicher werdenden Städten dies Mißverhältniß auf, andererseits verhinderte der König durch großartige Maßregeln, daß das Getreide nicht unter gewisse Preise herabgehen konnte. Zeigte sich nämlich hierzu durch Ueberfüllung der Märkte Neigung, so verbot er die Zufuhr von außen her, und speicherte in seinen Magazinen reiche Vorräthe auf. Drohte dagegen Theuerung, so ließ er sie bereitwillig öffnen und zu niedrigeren Preisen verkaufen und dem Landmann Korn zur Aussaat geben, das derselbe nach der Ernte in natura zurückzuliefern hatte. Diese Einrichtung kam zugleich den Domänenpächtern zu Statten, die auf solche Weise nie in den Fall kommen konnten, ihre Pacht nicht zu zahlen, und so groß war hier die Ordnung, daß keinem von ihnen die Zahlung länger als zehn Tage gestundet wurde.

Nicht mindere Sorgfalt als auf das platte Land verwendete Friedrich Wilhelm auf die Städte und zwar um so mehr, als ihnen jede eigne Leitung ihrer Angelegenheiten längst genommen war. Da der König allen Luxus bei Hofe verbannt und dies gleichen Erfolg im ganzen Lande hervorgebracht hatte, so waren viele Gewerbszweige außer Thätigkeit gekommen, und es kam deshalb jetzt darauf an, neue Quellen zu öffnen, um die Gewerbthätigkeit wieder zu beleben. Zunächst bot die Ausrüstung und Unterhaltung des großen Heeres hierzu die besten Mittel, und so bedeutende Summen auch darauf verwendet wurden, so kamen sie doch mittelbar dem Lande wieder zu Gute. Vor allen Dingen erhöhte der König den Steuersatz für ausländische Waaren zum Besten der inländischen Fabriken, und verbot die Einfuhr fremder Tücher und anderer Wollenwaaren und ebenso die Ausfuhr von Wolle, welches letztere zwar scheinbar die Gutsbesitzer hart betraf, da nun die Preise für dies Product bedeutend herunter gingen; die bessere Verwerthung des Getreides deckte ihnen jedoch diesen Ausfall. Zugleich aber wurde nun eine genaue Aufsicht über die Anfertigung der Tücher angeordnet, geschickte Wollarbeiter wurden von außen her dadurch in Menge herbeigezogen, daß ihnen wichtige Rechte und Vorzüge zugestanden wurden, und schon nach wenigen Jahren konnte der König sein ganzes Heer in Tuch, das im Lande fabricirt war, gut und verhältnißmäßig billig kleiden.

Große Verdienste erwarb sich hierbei der Staats-Minister v. Kraut, der das Lagerhaus in Berlin einrichtete, wo eine Menge von Fabrikanten beschäftigt und Wolle aufgespeichert wurde. Mit fortschreitender Entwickelung der Wollmanufacturen erfolgte dann

1720 der Befehl, daß Niemand andere als inländische wollene Zeuge tragen sollte, und zu Ende 1721 wurde anbefohlen, statt der Kattune und halbseidenen Stoffe, die nicht im Lande angefertigt wurden, nur linnene Gewebe zu gebrauchen; das Tragen seidener Stoffe wurde zwar nicht ganz verboten, aber doch beschränkt, und so bedeutenden Nachdruck wußte der König seinen Befehlen zu geben, daß bald bei Vornehm und Gering, bei Männern und Frauen keine andere als wollene und linnene Kleidung gesehen wurde, zumal da auch die Färberei gleichen Schritt mit der Wollmanufactur hielt. Die Stoffe, die man in Preußen verfertigte, waren von so großer Güte, daß sie auch im Auslande geschätzt und gesucht wurden, und namentlich fanden sie in Folge eines besonderen Handels-Tractates nach Rußland hin bedeutenden Absatz.

Auf ähnliche Weise, wie der Wollen- und Leinenweberei sowie der Färberei, wurde auch den übrigen Fabrikzweigen aufgeholfen; die Leder-, Metall-, Gewehr- und anderen Fabriken lieferten Erzeugnisse in so großer Menge und in solcher Güte, daß das Heer alle seine Bedürfnisse im Land selber entnehmen konnte. Aber auch für alle anderen Gewerbe trug der König gleich große Sorge. 1720 befahl er, daß sämmtliche Handwerker mit Ausnahme der Leinweber, Schmiede und Stellmacher, vom Lande in die Städte übersiedeln sollten, und da nun in einzelnen Orten durch die zu große Anzahl von Meistern Brodlosigkeit eintrat, während es in anderen an den nöthigen Handwerkern fehlte, so ließ der König 1734 und 1735 genaue Ermittlungen hierüber anstellen und versetzte die überzähligen Meister eines Ortes nach dort hin, wo daran Mangel war. Zugleich hob er die lästigen Gebräuche bei den Zünften auf, ertheilte den Gewerken neue Gildebriefe und bestimmte die Zahl der Gesellen und Lehrlinge, die durchschnittlich ein Meister halten dürfte, sowie die Zahl der Wanderjahre für die Gesellen, damit diese an fremden Orten reiche Erfahrung einsammeln möchten. Da sämmtliche königliche Beamten bei Strafe der Cassation in den Städten wohnen mußten und die Volkszahl in den Städten noch überdies durch zahlreiche Einwanderung merklich zunahm, so hoben sich auch die Gewerbe sichtbar. Während Berlin z. B. bei dem Tode des großen Kurfürsten 20,000 Einwohner zählte, bei dem Tode Friedrich's I. mehr als 60,000, war die Bevölkerung bis zum Jahre 1740 auf etwa 90,000 Einwohner gestiegen, die Besatzung mit eingerechnet. Der König munterte namentlich hier wie in Potsdam auf alle mögliche Weise zum Aufbau neuer Häuser auf und scheute selbst nicht Gewaltmittel, Begüterte dazu heranzuziehen. — In Bezug auf den Handel mag hier nur des Fortschrittes Erwähnung geschehen, daß durch das ganze Land gleiches Maß und Gewicht eingeführt wurde.

Der in allen praktischen Dingen so tüchtige Monarch besaß bekanntlich nur geringen wissenschaftlichen Sinn, was Verwunderung erregen könnte, da sein Vater eine vortreffliche Erziehung genossen hatte und seine Mutter eine so geistreiche und selbst gelehrte Frau

war; doch man muß in Erwägung ziehen, daß er das einzige Kind des Hauses war und daß ihm deshalb alle mögliche Nachsicht zu Theil geworden war, die sogar bis zur Vernachlässigung sich gesteigert hatte, während andererseits bei dem trocknen und pedantischen Unterricht, der ihm zu Theil geworden war, jede freie geistige Anregung gefehlt hatte. Selbst der Unterricht in der Muttersprache hatte gefehlt, und da bei Hofe und in den gebildeten Kreisen nur französisch gesprochen wurde, so hatte er die deutsche Sprache nur von der unteren Dienerschaft und aus dem Umgange mit gewöhnlichen Leuten gelernt, so daß er auch nur deren Ausdrucksweise auffaßte. Dessen ungeachtet wurde später an seinem Hofe immer nur deutsch gesprochen, wenn nicht fremder Besuch die französische Unterhaltung nöthig machte, da er ein solcher Feind alles französischen Wesens war, daß er, wie er einst äußerte, „jedesmal ausspuckte, so oft er einen Franzosen sah." Jenen Mangel an wissenschaftlicher Bildung aber ersetzte bei ihm seine natürliche Lebhaftigkeit, seine unersättliche Wißbegierde, sein überaus starkes Gedächtniß und sein praktischer Sinn, der überall das unmittelbar Nutzenbringende mit großer Gewandtheit herauszufinden wußte. So wenig deshalb die Akademie der Wissenschaften sich seiner Unterstützung und Förderung zu erfreuen hatte, so sehr er auch, wenigstens längere Zeit, gegen alle philosophischen Speculationen eingenommen war, so daß er 1723 dem Professor Wolf in Halle bei Todesstrafe befahl, Halle zu verlassen — 1733 forderte er ihn auf, wiewohl vergeblich, selbst unter den glänzendsten Versprechungen, zurückzukehren, — so war er doch eifrig darauf bedacht, dem Medizinalwesen in seinem Lande eine neue Gestaltung zu geben, und errichtete zu diesem Zwecke 1723 das Collegium Medico-Chirurgicum zu Berlin, um seinem Heere wie seinen Unterthanen geschickte Wundärzte zu bilden, nachdem er schon früher (1717) zu demselben Behufe das anatomische Theater gegründet hatte. Zum praktischen Studium der jungen Aerzte und zur Unterbringung hülfloser Kranken stiftete er 1727 in Berlin das große Krankenhaus, die Charité, und dotirte dasselbe sehr reichlich; in dessen Garten wurde, beiläufig gesagt, der erste Versuch hier zu Lande gemacht, die Kartoffeln anzupflanzen.

That der König demnach auch nur wenig für die Wissenschaft, wenn sie nach seiner Meinung nicht unmittelbaren Gewinn für das Leben brachte, so war nichts destoweniger sein Bemühen darauf gerichtet, den Volks-Unterricht in allen Theilen seines Landes zu heben. Friedrich Wilhelm legte den Grund zur allgemeinen Volks-Bildung in dem preußischen Staate; zu diesem Zwecke waren ihm keine Kosten zu groß. Er verpflichtete die Eltern, die Jugend zum Schulbesuch anzuhalten, und verordnete, daß Niemand zum Confirmations-Unterricht zugelassen werden sollte, der nicht wenigstens lesen könnte; in Preußen allein hat er gegen 1000 Schulen angelegt. Schon 1713 erließ er eine Schulordnung, gründete 1735 das erste Seminar in seinem Staate, und gab 1738 in Bezug auf Privatschulen eine Verordnung, welche bis zum Jahre 1812 maß-

gebend geblieben ist. Eben diesem Streben verdankte auch 1734 das große Potsdamer Militär-Waisenhaus zum Theil seine Gründung; nicht nur überwies er demselben bedeutende Capitalien zu seiner Erhaltung, sondern sicherte ihm auch noch anderweitige reiche Einkünfte, z. B. den Gewinn des damals zuerst herausgegebenen Intelligenzblattes in Berlin.

Aus inniger Ueberzeugung seines frommen Sinnes fuhr er fort, wie sein Vater als Schirm und Schutz für den Protestantismus aufzutreten nicht nur in Deutschland, sondern auch sonst überall, wo er befürchtete daß derselbe unterdrückt werde. Wie er sich der Salzburger annahm, ist vorhin besprochen worden; ähnlich verfuhr er, als 1719 die Protestanten in der Pfalz harte Bedrückungen erdulden mußten: durch Zwangs-Maßregeln, mit denen er die Katholiken seines Landes bedrohte, bewog er den Kurfürsten, ein milderes Verfahren einzuschlagen. Ebenso setzte er Gleiches in Polen für die Dissidenten durch, wenn er es auch 1724 nicht hatte verhindern können, daß in Thorn sogar Hinrichtungen von Protestanten erfolgten. Dabei war er tolerant und eifrig bemüht, eine allgemeine evangelische Kirche zu gründen, indem er den Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten nur für „Pfaffengezänk" hielt; er stellte alles das ab, was von äußeren Gebräuchen aus der katholischen Kirche übrig geblieben war, verminderte die Zahl der Feiertage, verordnete, daß die Predigten kurz und verständlich abgefaßt sein sollten, und war so wenig für bloßen Schein von Frömmigkeit, daß er auch nicht einmal besondere Betstunden abgehalten wissen wollte, sondern dieselben vielmehr für Heuchelei erklärte. Mit großer Entschiedenheit drang er darauf, daß die Geistlichen nur für ihr Amt leben sollten und daß man nur solche Candidaten zum Predigtamt zuließe, welche gute Studien und zwar auf den Landes-Universitäten gemacht hätten; auch bewilligte er denselben manche Vorzüge. Seine eigene fromme Gesinnung aber bezeugte der König in dem Aufbau von mehreren Hundert Kirchen, sowie er auch durch die Feier von Jubelfesten den christlich-religiösen Sinn in dem Volke zu heben bemüht war. Deshalb feierte er 1713 den Uebertritt Johann Siegmund's zur reformirten Lehre, 1717 das Reformationsfest, 1730 das Andenken an die Augsburgische Confession, und 1739 den Uebertritt der märkischen Länder zur evangelischen Lehre sogar schon im Mai, weil er den Monat November nicht mehr zu erleben glaubte. Ausdrücklich wurde hierbei den Geistlichen eingeschärft, daß diese Gelegenheiten nicht etwa dazu benutzt werden sollten, um auf die Katholiken zu schmähen.

Mit dem frommen Sinne des Königs verband sich ein lebhaftes Rechtsgefühl, das sogar bisweilen durch seine übergroße Strenge zum Gegensatze umschlug. Schon beim Antritt seiner Regierung erklärte er, daß die Justiz auf himmelschreiende Weise verwaltet werde, und er sich die größte Verantwortung aufladen würde, falls er nicht für die Einführung einer bessern sorge. Diesen Gesichtspunkt hielt er auch während seiner ganzen Regierung fest, und der überaus tüchtige

Minister v. Cocceji stand ihm hierbei treulich zur Seite, während der General-Auditeur Mylius die Gesetze jener Zeit in dem Corpus Constitutionum Marchicarum sammelte und sie durch den Druck allgemein zugänglich machte. Cocceji entwarf eine neue Verfassung des Kammergerichts und suchte auch die Justizhöfe in den Provinzen oder die s. g. „Regierungen" besser zu ordnen. Das Proceßverfahren mußte bedeutend abgekürzt werden, und dem Könige waren deshalb jährlich Tabellen einzureichen, welche darüber eine Uebersicht gewährten; die Zahl der Advokaten wurde bedeutend beschränkt, und es war ihnen nicht gestattet, ihren Wohnsitz wie früher auf dem Lande zu nehmen, weil man ihnen vorwarf, daß sie in den meisten Fällen den Bauer zu Processen angereizt hätten. Lästig dagegen blieb das Fiscalat, das jede Uebertretung des Gesetzes eifrig zu überwachen und die königlichen Gerechtsame wahrzunehmen hatte, durch welches aber den gehässigsten Angebereien Thür und Thor geöffnet wurde. Die bedeutenden Strafgelder, welche durch dasselbe beigetrieben wurden, hielten den König ab, es gründlich umzuändern. Die Hexenprocesse schaffte zwar Friedrich Wilhelm gleich zu Anfang seiner Regierung ab, desto strenger aber zeigte er sich in andern Criminal-Processen, wo er nicht selten die Strafe willkürlich verschärfte. 1720 wurde das Sacken oder das Ersäufen in einem Sacke für Kindesmörderinnen wieder eingeführt, weil damals dies Verbrechen sich vielfach wiederholt hatte, und auch sonst suchte man durch die furchtbarsten Todesstrafen von Verbrechen abzuschrecken, ohne daß man dadurch den beabsichtigten Zweck erreichte. Die martervollen Hinrichtungen des Kastellan Runk und des Hofschlossers Stief, welche 1718 aus dem königlichen Schlosse viele Kostbarkeiten, besonders Medaillen, im Werthe von 100,000 Rthlrn. gestohlen hatten, sowie die eines gewissen Clemens und seiner Genossen 1720, der durch verfälschte Handschriften den König glauben gemacht hatte, daß er auf Veranstaltung des Kaisers und des Kurfürsten von Sachsen entführt und der Kronprinz katholisch erzogen werden sollte, machten selbst zu jener Zeit, wo man an dergleichen Grausamkeiten gewöhnt war, gewaltiges Aufsehn. Gemeine Diebe und Betrüger wurden ohne Unterschied des Standes aufgeknüpft, Hausdiebe wohl gar vor dem Hause, in welchem sie ihre Unthat begangen hatten. — Merkwürdig genug bleibt es daneben, daß in einer Zeit, wo der Stock allgemein als gewöhnliches Strafmittel unbedingte Geltung hatte und auch von dem König eigenhändig vielfach angewendet wurde, 1738 der königliche Befehl erschien, daß kein Pächter oder Schreiber sich unterstehen sollte, die Unterthanen bei dem Hofdienste „mit Peitschen- und Stockschlägen wie das Vieh übel zu tractiren." Für das erstmalige Vergehen der Art wurde eine sechswöchentliche Karren-, fürs zweite Mal Todesstrafe bestimmt.

Wie der König selber ein Muster von pünktlicher Ordnung, eisernem Fleiße und strenger Sparsamkeit war, so verlangte er ein Gleiches von allen seinen Unterthanen. Seine Thätigkeit in allen

Zweigen der Verwaltung war wahrhaft bewundernswerth, und selbst das Kleinste und Unbedeutendste entging seinem prüfenden Blicke nicht. Einfach in allen Dingen und Feind von allem unnützen Prunke war es seine erste Regierungs-Handlung, nachdem er die Leiche seines Vaters mit allem bis dahin üblichen Pompe bestattet hatte, den überflüssigen Hofstaat ganz abzuschaffen, die beibehaltenen Stellen aber bedeutend in den Gehältern zu kürzen. Sein Tisch war zwar anständig, doch einfach eingerichtet, noch einfacher war seine Lebensweise auf seinen Reisen. Seine liebste Erholung waren die Revüen und die Jagd sowie des Abends die Gesellschaft, welche unter dem Namen des „Tabacks-Collegiums" bekannt ist, zu der seine Vertrautesten eingeladen wurden, und wo man bei einer Pfeife Taback und einem Glase Bier auf die ungezwungenste Weise sich zu unterhalten pflegte oder eine Partie Schach oder ein anderes Brettspiel vornahm. Unter den lustigen Räthen, die hierbei für Scherz zu sorgen hatten, ist besonders der Freiherr Paul v. Gundling bekannt, ein Mann, welchem bei seiner unmäßigen Lebensweise merkwürdig genug noch Zeit übrig blieb, eine nicht unbedeutende Anzahl von Werken zu schreiben. Hoffeste waren selten, auch fehlte es meist an Leuten, welche dieselben hätten verschönern können. Die Capelle und die Oper seines Vaters hatte der König gleich Anfangs verabschiedet, Komödianten, Seiltänzer ꝛc. bedurften besonderer königlicher Erlaubniß, ihre Künste zu produciren. Nur in Berlin gestattete er häufiger dergleichen Vergnügungen, und hier machte sich der s. g. „starke Mann" v. Eckenberg seit 1717 längere Zeit durch seine herculischen, theatralischen und Seiltänzer-Künste einen großen Namen.

Seit der Krankheit, welche 1734 den König befallen hatte, war er nicht wieder zu seiner früheren Kraft gelangt, dagegen zeigte er sich milder als sonst gegen seine Umgebung und gegen Arme. Der harte Winter zum Jahre 1740 scheint auf seinen kränklichen Zustand starken Einfluß gehabt zu haben. Wenige Tage vor seinem Tode empfahl er seinem ältesten Sohne Friedrich zweierlei, das Emporkommen seines Hauses und die Wohlfahrt seiner Unterthanen; er dankte laut Gott, der ihm einen so braven Sohn gegeben habe. Am 31. Mai übergab er seinem Nachfolger volle Gewalt und Souverainität, wenige Stunden darauf starb er mit frommer Ergebung und mit seiner gewohnten Ruhe.

XIV. Preußen als Großmacht.

3. Friedrich II. der Große. 1740—1786.

Friedrich Wilhelm I. hatte in seiner Ehe mit Sophie Dorothea von Hannover vierzehn Kinder erzeugt, darunter sieben Söhne. Die beiden ältesten von diesen waren im ersten Lebensjahre gestorben, der dritte Carl Friedrich, gewöhnlich Friedrich, vom Vater Fritz genannt, geboren den 24. Januar 1712, wurde deshalb Kronprinz; der Titel „Prinz von Oranien," der ihm bei seiner Geburt beigelegt worden, wurde schon nach dem Utrechter Frieden aufgegeben, als Preußen jenes Fürstenthum an Frankreich abtrat, obgleich der König den Titel und das Wappen beibehielt.

Anfänglich stand Friedrich unter weiblicher Aufsicht und Pflege, mit Antritt seines siebenten Jahres jedoch wurde er männlicher Leitung anvertraut. Der General v. Finkenstein und der Oberst v. Kalkstein wurden seine Gouverneure, Duhan de Jandun sein Lehrer, und letzterer hat einen sehr bedeutenden Einfluß auf den jungen Prinzen ausgeübt. Ihm eine gelehrte Erziehung zu Theil werden zu lassen, lag nicht in der Absicht des Vaters; die Hauptaufgabe war vielmehr die, ihn zu einem tüchtigen Soldaten, zu einem sparsamen Wirthe und zu einem guten Christen zu erziehen. Deshalb waren seine jugendlichen Spiele nur auf den Krieg berechnet, über seine ihm spärlich zuertheilten Gelder mußte er genau Buch und Rechnung führen, Psalmen und geistliche Lieder mußte er fleißig auswendig lernen. Seine Vorliebe für französische Sprache und Sitte zeigte sich früh, und einen für die ganze Folgezeit höchst wichtigen Einfluß hatte der Besuch, den er 1728 in Begleitung seines Vaters dem glänzenden und üppigen Hofe König August's II. in Dresden abstattete. Der lebhafte Prinz unterlag hier der Verführung, welche in so reichlichem Maße ihm geboten wurde, und vergeblich bemühten sich der Oberst v. Rochow und der Major v. Keyserlingk, die ihm 1729 bei seiner Mündigkeits-Erklärung zur Begleitung zugesellt wurden, ihn von den

sinnlichen Neigungen zurückzuziehen, denen er sich seitdem unbesonnen hingegeben hatte. Für Poesie, für Musik, für eitlen Putz schwärmte er in dem Grade, daß, da seine beschränkten Mittel dafür nicht ausreichten, er leichtsinnig Schulden auf Schulden häufte; dabei wurde ihm der steife, gezwungene Militärdienst so widerlich, daß sich ein unglückliches Verhältniß zwischen Vater und Sohn bildete, das beiden auf längere Zeit das Leben verbittern sollte. Es kam hinzu, daß auch die religiösen Ansichten beider immer weiter von einander abwichen, und je weniger sich Friedrich entschließen konnte, den Wünschen und Anforderungen des Vaters nachzuleben, desto schroffer wurde ihre gegenseitige Stellung zu einander. Die Doppelheirath, die damals zwischen Hannover und Preußen besonders durch die Königin betrieben wurde, die Befürchtung des Königs, daß durch diese enge Verbindung Preußen dereinst nur eine englische Provinz werden möchte, die ungeschickte Weise, mit welcher der englische Gesandte Lord Hotham die kaiserliche Partei am preußischen Hofe zu stürzen suchte und mit welcher er zugleich das Unabhängigkeits-Gefühl des Königs tief verletzte, die entschiedene Erklärung des Kronprinzen, nur eine englische Prinzeß zur Gemahlin wählen zu wollen: dies Alles erweiterte immer mehr die Kluft zwischen Vater und Sohn. Die überaus harte, selbst thätliche Behandlung, welche der Prinz von seinem Vater bei dem Besuch des Lustlagers von Mühlberg (Mai 1730) erfuhr, hatte schon damals den Plan in ihm angeregt, nach England zu entfliehen; König August II. aber, davon unterrichtet, verhinderte die Ausführung, die deshalb auf die Reise verschoben wurde, welche gleich darauf der König in Begleitung des Kronprinzen unternahm. Die Lieutenants v. Katte in Berlin und v. Kait in Wesel waren in dem Geheimniß und sollten die Flucht unterstützen. Da man jedoch in England, ungeachtet der eingeleiteten Verhandlungen, Friedrich nicht aufnehmen wollte, beschloß dieser nach Frankreich zu gehen. In einem Dorfe unweit Mannheim sollte am 8. August 1730 früh der Flucht-Versuch zur Ausführung kommen; da jedoch allgemein von solchen Plänen des Kronprinzen die Rede war, hatten die ihn begleitenden Offiziere ein scharfes Auge auf ihn und hinderten ihn, seine Absicht auszuführen. Der König, durch einen Pagen (den Bruder des v. Kait) und durch einen aufgefangenen Brief von dem Vorhaben seines Sohnes in Kenntniß gesetzt, ließ letzteren unter der sorgfältigsten Aufsicht von Frankfurt zu Schiffe nach Wesel bringen, wo man am 12. August anlangte. Hier begann das Verhör; der Prinz leugnete nicht und nannte seine beiden Mitschuldigen, die er gerettet glaubte. Doch nur dem v. Kait war es gelungen nach England zu entkommen, v. Katte dagegen wurde festgenommen. Mit der größten Vorsicht wurde Friedrich nach Mittenwalde (den 28. August) und einige Tage später (den 4. September) nach Cüstrin gebracht. Das einberufene Kriegsgericht verurtheilte v. Katte zur Cassirung und zu mehrjähriger Festungsbau-Strafe, der König änderte jedoch dies Urtheil in Todesstrafe. In Bezug auf Friedrich hatte sich das Kriegsgericht für

incompetent erklärt, da das Vorgefallene Mitglieder der königlichen Familie beträfe. Schweden, Polen, Rußland, der Kaiser u. A. verwandten sich für den Kronprinzen, der im strengsten Verwahrsam gehalten wurde. Niemand durfte zu ihm, Bücher und Schreibmaterialien wurden ihm vorenthalten, selbst seine Flöte wurde ihm abgenommen; dennoch versah ihn der Präsident der Kriegs- und Domänenkammer zu Cüstrin, v. Münchow, wenn auch auf gefährlichem Wege, mit allem Nothwendigen.

Die Hinrichtung des v. Katte (den 6. November), die, wenn sie vielleicht auch nicht vor den Augen des Kronprinzen, so doch jedenfalls in nächster Nähe von dem Fenster seines Gefängnisses stattfand, erschütterte Friedrich auf die gewaltigste Weise; sein zerknirschtes Gemüth wurde den Tröstungen der Religion zugänglich, welche der würdige Feldprediger ihm einsprach. Auf Verwendung desselben, als er dem Könige die aufrichtige Reue des Prinzen melden konnte, wurde für Friedrich das harte Gefängniß gemildert, nachdem er um Gnade gebeten, Besserung gelobt und sein Gelöbniß mit einem Eidschwur bekräftigt hatte. Er erhielt seinen Degen und Orden zurück, jedoch nicht die Uniform und das Portepee — er war damals Oberstlieutenant — und wurde am 21. November als jüngster Kriegs- und Domänen-Rath bei der neumärkischen Kammer in Cüstrin eingeführt. Zugleich erhielt er seine Wohnung in der Stadt angewiesen, und es wurde ihm besonderer Unterricht im Verwaltungsfache zu Theil, damit er sich praktisch wie theoretisch ausbilden möchte. Seine früheren Erzieher bekamen ungnädige Zuschriften, daß sie ihrer Pflicht nicht besser nachgekommen wären; seine Lehrer und andere Personen, die um ihn gewesen, wurden mit Verbannung nach entfernteren Provinzen bestraft; noch härter diejenigen, welche ihm Geld geliehen hatten; die sechzehnjährige Doris Ritter in Potsdam, welche kleine Geschenke vom Prinzen empfangen hatte, wurde zu Staupenschlag und dreijähriger Zwangs-Arbeit in Spandau verurtheilt.

Fast ein Jahr lang hatte der Aufenthalt Friedrich's in Cüstrin gedauert, als bei einem Besuche des Königs im August 1731 eine Versöhnung zu Stande kam. Doch mußte Friedrich seine Beschäftigung auch ferner fortsetzen und namentlich die königlichen Aemter in der Nähe besuchen, um sich mit allen Theilen der Landwirthschaft vollständig vertraut zu machen; zugleich wurden ihm auch kleine Ausflüge, Jagd-Vergnügungen und anderweitiger Umgang zugestanden. Ja als seine ältere Schwester Wilhelmine sich im November 1731 mit dem Erbprinzen Friedrich von Bayreuth vermählte, wurde es ihm erlaubt auf einige Tage zum Besuch nach Berlin zu kommen. Durch emsigen Fleiß in dem ihm übertragenen Amte, durch kleine Aufmerksamkeiten gegen den Vater, durch die Liebe, die er für das Heerwesen zeigte, gewann er den König immer mehr für sich, und im Februar 1732 wurde er nicht nur nach Berlin zurückgerufen, sondern auch zum Obersten ernannt.

Es war eine lange Zeit schwerer Leiden, welche Friedrich hatte

durchleben müssen, und man hat wohl den Vater übergroßer Härte angeklagt, durch welche er gewaltsam den Geist des Sohnes in Fesseln gelegt habe. Friedrich selber war nicht dieser Meinung. Die Hochachtung, die er dem Vater sein ganzes Leben hindurch bewahrte, war keine bloß äußerliche, sondern wurzelte in seiner innersten Seele, und namentlich möchte seine Aeußerung, daß „weichliche Erziehung weibisch, bequem, träge und niederträchtig mache," der beste Beweis dafür sein, wie er später jene gewaltsame Zurückhaltung von unheilvoller Verirrung auffaßte. So muß man vielmehr das Auftreten des Königs für gerechtfertigt erklären, und die Energie dieses Mannes bewundern, der in öffentlichen wie in häuslichen Angelegenheiten vor keiner Schwierigkeit zurückschrak; der, in sich selber klar und jeden Augenblick seiner Zwecke bewußt, mit bewunderungswerther Beharrlichkeit sein Ziel verfolgte; der, wie er in seinem Volke jene Rührigkeit und Kernhaftigkeit hervorzurufen verstand, welche das nachmalige glänzende Auftreten seines Sohnes möglich machten, so diesen von dem „effeminirten Wesen" gründlich heilte und ihn auf die Bahn leitete, auf welcher er unsterblichen Ruhm erlangt und die Bewunderung aller Zeiten sich erworben hat. Sehr richtig hat man deshalb gesagt, daß, wenn Friedrich den Beinamen des Großen sich erworben, man nicht vergessen darf, daß Friedrich Wilhelm es war, der ihn groß erzogen hatte.

Der kaiserliche Hof hatte früher durch seinen Gesandten v. Seckendorf nicht wenig dazu beigetragen, daß die beabsichtigte Vermählung Friedrich's mit einer englischen Prinzeß nicht zu Stande gekommen war; jetzt leitete ebenderselbe eine Heirath des Kronprinzen mit der Prinzeß Elisabeth von Braunschweig-Bevern ein, welche eine Nichte der Kaiserin war. Die Verhandlungen, Friedrich mit Katharina von Mecklenburg-Schwerin, der Enkelin von Iwan, dem Bruder Peter's des Großen, zu vermählen, hatten sich schon früher zerschlagen, ungeachtet die Tante dieser Prinzeß, die Kaiserin Anna von Rußland, ihre Nichte adoptirt hatte und Friedrich dadurch die Aussicht eröffnet wurde, dereinst den russischen Thron zu besteigen. So viel innere Kämpfe es auch diesem kostete, nicht nach eigener Wahl seine Gemahlin zu nehmen, so fügte er sich doch dem väterlichen Willen und verlobte sich im März 1732 mit der ihm bestimmten Prinzeß. Bald darauf trat aber der Kaiser, wie oben erzählt, mit England in ein näheres Bündniß und wandte seitdem Alles an, jene Verlobung rückgängig zu machen und nach dem Wunsche des Königs Georg II. den Kronprinzen mit einer englischen Prinzeß zu vermählen. Friedrich Wilhelm war jedoch auf keine Weise zu vermögen, sein einmal gegebenes Wort zurückzunehmen, und so fand denn im Juni 1733 die Vermählung Friedrich's mit Elisabeth zu Salzdahlum bei Wolfenbüttel statt. In Berlin wurde den Neuvermählten das nachmalige Palais Friedrich Wilhelm's III., das in neuerer Zeit für den Kronprinzen Friedrich Wilhelm eingerichtet worden ist, überwiesen, doch nahm das junge Paar bald seinen Sitz in Ruppin, wo ein

Theil des Regimentes garnisonirte, zu dessen Befehlshaber Friedrich ernannt worden war. Bald darauf wurde Rheinsberg für ihn erworben, wohin er 1736 übersiedelte, obgleich der dortige Schloßbau erst 1739 vollständig beendigt wurde.

Der Aufenthalt hierselbst gab Friedrich reichen Ersatz für die bitteren Leiden, welche er so lange erduldet hatte. Hier war es, wo er einen Kreis von geistreichen Männern um sich versammelte, mit denen er für Wissenschaft und Kunst lebte; von hier aus knüpfte er einen lebhaften Briefwechsel mit Voltaire und anderen berühmten Größen an; hier wechselten die ernstesten Gespräche und die heitersten Unterhaltungen mit einander ab; hier lag Friedrich eifrig den Studien ob und suchte sich wie theoretisch so auch praktisch in alle dem zu bilden, was ihm als künftigen Regenten von Nutzen sein könnte. Deshalb betrieb er auch die militärischen Uebungen mit Eifer und hatte die Freude, sein Regiment von dem Könige gelobt zu sehen. Hatte er bis dahin das Kriegswesen nur bei den Revuen kennen gelernt, so schien sich ihm im polnischen Erbfolgekriege eine günstige Gelegenheit darbieten zu wollen, den Krieg selber zu studiren. Als der Prinz Eugen 1734 das deutsche Heer, darunter auch die preußischen Truppen, gegen die Franzosen nach dem Rhein führte, war auch Friedrich nebst seinem Vater gegenwärtig. Sein feiner Beobachtungsgeist gewann ihm die Gunst des greisen Helden; aber Eugen, um seinen Ruhm besorgt, war nicht der kühne Feldherr wie früher, und so verlief der Krieg talentlos; doch entgingen die großen Schwächen des kaiserlichen Heeres Friedrich's Scharfblicke nicht, so daß der Feldzug, wie verfehlt er auch war, nicht ohne Einwirkung auf seinen Entschluß geworden ist, den Kampf gegen Oesterreich zu wagen. Nicht minder vortheilhaft war es für ihn, daß er bei der 1734 eingetretenen gefährlichen Krankheit des Königs einen Theil der Regierungsgeschäfte zugewiesen erhielt, und ebenso, daß er 1735 auf Befehl des Königs die Provinz Preußen bereisen mußte, um sich persönlich mit den dortigen Militär- und Verwaltungs-Angelegenheiten bekannt zu machen. In seinem abgelegenen, stillen Rheinsberg suchte er die gemachten Erfahrungen für sich auszubeuten, und seine in's Jahr 1736 fallende Abhandlung „über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staaten-Systems", sowie seine im Jahre 1740 in Druck erschienene Schrift „Antimacchiavel", in welcher er die Lehre des Niccolo Macchiavelli (1469—1527) von Florenz bekämpfte, die jener in seinem „Fürsten" niedergelegt hatte, sind die sprechendsten Beweise von der großartigen Weise, wie Friedrich seinen Beruf als König auffaßte und welch freisinnige und hochherzige Ideen er in sich durchgebildet hatte.

Wenn auch nicht ganz, so war doch im Ganzen das Verhältniß Friedrich's zu seinem Vater ein zufriedenstellendes geworden. Der König hatte nichts mehr dagegen, daß er sich auch wissenschaftlich beschäftigte, zumal da Friedrich nicht nur durch kleine Geschenke für die königliche Tafel den Vater erfreute, sondern noch mehr durch Uebersendung besonders großer Recruten, die zu erlangen er keine Kosten

scheute. Deshalb hatte auch der König ihm nicht unbedeutende Summen zum Ankauf und Ausbau von Rheinsberg überwiesen; ebenso vermehrte er auch 1739 seine Einkünfte dadurch um etwa 12,000 Rthlr. jährlich, daß er ihm das Trakehner Gestüt in Ostpreußen überließ. Ungeachtet aber auch der Kaiser ihm jährlich 2500—3000 Ducaten durch Seckendorf zukommen ließ, um sich seine Geneigtheit zu erwerben, reichten doch alle diese Summen durchaus nicht hin, den Aufwand zu bestreiten, den Friedrich machte. Sein Hang zu Vergnügungen aller Art setzten ihn oft in die peinlichste Verlegenheit; überall nahm er Schulden auf, oft zu wucherischen Zinsen, obgleich hierbei die größte Behutsamkeit erforderlich war, damit dem Vater nichts davon zu Ohren käme.

Die letzte Krankheit des Königs hatte diesen nicht nur überhaupt milder gestimmt, sondern auch ein außerordentlich herzliches Einverständniß mit Friedrich herbeigeführt. Wiederholt war dieser nach Potsdam berufen worden, wenn der König sein Ende nahe glaubte, und letzterer hatte ihn in alle Verhältnisse des Staatswesens eingeweiht. Das Verständniß, das der Kronprinz dabei entwickelte, die Liebe, die er gegen seinen Vater an den Tag legte, ergriffen den König so, daß er — wie oben erwähnt — laut Gott für die Gnade dankte, ihm einen solchen Sohn geschenkt zu haben. Er sah, daß das Werk, welches er errichtet, nicht — wie er früher befürchtet hatte — nach seinem Tode zusammenbrechen, sondern dauern und sich in guten Händen befinden würde.

Am 2. Juni 1740 empfing Friedrich in Charlottenburg den Eid der versammelten Minister, und mit rastlosem Eifer stürzte er sich in die Regierungs-Geschäfte. Weit entfernt, die Befürchtung zu bewahrheiten, daß er das System seines Vaters verwerfen würde, war er vielmehr darauf bedacht, dasselbe in seinem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten, da es sich durchaus bewährt hatte, wenn auch in Einzelnem von nun ab ein anderer Geist sich sichtbar machte. Mit kindlichem Sinne ordnete er Alles an, was seiner Mutter den Rest ihrer Lebenstage angenehm machen konnte; ebenso richtete er für seine Gemahlin — statt sich, wie Viele erwarteten, von ihr scheiden zu lassen — einen höchst anständigen Hofhalt ein, wenngleich er sich fern von ihr hielt. Am 22. Juni ließ er mit angemessenem Aufwand die Leiche des Vaters in der Potsdamer Garnisonkirche beisetzen; die Riesen-Bataillons erschienen hierbei zum letzten Male in Parade; gleich darauf wurden sie aufgelöst und zum Theil drei neue Garde-Bataillons aus ihnen gebildet, für das ersparte Geld aber das Heer um 16 neue Bataillons vermehrt. Einen Monat später nahm er, am 20. Juli, die Huldigung der preußischen Stände in Königsberg an, ohne daß er, wie auch schon sein Vater gethan, besondere Gewähr für ihre alten Privilegien geleistet hätte; in Berlin erfolgte diese Huldigung für die

mittleren Provinzen zu Anfang des Monats August. Bei seiner Huldigungsreise nach den westlichen Provinzen machte er im strengsten Incognito einen Abstecher nach Straßburg, um das französische Militär kennen zu lernen, gab aber die weitere Reise auf, als er sich erkannt und in tactloser Weise von den Franzosen behandelt sah. Die Aufforderung Englands gleich in den ersten Tagen seiner Regierung, ein neues Bündniß abzuschließen, lehnte er ab; weit eher war er geneigt, ein solches mit Frankreich einzugehen, sobald ihm von dieser Macht der volle Besitz auch nur von Berg garantirt würde. Der Cardinal Fleury weigerte sich jedoch entschieden, in diese Forderungen einzugehen, und dies war insofern von größter Wichtigkeit für Friedrich, als er sah, daß seine Absicht, sich nach Westen auszudehnen, zu großen Widerstand an Frankreich finden würde, und daß er deshalb nach anderer Richtung hin seine Wünsche zu erreichen suchen müsse. Nicht minder führten Verhandlungen mit dem Kaiser wegen der Herzenssache seines Vaters, der Erbfolge in Jülich-Berg, zu keinem Resultate; man suchte auch ihn wie seinen Vater hinzuhalten. Günstiger stellte sich das Verhältniß zu Rußland; dasselbe wollte sich zwar in diese Angelegenheit nicht mischen, versprach dagegen Hülfstruppen, sobald Friedrich angegriffen würde. So viel lernte der junge König aus der kurzen Erfahrung während der ersten Monate seiner Regierung, daß er selber der Mann sein müsse, sich Recht zu verschaffen. Ein sonst wenig bedeutender Vorfall gab ihm Gelegenheit, diesen Weg zu versuchen.

Aus der oranischen Erbschaft war 1732 auch die Herrschaft Herstall Preußen zugesprochen worden, über welche neben dem Herzoge von Brabant (welcher dazumal der Kaiser war) namentlich der Bischof von Lüttich die Oberlehnsherrschaft behauptete. Selbstverständlich hatte Friedrich Wilhelm von dieser Oberherrschaft nichts wissen wollen, aber da er sich gescheut hatte, durch gewaltsame Maßregeln gegen Lüttich den Reichsfrieden zu stören, so war der Bischof desto übermüthiger geworden und hatte die Bewohner jener Herrschaft gegen die preußische Autorität in Schutz genommen, so daß dieselben auch Friedrich nicht die Huldigung leisten wollten, bevor der König nicht von dem Bischofe und dem Kaiser als Herzog von Brabant sich habe belehnen lassen. Da auf die gütliche Aufforderung des Königs an den Bischof, seiner angemaßten Oberherrlichkeit zu entsagen, gar keine Antwort erfolgte, so ließ er alsbald 1600 Mann in dies Gebiet einrücken, indem er zugleich ein Manifest verbreitete, in welchem er nachwies, daß die Verweigerung seines Rechtes ihn zu diesem Schritte genöthigt hätte. Der Bischof wandte sich zwar Hülfe bittend an den Kaiser, fand es aber doch angemessener, sich in Güte mit dem Könige zu einigen. Schon am 20. October wurde ein Kauf dahin abgeschlossen, daß der König diese Herrschaft, eine anderweitige Forderung mit eingerechnet, an den Bischof für 200,000 Rthlr. überwies. Da der Kaiser die von dem Bischof eingereichte Klage wegen Friedensbruches eiligst den Reichsständen als eine überaus wichtige Sache vorgelegt hatte, fand sich der König veranlaßt, sich in öffentlichen

Blättern gegen diese für Preußen wenig schonende Weise auszusprechen; er lernte bei der Gelegenheit, wie wenig freundlich der Kaiser gegen Preußen gesinnt war. Bereits traf er Vorbereitungen, ebenso durchgreifend in der Jülich'schen Erbschaft zu verfahren, deren Eröffnung in naher Aussicht stand, als der plötzlich am 20. October erfolgte Tod Kaiser Karl's VI. seine Aufmerksamkeit auf wichtigere Dinge lenkte.

Mit Karl war die habsburg-österreichische Familie in Deutschland ausgestorben. Er hatte die Beruhigung in das Grab mitgenommen, durch die pragmatische Sanction für die Erhaltung seiner Monarchie gesorgt zu haben; da alle europäischen Großmächte dieselbe garantirt hatten, so war er der festen Ueberzeugung gewesen, daß seiner ältesten Tochter Maria Theresia das ganze Erbe unverkürzt zu Theil werden würde, und er hatte deshalb geglaubt, auf den Widerspruch Bayerns gar kein Gewicht legen zu dürfen, das jene Erbfolge nie hatte anerkennen wollen. Der damalige Kurfürst von Bayern Karl Albrecht gründete sein Recht — abgesehen von neueren Verbindungen seines Hauses mit dem kaiserlichen, namentlich seiner eigenen Vermählung mit der jüngeren Tochter Kaiser Joseph's I. — besonders auf die Vermählung seines Ahnen, des Herzogs Albrecht V., mit der Erzherzogin Anna, der Tochter Ferdinand's I., im Jahre 1546. Da Bayern es vorzugsweise gewesen, durch welches dem Kaiser Karl V. der glückliche Ausgang des Schmalkaldischen Krieges ermöglicht wurde, so war damals festgesetzt worden, daß nach dem Aussterben der männlichen Nachkommen Ferdinand's und Karl's das Recht der Erbfolge auf Bayern übergehen sollte. Später berief sich Oesterreich auf ein Testament Ferdinand's I., welches auch seine weibliche Erbfolge nicht unberücksichtigt gelassen hätte; trotzdem waren nach Karl's VI. Tode die österreichischen Minister nicht wenig über das Auftreten Bayerns besorgt, zumal da in den deutschen Erblanden sich eine große Geneigtheit für Bayern zeigte, und der Kurfürst bereits die dortigen Stände aufforderte, keine Huldigung zu leisten, welche dem Hause Bayern nachtheilig sein könnte.

Die größere Gefahr für Maria Theresia ging dessen ungeachtet nicht von Bayern, sondern vielmehr von Preußen aus. Es ist oben erzählt, daß zwar auch König Friedrich die pragmatische Sanction garantirt hatte, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihm dafür Berg zu Theil würde. Da letzteres nicht geschehen war, so mußten jene Verträge, nach der ausdrücklichen Bestimmung in denselben, ohne Kraft und Wirkung sein. Kaum daß daher am 28. October die Nachricht von dem Tode des Kaisers in Rheinsberg eintraf, als Friedrich sich erhob, nicht sowohl um seine Anrechte auf Berg aufs neue durchzusetzen oder wohl gar den ihm gegebenen Rath zu befolgen, die Kaiserwürde an Preußen zu bringen, als vielmehr um sich Schlesiens zu bemächtigen; sein Entschluß in dieser Beziehung stand so unabänderlich fest, daß er nur über das Wie den Rath seiner beiden Vertrautesten, des Ministers v. Podewils und des Feld-Marschalls

v. Schwerin, verlangte. Zwei Wege standen offen, diesen Besitz zu erlangen: der eine, durch militärische und Geldhülfe Maria Theresia zu dieser Abtretung auf friedliche Weise zu veranlassen; der andere, sich mit Bayern und Sachsen gegen Oesterreich zu verbinden und sich Schlesien zu sichern, indem man diesen beiden Mächten zu ihrem Rechte verhülfe. In beiden Fällen schien es am gerathensten, sich zunächst in den Besitz Schlesiens zu setzen; welche Verbindungen man dann auch anknüpfen mochte, jederzeit blieb man dabei im Vortheil, zumal da auch Sachsen, das ebenfalls ältere Ansprüche auf die österreichische Erbschaft erneuerte, nicht übel Lust hatte, durch die Erwerbung Schlesiens eine unmittelbare Verbindung mit Polen sich zu verschaffen.

Die Begründung der Ansprüche, welche Friedrich auf die schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf erhob, ist bereits oben mitgetheilt; hier mag deshalb eine gedrängte Uebersicht der historischen Verhältnisse von Schlesien genügen.

Wie die Mark Brandenburg tritt auch Schlesien erst da in die Geschichte ein, als es mit den Deutschen in Berührung kam. Beide Länder hatten zu jener Zeit slawische Bevölkerung; dort waren es Wenden, hier Polen, die durch das Sudetengebirge von den Czechen in Böhmen, durch den Queiß und Bober von den Sorben in der Lausitz getrennt wurden. Beide Länder sind im Laufe der Zeit germanisirt worden; dort geschah es auf gewaltsame, hier auf friedliche Weise. Die Zertheiltheit des Landes unter mehrere kleine Fürsten erleichterte den Deutschen die Eroberung der Marken; Schlesien wurde, Pommern ähnlich, nicht durch Druck von außen her ein deutsches Land, sondern durch allmähliche Entwicklung in seinem Innern. Als ein Theil des großen polnischen Reiches wurde es von den Deutschen nicht erobert; es bewahrte auch da seine Selbständigkeit, als es nicht mehr mit Polen verbunden war, während Pommern sich nur dadurch der Angriffe der Markgrafen erwehren konnte, daß es sich eng an Deutschland anschloß und seine Fürsten deutsche Herzöge wurden.

Die selbständige Stellung, welche Schlesien namentlich von den anderen deutsch gewordenen Slawenländern unterscheidet und die der ganzen Geschichte dieses Landes ein eigenthümliches Gepräge aufdrückte, hat, wie gesagt, ihren Ursprung darin, daß es längere Zeit mit dem übrigen Polen ein Ganzes ausmachte. So sagenhaft auch die Erhebung des Piast im Jahre 842 zum Herrscher von Polen ist, so fängt doch seit der Zeit das Land an, aus seinem bisherigen Dunkel hervorzutreten. Mit dem vierten Nachkommen jenes Piast, dem Herzoge Miesko oder Mieczislaw I. von Polen, kämpfte der Markgraf Gero glücklich wegen der Lausitz; der Uebertritt eben dieses Herzogs zum Christenthum 965 ist für alle Folgezeit für Polen von großer Wichtigkeit geworden. Sein Sohn Boleslaw I. der

Tapfere (992—1025) breitete seine Macht siegreich nach Westen über die Lausitz, nach Osten bis Kiew aus. Mit Kaiser Otto III. stand er in so freundlichem Verhältnisse, daß dieser, als er im Jahre 1000 das Grab des heiligen Adalbert in Gnesen besuchte, ihn zum Könige erhob; desto hartnäckiger waren aber seine Kämpfe mit Kaiser Heinrich II., um Polen von der Abhängigkeit zu lösen, in welche es zum deutschen Reiche gerathen war. Seinen Nachfolgern fehlte seine Tüchtigkeit, und erst sein jüngerer Urenkel Boleslaw III. Schiefmaul (1102—1139) erhob das Reich wieder zu hohem Glanze. Indem er es aber unter seine Söhne theilte, veranlaßte er schwere Wirren. Der ältere Sohn Wladislaw II. suchte seinen Brüdern ihren Antheil zu nehmen, wurde aber darüber 1148 von einem derselben, Boleslaw IV., vertrieben und starb 1160 in der Verbannung. Durch Vermittlung Kaiser Friedrich's I. Barbarossa erhielten dann 1163 Wladislaw's drei Söhne als Entschädigung für das, was der Vater besessen hatte, Schlesien, das seitdem nicht wieder polnische Provinz geworden ist.

Schlesien trägt seinen Namen von der Slenza, der heutigen Lohe, die von Nimptsch herfließend gleich unterhalb Breslau in die Oder fällt. Ursprünglich bezeichnete dieser Name nur das an diesem Flüßchen gelegene Gebiet, in welchem auch der Berg Slesie oder richtiger Zabotha (jetzt Zobten) lag, wo sich ein altes Nationalheiligthum befand. Von diesem mittleren Gebiete aus breitete sich der Name Schlesien allmählich die Oder abwärts über das Land der Besuntschaner, das in der Stadt Businz, dem heutigen Beuthen, seinen Mittelpunkt hatte, ferner über das Land der Bobraner am oberen, und über das der Djedoschaner oder den Gau Diedesi am unteren Bober aus. Schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts war für diesen ganzen Raum der Eine Name „Schlesien" gebräuchlich. Ober-Schlesien bewahrte noch längere Zeit seinen Namen als das Land der Opulaner, nach dem Hauptorte Opul, jetzt Oppeln. Da früher der südliche Theil von Schlesien zum großmährischen Reiche gehört hatte, das 907 seinen Untergang gefunden, so blieb auch später ein Theil von Ober-Schlesien an der oberen Oder und an der Oppa zum Bisthum Olmütz gehörig; die Grafschaft Glatz, die ursprünglich zu Böhmen gehörte und nur wiederholentlich an schlesische Fürsten verliehen war, gehörte zu dem Sprengel von Prag. Von der Lausitz war ein Theil bei Schlesien geblieben, als letzteres jenes Land wieder aufgeben mußte; deshalb reichte auch der Meißner Sprengel bis zum Queiß und Bober nach Schlesien hinein. Auf der Ostseite besaß Schlesien eine Zeit lang polnische Gebiete, welche in der geistlichen Jurisdiktion von Krakau und Posen blieben. Der nördliche Theil des Landes, der einzige, der früh an die Deutschen verloren ging, bildete den Sprengel von Lebus, dessen oben gedacht ist. Der übrige, ungleich größere Theil des Landes endlich gehörte dem Bisthum Breslau an, so daß dies recht eigentlich das schlesische Bisthum war.

Als Mieczislaw I. zum Christenthum übergetreten war und dadurch die Bekehrung des Landes angebahnt hatte, kamen zwar italienische Geistliche in das Land, doch ein Bisthum wurde erst im Jahre 1000, bei der erwähnten Anwesenheit Kaiser Otto's III. in Gnesen, für Schlesien eingerichtet. Es hatte anfänglich seinen Sitz zu Smogra und später zu Ryczen, beides Orte, die sich nicht mehr bestimmt nachweisen lassen. Erst 1052 wurde es nach Breslau verlegt, als die dortige Domkirche von Casimir von Polen erbaut worden war. Dies Bisthum wurde später wegen seiner reichen Besitzungen das „goldene" genannt und stand seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhl; die vier Archidiakonate hatten ihren Sitz in Glogau, Liegnitz, Breslau und Oppeln. Aus einer päpstlichen Urkunde vom Jahre 1155 lernen wir die 21 Castellaneien kennen, in welche damals das ganze Land zerfiel, und deren Vorsteher bald nachher Burggrafen genannt wurden; mit Ausnahme von Grödibzberg (Grodiz) Retsen und Sandewalde (Sandeval) haben sich alle diese burggräflichen Sitze allmählich zu Städten erhoben. Als das älteste Kloster ist Leubus zu nennen, das in der Mitte des eilften Jahrhunderts anfänglich von Benedictinern, 1175 von Cistercienfern aus dem Kloster Himmelpforte an der Saale besetzt wurde.

War auch Schlesien seit 1163 ein selbständiges Land geworden, dessen Fürsten wiederholentlich Ansprüche auf Polen erhoben und zeit- oder theilweise dieselben auch behaupteten, so wurde doch die Kraft des Landes dadurch außerordentlich geschmälert, daß beständige Theilungen eintraten, in Folge deren Zwistigkeiten und selbst Kriege unter den Verwandten nicht ausbleiben konnten. Dazu kam noch häufig die Verschwendung einzelner Fürsten, welche die letzte Kraft des Landes aufzehrte, so daß nach Verlauf von etwa 200 Jahren die schlesischen Fürsten ihre Selbständigkeit eingebüßt hatten. Theils List, theils Gewalt, welche namentlich von dem Könige Johann von Böhmen gegen sie angewendet wurden, machten sie zu böhmischen Vasallen und gaben die erste Veranlassung, daß allmählich alle diese Länder der Krone Böhmen anheim fielen, wenn auch einzelne von ihnen anderweitig verliehen wurden.

Es kann hier nicht im Einzelnen die Geschichte der traurigen Zerstückelung nachgewiesen werden, welche so nachtheilige Folgen für die schlesischen Fürsten des Hauses Piast herbeigeführt hat; ein kurzer Ueberblick über dieselbe möge genügen.

Die drei Söhne Wladislaw's II. theilten das Land der Art, daß der älteste von ihnen Boleslaw I. der Lange (1163—1201) Mittel-Schlesien, der zweite Conrad (1165—1178) Nieder-Schlesien, der dritte endlich Mieczislaw I. (1163 — 1211) Ober-Schlesien erhielt. Als aber der zweite Bruder Conrad 1178 ohne Kinder starb und der älteste Boleslaw I. sich seines Landes bemächtigte, ohne mit seinem Bruder Mieczislaw zu theilen, benutzte dieser einen häuslichen Zwist des Boleslaw, um sich gewaltsam

Recht zu verschaffen. Boleslaw hatte nämlich aus erster Ehe einen Sohn Jaroslaw, den seine zweite Gemahlin zu Gunsten ihres Sohnes Heinrich aus der Herrschaft verdrängen wollte. Es gelang nun dem jüngeren Bruder, den Boleslaw gänzlich zu verjagen, jedoch durch die Dazwischenkunft ihres Oheims Conrad II. von Polen wurde die Sache dahin vermittelt, daß dieser selber die Herrschaften Auschwitz und Beuthen an Mieczislaw abtrat, und Jaroslaw mit dem Fürstenthum Neiße abgefunden wurde. Da letzterer 1198 in den geistlichen Stand trat und Bischof von Breslau wurde, überwies er dies Erbland bei seinem Tode 1201 dem Bisthum, bei dem es auch später geblieben ist, bis im Jahre 1810 das Land säcularisirt und dem Bischofe dafür ein angemessenes Einkommen zugesprochen wurde. Mittel-Schlesien blieb aber seitdem mit Nieder-Schlesien unter letzterem Namen zu einem Ganzen vereinigt.

Drei Generationen hindurch blieb Nieder-Schlesien ein Ganzes, das von Boleslaw I. auf Heinrich I. den Bärtigen (1201—1238) vererbte, den Gemahl der heiligen Hedwig, einer Prinzeß aus dem Hause Meran, und von diesem auf Heinrich II. den Frommen (1238—1241), der in der Schlacht bei Wahlstatt gegen die Mongolen seinen Tod fand. Seitdem begannen Bruderkriege um die Erbschaft, welche erst durch die Theilung vom Jahre 1255 beendet wurden. Es entstanden damals drei Herrschaften: Boleslaw II. der Kahle (1241—1278) erhielt Liegnitz nebst Jauer, Münsterberg und Brieg; Heinrich III. (1241—1266) erhielt Breslau nebst Oels und Schweidnitz; Conrad II. (1241—1298) endlich erhielt Glogau mit Wolau, Crossen und Sagan. Da die mittlere Linie schon 1290 ausstarb, und von ihrem Besitzthum Breslau und Schweidnitz an die ältere, Oels dagegen an die jüngere Linie fielen, so schien zwar die Möglichkeit vorhanden, daß dieser zerstückelte Besitz allmählich wieder zu einem Ganzen zusammengebracht werden könnte, doch hatten unterdeß schon 1278 in der älteren und 1280 in der jüngeren Linie neue Theilungen stattgefunden, welche sich nachmals so oft wiederholten, als einer der Herzöge mehrere Söhne hinterließ. Ja die Theilungen gingen so weit, daß mehrere dieser Fürstenthümer in kleinere Herrschaften zerschlagen werden mußten, um den Anforderungen der vielen Glieder aus beiden herzoglichen Häusern genügen zu können. Nur wenige von diesen Herrschaften blieben in so naher Beziehung zu einander, daß ungeachtet mannichfacher Theilung sie doch immer wieder zusammen fielen, wie dies mit Liegnitz und Brieg der Fall war, zu welchen noch durch Kauf Wolau geschlagen wurde.

Nicht weniger wurde durch gleiche Erbtheilungen auch die kleinere Hälfte des Landes, Ober-Schlesien, zerstückelt und entkräftet. Auch hier war anfänglich, etwa ein Jahrhundert hindurch, unter Mieczislaw's I. Sohn Casimir (1211—1236) und seinem Enkel Wladislaw I. (1236—1278) das Land ungetheilt geblieben; seitdem beginnen auch hier die Theilungen, ohne daß die Fürstenthümer jemals wieder zusammengefallen wären. Wladislaw hinterließ nämlich

vier Söhne, von denen der älteste Teschen, der zweite Beuthen, der dritte Oppeln, der vierte Ratibor und Jägerndorf erhielt. Die Besitzungen des jüngsten, Przemislaw, kamen 1340 durch Verheirathung seiner Tochter Anna mit dem Herzog von Troppau an dieses Land, wurden aber schon wieder 1361 abgetheilt; während Ratibor 1521 durch Erbvertrag an Oppeln fiel, kam Jägerndorf, das sich 1429 von Ratibor getrennt hatte, durch die Erbtochter des Hauses an den Grafen v. Schellenberg. Dieser verkaufte 1523 das Fürstenthum an Georg von Brandenburg, dessen Sohn es 1595 der kurfürstlichen Linie überließ. Daß diese es 1623 verlor, ist bereits oben erzählt worden.

Diese unglückliche Zerrissenheit Schlesiens gab namentlich dem Könige Johann von Böhmen die gewünschte Gelegenheit, das Land von sich abhängig zu machen. Neben Geld und Gewalt brachte er Treulosigkeit und Verstellungskunst aller Art in Anwendung, um den schlesischen Fürsten ihre Selbständigkeit zu rauben und sie zu böhmischen Vasallen zu machen. Namentlich benutzte er die böhmische Grafschaft Glatz als Köder, um sich durch ihre Verleihung die Geneigtheit der widerstrebenden Fürsten zu erwerben und so gelang es ihm in nicht gar langer Zeit, sie fast sämmtlich zu sich herüber zu ziehen. Schon 1327 erkannten die Herzöge von Breslau, Troppau, Oppeln und Teschen die böhmische Oberhoheit an, 1329 Brieg, Liegnitz, Oels und Sagan, 1331 Glogau, 1335 Münsterberg. Am längsten hielten sich Schweidnitz, Jauer und das Bisthum Breslau mit dem Fürstenthum Neiße unabhängig. Letzteres gab erst 1359 seine weltliche Selbständigkeit auf; ebenso gelang, nachdem die beiden ersten Fürstenthümer lange den Forderungen der böhmischen Könige Widerstand geleistet hatten, endlich dem Kaiser Karl IV., was der Vater nicht hatte erreichen können. Durch die Vermählung mit Anna, der alleinigen Erbin der beiden Fürstenthümer, im Jahre 1353 erwarb Karl die sichere Aussicht, dereinst diese Länder an sich zu bringen. Zwar blieben sie nach dem Tode des letzten dortigen Herzogs Boleslaw III. (1326—1368) noch als Leibgedinge im Besitz seiner Wittwe, fielen aber nach deren Tode 1392 unmittelbar an Böhmen, ohne jemals wieder anderweitig verliehen zu werden. Vergeblich waren die Protestationen von Polen gegen dies Verfahren, durch welches ihm ein bedeutender Länder-Complex verloren gehen mußte, den es noch immer als einen Theil von sich ansah. Durch Gegenforderung und glückliche Kriegs-Unternehmungen zwang Johann den König Casimir II. unter Vermittlung von Ungarn im August 1335 zu Trenczin in Ungarn (nahe der mährischen Grenze) allen seinen Ansprüchen auf Schlesien zu entsagen, welcher Vertrag im November desselben Jahres zu Wischehrad in Ungarn bestätigt wurde und später nochmals 1353 sowie 1356, als die Aussicht vorhanden war, auch Schweidnitz und Jauer zu erhalten. So konnte denn Karl IV. 1355 Schlesien feierlichst der böhmischen Krone einverleiben, indem er sich das Recht vorbehielt, die erledigten Fürstenthümer einzuziehen. Auf

diese Weise wurde zwar Schlesien an das deutsche Reich gebracht, doch ohne jemals auf den Reichstagen Sitz und Stimme zu erhalten; selbst zu Böhmen wurde seine Stellung eine so abhängige, daß seine Fürsten und Stände zu den dortigen Königswahlen nicht zugelassen wurden.

Nach dem Verluste seiner Unabhängigkeit theilte Schlesien als Nebenland von Böhmen auch dessen Schicksale. Als jedoch mit Kaiser Sigismund die Luxemburger daselbst ausstarben und die Hussiten den polnischen Prinzen Casimir wählen wollten, nahm Schlesien an den Thronstreitigkeiten keinen Antheil, sondern huldigte 1438 dem deutschen Könige Albrecht II. von Oesterreich als dem Schwiegersohn und Erben Siegmund's. Der schon 1439 erfolgte Tod desselben ließ das Land verwaist und machte es zum Schauplatz der größten Unordnungen. Als endlich der nachgeborene Sohn Albrecht's, Wladislaw, 1453 zu Prag die Huldigung Böhmens empfing, huldigten auch die schlesischen Fürsten ebendaselbst, doch weigerte sich namentlich die Stadt Breslau, jenen Reichstag zu beschicken, da sie bei der Energie des böhmischen Statthalters Georg von Podiebrad Beschränkung der Freiheiten fürchtete, die sie sich angemaßt hatte. Zwar huldigte sie dennoch, als Wladislaw 1454 nach Breslau kam, als aber dieser junge Fürst bereits 1457 starb und Georg Podiebrad im folgenden Jahre von den Böhmen zum Könige gewählt wurde, weigerte sie sich lange Zeit, ihn als solchen anzuerkennen. Deshalb schloß sie sich auch, als der Papst eine Bannbulle gegen Georg wegen seiner hussitischen Gesinnung erließ, 1439 seinem Gegenkönig Matthias Corvinus von Ungarn an, und mit ihr ganz Schlesien. Schwere Leiden kamen über das Land, als nach Georg Podiebrad's Tode (1471) der Sohn des Königs Casimir von Polen, Wladislaw, von der hussitischen Partei zum Könige erwählt wurde; erst der Friede zu Olmütz 1478 endete den harten Kampf; Schlesien, Mähren und die Lausitz blieben in dem Besitze von Matthias. Doch nur von kurzer Dauer war seine Herrschaft; er starb bereits 1490, und Wladislaw wurde nun wie in Ungarn so auch in Schlesien als König anerkannt. Sein Sohn Ludwig (1516—1526) fiel in der Schlacht bei Mohacz in Ungarn gegen die Türken, und seine Länder gingen auf seinen Schwager Ferdinand I., den Bruder Kaiser Karl's V., über, obgleich Ungarn ihn erst 1540 nach dem Tode des Woiwoden von Siebenbürgen Johann von Zapolya anerkannte. Seitdem verblieb Schlesien länger als zwei Jahrhunderte beim Hause Oesterreich, bis Friedrich der Große es demselben größtentheils entriß.

Während dieser Lehnsherrschaft, welche Böhmen über Schlesien gewonnen hatte, fielen allmählich fast sämmtliche Fürstenthümer daselbst der Krone Böhmen zu, je nachdem die einzelnen Linien des piastischen Hauses ausstarben. Während Lebus schon im 13., Crossen im 15. Jahrhundert für immer an die Mark kamen, Gegenden an der Obra im 14., und Severien, Auschwitz und Zator im 15. Jahrhundert meist durch Kauf an Polen zurückfielen, starben zuerst 1335 die Piasten im Fürstenthum Breslau aus, bald darauf 1368 auch

die von Schweidnitz und Jauer. Dann nahm während des 15. Jahrhunderts die Herrschaft der Piasten ein Ende: 1429 zu Münsterberg, 1472 zu Sagan, 1476 zu Beuthen, 1483 zu Jägerndorf, 1492 zu Oels; im 16. Jahrhundert: 1504 zu Glogau, 1532 zu Oppeln und Ratibor; und endlich im 17. Jahrhundert: 1653 in Teschen und 1675 in Liegnitz, Brieg und Wolau. Die meisten dieser Fürstenthümer wurden unmittelbar mit der Krone Böhmen vereinigt, wurden s. g. Erbfürstenthümer. Münsterberg, Oels und Troppau waren eine Zeit lang im Besitz der Nachkommen Georg Podiebrad's, von denen das erste 1570 an Kaiser Maximilian II. verkauft und etwa 100 Jahre später an die Grafen von Auersperg verliehen wurde, die es erst 1791 durch Kauf an Preußen überließen. Oels ging 1647 durch eine Erbtochter an Würtemberg und 1792 auf gleiche Weise an Braunschweig über. Troppau war 1453 an Böhmen verkauft worden, und Georg Podiebrad hatte es seinem Sohne Victorin übergeben. Dieser mußte es an Matthias Corvinus überlassen, dessen Sohne Johann es von Wladislaw 1496 genommen wurde. Seit 1614 gehört es den Fürsten von Lichtenstein. Ebenso kam auch Matthias Corvinus während seiner Herrschaft in den Besitz von Beuthen und Glogau. Ersteres blieb eine Zeit lang im Pfandbesitz von Brandenburg, kam 1617 an Böhmen und bald darauf an die Grafen v. Henckel; Glogau dagegen mußte 1490 an Wladislaw von Böhmen zurückgegeben werden, der auf kurze Zeit seine Brüder damit belehnte. Sagan wurde 1472 an Sachsen verkauft und, als Moritz nach der Schlacht bei Mühlberg Kurfürst geworden war, 1549 an Ferdinand überlassen. Später ging es als Pfandstück durch mehrere Hände; auch Wallenstein hatte es als solches von 1628—1634; dann kam es bald darauf an die Fürsten von Lobkowitz, und seit 1786 an die Familie Biron. Von Jägerndorf war schon oben die Rede; als es 1623 dem Hause Brandenburg entrissen wurde, gab es der Kaiser den Fürsten von Lichtenstein, in deren Besitz es jetzt noch sich befindet.

Den piastischen Fürsten, die vielfach durch Heirath mit deutschen Fürstenhäusern verbunden waren, gebührt das Verdienst, die deutsche Einwanderung nach Schlesien in solchem Grade begünstigt zu haben, daß bereits im vierzehnten Jahrhundert die deutsche Sprache die allgemein gebräuchliche geworden war. In dem damals stark verwüsteten Lande fanden diese Ankömmlinge bequem Raum, und sie wie die Cistercienser-Mönche brachten das Land außerordentlich in Aufnahme. Ihre politische Stellung war hier wie die in der Mark geschilderte, und die deutschen Städte sind die Mittelpunkte deutscher Bildung und deutscher Kraft geworden. Unter ihnen allen blühte besonders Breslau herrlich empor, seitdem es 1261 wie auch die anderen schlesischen Städte mit Magdeburger Recht begabt worden war. Im Kreuzungspunkte der alten Handelsstraßen gelegen, entwickelte sich in ihm ein reicher Handel, da die östlichen Nachbarn dort die Erzeugnisse deutschen Kunstfleißes eintauschten. Daß ungeachtet dieser Germanisirung

Schlesien ebenso wenig wie das deutsche Ordensland Preußen ein Theil des deutschen Reiches wurde, das hatte nach dem vorhin Angeführten seinen Grund darin, daß es in Lehns-Abhängigkeit von Böhmen gerieth, das selber in vielfacher Beziehung nur in loser Verbindung zum deutschen Reiche stand; vergeblich beanspruchten deshalb auch die Schlesier zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Reichsstandschaft, als sie einen festen Rückhalt gegen Oesterreich gewinnen wollten; sie wurden, als nie zum deutschen Reiche gehörig, zurückgewiesen. Der Schutz aber, den Schlesien von Böhmen erhielt, wurde dadurch lästig, daß letzteres gern den Herrn spielen wollte. Deshalb wirkte sich Schlesien 1498 vom Könige Wladislaw das Zugeständniß aus, daß der königliche Statthalter nur aus den Fürsten des Landes zu nehmen sei, daß sie ihrem Oberherzoge nur in Breslau zu huldigen hätten, und daß sie nur im eignen Lande zu Kriegsdienst verpflichtet sein sollten. König Matthias hatte zuerst einen solchen Stellvertreter eingesetzt, und in den Erbfürstenthümern Landeshauptleute, welche wie der Ober-Statthalter ebenfalls aus dem Adel des Landes entnommen wurden. Die Macht der Fürsten war weniger durch jenen *Oberhauptmann* oder das *Oberamt* als vielmehr durch die Landstände eingeschränkt, welche besonders in den Erbfürstenthümern eine bedeutende Stellung einnahmen. Sie controllirten die Schritte der Fürsten und der Statthalter und besaßen nicht nur das Steuer-Bewilligungsrecht, sondern überhaupt die gesetzgebende Macht. Zu den *allgemeinen Landtagen* wurde jeder Grund besitzende Adlige zugelassen; die Städte und die Geistlichkeit ließen sich durch Abgeordnete vertreten, deren Zahl gleichgültig war, da jeder Stand oder jedes corpus nur *eine* Stimme hatte. Bei der häufigen Wiederholung wurden diese allgemeinen Versammlungen aber lästig, und man einigte sich deshalb im sechzehnten Jahrhundert überall dahin, daß auch die Ritterschaft wie die Geistlichkeit und die Städte Abgeordnete schickte, aus jedem Kreise zwei bis vier, welche Besoldung erhielten und deren Auftrag auf bestimmte Zeit lautete. Dieser *engere Ausschuß* trat, wenn nicht besondere Umstände es anders verlangten, regelmäßig jeden Monat oder jedes Vierteljahr einmal zusammen und erledigte die gewöhnlichen laufenden Geschäfte. Außerdem hatten die einzelnen Districte ihre *Kreistage*, auf welchen nur die Angelegenheiten verhandelt wurden, welche sie insbesondere betrafen.

Ordnete auf diese dreifache Weise jedes Fürstenthum für sich seine Angelegenheiten, so hatte der *Fürstentag* die Verhandlungen zu seiner Aufgabe, welche das gesammte Land betrafen. Der Vorsitzende desselben, der Oberhauptmann oder das Oberamt, sagte diese Versammlungen an, die in späterer Zeit stets in Breslau abgehalten wurden, so daß die Stadt dadurch recht eigentlich der Mittelpunkt und die Hauptstadt des gesammten Landes wurde. Der erste Stand auf diesem Fürstentage war aus den regierenden Herzögen und den Standesherren zusammengesetzt; er vertrat zugleich die Ritterschaft seines Landes. Während jedoch jeder Herzog seine eigene Stimme hatte, besaßen alle

Standesherren zusammen nur eine Stimme. Die Ritterschaft in den Erbfürstenthümern war nicht etwa durch den Landeshauptmann vertreten, sondern sie schickte besondere Abgeordnete in die Versammlung, die ihre Gerechtsame wahrzunehmen hatten. Dabei fand jedoch die Eigenthümlichkeit statt, daß die Ritterschaft in Schweidnitz und Jauer nur für eine Stimme zählte und ebenso die von Oppeln und Ratibor. Von den Städten hatte jede größere eine Stimme für sich, die kleineren wechselten zu gegenseitiger Vertretung mit einander ab. Das Generalsteueramt hatte als eine ständische Behörde die bewilligten Abgaben einzuziehen und nach Vorschrift zu verausgaben.

Mit diesen Fürstenthums- und allgemeinen Landständen stand die Gerechtigkeitspflege in nahem Zusammenhange. In den älteren, polnischen Zeiten traten die freien Landbesitzer eines Distrikts zu einem Gerichtshof, der Zaude, zusammen und beriethen unter einem Vorsitzenden oder Tschensch aus ihrer Mitte über die Streitigkeiten, die ihrer Entscheidung vorgelegt wurden. Bei der Germanisirung des Landes erhielten viele Städte die hohe Gerichtsbarkeit für sich, die Ritterschaft ein unabhängiges oberstes Landrecht, auch Mannrecht genannt. Die Beisitzer dieses ständischen Gerichtshofes wurden aus dem Ritter- und Bürgerstande genommen. In den Erbfürstenthümern trat später das Hofgericht mit größerer Bedeutung auf, das mit der Kanzlei verbunden war und an welches in Criminalfällen appellirt wurde. Streitigkeiten der Fürsten und Stände unter einander entschied das Oberrecht. Unter dem Vorsitze des Oberhauptmanns versammelte sich zweimal im Jahre für Ober-Schlesien und ebenso oft in Nieder-Schlesien der Fürstentag als Gerichtshof, von dessen Entscheidung keine Appellation möglich war.

Die Macht des obersten Herzogs war ursprünglich nur eine geringe; Matthias Corvinus that die ersten Schritte sie zu erweitern. Dadurch, daß die Oberherzöge sich das Wohl des Landes angelegen sein ließen, wuchs diese Macht im Laufe der Zeit bedeutend. Ferdinand I. führte namentlich eine feste Münzordnung ein, und bestimmte das Breslauer Maß und Gewicht als das allein gültige im ganzen Lande. Wie er außerdem für die Schiffbarkeit der Oder und für die Verbindung dieses Flusses mit der Spree besorgt war, ist bereits oben erzählt. 1528 errichtete er einen beständigen Landfrieden, da alle früheren Bemühungen der Stände, einen solchen herzustellen, erfolglos geblieben waren. Zugleich suchte er durch die 1529 erlassene Defensions-Verordnung den kriegerischen Sinn zu erhalten und das Land gegen auswärtige Feinde zu schützen; zu diesem Zwecke theilte er das Land in vier Quartiere, über deren jedes in Kriegszeiten ein Fürst als Hauptmann befehligen sollte. Die außerordentlichen Beden, die früher hier wie in der Mark erhoben worden waren, wurden seit 1527 in eine regelmäßige Besteuerung verwandelt, als die Gefahr vor den Türken immer dringender wurde. Einen gänzlichen Umschwung in diesen alten Verhältnissen führte die Reformation herbei.

Schon 1518 hatte der Freiherr v. Zedlitz auf dem Schlosse Neukirch (zwischen Goldberg und Schönau) den Anfang gemacht, im Sinne Luther's predigen zu lassen. Von hier aus breitete sich die Lehre außerordentlich schnell über ganz Schlesien aus. 1522 wurden z. B. bereits die Bernhardiner aus Breslau vertrieben, und auch sonst verfielen die Kapellen und Klöster; vergebens suchte Ferdinand I. auf Ansuchen des Bischofs und des Domcapitels von Breslau sich diesen Neuerungen entgegenzustellen. Die Bewegung, welche das ganze Volk ergriff, theilte sich bald auch den Fürsten mit. Der Herzog Friedrich II. von Liegnitz und Brieg, Pfandinhaber von Glogau, war der erste unter diesen, der sich zur neuen Lehre bekannte; ihm folgte Markgraf Georg II., Herzog von Jägerndorf und Pfandinhaber von Oppeln und Ratibor; sodann Karl I., Herzog von Münsterberg, Oels und Glatz; ebenso Wenzel Adam, Herzog von Teschen und Troppau ꝛc., und gleichzeitig traten auch die Städte ganz allgemein zur neuen Lehre über. Dennoch hielten sich bei dieser großartigen Bewegung mehrere Klöster, und von ihnen ging bald genug eine traurige Reaction aus. Bei so heftiger Aufregung fehlte es auch nicht an Schwärmern, von denen besonders Kaspar Schwenckfeld v. Ossig zu nennen ist, der 1528 vertrieben 1561 zu Ulm starb; seine Anhänger unterlagen erst etwa 20 Jahre später. Ebenso hielten sich ungeachtet der strengsten Maßregeln die Wiedertäufer und andere Schwärmer durch das ganze sechzehnte Jahrhundert.

Den ersten Stillstand in diesen religiösen Bewegungen führte die Schlacht bei Mühlberg herbei, welche den Katholiken in ganz Deutschland ein gewaltiges Uebergewicht verschaffte. Mit unnachsichtiger Strenge warf Ferdinand in Böhmen und in der Lausitz allen Widerstand zu Boden; für Schlesien ging dies Gewitter noch ziemlich glücklich vorüber, theils durch die Bemühungen des wohlgesinnten Bischofs Balthasar v. Promnitz, theils durch die Rücksichtsnahme, daß aller Verkehr zu stocken anfing und dadurch beträchtliche Ausfälle in den herzoglichen Einnahmen herbeigeführt wurden. Doch mußte das Land bedeutende Strafen dafür zahlen, daß es sich geweigert hatte, Ferdinand Hülfsvölker gegen den Schmalkaldischen Bund zuzuführen; ebenso wurden dem Adel, den Städten und den Zünften viele Freiheiten entzogen, wenn auch der ursprüngliche Gedanke aufgegeben wurde, die evangelischen Geistlichen zu vertreiben. Der Augsburger Religionsfriede sowie die gemäßigte Gesinnung des Kaisers Maximilian II. gaben dem Lande die Ruhe wieder. Unterdeß hatte sich aber der Katholicismus in sich selber vielfach gereinigt, namentlich war der Sittenlosigkeit der Geistlichen scharf entgegen gearbeitet, und kenntnißreiche und angesehene Männer waren in die oberen Stellen eingesetzt worden. Seitdem trat deshalb der Katholicismus mit entschiedenem Vortheil gegen die evangelische Kirche auf, die in sich arg zerspalten war. Als dann seit 1570 die Jesuiten sich in Schlesien festsetzten, wurde von ihnen, die von dem Bischofe von Breslau und von dem Kaiser Rudolf II. begünstigt wurden, der Anfang gemacht, die evan-

gelische Lehre auszurotten. Man verlangte von den Protestanten die Herausgabe der eingezogenen Kirchen und Klöster sowie ihrer Güter, und wandte nicht selten Gewalt an, um die Bewohner zum Katholicismus zurückzuführen. Zwar schien 1609 der Majestätsbrief des Kaisers Rudolf II. den Protestanten die Glaubensfreiheit zu sichern, doch der damalige Bischof von Breslau, Erzherzog Karl von Oesterreich, der Bruder Ferdinand's II., suchte die Wirkung desselben auf jede Weise zu vereiteln, und unter Kaiser Matthias nahm der Druck auf so gewaltige Weise zu, daß, als endlich der Aufstand in Prag 1618 erfolgte, sich auch Schlesien den Böhmen anschloß.

Die Niederlage Friedrich's V. von der Pfalz auf dem weißen Berge bei Prag 1620 wurde auch für Schlesien entscheidend. Zwar schien es Anfangs, als ob Ferdinand II. Gnade für Recht ergehen lassen wollte, und der Kurfürst von Sachsen verbürgte den schlesischen Protestanten die Erhaltung des Majestätsbriefes; doch bald genug zeigte es sich, wie die Katholiken ihr siegreich erkämpftes Uebergewicht zu benutzen suchten. Zunächst kehrten 1622 die Jesuiten nach Glatz zurück und vertrieben im Verein mit dem Bischof Karl, dem sein Bruder dies Land überwiesen hatte, fast alle protestantischen Geistlichen; dann wurde allen denen der Prozeß gemacht, die sich Friedrich V. angeschlossen hatten. Es war dies der Anfang von dem, was auch gegen das übrige Schlesien ausgeführt werden sollte. Lichtensteinische Dragoner, die sich selber die „Seligmacher" nannten, rückten in Schlesien ein und begannen auf furchtbare Weise ihr Bekehrungswerk. Zunächst waren es die Erbfürstenthümer, in denen sie ihr Werk trieben, und selbst das stolze Breslau mußte dieser Macht nachgeben. Erst das Erscheinen Gustav Adolf's und seine Siege brachten einen Stillstand dieser Bestrebungen.

Daß die Schlesier so lange glücklichen Widerstand leisteten und aller dieser Trübsale ungeachtet doch nicht ihren Glauben aufgaben, das verdankten sie ihrem wohleingerichteten Schulwesen und der deutschen Bibel, die in den Händen Aller war und auch in den schwersten Leiden Trost gewährte. Wie tief das religiöse Gefühl war, dessen Unterdrückung man vergeblich versuchte, bezeugt namentlich das Auftreten der Schwärmer Christoph Kotter aus Sprottau und Jacob Böhme aus Altseidenberg; welche geistige Regsamkeit aber überhaupt sich überall geltend machte, dafür zeugt die Thätigkeit der „ersten schlesischen Dichterschule," aus der hier nur Martin Opitz (1597—1639), Andreas Gryphius (1616—1664) und Friedrich v. Logau (1604—1655) genannt werden mögen.

Die Nördlinger Schlacht (1634) und der Prager Friede (1635) führten neuen Nothstand herbei; von Sachsen im Stiche gelassen, an eigener Rettung verzweifelnd unterwarf sich Schlesien dem Kaiser; jeder Rest seiner alten Freiheit wurde vernichtet. Das entsetzliche Elend, welches Krieg, Hungersnoth und Pest über das Land gebracht, es verödet und seine Bevölkerung großentheils vernichtet hatten, hatte alle Energie der Ueberlebenden gelähmt. Statt des Ober-Landes-

hauptmanns wurde ein kaiserliches Oberamts-Collegium, statt der Landes-Hauptmannschaften kaiserliche Regierungen eingesetzt; der Fürstentag, jetzt conventus publicus genannt, war ohne alle Bedeutung, die Unabhängigkeit der Gerichte hörte auf, königliche Fiscale sprachen Recht. Allgemeine Berathungen und Abstimmungen wurden nicht mehr erlaubt; nur kaiserliche Beamte ordneten an, und selbst in den mittelbaren Fürstenthümern wurde auf gleiche Weise die Macht der Stände vernichtet. Der Adel, verarmt, wurde durch Verleihung einträglicher Aemter für die Regierung gewonnen, und versetzte den Bauernstand ebenso in eine trostlose Hörigkeit, wie dies im übrigen Deutschland zu jener Zeit geschah. Die Städte verloren ihre selbständige Verwaltung, die Macht des Zunftwesens wurde gänzlich gebrochen, und wenn auch in Breslau sich noch Spuren der alten Unabhängigkeit erhielten, so war doch der alte kräftige Geist gänzlich geschwunden. Gewerbe und Handel lagen überall darnieder, das ganze Volk war matt und stumpf geworden.

Waren so den Schlesiern in kurzer Zeit alle politischen Rechte entzogen worden, so kann es nicht auffallen, daß noch mehr in religiöser Beziehung ohne alle Schonung zu Werke gegangen wurde. Wie bereits während des dreißigjährigen Krieges das Werk der Bekehrung angefangen war, so wurden nun nach Beendigung desselben durch kaiserliche Verordnung vom Jahre 1653 Reductions-Commissionen eingesetzt, welche mit der größten Strenge den Protestanten ihre Kirchen nahmen, das Vermögen derselben einzogen, die Geistlichen verjagten und die Gewalt der Waffen gegen die Gemeinden in Anwendung brachten, welche sich solchem Beginnen widersetzten. Als die Piasten 1675 in Liegnitz, Brieg und Wolau ausstarben, und der Kaiser gegen die früheren Verträge, nach welchen diese Länder an Brandenburg fallen sollten, dieselben einzog, wurden auch hier, wenngleich allmählicher, der durchaus protestantischen Bevölkerung die Kirchen entzogen, so daß ihr 40 Jahre später kaum noch einige derselben geblieben waren. Zahlreiche Klöster erhoben und füllten sich von neuem, denn die verschiedensten Orden, namentlich aber die Jesuiten, setzten sich wieder im Lande fest. Durch pomphafte Processionen, durch wunderthätige Marienbilder suchte man die Protestanten zum Uebertritt zu reizen, und als dies nicht den erwünschten Erfolg hatte, ergriff man wirksamere Maßregeln. Kein Protestant durfte ein öffentliches Amt bekleiden, keiner Bürger und Meister werden, lutherische Bauern mußten ihre Güter an katholische verkaufen, sogar das Recht wurde den Protestanten verweigert. Sie wurden gezwungen, katholische Gebräuche zu beobachten, Messen und Predigten in katholischen Kirchen anzuhören, selbst evangelische Hausandacht wurde streng untersagt oder doch beschränkt. Und da die Schulmeister nach Vertreibung der Geistlichen durch Gesang und Vorlesung aus der Postille den evangelischen Glauben zu stärken und aufrecht zu erhalten suchten, so wurden auch sie verjagt und überall katholische Schulen eingerichtet. Namentlich waren es auch hier die Jesuiten, die den Jugend-Unterricht

übernahmen und es endlich dahin brachten, daß 1702 in Breslau eine Universität gestiftet wurde, so sehr sich auch Rath und Gemeinde dagegen gesträubt hatten; ebenso bearbeiteten sie durch zahlreiche Flugschriften das Volk zu ihrem Zwecke. Und doch gelang es ihnen trotz aller dieser Mittel nicht, den Protestantismus auszurotten. Die zahlreiche Auswanderung des Glaubens wegen, namentlich in Nieder-Schlesien — in Ober-Schlesien war allerdings dieselbe kaum auszuführen — feuerte die Zurückgebliebenen zu desto festerem Glaubenseifer an; vertriebene Geistliche unterwiesen trotz aller strengen Maßregeln in Wäldern und sonstigen entlegenen Orten in der evangelischen Lehre; der Kaiser wagte die Bekehrung nur in aller Stille durchzusetzen, damit nicht zu großes Geschrei sich erhöbe und nach Deutschland durchdränge; dies Alles bewirkte, daß noch immer zahlreiche Protestanten im Lande vorhanden waren.

Von großer Wichtigkeit für dieselben wurde es, als Karl XII. von Schweden 1706 von Polen nach Sachsen ging, um August II. in seinem eigenen Lande anzugreifen. Ihm klagten die protestantischen Schlesier ihre Noth, und wegen der auch Schweden übertragenen Garantie für den westfälischen Frieden zur Vermittlung verpflichtet und berechtigt versprach er sein Fürwort, so daß er überall mit fast abgöttischer Verehrung empfangen wurde. Am 22. August 1707 schloß er zu Altranstadt mit dem Kaiser eine Convention dahin ab, daß die den Protestanten entrissenen Kirchen und Schulen mit ihren Gütern und Einkünften binnen sechs Monaten wieder eingeräumt, den Protestanten auch öffentliche Aemter zugänglich gemacht werden sollten ꝛc. Und wenn auch nachmals, als nach der Schlacht bei Pultawa die Furcht vor Karl verschunden war, von dem Kaiser nach Möglichkeit mit Ausführung des Versprochenen zurückgehalten wurde, so wurde doch besonders in den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg, Wolau, Oels und Münsterberg größtentheils das Zugesagte erfüllt; in den alten Erbfürstenthümern wurden die 1648 schon bewilligten drei Gnadenkirchen zu Schweidnitz, Jauer und Glogau um sechs neue vermehrt, und an jeder eine Schule verstattet. Die Protestanten hatten zwar für die Bewilligungen nicht unbedeutende Summen zu erlegen, doch war die Freude eine so allgemeine und große, daß die Begeisterung sich selbst den Kindern mittheilte und durch öffentliche s. g. Kinder-Andachten sich an den Tag legte, bei welchen von der zahlreich versammelten Jugend Kirchenlieder angestimmt und Abschnitte aus der Bibel vorgelesen wurden.

Bald aber kehrte der alte Druck wieder zurück. Mit großer Aengstlichkeit wurde der Spener'sche Pietismus überwacht, der auch in Schlesien Wurzel faßte; nicht minder jede litterarische Thätigkeit, welche über den Zustand des Landes hätte Kunde geben können. Der Volks-Unterricht war traurig bestellt, die höheren Schulen wurden großentheils eingezogen, und selbst die von den Jesuiten gegründeten Lehr-Anstalten verschlechterten sich bedeutend, seitdem jene keine Rivalität mehr zu fürchten hatten. Zwar war noch einmal die Dichtkunst in der zweiten

schlesischen Dichterschule erwacht, doch selbst Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau († 1669) und Daniel Caspar von Lohenstein (1635—1683) gingen unter in den Formen, welchen die Gedanken fehlten. Dennoch verdankt Deutschland dem schlesischen Lande bedeutende Männer, z. B. den schon oben genannten Philosophen Wolf, wenn auch ihre Talente nicht daheim, sondern in andern Staaten Deutschlands sich entwickelten. — Bei so hartem Drucke konnte auch der Wohlstand des Landes nicht wieder aufblühen, und das Volk versank immer mehr in Schlaffheit. Man fühlte das Elend, doch Niemand hatte den Muth und die Kraft, einen besseren Zustand anzubahnen. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß Friedrich bei seinem Einfall in Schlesien von Vielen als Retter und Befreier aus trostloser Lage bewillkommnet wurde, und zwar nicht bloß von Protestanten.

Der Entschluß des Königs, den Tod des Kaisers Karl VI. zu benutzen, um die altbegründeten Ansprüche Brandenburgs auf schlesische Besitzungen durchzusetzen, war von ihm schon reiflich erwogen worden, bevor noch dieses Ereigniß eintrat, das demnach nichts weniger als überraschend kam. Alles war vorher geordnet, es bedurfte nur des Zeichens zum Aufbruche. Der König sah sich weder nach Verbündeten um, noch leitete er Unterhandlungen mit Oesterreich ein; von dem Schwerte erwartete er eine schnellere und günstigere Entscheidung als von der Feder. Und vortrefflich hatte sein Vater für Alles gesorgt. Eine tüchtige, schlagfertige Armee, von welcher der König hoffte, daß sie sich ebenso gut zeigen würde wie sie schön sei, bedeutende Kriegs-Vorräthe aller Art und ein ansehnlicher baarer Schatz waren die Mittel, von denen Friedrich kräftigere Unterstützung für seinen Ehrgeiz und seine Ruhmbegierde erwartete, als er durch Verbündete hätte gewinnen können. Anfänglich ließ er, da seine kriegerischen Bewegungen nicht ganz verheimlicht werden konnten, die öffentliche Meinung in Ungewißheit, ob er es nicht auf Jülich-Berg abgesehen habe, dann aber trat er plötzlich mit seiner wahren Absicht hervor. Ein Manifest setzte seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer auseinander, für deren langjährige Vorenthaltung er rechtlich von Maria Theresia Ersatz beanspruchen könne, ohne deshalb der pragmatischen Sanction entgegen zu treten oder auch den Weg späterer Unterhandlungen abzuschneiden; dadurch daß er sein Recht verfechten wolle, thue er keinem Unrecht an. — Den Oberbefehl bei dieser Unternehmung behielt er sich selber vor, „damit," wie er dem Fürsten Leopold von Dessau schrieb, „die Welt nicht glaube, der König von Preußen marschire mit einem Hofmeister zu Felde."

Schon am 16. December überschritt Friedrich von Crossen aus die schlesische Grenze mit einem Heere von 28,000 Mann, dem noch

eine Reserve von 12,000 Mann folgte. Die günstige Stimmung der zahlreichen Protestanten kam seinem Vorrücken vortrefflich zu Hülfe, zumal da überall gute Mannszucht gehalten wurde und der König öffentlich erklärte, alle Einwohner unter seinen Schutz und das Land nur deshalb in Besitz zu nehmen, damit er es vor den Ansprüchen eines Dritten wahre. Schon am 1. Januar 1741 langte Friedrich vor Breslau an und sicherte der Stadt, welche eine Stellung ähnlich wie eine freie Reichsstadt behauptete, Neutralität zu, und innerhalb etwa eines Monats war das ganze Land bis zum Passe Jablunka hin in preußischen Händen mit Ausnahme der drei Festungen Glogau, Brieg und Neiße, deren Eroberung bei nur schwacher Besatzung keine zu großen Schwierigkeiten darzubieten schien.

Erst nachdem das preußische Heer die österreichische Grenze überschritten hatte, theilte der königliche Gesandte in Wien seine Aufträge mit, daß Friedrich geneigt sei, Oesterreich mit seiner ganzen Macht sowie mit Geldmitteln beizustehen und den Gemahl der Maria Theresia, den Großherzog Franz von Toscana, zum Kaiser befördern zu helfen, sobald ihm Schlesien abgetreten würde, auf das er gegründete Ansprüche habe und das er einstweilen in Verwahrsam nehmen wolle. Der Ober-Hofmarschall Graf Gotter, den Friedrich gleichzeitig mit einer besonderen Sendung beauftragt hatte, suchte die Verhandlungen weiter zu führen und erklärte, daß sein König auch mit einem Theile von Schlesien zufrieden sein würde. Doch alle Besprechungen waren vergebens, Oesterreich fühlte sich durch diesen Angriff zu schwer beleidigt und erklärte, sich nicht eher in Unterhandlungen einlassen zu wollen, bevor nicht Schlesien von den Preußen geräumt worden wäre. Mit großem Vertrauen rechnete man hierbei auf die Hülfe Frankreichs, welches ja Karl VI. durch die Abtretung Lothringens und die andern Zugeständnisse des Wiener Friedens gewonnen zu haben vermeint hatte; der Cardinal Fleury erklärte jedoch, daß Frankreich sich nur „unbeschadet der Rechte eines Dritten" für die pragmatische Sanction verpflichtet hätte, und hielt die sich jetzt darbietende Gelegenheit für äußerst günstig, Oesterreich auf immer dadurch zu schwächen, daß man die Erblande theilte und das Kaiserthum an ein anderes Haus brächte. Da Frankreich überdies an Bayern von dem spanischen Erbfolgekrieg her große Verpflichtungen schuldete und diese Macht auf seiner Seite zu halten trachtete, wurde dem Kurfürsten Karl Albrecht im December 1740 die Zusage gemacht, daß Frankreich seine Ansprüche unterstützen würde, und gleich darauf wurde auch Preußen aufgefordert, mit beiden gemeinschaftliche Sache zu machen und umsomehr, als auch Spanien sich diesem Bündnisse anschließen würde.

Friedrich weigerte sich entschieden, ein solches Bündniß einzugehen, da er einerseits befürchtete, sich dadurch noch andere Feinde zu erwecken, und er andererseits nicht dazu beitragen mochte, Frankreich ein Uebergewicht zu verschaffen, unter welchem er zuletzt selber leiden könnte. Sein muthiger Entschluß, für sich allein zu handeln, wurde

nicht wenig durch die günstigen Ereignisse in Schlesien bestärkt. Der junge Erbprinz Leopold von Dessau, der Glogau eingeschlossen hielt, stürmte in der Nacht zum 9. März 1741 diese Festung mit bewundernswerther Kühnheit und mit sehr geringem Verluste. Der König erhielt dadurch freie Hand, seine Macht gegen die Oesterreicher zu wenden, welche unter dem Grafen Neipperg von Mähren heranrückten und so schnell über Neiße gegen Brieg vordrangen, daß der König mit seinem Heere abgeschnitten zu werden befürchten mußte. Am 10. April standen beide Heere, jedes etwa 19,000 Mann stark, bei Mollwitz in der Nähe von Brieg einander gegenüber, die Preußen an Fußvolk und Artillerie, die Oesterreicher an Reiterei überlegen. Letztere hatte bereits dadurch, daß sie die Cavallerie Friedrich's vollständig vom Schlachtfeld verjagte, das Glück für die Oesterreicher entschieden, als die erstaunenswürdige Festigkeit und das überlegene Feuer des preußischen Fußvolkes die Schlacht gewann und Neipperg zum Rückzuge zwang. Der Verlust der Preußen soll etwa 6000, der österreichische über 8000 Mann betragen haben. Der Ruhm dieses Sieges gebührte dem Feldmarschall Schwerin, da der König im Augenblicke der höchsten Gefahr sich hatte bewegen lassen, vom Kampfplatze wegzueilen, eine Handlung, die er später stets mit Stillschweigen überging, so daß man nie davon in seiner Gegenwart zu sprechen wagte.

Gerade zu der Zeit jedoch, wo Friedrich sich hier siegreich behauptete, drohte von anderer Seite her schweres Unglück. England erklärte, es werde seiner Zusage gemäß für die pragmatische Sanction einstehen, und bewilligte der Maria Theresia nicht nur Hülfstruppen, sondern auch etwa zwei Millionen Thaler Subsidien. Ebenso erklärte sich Holland gegen Preußen, da seine Anleihe auf Schlesien in Gefahr zu sein schien. Ihnen wollten sich Rußland und Dänemark anschließen, und auch Sachsen schien dadurch von Oesterreich gewonnen zu werden, daß ihm das Fürstenthum Crossen zufallen sollte, falls es gemeinschaftlich mit den anderen gegen Preußen aufträte; selbst Polen war nicht abgeneigt, sich an diesem Bündnisse zu betheiligen, da es den Katholicismus in Schlesien bedroht sah, und von Schweden glaubte man, es würde die Gelegenheit benutzen, um das preußische Vorpommern zurück zu erobern. Aber auch unter diesen mißlichen Umständen lehnte Friedrich das ihm abermals von Frankreich und Bayern angebotene Bündniß ab, wenigstens bis dahin, wo diese mit hinreichender Truppenmacht gegen Oesterreich aufgetreten sein würden. Dabei traf er jedoch die Vorsicht, unter dem alten Fürsten Leopold von Dessau ein zweites Heer von 36,000 Mann bei Genthin zwischen Brandenburg und Magdeburg zusammen zu ziehen, das sich ebenso leicht gegen Hannover wie gegen Sachsen wenden könnte. Diese Maßregel sowie der Sieg bei Mollwitz hatten die Folge, daß England, welches bereits in einen Krieg mit Spanien verwickelt war und jeden Augenblick das Losschlagen Frankreichs erwartete, seitdem alle möglichen Versuche machte, eine Einigung zwischen Friedrich und Maria Theresia zu

Stande zu bringen, weil es fürchtete, daß er sich sonst mit den Franzosen verbünden würde. Da Maria Theresia jedoch höchstens darauf eingehen wollte, das Herzogthum Glogau zeitweilig an Preußen zu verpfänden, so schloß Friedrich am 4. Juni 1741 im tiefsten Geheimniß durch Podewils zu Breslau einen Vertrag mit Frankreich ab, durch welchen man sich gegenseitig seine Besitzungen garantirte und im Nothfalle Kriegshülfe versprach, deren Höhe jedoch unbestimmt gelassen wurde. Friedrich gab zu Gunsten Bayerns seine Ansprüche auf Berg auf und versprach seine Kurstimme für Karl Albrecht abzugeben; dagegen wurde ihm der Besitz von Nieder-Schlesien gewährleistet.

Unterdeß hatte der König den Sieg bei Mollwitz zu benutzen gesucht. Er traf so ernstliche Anstalten zur Belagerung Brieg's, daß sich dasselbe bereits den 4. Mai ergab; dagegen wagte er nicht, Neipperg in seinem festen Lager bei Neiße anzugreifen oder zu umgehen; er lagerte sich ihm deshalb gegenüber und verwandte alle Sorgfalt darauf, seine Reiterei in einen bessern Zustand zu setzen, bei welchem Bestreben ihm der damalige Oberst v. Zieten vortrefflich Hülfe leistete und in nicht langer Zeit eine ausgezeichnete leichte Reiterei ausbildete. Um sich den Rücken besser geschützt zu halten, ließ er durch List Breslau am 10. August besetzen und am folgenden Tage die Huldigung der Stadt einnehmen; es hatten nämlich streng katholisch Gesinnte hierselbst ein heimliches Einverständniß mit dem Feinde unterhalten, das ihn den Verlust der überaus wichtigen Stadt besorgen ließ.

Bereits im Mai 1741 hatte Frankreich zu Nymphenburg bei München ein festes Bündniß mit Bayern abgeschlossen, in welchem es die nöthige Kriegshülfe zusagte, um Karl Albrecht nicht nur zum deutschen Kaiserthron zu verhelfen, sondern ihm auch Böhmen, Ober- und Vorder-Oesterreich nebst Tyrol aus der österreichischen Erbschaftsmasse zu verschaffen. Diesem Bündnisse schlossen sich Spanien, Sardinien und Sachsen an, nachdem ersteren Mächten Erwerbungen in Italien, letzterer Mähren, Ober-Schlesien und ein Theil von Böhmen zugesagt worden war. Frankreich hatte das für sich ausbedungen, was es namentlich in den österreichischen Niederlanden während dieses Krieges erobern würde. Am letzten Tage des Monats Juli begann Bayern den österreichischen Erbfolgekrieg mit einem Angriff auf Passau, während zwei französische Heere in der Mitte des August den Rhein überschritten. Das eine unter Maillebois stellte sich am Niederrhein auf, um im Verein mit den Truppen der Kurfürsten von Cöln und von der Pfalz zu verhindern, daß England und Holland den Oesterreichern zu Hülfe kämen, sowie um der Niederlande sich zu bemächtigen; das zweite unter Belleisle ging über den Oberrhein und verband sich mit dem bayerschen Heere. In zwei Heersäulen brach dies vereinigte Heer auf; die eine zog die Donau abwärts gegen Wien, die andere rückte von der Ober-Pfalz her gegen Prag vor, wohin auch das sächsische Heer seinen Marsch richtete.

So von allen Seiten her durch mächtige Feinde bedroht ent-

wickelte Maria Theresia einen männlichen Muth und eine bewundernswerthe Standhaftigkeit. Sie bewilligte auf dem ungarischen Reichstage, wenn auch mit schwerem Herzen, alle die Forderungen, welche die Stände an sie gestellt hatten; dafür ward sie am 25. Juni als Königin gekrönt, und ihr Gemahl, der Großherzog Franz von Toscana, am 21. September als Mitregent angenommen; außerdem hatten die Ungarn, von dem Auftreten der Königin begeistert, ein allgemeines Aufgebot zugesagt, um ihr gegen ihre Feinde Schirm und Schutz zu gewähren. Um nun Zeit zu gewinnen, die auszuhebenden Truppen zusammenzuziehen und zu ordnen, hielt die Königin es für angemessen, den dringenden Anforderungen Englands nachzugeben und sich mit Preußen in Unterhandlungen einzulassen. Gelang es, König Friedrich zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, so mochte man mit desto größerem Nachdruck den übrigen Feinden begegnen. Das Anerbieten jedoch, dem Könige das österreichische Geldern, vielleicht auch Limburg zu überlassen und außerdem zwei Millionen Thaler zu zahlen, wurde von demselben mit dem größten Unwillen zurückgewiesen. Der englische Gesandte Lord Hyndford aber ruhte nicht eher mit seinen Vermittlungsversuchen, bis er den König bewog, sich persönlich mit Neipperg in Unterhandlungen einzulassen. Am 9. October fand eine Besprechung zu Kleinschnellendorf (zwischen Friedland und Steinau) statt, und man einigte sich dahin, daß dem Könige Nieder-Schlesien nebst Neiße überlassen bleiben, dafür aber ein Waffenstillstand eintreten sollte. Das betreffende Protocoll wurde nur von Hyndford unterzeichnet; ausdrücklich ließ der König darin aufnehmen, daß noch vor dem Schlusse des Jahres der Definitivtractat zum Abschluß kommen, und über diesen Vertrag das größte Geheimniß beobachtet werden sollte, widrigenfalls er denselben als gar nicht vorhanden betrachten würde. Deshalb sollte auch Neiße nicht ohne Weiteres übergeben, sondern, wenn auch nur durch eine Scheinbelagerung, genommen werden. Dieselbe dauerte auch in der That nur vierzehn Tage; schon am 31. October rückten die Preußen in die Festung ein, und nachdem Neipperg sich nach Mähren zurückgezogen hatte, nahm ein Theil des preußischen Heeres unter Schwerin in Ober-Schlesien, ein anderer unter dem Erbprinzen Leopold in Böhmen seine Winterquartiere.

Schon wenige Tage nach Abschluß des Vertrages hatte sich die Nachricht davon mit merkwürdiger Schnelligkeit überall hin verbreitet. Friedrich mußte umsomehr darüber ungehalten sein, als man österreichischer Seits keine Anstalten traf, einen Definitivfrieden abzuschließen, sondern es laut aussprach, daß man schon Gelegenheit finden würde, das dem Könige Zugesagte zurück zu gewinnen. Er fand sich deshalb bewogen, am 4. November mit dem Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern ein geheimes Schutz- und Trutz-Bündniß auf Grund des Nymphenburger Tractats abzuschließen, wie er auch später allen seinen Ansprüchen auf Jülich-Berg zu Gunsten von Kurpfalz nochmals entsagte. Ihm wurden dagegen die schlesischen Fürstenthümer nebst

der Grafschaft Glatz garantirt, und schon am 7. November nahm er die Huldigung der niederschlesischen Stände in Breslau ein. Den Vortheil hatte allerdings Maria Theresia für den Augenblick gewonnen, daß sie die bis dahin gegen Preußen gebrauchten Truppen anderweitig verwenden konnte. Die vereinigten Heere der Bayern, Franzosen und Sachsen hatten nämlich ihre ganze Kraft nicht sowohl auf Wien als auf Prag geworfen; wenn es ihnen auch gelang, letztere Stadt in der Nacht auf den 16. November zu nehmen, so daß am 19. December dem Kurfürsten Karl Albrecht von den meisten böhmischen Ständen daselbst gehuldigt wurde, so concentrirten sich doch jetzt die österreichischen Heere im Norden der Donau und setzten sich nicht nur im südlichen Böhmen fest, sondern drangen auch im Januar 1742 verheerend in Bayern ein gerade zu der Zeit, als der Kurfürst von Prag nach Frankfurt gegangen war, um dort seine Wahl zum deutschen Kaiser zu betreiben. In so gefährlicher Lage blieb ihm keine andere Rettung, als die Hülfe Preußens anzurufen. Friedrich, der mit Besorgniß den österreichischen Fortschritten folgte, hatte inzwischen im December Schwerin vorrücken und nicht nur Troppau, sondern auch Olmütz nehmen lassen. Ebenso besetzte er im Januar 1742 durch den Erbprinzen Leopold die Grafschaft Glatz (die Citadelle der Festung ergab sich erst drei Monate später) und nahm daselbst die Huldigung ein, da der Kurfürst ihm dieses Land gegen eine Entschädigung von 400,000 Rthlrn. zugesagt hatte.

In Folge jenes Hülferufes rückte Friedrich, durch sächsische und einige französische Truppen verstärkt, im Monat Februar in Mähren vor, um dies Land für Sachsen zu erobern und das österreichische Heer aus Bayern wegzulocken; er nahm Iglau, belagerte Brünn und stellte sich an der Thaya auf, indem er gleichzeitig Presburg und Wien bedrohte; Zieten'sche Husaren streiften bis in die Nähe der letzteren Stadt und verbreiteten dort den größten Schrecken. Dennoch zagte Maria Theresia nicht. Mit der Eifersucht der Sachsen und Franzosen gegen Friedrich bekannt, wandte sie den größten Theil ihrer Macht gegen den König, der von seinen Bundesgenossen nicht unterstützt sich zum Rückzuge genöthigt sah. Er trat denselben zu Anfang April mit aller Vorsicht nach Böhmen an, wohin er auch den alten Fürsten Leopold aus Sachsen mit seinem Heere gerufen hatte. Ihm folgten die Oesterreicher, um Prag wieder zu gewinnen, und griffen ihn am 17. Mai bei dem Dorfe Chotusitz in der Nähe von Czaslau, südlich der Elbe, mit Uebermacht an (die Oesterreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen, dem Bruder des Mitregenten, zählten 38 Bataillons und 92 Schwadronen, die Preußen 30 Bataillons und 70 Schwadronen). Doch der Muth der Preußen, ihre überlegene Manövrir-Fähigkeit und der scharfe Blick des Königs brachten den Sieg an die preußischen Fahnen; Friedrich ernannte auf dem Schlachtfelde den tapferen Erbprinzen Leopold von Dessau zum General-Feldmarschall und belobte nach der Schlacht seine „braven und unüberwindlichen" Truppen aller Waffenarten für ihre hingebende

Tapferkeit. Weit entfernt aber, diesen Sieg — wie vielleicht möglich gewesen wäre — zur gänzlichen Niederbeugung Maria Theresia's zu benutzen, knüpfte er vielmehr aufs neue mit Lord Hyndford Friedens-Unterhandlungen an. Den Bemühungen des letzteren gelang es, schon am 11. Juni die Präliminarien zu Breslau zu Stande zu bringen, die am 18. Juli in Berlin zum definitiven Abschluß kamen. Maria Theresia überließ für immer Nieder- und Ober-Schlesien nebst der Grafschaft Glatz an Preußen mit völliger Souverainität und Unabhängigkeit von Böhmen, und ebenso den District von Katscher, der bis dahin zu Mähren gehört hatte; desgleichen entsagte sie allen lehnsherrlichen Gerechtsamen, welche Böhmen seit vielen Jahren über mehrere brandenburgische Gebiete inne gehabt hatte; dagegen behielt sie für sich Troppau, Teschen und alles das zurück, was jenseits der Oppa gelegen war, und gleichfalls wurde dem Hause Oesterreich das Recht vorbehalten, den Titel eines souverainen Herzogs von Schlesien zu führen. Nur mit einigem Widerstreben übernahm Friedrich die Schulden, die auf Schlesien hafteten und an England, Holland und Brabant abzutragen waren — 1,700,000 Rthlr. betrug die Forderung englischer Kaufleute, 4,800,000 Gulden die von holländischen Handelshäusern; — auch boten die Grenzbestimmungen besonders an der Oppa noch große Schwierigkeiten dar, die jedoch im Laufe des September und October glücklich beseitigt wurden. Etwa 650 Quadrat-Meilen und fast $1^1/_2$ Million Einwohner wurden durch diesen Friedensschluß dem Staate zugefügt, ein Gebiet, welches ein Drittel von der damaligen Größe Preußens betrug, und dessen Bewohner in's besondere wegen ihres protestantischen Bekenntnisses gern dem neuen Unterthanen-Verbande angehörten.

Der Eindruck, den des Königs rasche und glänzende Eroberung hervorrief, war ein außerordentlicher. Hatte zu Anfang des Feldzuges sein keckes Beginnen selbst in Berlin viele Stimmen gegen sich gehabt, so war jetzt die Freude über den großartigen Erfolg eine desto größere. Sowohl der französische wie der englische Premier-Minister erklärten offen, daß sich Friedrich zum Schiedsrichter von Europa emporgeschwungen habe. Dieser aber ließ sich durch die Lobsprüche, die ihm von allen Seiten her gespendet wurden, in seinem Streben nicht irre machen, gründlich die Fehler zu studiren, die er selber und die seine Gegner begangen hatten, und legte überall da Hand an, wo es ihm nöthig schien. Vor allen Dingen benutzte er die nächste Zeit nach diesem ersten schlesischen Kriege, um sich vermittelst der Einnahmen, die er aus Schlesien bezog, in möglichst starke Kriegs-Verfassung zu setzen. Er vermehrte sein Heer um 18,000 Mann, verstärkte die Werke der schlesischen Festungen, und verfolgte bei allen Verbesserungen, die er im Innern seines Landes traf, mit großer Spannung den weiteren Verlauf des österreichischen Erbfolgekrieges, der für Maria Theresia eine immer günstigere Wendung nahm.

Karl Albrecht von Bayern war zwar durch die Majorität der Kurstimmen am 24. Januar 1742 zu Frankfurt erwählt und am

12. Februar als Karl VII. zum Kaiser gekrönt worden, doch hatte Maria Theresia diese Wahl für ungültig erklärt, da man die Kurstimme von Böhmen, als der männlichen Vertretung ermangelnd, von diesem Acte ausgeschlossen hatte; durch ihre Stände kräftig unterstützt hatte sie nicht nur Böhmen von den Feinden gesäubert, sondern auch Bayern in Besitz genommen und mit englischer Hülfe die Franzosen über den Rhein zurückgetrieben. Darauf war im September Sardinien und im December Sachsen für Oesterreich gewonnen worden; beide Mächte hatten die Gewährleistung für die pragmatische Sanction übernommen, ohne daß dabei der Abtretung von Schlesien gedacht worden wäre, vielmehr machte man gar kein Hehl daraus, daß Maria Theresia wieder in den Besitz von dem gesetzt werden müßte, was sie verloren hätte. Mit Recht fürchtete deshalb Friedrich, daß das Unwetter sich über ihn entladen würde, sobald Frankreich sich zum Frieden bequemt hätte. Er traf darum alle Vorkehrungen, einem etwanigem Angriffe zuvorzukommen, und wenn ihm auch seine Absicht nicht gelang, eine Verbindung der deutschen Fürsten zu Stande zu bringen, so war er doch glücklich in dem Bemühen, Rußland und Schweden auf seine Seite zu ziehen. Durch die Vermählung der Prinzeß Sophie (nachmals Katharina II.) von Anhalt-Zerbst mit dem russischen Thronfolger Peter III., sowie durch Vermählung seiner Schwester Ulrike mit dem zum Thronfolger in Schweden bestimmten Herzog Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp gewann er die Aussicht, mit diesen Mächten eine Triple-Alliance einzugehen; auch knüpfte er — ungeachtet er den Breslauer Frieden abgeschlossen hatte, weil er befürchtete, von seinen damaligen Bundesgenossen im Stiche gelassen zu werden — doch neue Verhandlungen mit Frankreich an. Schon am 5. Juni 1744 kam zu Paris ein Offensiv-Bündniß mit Ludwig XV. zu Stande, durch welches beide Könige in Gemeinschaft mit Hessen-Kassel und der Pfalz den Kaiser zu vertheidigen und ihm sein verlorenes Land wieder zu gewinnen sich verpflichteten.

So vorbereitet begann Friedrich den zweiten schlesischen Krieg. Während von zwei französischen Heeren das eine nach Bayern eindringen, das andere Hannover bedrohen sollte, brach der König im August 1744 mit 80,000 Mann „kaiserlicher Hülfstruppen" theils aus Schlesien, theils durch Sachsen nach Böhmen ein, und stand bereits am 1. September vor Prag, dessen Besatzung sich am 18. kriegsgefangen ergeben mußte. Mit derselben Leichtigkeit breiteten sich die preußischen Truppen weit nach dem südlichen Böhmen aus. Diesem erfreulichen Anfange entsprach jedoch der weitere Verlauf der Dinge sehr wenig. Die österreichische Armee zog sich zwar über den Rhein zurück, um sich gegen Friedrich zu wenden, doch hielten die Franzosen ihr Versprechen nicht, jetzt dem Könige zur Hülfe zu eilen, und überdies stellte Sachsen, durch englisches Geld unterstützt, ein Heer von 20,000 Mann auf, das über Eger nach Böhmen ging und sich mit den Oesterreichern vereinigte. Durch geschickte Manöver gelang es den österreichischen Befehlshabern, dem Prinzen Karl von Lothringen und

dem Grafen Traun, ohne sich in eine Schlacht einzulassen, die Preußen aus Böhmen nach Schlesien zurückzudrängen; selbst Prag mußten letztere und zwar mit bedeutendem Verluste aufgeben, und bis zum Schlusse des Jahres war ganz Böhmen wieder in österreichischen Händen, wozu die schwierige Stimmung der katholischen Bewohner gegen die protestantischen Preußen nicht wenig beigetragen hatte. Die schweren Verluste zu decken, mußte Friedrich theils Summen aus dem Staatsschatze entnehmen, theils Silbersachen aus dem Berliner Schlosse: am Schluß des Jahres ließ er große silberne Gefäße und Kronleuchter und namentlich das silberne Chor heimlich zur Nachtzeit in die Münze abführen. Obgleich auch später, im siebenjährigen Kriege, dies wiederholt wurde, so waren doch selbst zu Ende des letzteren noch immer einige Kostbarkeiten erhalten geblieben.

Das Jahr 1745 brachte neue Schwierigkeiten für Friedrich. Kaiser Karl hatte zwar das Glück gehabt, in Folge des Krieges in Böhmen wieder nach München zurückkehren zu können, doch starb er dort plötzlich im Januar 1745, und sein Sohn Maximilian Joseph, der schnell genug von den Oesterreichern wieder aus Bayern verjagt wurde, schloß im April zu Füssen einen Frieden, in welchem er zwar sein Erbland wieder erhielt, aber allen Ansprüchen entsagte und seine Kurstimme dem Großherzog Franz, dem Gemahl der Maria Theresia, zu geben versprach. Mit bedeutender Uebermacht drangen darauf die verbundenen Oesterreicher und Sachsen im Mai über Landshut in Schlesien ein, während ein zweites Heer von Oderberg die Oder abwärts zog und namentlich Kosel eroberte. Doch am 4. Juni besiegten die etwa 60,000 Mann starken Preußen zwischen Striegau und Hohenfriedberg das vereinigte feindliche Heer, das 76,000 Mann zählte, und trieben dasselbe nach Böhmen zurück. Kurz zuvor schon hatte Zieten mit seinem Husaren-Regimente einen äußerst kühnen Zug unternommen und die Tüchtigkeit der neu gebildeten Cavallerie bewährt; an diesem Tage aber verrichtete die Reiterei Wunder der Tapferkeit, und kein anderer Truppentheil blieb hinter ihr an Tüchtigkeit zurück. Friedrich selber, der die Tapferkeit aller seiner Truppen — das Dragoner-Regiment Bayreuth hatte unter dem General Geßler allein 20 Bataillons über den Haufen geworfen, 66 Fahnen erbeutet und Tausende gefangen genommen — und den „Löwenmuth" seiner Brüder lobend anerkannte, erklärte, daß Gott seine Feinde verblendet und ihn wunderbar geschützt habe. Ja er fügte später hinzu, daß „die Welt nicht sicherer auf den Schultern des Atlas ruhe, als Preußen auf solchem Heere!" Dieser Sieg rief nicht nur die freudigste Stimmung im ganzen Lande hervor — die Verbündeten hatten 17,000 Mann, die Preußen gegen 5000 Gesammt-Verlust — sondern er machte auch einen gewaltigen Eindruck auf die Engländer, und zwar um so mehr, als auch die Franzosen in den Niederlanden siegreich gewesen und der Stuart Karl Eduard in Schottland gelandet war, um das Reich seiner Väter wiederzuerobern. Schon im August kam zwischen Friedrich und England eine Einigung dahin zu Stande,

daß England versprach, es wolle für den Frieden bemüht sein, während Friedrich keine neuen Ansprüche erheben und in die Wahl des Großherzogs Franz zum Kaiser willigen wollte.

Unterdeß schleppte sich der kleine Krieg hin, ohne daß es zu entscheidenden Schritten gekommen wäre. Friedrich war mit der Hauptmacht den Oesterreichern nach Böhmen gefolgt, nnd während man dort Monate lang sich einander unthätig gegenüberstand, säuberte eine andere preußische Heeres-Abtheilung Ober-Schlesien und eroberte im October Kosel zurück. Maria Theresia aber gelang es inzwischen, ihren Gemahl als Franz I. im September zum Kaiser gewählt und am 4. October gekrönt zu sehen, ungeachtet Brandenburg und die Pfalz Widerspruch dagegen erhoben hatten. In der Mitte September endlich trat Friedrich wegen Mangels an Lebensmitteln den Rückzug nach Schlesien an, in trüber Stimmung über die Fortsetzung des Krieges, zu dem es ihm gänzlich am Gelde gebrach, da auch Frankreich Schwierigkeiten machte, Subsidien zu zahlen. Der Prinz Karl von Lothringen folgte ihm alsbald, dem gemessensten Befehle von Maria Theresia zufolge, den Preußen wo möglich eine Niederlage beizubringen. Da der König nur 19,000 Mann bei sich hatte, während die Oesterreicher mehr als 30,000 zählten, hoffte Karl auf günstigen Erfolg, besonders auch deshalb, weil er die Preußen in einem Lager traf, das mehrere leicht angreifbare Stellen darbot. Doch Friedrich kam am 30. September bei Soor, zwischen der Elbe und Aupa, südlich von Trautenau, den Feinden zuvor und warf die Oesterreicher mit empfindlichem Verluste zurück, wobei die Reiterei sich ganz besondere Verdienste erwarb. Jedoch verfolgte der König den Feind nicht, sondern setzte den Rückzug nach Schlesien in der Ueberzeugung fort, daß die von England eingeleiteten Unterhandlungen von glücklichem Erfolge gekrönt werden würden; auch hielt er den Feldzug der Jahreszeit wegen für beendigt. Feindlicher Seits hielt man ihn aber für so geschwächt, daß man nicht nur das Heer in Schlesien abzuschneiden, sondern auch in die Mark selber einzudringen hoffte, zumal da man durch neue Truppen verstärkt wurde, die unter dem General Grünne vom Rhein herbeigekommen waren. Doch schnell zog Friedrich bei Goldberg ein Heer von 40,000 Mann zusammen, um dieselbe Zeit, wo die Oesterreicher zur Vereinigung mit den Sachsen sich in Marsch setzten, überschritt bei Naumburg den Queiß, um in die Lausitz einzudringen, und brachte am 23. November dem Vortrab des Prinzen Karl, der aus sächsischen Truppen bestand, bei Hennersdorf (in der Nähe von Görlitz) einen harten Verlust bei; das Hauptheer der Oesterreicher, hierdurch eingeschüchtert, ging darauf nach Böhmen, der General Grünne statt gegen Berlin nach Dresden zurück. Während dann Friedrich seinen Marsch über Görlitz nach Bautzen fortsetzte, rückte auf der andern Seite der Elbe der Fürst Leopold von Dessau von Halle her über Leipzig nach Meißen und von dort gegen Dresden vor, wo die sächsische Armee unter Rutowski, einem Sohne August's II., eine feste Stellung bei Kesselsdorf genommen hatte, verstärkt durch den General Grünne und gestützt auf

die österreichische Hauptarmee, die sich abermals die Elbe abwärts nach Sachsen gewendet hatte. Ungeachtet die sächsisch-österreichische Armee, 35,000 Mann, auf steilen, überdies durch Schnee und Eis geschützten Höhen stand, griff Leopold, an Zahl etwas schwächer, sie dennoch herzhaft an, warf sie in wenig Stunden aus ihrer Stellung, und nahm ihr 48 Stück Geschütz sowie 6500 Gefangene ab (den 15. December). Das pommersche Infanterie-Regiment v. Jeetze hatte allein 24 Geschütze erbeutet und überhaupt eine solche Tapferkeit gezeigt, daß der König sämmtlichen Offizieren den Orden Pour le mérite ertheilte, dem Regimente aber ein neues Siegel mit der Inschrift des Schlachttages. Die Sachsen zogen sich nach Pirna, die Oesterreicher nach Böhmen zurück, der König aber, der unterdeß mit seinem Heere herangerückt war, nahm am 18. von Dresden Besitz.

Die gleichzeitig erfolgte Einnahme Mailands durch spanische Truppen sowie die Erklärung Englands, daß es ferner keine Subsidien an Oesterreich und Sachsen zahlen werde, wenn beide nicht den mit Friedrich verabredeten Frieden annehmen wollten, der Umstand ferner, daß Friedrich im Besitz von Sachsen sich befand, ließen den gewünschten Frieden schnell zu Stande kommen, den auch der König lebhaft wünschen mußte, da Frankreich ihm nicht die gehoffte Unterstützung gewährte. Schon am 25. December wurde derselbe auf Grund des Breslauer Friedens zu Dresden abgeschlossen, und Friedrich erkannte Franz I. als Kaiser an. Maria Theresia entsagte dagegen nochmals Schlesien, und England verbürgte nicht lange nachher dem Könige den Besitz dieses Landes. Sachsen zahlte für die noch rückständigen Contributionen eine Million Thaler, und die Kurfürstin verzichtete für immer auf alle die Ansprüche, die ihr auf Schlesien und die Grafschaft Glatz zustehen möchten. Mit wahrhaft erhebendem Triumphe wurde der König bei seiner Rückkehr (am 29. December 1745) von seiner Hauptstadt empfangen; damals schon wurde ihm der Beiname „der Große“ beigelegt.

Die nun folgenden Jahre bis 1756 sind für Friedrich die schönsten seines Lebens gewesen; berühmt und in ganz Europa hoch angesehen als Politiker und als Feldherr und erfüllt von dem Bewußtsein, Großes gethan zu haben, lebte er jetzt in Frieden und konnte für sein Land sorgen wie seinen eigenen Neigungen daneben nachhängen. In dieser Zeit wurde (1747) sein Lieblings-Aufenthalt Sanssouci vollendet und von ihm bezogen; er fand die Muße, sich mit litterarischen Arbeiten eingehend zu beschäftigen (die „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“ sowie die Herausgabe der „Werke des Philosophen von Sanssouci“ gehören in diese Zeit); Voltaire, der schon früher auf kürzere Zeit in Potsdam gewesen, siedelte jetzt auf mehrere Jahre über. Da derselbe aber trotz des Verbotes des Königs einen gehässigen Streit mit Maupertuis, dem Vorsitzenden der Akademie der Wissenschaften, führte und durch einen schmutzigen Proceß mit einem Juden, der für ihn heimlich Geldgeschäfte hatte machen sollen, Aergerniß erregte, so verlor er des Königs Zu-

neigung und kehrte 1752 nach Frankreich zurück. Für sein Land sorgte Friedrich, indem er durch den Minister Cocceji eine Justizreform vornehmen ließ, welche durch Entfernung unwürdiger Advokaten und durch Beschleunigung des Proceß-Verfahrens eine wahre Wohlthat wurde. Um den Handel zu heben stiftete er in dem neu erworbenen Ostfriesland eine asiatische Handels-Compagnie sowie eine Bengalische Handels-Gesellschaft, die ihren Sitz in Emden nahmen. Sein Glück würde ein vollständiges gewesen sein, wenn er nicht fortwährend von Seiten Oesterreichs das Schlimmste und Feindseligste hätte befürchten müssen.

Je glücklicher nämlich Maria Theresia den österreichischen Erbfolgekrieg anderweitig zu Ende führte — in dem Frieden zu Aachen 1748 trat sie nur Parma nebst Piacenza und Guastalla an den spanischen Prinzen Philipp ab — desto tiefer war ihr Schmerz über den Verlust Schlesiens. Seitdem ging ihr eifrigstes Streben nicht nur dahin, Preußen diese wichtige Provinz wieder zu entreißen, sondern auch diese Macht wo möglich für immer zu schwächen, zumal da dieselbe ein fester Schirm und Schutz der Protestanten geworden war und überall den ehrgeizigen Planen der Kaiserin entgegentrat, welche danach trachtete, eine unumschränkte Suprematie in Deutschland zu gewinnen. In diesem Streben stand ihr besonders der Graf und nachmalige Fürst Kaunitz zur Seite, der früher ihr Gesandter am französischen Hofe gewesen und im Jahre 1753 zum Staatskanzler erhoben worden war; auch persönlich war er dem Könige feindlich gesinnt, da seine Mutter bedeutende Ansprüche auf Ostfriesland hatte, welches Friedrich damals in Besitz genommen hatte. Vor allen Dingen änderte sie nach preußischem Vorbilde das Kriegswesen in ihrem Staate sowie die ganze Verwaltung, und suchte nach allen Seiten hin sich Bundesgenossen zu verschaffen. Am leichtesten gelang ihr dies bei Rußland, dessen Kaiserin Elisabeth, Tochter Peter des Großen, von Friedrich's sarkastischem Witze oft verletzt worden war, zumal da Friedrich sich nicht dazu verstehen mochte, durch Bestechung die Stimmung am Petersburger Hofe für sich zu gewinnen, wie das Seitens anderer Mächte geschah, und man auch fürchtete, daß er dem russischen Einflusse in Polen entgegentreten würde. Schon 1746 kam zwischen Rußland und Oesterreich ein Bündniß zu Stande, wonach — falls Friedrich Polen oder Rußland angriffe — Oesterreich Hülfe bringen und dafür Schlesien zurück erhalten sollte. Schweden, obgleich die Königin die Schwester Friedrich's war, hatte nicht übel Lust, Pommern wieder an sich zu bringen; namentlich seitdem sein alter Verbündeter Frankreich auf Seite Oesterreichs getreten war, schloß es sich den Feinden Preußens an. Sachsen konnte den Dresdener Frieden nicht verschmerzen, und hetzte namentlich in Rußland auf alle Weise zum Kriege, schob aber, um nicht dem ersten Angriffe ausgesetzt zu sein, seinen Anschluß an Oesterreich bis dahin auf, wo der Krieg gegen Friedrich eröffnet sein würde. Das Bedeutendste aber war, daß es gelang, den alten Hauptfeind Oesterreichs,

Frankreich, zu gemeinsamem Handeln zu gewinnen. Es geschah dies zum Theil auf Grund der allgemeinen politischen Lage, zum Theil in Folge der Erkältung, die zwischen Oesterreich und England einerseits, andererseits zwischen Preußen und Frankreich eingetreten war. Maria Theresia nämlich, obgleich sie ihren Thron großentheils der Hülfe Englands verdankte, war sehr unzufrieden damit, daß sie auf Andrängen eben dieses Bundesgenossen Schlesien hatte abtreten müssen und daß diese Abtretung, wiederum auf Englands Veranlassung, im Aachener Frieden garantirt worden war. Frankreich aber nahm es übel, daß Friedrich, der König eines kleinen Landes, sich nicht als untergeordneter Bundesgenosse behandeln lassen wollte, und in's Besondere bei einem damals in Aussicht stehenden Kriege gegen England, bei dem man französischer Seits bestimmt auf seinen Beistand rechnete, neutral bleiben zu wollen erklärte, ja sogar zu dem Behufe, Deutschland und speciell Hannover vor dem Kriege zu bewahren, einen Neutralitäts-Vertrag mit England abschloß. England nämlich war mit Frankreich wegen der amerikanischen Colonien, deren Ausdehnung über das Alleghani-Gebirge in's Mississippi-Gebiet die Franzosen nicht dulden wollten, in Streit gerathen; um Hannover zu schützen, das im Fall eines Krieges am meisten gefährdet war, wollte man mit Oesterreich, dem alten Verbündeten, einen Vertrag schließen; dieses aber verlangte, daß derselbe auch gegen Preußen gerichtet sein solle, eine Forderung, auf die einzugehen England sich weigerte, da es wohl einsah, daß es sich dabei nur um österreichische Zwecke handele und daß man unter solchen Umständen Hannover verlieren würde. In Folge dessen löste sich die Verbindung zwischen Oesterreich und England; letzteres schloß mit Preußen den oben erwähnten Neutralitäts-Vertrag (Januar 1756) zum Schutz der hannöverschen Lande des Königs, in dem beide Mächte sich gegenseitig ihre Besitzungen garantirten und sich zusagten, daß sie kein fremdes Kriegsvolk den Boden Deutschlands betreten lassen wollten; ersteres näherte sich jetzt seinem alten Gegner Frankreich: durch den Einfluß der Marquise von Pompadour, mit welcher Kaunitz aus der Zeit seines Aufenthalts am Pariser Hofe her bekannt war und welcher Maria Theresia jetzt einige Geschenke zukommen ließ, kam es zum Vertrage zu Versailles (Mai 1756). Es wurde darin festgesetzt, daß der spanische Prinz Philipp, der Schwiegersohn Ludwig's XV., Parma und Piacenza wieder an Oesterreich zurückgeben und dafür die österreichischen Niederlande erhalten sollte, welche wegen der holländischen Besatzungen, die laut dem sogenannten Barriere-Vertrag dort lagen und auf Kosten Oesterreichs unterhalten werden mußten, für Maria Theresia ein Besitzthum von zweifelhaftem Werthe waren; ferner sollten die beiden Mächte im Falle eines Krieges sich gegenseitig mit 24,000 Mann zur Hülfe kommen.

Friedrich war von allen diesen weitläufigen Verhandlungen Oesterreichs durch die Verrätherei des sächsischen Kanzlisten Menzel in Kenntniß gesetzt, der von allen ihm zugänglichen Depeschen Abschrift

genommen hatte; ebenso hatte er manche Mittheilungen durch den Secretär des österreichischen Gesandten in Berlin erhalten. Friedrich sah von allen Seiten das Ungewitter zusammenziehen, das sich über sein Haupt entladen sollte; er beschloß deshalb, ihm zuvorzukommen und anzugreifen, noch ehe die Feinde ihre ganze Macht entwickelt hätten, was nach seinen Nachrichten im Jahre 1757 geschehen sollte; vielleicht daß er bis dahin das vereinzelte und ungerüstete Oesterreich überwältigen konnte.

So war es also kluge Berechnung, die Friedrich veranlaßte, einen dritten schlesischen Krieg gegen so übermächtige Feinde zu beginnen. Er war der Meinung, daß sein kampffertiges, kampfgeübtes und starkes Heer und sein wieder gefüllter Schatz ihm die Mittel darbieten würden, durch Schnelligkeit gleich Anfangs solche Vortheile zu erringen, daß durch sie der Krieg zu einem baldigen Ende geführt werden könnte. Das ahnte er allerdings nicht, daß sieben schwere Jahre ihn und sein Land dem Untergange nahe bringen sollten. Wenn er aber ungeachtet alles des Unglücks, das ihn im Laufe dieser Jahre so tief beugte, mit Ehren aus dem Kriege hervorging, so trug wesentlich dazu bei sein schaffender Geist, der selbst da noch Rettung wußte, wo Alle verzweifelten; die Schnelligkeit seiner Bewegungen, durch welche er sein Heer gleichsam verdoppelte; seine persönliche Leitung, durch welche er große Vortheile über die feindlichen Heerführer hatte, die in allen ihren Unternehmungen den Weisungen des Kriegsrathes daheim Folge leisten mußten; die Geschicklichkeit bewährter Feldherren und die unüberwindliche Tapferkeit seiner Soldaten, selbst derer, die nur durch den Ruhm der preußischen Waffen bewogen waren sich anwerben zu lassen. Aller dieser Vortheile ungeachtet würde er aber doch endlich haben unterliegen müssen, wenn nicht die geringe Energie seiner Gegner ihm zu Statten gekommen wäre, die wiederum in den damaligen politischen Verhältnissen ihren Grund hatte. Nur durch letztere läßt sich die Möglichkeit begreifen, wie Friedrich so zahlreichen Feinden Widerstand leisten konnte.

Sein erbittertster Gegner allerdings, Oesterreich, dem mit Hülfe so mächtiger Verbündeter die Wieder-Eroberung Schlesiens gewiß zu sein schien, setzte dazu bedeutende Kräfte in Bewegung; doch selbst hier herrschte in dem kaiserlichen Rathe sowie unter den Heerführern Zwietracht, da man vielfach die Verbindung mit Frankreich für gefährlich hielt, das stets feindlich gegen Oesterreich gesinnt gewesen wäre. Weit weniger noch war von den Verbündeten der Kaiserin zu fürchten. Ludwig XV. wurde nur gegen seinen Willen tiefer in den Landkrieg gezogen, als es ursprünglich in seiner Absicht lag; für Frankreich mußte der Krieg gegen England Hauptsache sein, für Maria Theresia Schlesien wiederzuerobern mochte es sich nicht aufopfern. Nicht nur der Dauphin und die Hauptführer des Heeres waren gegen diesen Krieg gestimmt, sondern auch die Nation ergriff im Laufe des Krieges Partei für Friedrich, der diese Stimmung durch alle möglichen Aufmerksamkeiten sehr geschickt zu erhalten wußte. Nicht minder

günstig für den König waren die Verhältnisse an dem russischen Hofe. Wenn hier eine englische Partei den Absichten Oesterreichs entgegenwirkte, so kamen deren Erfolge Friedrich zu Statten. Ueberdies war der Thronfolger Peter III. ein enthusiastischer Verehrer des Königs; er wußte mehr als einmal energische Schritte Rußlands zu verhindern, und rettete später unmittelbar nach seiner Thronbesteigung Preußen von dem Untergange, der unter andern Verhältnissen unvermeidlich gewesen wäre Noch schroffer standen die Parteien in Schweden einander gegenüber. Der König Adolf Friedrich, Friedrich's Schwager, dessen Macht von dem Reichsrathe ganz gebrochen war, hatte nur gezwungen in diesen Krieg gewilligt; er suchte nach Möglichkeit jede starke Maßregel zu lähmen, und selbst die Oberfeldherren des Heeres, die befürchten mußten, daß die königliche Partei doch wieder das Uebergewicht erlangen könnte, vermieden um so mehr jedes entschiedene Handeln, als ihnen volle Verantwortlichkeit für die Kriegführung aufgebürdet, von der Regierung aber alle Sorgfalt für das Heer vernachlässigt wurde. Endlich in Deutschland stellte sich die Sache noch vortheilhafter für Friedrich. Die protestantischen Fürsten befürchteten, mit der Niederwerfung Preußens ihre alleinige Stütze gegen Oesterreichs Uebermacht vernichtet zu sehen, und selbst in katholischen Ländern, namentlich in Bayern, theilte man diese Furcht. Kein Wunder, daß der Krieg von den Reichsständen nur lässig geführt wurde, wozu dann noch der schlechte Zustand der Reichsarmee kam, welcher schon im polnischen Thronfolgekriege hervorgetreten war. Sachsen aber, das durch den viel geltenden und erbitterten Feind Friedrich's, den Grafen Brühl, geleitet wurde, fiel dem Könige gleich beim Beginn des Krieges in die Hände, ehe es noch seine Macht entfalten konnte, und war vorzugsweise das Land, aus welchem Friedrich seine Kriegsbedürfnisse bestritt.

Als Friedrich die Kriegsrüstungen sah, welche Oesterreich und Rußland an der preußischen Grenze eifrig betrieben, und als er sichere Nachrichten zu haben glaubte, daß man im folgenden Jahre mit vereinter Kraft über ihn herfallen wollte, ließ er im Juli 1756 wiederholt in Wien anfragen und bat sich die bestimmte Versicherung aus, daß er weder in diesem noch in dem folgenden Jahre einen Angriff zu befürchten hätte. Auf stolz ablehnende Antwort ließ er durch den Geheimen Legationsrath v. Herzberg einen Entwurf der Ursachen bearbeiten und bekannt machen, welche ihn bewögen, den Absichten des Wiener Hofes zuvorzukommen. Gleichzeitig rückte am 29. August 1756 ein Heer von 67,000 Mann in drei Heersäulen an der Mulde, der Elbe und der Spree aufwärts in Sachsen ein, während der Feldmarschall Schwerin mit 27,000 Mann von Glatz her in Böhmen einfiel. Der König August, Kurfürst von Sachsen, war auf solchen Angriff nicht gefaßt; mit übergroßer Hast sammelten sich die sächsischen Truppen, etwa 14,000 Mann, bei Pirna in einem befestigten Lager, während Friedrich am 9. September Dresden ohne Schwertstreich besetzte. Wenige Tage darauf erfolgte ein Dehortatorium des Kaisers,

daß der König Sachsen räumen und dem Kurfürsten allen Schaden ersetzen solle; zugleich wurden alle Heerführer des Königs aufgefordert, die preußischen Dienste zu verlassen, um sich nicht schwerer Strafe von Seiten des Kaisers auszusetzen. Als Antwort hierauf ließ Friedrich aus den in Dresden vorgefundenen Original-Acten des Archivs von v. Herzberg eine „Denkschrift über die gefährlichen Anschläge des sächsischen und kaiserlichen Hofes gegen Preußen" zusammenstellen und öffentlich bekannt machen. Alle Verhandlungen aber des Königs mit August, um ihn zur strengsten Neutralität zu bewegen, waren vergeblich; ungeachtet die sächsischen Truppen von allen Seiten eingeschlossen waren, rechneten sie doch mit großer Zuversicht auf Befreiung durch das österreichiche Heer, das von der oberen Elbe her unter Browne in Anmarsch war. Friedrich rückte demselben mit 24,000 Mann entgegen und traf bei Lowositz mit der 34,000 Mann starken österreichischen Armee am 1. October zusammen. Dem heftigen Anfalle der Preußen vermochten die Kaiserlichen nicht zu widerstehen; sie wurden, wenn auch nach tapferer Gegenwehr, zurückgeworfen. Ein zweiter Versuch, den Browne mehrere Tage später machte, den Sachsen Hülfe zu bringen, fiel ebenso erfolglos aus; so mußte denn das sächsische Heer, das mit Verlust seines Gepäcks und der Hälfte seines Geschützes von dem linken nach dem rechten Elbufer hinübergegangen war, sich endlich, aller Hülfs- und Lebensmittel beraubt, unter dem Grafen Rutowski am 16. October gefangen ergeben. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlassen, die Truppen selber dem preußischen Heere einverleibt, doch gelang es nachmals den Meisten, zum Feinde überzugehen. August ging mit zweien seiner Söhne vom Königsstein, wohin er sich gerettet hatte, nach Polen, das sich jedoch nicht zum Kriege gegen Preußen bewegen ließ; die Königin blieb mit dem Kurprinzen in Dresden. Friedrich nahm ganz Sachsen in „Verwahrsam," verwendete die Einkünfte zu seinen Kriegszwecken, und hob überdies mehrere Tausend Recruten aus. Sein Heer verlegte er nach Sachsen in die Winterquartiere, wie auch Schwerin in die schlesischen Grenzdistricte sich zurückzog.

Diesen Angriff Friedrich's benutzte Maria Theresia, um von allen Seiten her die Mächte gegen Preußen unter Waffen zu bringen. Frankreich zwar, das in dem Mai-Bündnisse ein Hülfsheer von 24,000 Mann zugesagt hatte, mochte nur ungern sich in diesen Krieg einlassen, da ja seine Absicht darauf gegangen war, zu Lande durch jenes Bündniß gesichert zu werden, damit es seine ganze Macht gegen England zur See wenden könne. Es bot deshalb statt eines Heeres Hülfsgelder. Aber den Bemühungen von Kaunitz vermittelst der Pompadour sowie den heftigen Klagen der Dauphine, der Tochter August's von Sachsen, gelang es, nicht nur die Sendung von Hülfstruppen durchzusetzen, sondern auch das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich dahin zu ändern, daß letzteres ein Heer von 105,000 Mann, das später noch um 29,000 verstärkt wurde, nach Deutschland schicken wollte, um die preußischen Rheinlande zu besetzen und namentlich

Magdeburg zu nehmen. Schweden versprach in einem am 21. März 1757 abgeschlossenen Vertrage, gegen Geld-Unterstützung und Abtretung von Preußisch-Vorpommern 25,000 Mann ins Feld zu stellen. Ebenso erweiterte auch Rußland am 22. Januar 1757 sein früheres Schutz-Bündniß, und ließ in Folge dessen 100,000 Mann nach Preußen aufbrechen. Endlich wurde auch noch auf dem Reichstage zu Regensburg, nachdem die Reichsacht über Friedrich ausgesprochen worden war, von Seiten des deutschen Reiches eine Executions-Armee von 32,000 Mann auszurüsten beschlossen. Man wollte von Seiten des deutschen Reiches sowie von Seiten Frankreichs und Schwedens angeblich als Garant des westfälischen Friedens auftreten. Rechnet man zu obigen Zahlen noch etwa 150,000 Oesterreicher hinzu, so waren im Jahre 1757 gegen 430,000 Mann gegen Friedrich unter Waffen. So außerordentliche Anstrengungen auch dagegen der König machte, sein Heer zu vergrößern, so konnte er doch nicht die Hälfte an Truppen entgegenstellen. Am 11. Januar schloß er deshalb einen neuen engeren Vertrag mit England, nach welchem er 20,000 Mann zu dem englisch-hannöverschen Heere stoßen lassen wollte, wogegen England versprach, jährlich 1 Mill. Pfund Sterling zu zahlen und eine Flotte nach der Ostsee zu schicken. Da es jedoch dem Könige unmöglich fiel, soviel Truppen abzugeben, so unterblieb auch die Seehülfe ganz, namentlich auch deswegen, weil England die Flotte nothwendig zum Schutz seiner Colonien gebrauchte, und ebenso wurden die Subsidien später auf 670,000 Pfd. ermäßigt.

Schon am 20. April 1757 brach der König in vier Colonnen nach Böhmen auf, in der Absicht, wo möglich durch schnellen Angriff Oesterreich, seinen Hauptgegner, niederzuwerfen und sich dann gegen seine andern Feinde zu wenden. Der Herzog von Bevern, der durch die Lausitz gezogen war und bei Reichenberg am 21. April die Oesterreicher zurückgedrängt hatte, vereinigte sich mit dem Feldmarschall Schwerin, der von Glatz herkam. Auf dem West-Ufer der Elbe vereinigte sich der König mit der Abtheilung des Fürsten Moritz von Dessau; beide Haupt-Abtheilungen sollten sich bei Prag treffen, wo der Prinz Karl von Lothringen und der General Browne auf dem rechten Ufer der Moldau neben der Stadt mit einer zahlreichen Armee gelagert waren. Der König ließ auf dem linken Moldau-Ufer einen Theil seines Heeres unter dem Feldmarschall Keith zur Bedrohung Prag's zurück, und rückte selber mit Schwerin vereinigt am 6. Mai gegen die Oesterreicher vor, welche auf steilen Höhen hinter Wiesengründen aufgestellt waren; sein Heer mochte 64,000 Mann zählen, das der Oesterreicher vielleicht 8000 mehr. Unter den furchtbarsten Anstrengungen gelang es den Preußen, die Feinde aus ihrer überaus festen Stellung zu verdrängen, nachdem sie die feindliche Reiterei in die Flucht geworfen und dadurch den rechten Flügel der Oesterreicher entblößt hatten. Die Schlacht war sehr blutig: der Gesammt-Verlust beider Heere wird auf mehr als 40,000 Mann angegeben; der Kern des preußischen Fußvolks hatte seinen

Untergang gefunden, darunter eine überaus große Anzahl tapferer Offiziere, vor allen aber der greise Schwerin, von dem Friedrich selber sagt, daß er allein mehr als 10,000 Mann werth gewesen. Auch der feindliche Heerführer Browne wurde auf den Tod verwundet und nach Prag gebracht, wohin der größere Theil des österreichischen Heeres sich flüchtete, und nun von Friedrich eingeschlossen wurde.

Sechs Wochen lang belagerte bereits Friedrich diesen wichtigen Ort und lebte der frohen Hoffnung, daß ihm die Gefangennehmung der darin befindlichen Oesterreicher eben so gelingen werde, wie die der Sachsen bei Pirna gelungen war, was ihn in die Lage versetzt haben würde, nach Wien zu ziehen und Maria Theresia zum Frieden zu nöthigen. Leichte Truppen durchschwärmten inzwischen das westliche Böhmen, die Oberpfalz und Franken, und der Kurfürst von Bayern und mehrere andere Reichsfürsten unterhandelten bereits wegen des Friedens oder wohl gar wegen einer Verbindung mit Preußen, als der Verlust der Schlacht bei Kolin plötzlich diesen frohen Aussichten ein trauriges Ende machte. Der Feldmarschall Daun hatte nämlich zahlreiche Flüchtlinge des bei Prag geschlagenen Heeres gesammelt sowie frische Truppen herangezogen und den ihm gegenüber stehenden Herzog von Bevern zurückgetrieben, der an Schwerin's Stelle einen Theil des preußischen Heeres befehligte. Der König kam letzterem deshalb mit einem Theile des Belagerungs-Heeres zu Hülfe und traf den Feind, 60,000 Mann stark, bei Kolin in fester Stellung. Am 18. Juni griff er ihn mit 34,000 Mann an, und hatte bereits den rechten Flügel zurückgedrängt, als Unordnung in den ferneren Angriffen und Mangel an Truppen ihn mit schwerem Verluste zum Rückzug zwang. Der Verlust der Preußen betrug etwa 14,000 Mann, der österreichische gegen 8000. Der König hob nun sogleich die Belagerung von Prag auf, blieb aber noch einige Wochen in Böhmen, um wo möglich den vereinigten Heeren Daun's und des Prinzen Karl eine zweite Schlacht zu liefern; da sich jedoch der Feind nicht darauf einließ, ging er nach Sachsen zurück. Doch er erlitt hierbei bedeutenden Verlust, da der Prinz von Preußen, August Wilhelm, der einen Theil des Heeres nach der Lausitz führte, durch verkehrte Maßregeln sich vielfach Blößen gab und namentlich den Verlust der reichen Magazine in Zittau verschuldete, welche Stadt dabei in Feuer aufging. — Wenige Tage nach dem Unglück bei Kolin starb auch die Mutter Friedrich's, Sophie Dorothea, und sein Schmerz über ihren Tod war um so tiefer, je größer die wahrhaft kindliche Verehrung gewesen, mit welcher er an der Mutter gehangen hatte.

Die Schlacht bei Kolin war für Friedrich äußerst verhängnißvoll. Durch ihren Verlust sah er sich plötzlich aus der Offensive, die er so glücklich begonnen hatte, in die Defensive zurückgeworfen, und zwar für alle Feldzüge dieses Krieges. Ueberall traten die Verbündeten der Kaiserin kühn hervor, und Friedrich besaß zu geringe Mittel, um überall die Spitze zu bieten. Ueberdies verfolgte ihn seitdem das Unglück mit den härtesten Schlägen. Bereits am 20. Juni drangen

30,000 Russen unter Fermor gegen Memel vor, dessen schwache Besatzung, zu Lande und zu Wasser angegriffen, sich bald ergeben mußte. Langsam rückte Fermor nach Tilsit, und vereinigte sich in der Mitte des August mit dem mehr als doppelt so starken Heere Apraxin's. Dieser großen Uebermacht sollte der Feldmarschall v. Lehwald mit etwa 25,000 Mann entgegentreten. Ueber den Pregel zurückgedrängt griff er sie in der That, am 30. August bei Groß-Jägerndorf, südöstlich von Welau, herzhaft an, wurde jedoch mit Verlust von 5000 Mann (die Russen verloren etwa das Doppelte) zurückgeworfen und mußte sich bis in die Nähe von Königsberg zurückziehen. Die Provinz Preußen schien verloren, doch schon am 10. September kehrte Apraxin nach Rußland zurück. Die Krankheit der Kaiserin Elisabeth, welche einen tödtlichen Ausgang zu nehmen drohte, bewog nämlich den Staats-Kanzler Bestuscheff im Sinne des Thronfolgers Peter III. Befehl zum Rückzug zu geben, und so ging für diesmal das drohende Ungewitter, wenn auch nicht ohne mannichfache Verheerung, glücklich für Preußen vorüber. Lehwald, der den Feinden bis Tilsit gefolgt war, erhielt darauf Befehl sich gegen die Schweden zu wenden, welche im September mit 17,000 Mann die Peene überschritten, ungehindert Pommern und die Ukermark durchzogen und ihre äußersten Posten schon bis Zehdenick vorgeschoben hatten. Zu Ende November langte er in Stettin an, entriß den Feinden alle Eroberungen, und trieb sie selber nach Stralsund und Rügen zurück. Damals wurde auch Mecklenburg-Schwerin hart mitgenommen, da es sich den Feinden Friedrich's angeschlossen hatte. Pommern aber gab in jener bedrängten Zeit ein herrliches, patriotisches Beispiel, das bald darauf in der Mark und im Magdeburgischen nachgeahmt wurde; die Stände errichteten nämlich auf eigene Kosten eine Landmiliz von 5000 Mann, welche vielfachen Nutzen gewährt hat, so daß Friedrich in seinem politischen Testamente seinen Nachfolgern die Pommern als die erste Stütze des Thrones rühmte.

Gefährlicher als diese nordischen Feinde schienen die Franzosen werden zu wollen. Die mehr als 100,000 Mann starke französische Armee hatte unter dem Prinzen Soubise Cleve und Mark in „Verwahrung," Geldern aber für die Kaiserin in Besitz genommen, noch ehe der Oberbefehlshaber, der Marschall d'Estrées, selber gegen Ende des April den Oberbefehl übernahm. Dieser betrieb den Krieg äußerst lässig, bis nach der Prager Schlacht auf österreichische Vorstellungen die Sache mit größerem Eifer angegriffen und namentlich im Elsaß ein neues Heer gerüstet wurde, um den Fortschritten Preußens entgegen zu treten. In Folge der Niederlage des Königs bei Kolin wurde dieser Plan dahin abgeändert, daß dies zweite Heer unter Soubise mit der Reichs-Armee gemeinschaftlich operiren, d'Estrées aber von einen energischeren Feldherrn abgelöst werden sollte. Bevor letzteres zur Ausführung kam, suchte d'Estrées eine Schlacht, um mit Ruhm von seinen Posten scheiden zu können. Er drängte seinen Gegner, den Herzog August Wilhelm von Cumberland,

den zweiten Sohn des Königs Georg II., der die Armee der Hannoveraner und ihrer Verbündeten befehligte, über die Weser zurück, nahm Ostfriesland für die Kaiserin in Besitz, und griff am 26. Juli den Herzog bei Hastenbeck in der Nähe von Hameln an. Ohne die Schlacht entschieden verloren zu haben, zog sich Cumberland zurück und gab einen großen Theil von Hannover dem Feinde preis. Der Nachfolger d'Estrées, der Herzog von Richelieu, drängte ihn darauf in den Winkel zwischen der untern Elbe und Weser, so daß der König von Dänemark, um das ihm damals zugehörige Oldenburg besorgt, die Vermittlung zwischen den streitenden Parteien übernahm und am 9. September die Convention zu Kloster Zeven (zwischen Bremen und Stade) zu Stande brachte, nach welcher Cumberland die Hülfstruppen der Hessen, Braunschweiger ꝛc. entließ, die hannöverschen Truppen aber theils nach Stade, theils über die Elbe nach dem Lauenburgischen führte. Darauf schickten sich die Franzosen an, in Hannover die Winterquartiere zu beziehen; zugleich breiteten sie sich bis in das Halberstädtsche aus, nahmen die kleine Bergfeste Regenstein, und trieben im Magdeburgischen, in der Altmark und selbst in der Prignitz nicht unbedeutende Kriegssteuern ein sowie starke Lieferungen von Lebensmitteln.

Ganz getrennt von Richelieu, nur durch ein Corps von ihm unterstützt, vereinigte sich Soubise zu Ende August bei Erfurt mit österreichischen Truppen und mit dem Herzog Joseph von Sachsen-Hildburghausen, der die Reichs-Armee befehligte, so daß das gesammte Heer etwa 64,000 Mann zählte. Als dies vereinigte Heer über die Saale ging, brach der König aus Sachsen auf und rückte demselben entgegen; Soubise ging deshalb bis Eisenach zurück, wobei Seydlitz durch verwegenen Angriff Gotha nahm. Da unterdeß jedoch der Kroaten-General Haddick mit einem kleinen Streifcorps am 16. October Berlin genommen und dort 200,000 Rthlr. Contribution erhoben hatte, eilte der König über die Elbe zurück, konnte jenem aber nicht mehr den Rückzug abschneiden, wie er gehofft hatte. Er wandte sich deshalb wieder gegen das vereinigte Heer des Soubise, das beim Abmarsch des Königs diesem gefolgt war, die Saale überschritten hatte und Leipzig bedrohte. Da die Feinde sich hinter der Saale setzen zu wollen schienen, überschritt der König diesen Fluß, und gewann am 5. November mit etwa 22,000 Mann den ruhmvollen Sieg bei Roßbach, besonders durch die klugen Anordnungen des Artillerie-Führers Moller und durch die ausgezeichnete Tapferkeit von Seydlitz, der die Verbündeten, als sie die linke Flanke des Königs umgehen wollten, um ihm den Rückzug nach Merseburg abzuschneiden, auf dem Marsche angriff, ihre Cavallerie fast ohne Kampf zersprengte, und dann der Infanterie, die vom Könige selber angegriffen war, in den Rücken fiel und sie in die Flucht jagte. Die Feinde büßten an Todten und Verwundeten 3000 Mann, an Gefangenen 5000 ein und verloren 67 Stück Geschütz, während der Verlust der Preußen nicht viel über 500 Mann betrug. Die Reichs-Armee floh nach Franken,

die Franzosen meist nach Hessen. Nur eine kurze Strecke weit konnte Friedrich sie verfolgen, denn schweres Unglück der Seinen in Schlesien rief ihn ungesäumt dorthin.

Mit 43,000 Preußen sollte der Herzog August Wilhelm von Bevern, den der König als Oberbefehlshaber in Sachsen zurückgelassen hatte, doppelt so viel Oesterreicher verhindern, sich in Sachsen oder Schlesien festzusetzen. Er suchte diese Absicht durch verschiedene feste Stellungen zu erreichen, die er nach einander einnahm; doch als v. Winterfeld in der Nähe von Görlitz, bei Moys, am 7. September gefallen war, zog der Herzog über den Queiß und Bober nach Schlesien, und als er dort durch die nachfolgenden Oesterreicher von Breslau abgeschnitten zu werden fürchtete, überschritt er die Oder, erreichte Breslau und nahm zwischen dieser Stadt und der Lohe eine feste Stellung. Seine geringen Mittel sowie seine Unentschlossenheit waren schuld, daß Schweidnitz am 12. November sich dem Feinde ergeben mußte. Durch abgeschickte Seitencorps geschwächt zählte das preußische Heer kaum 30,000 Mann, als Prinz Karl es am 22. November mit etwa 80,000 Mann angriff und, wenn auch nach hartnäckiger Vertheidigung, zum Abzuge nach Glogau zwang. Am folgenden Morgen wurde der Herzog selber gefangen, und schon am zweiten Tage nach der Schlacht ergab sich das wichtige Breslau mit allen seinen Vorräthen. So groß war die Muthlosigkeit der Truppen, daß die 4—5000 Mann starke Besatzung mit wenigen Ausnahmen zu den Oesterreichern übertrat, da Alle die Sache Friedrich's für verloren hielten, wie auch viele Schlesier Maria Theresia wieder als Oberherrin anerkannten, denn Schlesien schien auf immer wieder österreichisch geworden zu sein.

Der König war gleich nach der Schlacht bei Roßbach mit 14,000 Mann aufgebrochen, um Schlesien zur Hülfe zu eilen. Mit einem geringen Corps hatte der Marschall Keith einen kühnen Einfall nach Böhmen gemacht und den Glauben veranlaßt, daß es auf Prag abgesehen sei, so daß die in Sachsen befindlichen Oesterreicher eiligst nach Böhmen zurückgingen und dadurch für Friedrich die Straße frei machten. Bei Parchwitz, wo Letzterer am 28. November eintraf, nachdem er in 16 Tagen 41 Meilen zurückgelegt hatte, führte ihm Zieten die geschlagene Armee zu; 18,000 war der ganze Ueberrest derselben. Der Heldenmuth aber, der die Sieger von Roßbach beseelte, theilte sich auch der entmuthigten Bevern'schen Armee mit; noch nachhaltiger wirkte die begeisternde Rede, welche der König an seine Generale und Stabs-Offiziere richtete, und in welcher er zum Kampfe auf Leben und Tod aufforderte. Die Begeisterung zeigte sich im ganzen Heere auf die großartigste Weise; mit frommem Gesange zogen die Krieger am Morgen des 5. December aus, um den mehr als 80,000 Mann starken Feind, der aus seinem festen Lager bei Breslau den Preußen entgegengerückt war, aus seiner Stellung bei Leuthen zu werfen und aus Schlesien zu verjagen. Die ausgezeichnete Disposition, die der König entworfen hatte, wurde mit einer Genauigkeit

ausgeführt, wie wenn die Truppen sich auf dem Exerzirplatz befunden hätten; die genaue Kenntniß, die der König von dem Terrain hatte, da er früher oft in dieser Gegend manövrirt, erleichterte das Unternehmen. Indem er scheinbar den rechten Flügel der Oesterreicher bedrohte, warf er seine ganze Macht gegen den linken, durch vorliegende Höhen den Feinden unbemerkt, welche die Bewegungen der „Berliner Wachtparade" (wie die geringe Schaar der Preußen spottweise von den Oesterreichern genannt wurde) nicht zu deuten wußten. Alle Truppen und ihre Anführer leisteten das Höchste; den Prinzen Moritz von Dessau ernannte der König auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall, „da er ihm bei dieser Schlacht geholfen habe, wie noch nie einer." Und wie am Morgen die Truppen ihr schweres Werk mit Kirchengesang begonnen, so endeten sie es am Abend unter Anstimmung des Liedes: „Nun danket Alle Gott!", welches sämmtliche Musikchöre begleiteten. Groß war der Erfolg der Schlacht; während sie dem Könige nur 6000 Mann kostete, verloren die Feinde 27,000; Breslau mußte sich am 19. mit 18,000 Mann ergeben, und mit dem Schlusse des Jahres war ganz Schlesien von den Feinden gesäubert, mit Ausnahme von Schweidnitz, das erst im April des folgenden Jahres durch Sturm genommen wurde. Der Prinz Karl legte den Oberbefehl nieder; von dem ganzen zahlreichen Heere führte Daun nur 37,000 Mann nach Böhmen zurück.

War schon durch die Schlacht bei Roßbach der Enthusiasmus für Friedrich nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch in England und selbst in Frankreich ein außerordentlich großer geworden, so hob dieser zweite Sieg jene Begeisterung wo möglich noch höher. Der König von England, unzufrieden mit der Convention von Kloster Zeven, zumal da die französische Regierung dieselbe beanstandete und neue Forderungen erhob, ratificirte jenen Vertrag nicht, sondern beschloß die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen, um Richelieu vom deutschen Boden zu vertreiben, wo er mit unerhörter Härte große Summen für sich zusammentrieb, dadurch aber selber die Veranlassung gab, daß sein Heer verwilderte und alle Zucht und Ordnung in demselben sich auflöste. Auf Georg's Ansuchen schickte Friedrich den Herzog Ferdinand von Braunschweig ab, der zu Ende November den Oberbefehl über die bei Stade stehenden deutschen Truppen übernahm, und noch in demselben Jahre den Herzog von Richelieu nach der Weser hin zurückdrängte.

Obgleich so die Angelegenheiten für Preußen bei dem Schlusse des Jahres 1757 wieder bedeutend günstiger sich gestaltet hatten, so war doch nicht zu leugnen, daß sich der König in einer äußerst mißlichen Lage befand. Das alte tüchtige Heer war auf den Schlachtfeldern geblieben oder in den Lazarethen weggerafft oder zum ferneren Kriege untauglich gemacht; viele ausgezeichnete Führer waren gefallen; der Schatz war meist erschöpft, die Hülsquellen beträchtlich vermindert. Es lag deshalb nahe, daß Friedrich sich nach Frieden sehnte; doch alle seine desfallsigen Bemühungen bei Frankreich und Oesterreich

waren vergeblich. Man hoffte, den geschwächten König endlich durch die Uebermacht zu erdrücken, und rüstete deshalb mit neuer Kraft. Der seit dem Herbste im Amte befindliche neue englische Minister Pitt aber schloß mit Bewilligung des Parlaments am 11. April 1758 einen neuen Vertrag mit dem „großen und unermüdlichen" König, nach welchem England jährlich 670,000 Pfd. Subsidien zahlte; außerdem mußten Sachsen und Mecklenburg außerordentliche Kriegssteuern zahlen. Auch lockte der Ruhm der preußischen Waffen von allen Seiten Ueberläufer und Ausländer herbei, um an diesen Lorbeeren Theil zu nehmen, und so gelang es dem Könige, sein Heer wieder auf 250,000 Mann zu bringen. Da die neuen Truppen jedoch noch ungeübt waren und sich erst in den Krieg einleben mußten, so war Friedrich's Sorge zunächst darauf gerichtet, die übermächtigen Gegner aus einander zu halten, um nicht von ihrer Menge erdrückt zu werden.

Trefflich arbeitete ihm Herzog Ferdinand hierbei in die Hand. Als Richelieu zu Anfang des Februar den Oberbefehl niedergelegt hatte und gleich darauf der Graf v. Clermont in seine Stelle getreten war, drang der Herzog auf diesen ein, zwang ihn zum Rückzuge, nahm in der Mitte des März die Festung Minden, und setzte die Feinde dadurch in so große Verwirrung, daß sie trotz des ungünstigen Wetters und der furchtbaren Wege fluchtähnlich nach dem Rhein eilten, den sie in den ersten Tagen des April bei Düsseldorf überschritten, nachdem sie außerordentliche Verluste an Mannschaft, an Vorräthen von Lebensmitteln und an Kriegs-Material erlitten hatten. Damit nun der Herzog in seinem Siegeslaufe nicht von der Seite her durch kaiserliche Truppen beunruhigt werden möchte, und damit andrerseits die Russen, welche schon im Januar unter Fermor aufs neue in Preußen eingedrungen waren, nicht irgendwie mit den Oesterreichern sich vereinigten, beschloß der König nach Mähren einzudringen, um hierher die ganze österreichische Macht zu ziehen. Während er den kaiserlichen Oberbefehlshaber Daun täuschte, als wolle er in Böhmen einfallen, brach er nach Mähren hin auf und langte bereits Ende April 1758 vor Olmütz an, das er zu belagern beabsichtigte. Die starke Befestigung und Besatzung dieses Ortes sowie die Schwierigkeit, hinreichende Munition herbeizuschaffen, zog die Belagerung sehr in die Länge, und als es Daun gelang, bei Domstädtl durch die Tüchtigkeit Laudons einen bedeutenden Transport von Lebensmitteln und Kriegsbedarf abzuschneiden, sah sich Friedrich genöthigt, am 1. Juli die Belagerung aufzuheben. Daun, der die Engpässe nach Schlesien besetzt hatte, glaubte Friedrich eingeschlossen zu haben, oder ihm wenigstens — falls er sich durchschlüge — großen Schaden zufügen zu können; dieser nahm aber ohne allen Verlust, obgleich er einen Zug von 4000 Wagen bei sich hatte, seinen Weg nach Böhmen, das ungeschützt vor ihm lag, und langte bereits am 14. Juli bei Königgrätz an, wo er drei volle Wochen verweilte, bis schlimme Nachrichten von den Russen her ihn veranlaßten, sein Heer nach Schlesien zurückzuführen.

Da nämlich Preußen fast ganz von Truppen entblößt war, hatte Fermor Königsberg besetzt und von dem ganzen Lande seiner Kaiserin huldigen lassen (der König war über diese Unterwürfigkeit so aufgebracht, daß er nie wieder die Provinz besuchte). Um bei weiterem Vorrücken in seinem Rücken gesichert zu sein, behandelte er Preußen außerordentlich milde, wie wenn es schon eine russische Provinz wäre, während Pommern, in das die Russen zunächst einfielen, dann die Neumark alle Greuel des Krieges zu ertragen hatte. Am 13. August langte Fermor vor Cüstrin an, das er durch ein furchtbares Bombardement großentheils in Asche legte. Der Graf Dohna, der statt des altersschwachen Lehwald den Befehl über die Truppen gegen die Schweden übernommen und zu Ende Juni die Belagerung von Stralsund aufgegeben hatte, um sich gegen die Russen zu wenden, war an die Oder gezogen, um ihnen den Uebergang über diesen Fluß zu wehren, konnte es aber nicht verhindern, daß nun die Schweden wieder vorrückten und danach strebten, bei Schwedt sich den Russen anzuschließen. Je dringender deshalb die Gefahr war, desto mehr beeilte Friedrich seinen Marsch, um Hülfe zu bringen. Es war am 11. August, als er mit 14,000 Mann aus Schlesien aufbrach, und bereits am 21. vereinigte er sich bei Cüstrin mit Dohna, der etwa 17,000 Mann zählte. In wenig Tagen also hatten seine Soldaten 35 Meilen zurückgelegt. Friedrich selber, die Gefährlichkeit seiner Lage sehr wohl einsehend, hatte am Tage vor seinem Aufbruch sein Testament dem Minister Fink übersandt und ebenso dem Prinzen Heinrich geheime Anweisungen für den Fall seines Todes zukommen lassen. Als die Preußen die Oder bei Güstebiese überschritten, hob Fermor die Belagerung auf und stellte sein Heer von 50,000 Mann an den Sümpfen der Mietzel zwischen Zorndorf und Quartschen in ein großes, unregelmäßiges Viereck, das der König am 25. August anzugreifen beschloß. Er überschritt deshalb weiter oberhalb die Mietzel, umging die russische Armee, griff zuerst den rechten Flügel an, und sprengte ihn gänzlich auseinander; dann ebenso den linken. Die Russen hatten mit großer Ausdauer und Erbitterung gefochten, so daß das preußische Fußvolk wiederholt zurückgeworfen wurde; Seidlitz mit seiner Reiterei war auch hier der Held des Tages, ihm dankte der König vorzugsweise den Sieg. Wenn aber auch der Verlust der Russen auf 21,000 Mann veranschlagt wurde, so hatten doch auch die Preußen mehr als die Hälfte jener Zahl eingebüßt und waren von der Anstrengung des Marsches und des Kampfes so geschwächt, daß sie ihren Sieg nicht ausnutzen konnten. Die Russen setzten sich deshalb, nur in geringer Entfernung vom Schlachtfelde, zwischen Wäldern und Sümpfen, und zogen in der Nacht vom 26. auf den 27. auf dem einzigen Rückwege, der ihnen blieb, längs der Warte seitwärts an den Preußen vorbei, ohne daß es diesen möglich gewesen wäre, sie daran zu verhindern. Deshalb schrieb sich Fermor sogar den Sieg zu, doch zog er, nachdem er mehrere Wochen hindurch die Neumark verheert hatte, nach Pommern und zu Ende October nach

Preußen zurück. Er machte hierbei den Versuch, die Festung Kolberg zu nehmen, doch wies der Commandant, Major v. d. Heyde, im Verein mit der patriotischen Bürgerschaft glücklich den Angriff zurück. Der Graf Dohna verfolgte die zurückziehenden Russen, war aber viel zu schwach, als daß er ihnen besonderen Nachtheil hätte zufügen können; sehr bald wurde er auch mit dem größten Theile seiner Truppen nach Sachsen gerufen. Die Schweden, die sich nicht — wie es ja ursprünglich im Plan gelegen — mit den Russen hatten vereinigen können, rückten langsam durch die Ukermark bis Ruppin und Fehrbellin vor und brandschatzten diese Gegend selbst bis nach der Prignitz hin; als jedoch der General v. Wedell, der mit 8000 Mann gegen sie geschickt war, von Stettin aus ihre Verbindung mit Stralsund bedrohte, traten sie im October den Rückmarsch an und gingen zu Anfang December über die Peene nach Schwedisch-Pommern zurück.

Friedrich hatte nicht nur die Macht, sondern noch mehr die Zeit gefehlt, den Sieg bei Zorndorf dadurch zu vervollständigen, daß er die Russen weiter verfolgte. Seine Gegenwart war in Sachsen dringend nothwendig geworden, das bisher von seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, mit ausgezeichnetem Feldherrntalente vertheidigt worden war. Ungeachtet derselbe nur über geringe Streitkräfte zu verfügen hatte, hatte er den kleinen Krieg mit großem Glücke geführt, Thüringen und selbst Franken gebrandschatzt, und überdies die Bewegungen des Herzogs Ferdinand unterstützt. Bedenklich jedoch wurde seine Lage, als der König aus Mähren und Böhmen zurückgegangen war. Die Reichs-Armee nämlich unter dem Prinzen Friedrich von Pfalz-Zweibrück war nach Böhmen gerufen, und drang nun auf dem linken Elbufer über das Gebirge nach Sachsen ein, während Daun dasselbe auf dem rechten Ufer that. Schon war der Sonnenstein bei Pirna genommen, schon der Angriff auf die nur schwachen Preußen in und bei Dresden beschlossen, als der König, der am 3. September von Cüstrin aufgebrochen war, am 9. bei Großenhayn erschien, durch Truppen verstärkt, die ihm der Markgraf Karl (aus der königlichen Nebenlinie) aus Schlesien zugeführt hatte. Da aber Daun eine feste Stellung bei Stolpen nahm, in der ihn anzugreifen sich als unmöglich herausstellte, so ging Friedrich nach der oberen Spree und bedrohte die österreichischen Magazine in Zittau. Daun, um diese besorgt, marschirte hierauf ebendahin und lagerte sich bei Kittlitz östlich von Bautzen, ihm gegenüber die Preußen in dem verhängnißvollen Lager von Hochkirch. Die Lage desselben war eine so ungünstige, daß alle Generale dagegen Einwand erhoben, doch mit einer merkwürdigen Hartnäckigkeit blieb der König bei seinem Vorhaben und verbot sogar die Vorsichtsmaßregeln, die einige Generale nehmen wollten. Da die feindlichen Vorposten nur einen Flintenschuß weit von den Preußen entfernt standen, benutzte Daun, der den Preußen um das Doppelte überlegen war, die Nacht zum 14. October zu einem Ueberfall; die Dunkelheit, durch Nebel vermehrt, begünstigte den

Angriff. Das Dorf Hochkirch, auf dem rechten Flügel gelegen, wurde trotz aller Tapferkeit der Preußen genommen, und dieser ganze Flügel übel zugerichtet. Obgleich aber dabei mehr als 100 Kanonen sowie ein großer Theil der Zelte und Bagage dem Feinde in die Hände fielen und die Preußen 9000 Mann verloren, so sammelte und ordnete doch der König seine Truppen so schnell, daß er ½ Meile vom Schlachtfelde dem Feinde abermals eine Schlacht anbieten konnte, die Daun jedoch nicht anzunehmen wagte, da auch er starken Verlust an Mannschaft (6000 Mann) erlitten hatte und sein Heer sich in größter Unordnung befand. Unter den Gefallenen hatte Friedrich namentlich den Marschall Keith zu betrauern; Moritz von Dessau wurde durch seine Verwundung für immer unfähig zum Kampfe. Und um das Maß seines Unglück voll zu machen, starb seine geliebteste Schwester Wilhelmine von Bayreuth an eben jenem Unglückstage.

Daun rückte der preußischen Armee näher und sperrte derselben den Weg nach Schlesien, damit das österreichische Heer, das in Ober-Schlesien eingebrochen war, ungestört die Festung Neiße belagern und erobern könnte. Doch Friedrich zog seinen Bruder mit einem Theile der Truppen bei Dresden an sich, brach am 24. October von Bautzen auf, um jenem bedrohten Platze zu Hülfe zu kommen, und erreichte durch ausgezeichnete Märsche Görlitz und die weitere Straße nach Schlesien, ohne daß Laudon, der von Daun zu seiner Verfolgung abgeschickt worden war, es verhindern konnte. Von Lauban aus ließ er den Prinzen Heinrich mit der kleineren Hälfte des Heeres nach Hirschberg und Landshut ins Gebirge rücken, während er selber über Jauer und Schweidnitz bis nach Münsterberg vorging, wo er bereits den 6. November eintraf. Obgleich die Feinde vor Neiße von Daun durch Böhmen so zahlreich verstärkt worden waren, daß sie 30,000 Mann zählten, wagten sie dennoch nicht, sich mit dem Könige in eine Schlacht einzulassen, sondern hoben bei seiner Annäherung die Belagerung auf und zogen sich nach dem österreichischen Schlesien zurück.

Als Daun gesehen hatte, daß er den König nicht von seinem Marsche nach Schlesien abhalten konnte, war er plötzlich aufgebrochen, um im Verein mit der Reichs-Armee Dresden zu nehmen, das nur von schwachen Kräften vertheidigt und beschützt wurde. Die kleine Armee von Dresden setzte sich auf dem rechten Elbufer in der Nähe der Stadt fest, Dohna aber und Wedell, die vom Könige zum Schutze von Dresden herbeigerufen worden waren und sich in Berlin vereinigt hatten, retteten durch ihre Ankunft Torgau und Leipzig, die beide stark bedroht waren, und der Commandant von Dresden, Graf Schmettau, vertheidigte sich, indem er den 10. November die Vorstädte abbrennen ließ, so energisch, daß dem Könige dadurch Zeit gegeben wurde, selber herbeizueilen. Am 8. brach er von Münsterberg auf, und schon am 17. langte er in der Gegend von Bautzen an. Daun wartete seine Ankunft nicht ab; schon am 16. November hob

er die Belagerung von Dresden auf und ging mit seinem ganzen Heere nach Böhmen in die Winterquartiere, das Reichsheer aber ging nach Franken, so daß gegen die Mitte des December ganz Sachsen von den Feinden befreit war.

Konnte demnach Friedrich, ungeachtet seiner mannichfachen Verluste, den diesjährigen Feldzug noch immer günstig schließen, so hatte dazu nicht wenig die große Geschicklichkeit des Herzogs von Braunschweig beigetragen, der den Franzosen so viel zu thun gab, daß die beabsichtigte Vereinigung der französischen Armee unter Soubise mit der kaiserlichen unterblieb. Ferdinand war nämlich in der Nacht zum 2. Juni bei Emmerich, nahe der holländischen Grenze, über den Rhein gegangen und hatte die Franzosen vor sich hergetrieben, bis Clermont endlich oberhalb Krefeld eine feste Stellung einnahm, welche durch eine Landwehr, d. h. einen hohen, starken Wall mit tiefen und breiten Gräben zu beiden Seiten, außerordentlich geschützt war. Nur dadurch, daß der Herzog in einem kühnen Marsche durch kaum wegsame Gegenden und Engpässe mit seinem rechten Flügel den feindlichen linken umging, ward es ihm möglich, die Franzosen zurückzuwerfen. 30,000 Verbündete siegten hier über 47,000 Franzosen und brachten ihnen einen bedeutenden Verlust an Leuten bei, abgesehen von der reichen Beute, die während des kühnen Vorrückens ihnen in die Hände gefallen war. So große Freude dieser Sieg in England wie bei Friedrich erregte, so groß war die Bestürzung in Versailles. Clermont wurde abberufen, und in seine Stelle trat der Marquis v. Contades, dessen Heer wie das des Soubise verstärkt wurde. Letzterer war am Rhein zu nothwendig, als daß er, wie Oesterreich es verlangte, hätte nach Böhmen gehen können. Er brach von der Lahn auf, trieb das schwache Corps des Prinzen von Yſenburg nach Kassel zurück, in dessen Nähe er demselben bei Sandershausen am 23. Juli starken Verlust beibrachte, und nöthigte dadurch den Herzog Ferdinand, am 9. und 10. August bei Emmerich wieder über den Rhein zurückzugehen. Contades folgte ihm, doch ungeachtet Ferdinand durch 12,000 Engländer, die Franzosen durch 8—10,000 Sachsen verstärkt wurden, die sich dem preußischen Dienst entzogen hatten und unter den Befehl des sächsischen Prinzen Xaver gestellt waren, so fiel doch keine entscheidende Schlacht vor. Contades nahm seine Winterquartiere zwischen Rhein und Maas, Soubise zwischen Lahn und Main.

Während so die Franzosen in Europa wenig glücklich kämpften, hatten sie noch größeres Unglück in Amerika und Ostindien. Dies bewog denselben Minister, der das Bündniß mit Oesterreich zu Stande gebracht hatte, den Abbé Bernis, einen Versuch zu machen, ob nicht Friedrich zu einem Frieden auf Grund des Dresdener Friedens bereit sei, damit alsdann Frankreich seine ganze Kraft gegen England kehren könne; Friedrich aber ging auf nichts ein, sondern hielt am Bündniß mit England fest. In Folge dessen und weil weder Ludwig XV. noch die Pompadour mit diesen Schritten einverstanden waren, wurde Bernis gestürzt und Choiseul trat an seine Stelle; das

Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich wurde im December 1758 erneuert, aber dahin verändert, daß an Stelle von Hülfstruppen die Kaiserin sich mit Subsidien begnügen wollte, und daß Frankreich anstatt des „Kampfes bis zur Wiedereroberung Schlesiens" nur seine guten Dienste zur Wiedererwerbung versprach. Wie Preußen lehnte auch England Friedens-Anerbietungen ab, die ihm unter der Bedingung gemacht wurden, daß es sein Bündniß mit Friedrich aufgäbe. Schweden wurde durch russische Aufmunterung und durch französisches Geld zur weiteren Theilnahme an dem Kriege bestimmt, ja der neue Papst Clemens XIII. (seit 1758) suchte die Fürsten gegen Preußen aufzubringen, das sich ohne päpstliche Erlaubniß den königlichen Titel angemaßt habe. So ging der blutige Kampf weiter, der je länger je mehr für Friedrich ein bloßer Vertheidigungskrieg wurde, da alle Mittel fehlten, angriffsweise zu verfahren. Die Provinz Preußen war ganz in russischen, die Rheinlande meistens in französischen Händen, die Neumark und ein Theil von Pommern waren furchtbar verödet, die übrigen Provinzen mehr oder weniger vom Feinde ausgesogen. Seine meisten Hülfsmittel zog Friedrich deshalb aus Sachsen, Mecklenburg-Schwerin und Güstrow, zum Theil auch aus Schwedisch-Pommern und Anhalt, welches letztere, namentlich Zerbst, eine feindliche Stellung gegen ihn angenommen hatte. Abermals mußten Kostbarkeiten aus dem Berliner Schlosse zu Gelde gemacht werden, und mit England wurde im December 1758 der Subsidien-Tractat erneuert. Nur mit Mühe gelang es dem Könige, etwa 100,000 Mann auf die Beine zu bringen, zumal da nach den geringen Erfolgen des vergangenen Jahres der Zuzug von Ausländern sich bedeutend vermindert hatte. Mit so geringer Macht sollte er nach allen Seiten hin zahlreichen Feinden die Stirn bieten; er bedurfte daher bei so trüben Aussichten seiner ganzen Geisteskraft, und das umsomehr, als er im Jahre 1759 vielfach von harter Krankheit heimgesucht wurde, der sein schwacher Körper unterliegen zu müssen schien.

Während der Plan der Feinde dahin ging, daß die Russen und Oesterreicher sich mit einander verbinden sollten, um den König durch Uebermacht zu vernichten, wendete dieser alles Mögliche an, um diese Vereinigung zu verhindern. Deshalb hatte schon im Februar 1759 der General Wobersnow mit 4000 Mann einen Streifzug nach Polen unternommen, dort bedeutende Magazine zerstört, welche für das Vorrücken der Russen angelegt waren, und den polnischen Fürsten Sulkowski gefangen mit sich geführt, der die Russen auf alle Weise zu unterstützen bemüht war. Mit ebenso großem Glücke gelang es dem Prinzen Heinrich, im Monat April aus Sachsen nach Böhmen einzudringen und dort äußerst bedeutende Magazine zu vernichten. Dann wandte er sich im Mai gegen die Reichs-Armee nach Franken und richtete bis Bamberg und Nürnberg möglichst großen Schaden an den Vorräthen derselben an, ging darauf nach Sachsen zurück und schickte von dort aus dem Grafen Dohna Verstärkung, der das Vorrücken der Russen unter Soltykoff nach Kräften verhindern

sollte. In der That ging Dohna bis Posen den Russen entgegen, um ihre Magazine zu zerstören und dadurch ihren Anmarsch zu verzögern; doch richtete er nichts aus und wurde bis gegen die Oder zurückgedrängt. Der König übertrug deshalb dem General Wedell den unumschränkten Oberbefehl mit der Weisung, den Feind anzugreifen, wo er ihn zu schlagen hoffen könne. Dieser wagte nun am 23. Juli zwischen den Dörfern Paltzig und Kay, westwärts von Züllichau, den Angriff gegen 73,000 Russen, verlor aber von seinen 27,000 Mann fast 1/3 und mußte über die Oder zurückweichen, während Soltykoff bis Crossen vorrückte. Da er aber dort nicht — wie er erwartet hatte — die Oesterreicher vorfand und auch Mangel an Lebensmitteln litt, führte er das Heer nicht über die Oder, sondern ging vielmehr diesen Strom abwärts nach Frankfurt, das er bereits am 31. Juli besetzen ließ. Hier wollte er das Hülfscorps abwarten, das Daun ihm zugesagt hatte.

Diese Absendung zu verhindern zog sich Prinz Heinrich nach Bautzen, gleich darauf aber auf Befehl des Königs nach Sagan, nachdem er den General Fink mit einem kleinen Corps zurückgelassen hatte. Er traf dort am 28. Juli ein und zog noch andere Truppen an sich, übernahm aber dann das Commando über das Heer, mit welchem der König bis dahin bei Schmottseifen in der Nähe von Löwenberg Schlesien gedeckt hatte. Friedrich stellte sich an die Spitze des Heeres, das bis dahin sein Bruder geführt, ging den Bober abwärts, vereinigte sich am 6. August mit den Truppen des General Wedell bei Müllrose, und lagerte sich zwischen Frankfurt und Lebus. Doch hatte er den Anschluß der Oesterreicher an die Russen nicht hindern können. Mit großer Vorsicht war Laudon in Begleitung von Haddick zwischen der preußischen Armee bei Sagan und Bautzen die Neiße abwärts marschirt, und hatte sich am 3. August glücklich mit den Russen in Frankfurt vereinigt; Haddick aber, der nur den Marsch jenes hatte decken sollen, war um so weniger über seinen Rückmarsch besorgt, als einerseits Daun mit der Hauptarmee aus dem Gebirge hinabstieg und die Neiße und den Queiß abwärts zog, andererseits der General Fink sich am 1. August nach der Elbe zurückgewendet hatte, um der Reichs-Armee entgegen zu treten, die Dresden bedrohte. Kaum war jedoch letzterer bis Torgau gekommen, als er Befehl erhielt, eiligst zur Armee des Königs zu stoßen. Er erreichte ihn am 9. August in der Nähe von Lebus, und noch in derselben Nacht führte der König das vereinte Heer bei dem Dorfe Oetscher über die Oder. Der Feind, über 70,000 Mann stark, hielt sich in einem wohlbefestigten Lager zwischen Kunersdorf und Frankfurt. Mit 48,000 Mann begann der König am 12. August den Angriff gegen den linken Flügel der Feinde; anfänglich war er siegreich, die Hitze des Tages jedoch, die Schwierigkeiten des Terrains, welches namentlich dem Eingreifen der Cavallerie die größten Schwierigkeiten in den Weg legte, sowie das rechtzeitige Vorrücken Laudon's entrissen ihm den Sieg. Sein Verlust betrug 18 bis 20,000 Mann; mehr als 80 Stück Ge-

schütze, die bereits erobert waren, gingen wieder verloren, und fast die ganze preußische Artillerie, 165 Kanonen, fiel den Feinden in die Hände. Fast kein General war ohne Wunden geblieben, darunter auch Seidlitz. In wilder Flucht, wie sie bis dahin nie bei den Preußen gesehen worden, eilte Alles in Unordnung zurück, um sich über die beiden Schiffbrücken zu retten, doch gelang es, die Flüchtlinge vor denselben zu sammeln, und erst am folgenden Tage wurden sie neu geordnet hinüber geführt. Hätten die Feinde ihren Sieg verfolgt, so wäre das ganze preußische Heer vernichtet worden; so aber blieb dem Könige die Möglichkeit, am 18. eine feste Stellung zwischen Fürstenwalde und Müncheberg zu nehmen.

Der König, der beinah selbst gefangen, aber durch den Rittmeister v. Prittwitz gerettet worden war, war der Verzweiflung nahe, zumal da auch körperliche Leiden ihn zwangen, das Ober-Commando an den General Fink abzugeben. Er ernannte seinen Bruder zum Generalissimus des Heeres und befahl, seinem Neffen von der Armee schwören zu lassen. Nur das Gefühl seiner Pflicht gegen den Staat hielt ihn von dem furchtbaren Schritte ab, seinen Leiden gewaltsam ein Ende zu machen, und namentlich war es der Marquis d'Argens, der durch seine Theilnahme und ernste Ermahnungen dazu beitrug, daß der König wieder seiner Herr wurde. Aus Berlin, Stettin und Cüstrin versah er sich mit neuer Artillerie, zog von allen Seiten her Truppen an sich, und suchte vor allen Dingen dem bedrängten Sachsen Hülfe zu gewähren.

Die Reichs-Armee war nämlich in der Mitte Juni aus der Gegend von Nürnberg aufgebrochen, war durch Thüringen und über die Saale gegangen, und hatte in der Mitte August Wittenberg und Torgau genommen. Dann ward Dresden eingeschlossen, welches jedoch vom Grafen Schmettau tapfer vertheidigt wurde, und zugleich schnitt Daun durch seine Stellung dem Prinzen Heinrich die Möglichkeit ab, der Stadt Hülfe zu bringen. Dagegen schickte der König gegen Ende des August den General Wunsch mit Hülfs-Truppen ab, der zwar schnell nach einander Wittenberg und Torgau wiedernahm, doch vor Dresden erst da eintraf, als Schmettau bereits capitulirt hatte. Einerseits waren nämlich die Reichstruppen durch Oesterreicher verstärkt worden, andererseits hatte Schmettau gleich nach der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf vom Könige den Befehl bekommen, daß, wenn er sich nicht halten könnte, er darauf sehen solle, die königlichen Kassen in Sicherheit zu bringen, im übrigen die Stadt übergeben solle. Da er nun von dem Entsatz, der ihm so nahe war, keine Nachricht hatte, glaubte er am 4. September die vortheilhafte Capitulation annehmen zu müssen, kraft welcher er die Kriegskasse von $5\frac{1}{2}$ Million Thalern, die großen Vorräthe ꝛc. dem Könige retten konnte. Erst nach geschlossener Capitulation erhielt er den Brief des Königs, nach welchem er sich unter allen Umständen halten sollte; doch jetzt hielt er es trotz der Ermahnungen des Zweit-Commandirenden, des Obersten Hoffman, für unmöglich, die Verhandlungen rück-

gängig zu machen, und räumte am 9. die Stadt, die während des ganzen übrigen Krieges im Besitz der Feinde blieb. Der König war über diesen schweren Verlust, der dadurch noch schlimmer wurde, daß die Oesterreicher vielfach die Bedingungen der Capitulation nicht hielten, gegen Schmettau so aufgebracht, daß er ihn ohne Abschied entließ und ihm auf immer seine Gnade entzog.

Das feindliche Heer in Sachsen wurde darauf noch durch die Truppen des Haddick, das preußische durch ein Corps unter Fink verstärkt; Daun wollte im Verein mit Soltykoff Schlesien erobern. Dadurch aber, daß Prinz Heinrich von Schmottseifen aus in der Oberlausitz mehrere Magazine der Oesterreicher nahm, wurde Daun gezwungen sich hierher zurückzuziehen, und ließ nur Laudon bei den Russen, welche von der Armee des Königs beobachtet wurden. Darauf umging der Prinz in einem meisterhaften Marsche die Oesterreicher, vereinigte sich zu Anfang October mit dem Heere des Generals Fink, und bedrohte Dresden. Schnell wandte sich deshalb Daun mit seinem ganzen Heere nach dieser Stadt; er drängte zwar die Preußen nach Torgau zurück, bemühte sich jedoch vergeblich, sie aus ihrer dortigen festen Stellung sowie aus Sachsen zu vertreiben, und erlitt vielmehr bei den beschwerlichen Märschen sowie bei den wiederholten Angriffen so schwere Verluste, daß er von diesem Vorhaben abstehen mußte.

Um ihren Magazinen näher zu sein hatten die Russen, nachdem sie längere Zeit am linken Ufer der Oder unthätig verweilt, da sie trotz ihres Sieges den König nicht anzugreifen wagten, die Oder bei Beuthen überschritten. Als sie dann Glogau bedrohten, ging der König hier ebenfalls über den Fluß und stellte seine Truppen so auf, daß nicht etwa ein Bombardement stattfinden könnte; sich näher mit ihnen einzulassen, vermied er, da er auf ihren baldigen Abzug rechnete. In der That trat auch Soltykoff, da er nichts gegen die Festung ausrichten konnte und ein Angriff auf den König ihm bedenklich erschien, gegen Ende October seinen Rückmarsch nach Polen an, umsomehr als beständige Zwistigkeiten zwischen ihm und Laudon vorfielen und er auch die Nachricht erhielt, daß Daun ebenfalls die Winterquartiere zu beziehen im Begriff sei. Während er nach der Warte und Weichsel zurückging, trennte sich Laudon von ihm und nahm seinen Marsch über Kalisch und Krakau nach dem österreichischen Schlesien und Mähren, unaufhörlich von preußischen Schaaren beunruhigt, welche ihm den Marsch durch Schlesien sperrten, so daß er erst am Schlusse des November bei Teschen ankam. Von seinen 20,000 Mann brachte er nur die Hälfte zurück.

Da Friedrich durch Krankheit gezwungen war in Glogau zu bleiben, sandte er nach dem Abzuge der Russen den größten Theil seines Heeres unter dem General v. Hülsen nach Sachsen, um seines Bruders Heer zu verstärken, gegen den sich Daun gewandt hatte, indem er darauf rechnete, daß Friedrich durch die Russen festgehalten werde. In Folge dieser Verstärkung gelang es dem Prinzen, Daun zum Rückzuge zu nöthigen. Um diesen möglichst zu beschleunigen und

verlustvoll zu machen, schickte der König, der um die Mitte des November bei dem Heere eingetroffen war, den General Fink mit 12,000 Mann in den Rücken der Feinde nach Dippoldiswalde, Maxen und Dohna; doch von der Verbindung mit dem Könige abgeschnitten und von bedeutender Uebermacht angegriffen sah sich derselbe am 21. November gezwungen, sich mit seinem ganzen Corps gefangen zu geben; selbst der General Wunsch, der bereits mit einem Theile der Truppen entkommen war, mußte zurückkehren und die Gefangenschaft theilen. Eine solche Schmach war noch nie dem preußischen Heere widerfahren, und dies Unglück wurde noch dadurch vergrößert, daß bald darauf (3. December) der General Dierke, der auf dem rechten Elbufer bei Meißen stand, mit 1500 der Seinen gefangen genommen wurde. Doch selbst diese harten Schläge erschütterten den Muth des Königs nicht; durch Ferdinand von Braunschweig mit 12,000 Mann auf einige Zeit unterstützt blieb er in seiner Stellung und nöthigte dadurch Daun, auf engem Raume bei Dresden zu überwintern.

Glücklicher als der König war in diesem Feldzuge der Herzog Ferdinand gewesen, obgleich es anfänglich schien, als ob er der Uebermacht der Franzosen unterliegen würde. Schon im April hatte er nämlich den Versuch gemacht, Frankfurt zu erobern, er war jedoch bei Bergen zurückgeschlagen worden. Darauf hatte der französische Oberfeldherr Contades durch wohlgeordnete Entwürfe sowie durch große Uebermacht die Verbündeten die Fulda und Weser abwärts getrieben, und sogar im Juli Minden genommen. Unterdeß war auch eine zweite französische Armee vom Rheine aufgebrochen und hatte, langsam vorrückend, Münster erobert. Der Sieg jedoch, den der Herzog Ferdinand am 1. August bei Minden erfocht, — derselbe würde noch glänzender gewesen sein, wenn nicht der englische Obergeneral Lord Sackville im entscheidenden Augenblicke die Mitwirkung der englischen Reiterei versagt hätte, — entriß den Franzosen alle die bis dahin errungenen Vortheile. Minden fiel unmittelbar nach der Schlacht, Münster nach längerer Belagerung an Ferdinand zurück, und ungeachtet der Herzog von Broglio in die Stelle von Contades trat, mußten sich die Franzosen doch unter schweren Verlusten in die Stellungen zurückziehen, die sie zu Anfang des Feldzuges eingenommen hatten. Ein glücklicher Ueberfall, den der Erbprinz Karl Wilhelm von Braunschweig gegen den Herzog Karl Eugen von Würtemberg ausführte, der seine Truppen in der Stärke von 12,000 Mann den Franzosen zugeführt hatte und Fulda besetzt hielt (Ende des November), war so nachtheilig für die Franzosen, daß der Erbprinz in Folge dessen während des Winters bei der Armee des Königs verbleiben konnte.

Der Antheil der Schweden an diesem Feldzuge war wieder ein höchst unbedeutender Sie drangen zwar, als auch die letzten der ihnen gegenüberstehenden Preußen nach der Schlacht bei Kunersdorf zum Könige gerufen waren, durch die Ukermark bis Ruppin vor,

wurden jedoch schon im September allmählich wieder zurückgedrängt und zogen zu Anfang December über die Peene zurück.

Man berechnet den Verlust, den das preußische Heer in diesem unglücklichen Jahre 1759 erlitten hatte, auf 60,000 Mann; diese furchtbare Lücke wieder auszufüllen fehlte es um so mehr an Gelegenheit, als Oesterreich und Rußland beschlossen hatten, keine Auswechselung der Gefangenen mehr eintreten zu lassen, um den König dadurch zu zwingen, die Waffen niederzulegen; außerdem aber war schon alles Taugliche zum Kriegsdienste herangezogen, so daß der Nachwuchs nicht hinreichte, das Heer vollständig zu recrutiren. Wenn der König sich deshalb genöthigt sah, die fernere Werbung für sein Heer förmlich in Entreprise zu geben, so ist nicht zu verwundern, daß dem Heere allmählich die Tüchtigkeit zu fehlen begann, durch welche es früher sich ausgezeichnet hatte. Auch an Geldmitteln fing es an zu mangeln, so daß der König durch Verschlechterung der Münze sich Hülfe zu schaffen suchen mußte. Unter solchen Umständen war der Wunsch Friedrich's, Frieden zu machen, ein sehr dringender, doch den Grundsatz mochte er unter keinen Umständen aufgeben, nie einen entehrenden Frieden zu unterzeichnen. Schon im Herbste 1759 hatte er deshalb im Haag Verhandlungen mit Frankreich angeknüpft, wozu auch England seine Zustimmung gegeben; späterhin (März 1760) schickte er sogar einen ihm durch die Herzogin von Gotha empfohlenen geheimen Unterhändler nach Paris. Da jedoch Frankreich sich durch die Verträge mit seinen Verbündeten gebunden glaubte und nur mit England Frieden schließen wollte, um seine Kräfte gegen Friedrich zu kehren und sich in Deutschland für seine auswärtigen Verluste zu entschädigen, Pitt aber diesen erprobten Bundesgenossen nicht im Stich lassen wollte, so wurde nur der Vorschlag gemacht, einen allgemeinen Congreß zu eröffnen, auf den jedoch Friedrich nicht einging, da nur ein schneller Frieden ihm nützlich sein konnte. Ebenso gingen auch die Aussichten für Friedrich verloren, Dänemark, Spanien, Sardinien und die Türkei für sich zu gewinnen. Noch weniger richtete er am Petersburger Hofe aus, Rußland schloß sich vielmehr im März 1760 dem December-Bündnisse vom Jahre 1758 zwischen Oesterreich und Frankreich an, nachdem ihm die Provinz Preußen für seine Anstrengungen zugesagt worden war. Dennoch fehlte auch den Maßregeln, welche im Jahre 1760 zur Demüthigung Friedrich's ergriffen wurden, der nöthige Ernst, da gegenseitige Eifersucht unter den Verbündeten energisches Handeln verhinderte.

Jedenfalls war aber der König gezwungen, 1760 den Kampf aufs neue aufzunehmen, und zwar unter den traurigsten Aussichten. Mit 90,000 Mann sollte er 200,000 Feinden Widerstand leisten, ohne daß seine Truppen geeignet waren, kühne Angriffe zu unternehmen. Er mußte sich deshalb allein auf die Defensive beschränken. Mit etwa 40,000 Mann wollte er selber Sachsen gegen Daun decken, der mit den Reichsvölkern vereint 80,000 Mann zählte; Fouqué sollte mit etwa 10,000 Mann bei Landshut Schlesien gegen Laudon schützen, der mehr als 30,000 unter seinem Befehle hatte; der Prinz

Heinrich stand auf der Grenze von Schlesien und der Lausitz, um mit 35,000 Mann entweder gegen 70—80,000 anrückende Russen verwendet zu werden oder auch Sachsen Hülfe zu bringen; 5000 Mann endlich sollten die Schweden zurückhalten.

Der Anfang dieses Feldzuges schien nur eine Fortsetzung von den Unglücksfällen des vorigen Jahres zu werden. Während Friedrich in Sachsen durch Daun festgehalten wurde, brach Laudon im März in Schlesien ein, indem er es auf Glatz abgesehen hatte. Fouqué, der Breslau bedroht glaubte, wurde dadurch veranlaßt, Landshut zu verlassen und nach der Ebene hinauszugehen, worauf Laudon Landshut besetzte. Auf ausdrücklichen Befehl des Königs sollte nun Fouqué jene Stellung bei Landshut wieder nehmen; die späteren entgegengesetzten Befehle Friedrich's wurden vom Feinde aufgefangen. In der Nacht zum 23. Juni wurde aber Fouqué von Laudon umringt und angegriffen. Mit Löwenmuth vertheidigte sich zwar die kleine Schaar gegen die mehr als dreifache Uebermacht, mußte aber endlich unterliegen. Fouqué selber, stark verwundet und nur durch seinen Reitknecht Trautschke vom Tode gerettet, gerieth mit dem größten Theil der Seinen in Gefangenschaft, nur 1500 Mann retteten sich nach Breslau. Ganz Schlesien stand den Feinden offen; die Festungen glaubte man in kurzer Zeit nehmen zu können.

Deshalb brach der König, während Prinz Heinrich mit seinem Heere nach der Oder den Russen entgegenging, am 15. Juni von der Elbe auf, um Schlesien zu Hülfe zu eilen. Daun suchte durch die angestrengtesten Märsche dies zu verhindern und vor ihm Görlitz zu gewinnen. Da wandte sich der König plötzlich nach Dresden zurück und begann in der Mitte Juli die Belagerung dieser Stadt, nachdem er Lascy und die Reichs-Armee zurückgeworfen hatte; selbst durch die Ankunft Daun's ließ er sich davon nicht abhalten. Der General Macquire und die 14,000 Mann starke Besatzung vertheidigten sich jedoch so tapfer, daß der König am Ende des Monats nach Meißen abzog. Dort ließ er den General Hülsen zurück, und eilte nunmehr mit 30,000 Mann nach Schlesien, wo am 26. Juli nach kaum begonnener Belagerung die Festung Glatz durch die Schlaffheit des Commandanten und durch die Unzuverlässigkeit der Besatzung in die Hände der Oesterreicher gefallen war. Schlesien war aber in um so größerer Gefahr, als es zu gleicher Zeit von der österreichischen wie von der russischen Uebermacht bedroht ward.

Der Prinz Heinrich war nämlich über Frankfurt den Russen entgegen gegangen, welche namentlich in Pommern furchtbare Verheerungen anrichteten. Dies hatte Laudon benutzt; er war in das unbeschützte Schlesien eingebrochen, und hatte am letzten Juli Breslau von allen Seiten eingeschlossen. Der tapfere General von Tauenzien widerstand jedoch mit nur 3000 Mann Besatzung allen Drohungen und Schmeicheleien der Oesterreicher, zumal da er auf Hülfe von dem Prinzen Heinrich rechnen konnte, der vor den übermächtigen Russen schon am 1. August bei Glogau über die Oder

zurückgegangen war. In der That zog sich auch Laudon bei Heinrich's Annäherung von der Oder zurück, und als die Russen sich am 6. Breslau näherten, fanden sie statt der österreichischen die preußische Armee des Prinzen. Dieser hatte zwar durch seine Schnelligkeit die überaus wichtige Stadt gerettet, doch war er in der traurigsten Lage, da er mit geringen Kräften in der Mitte von 100,000 Feinden sich befand. Er bat deshalb den König, ihn seines Postens zu entheben, da er unter so bedrängten Umständen seiner Aufgabe sich nicht gewachsen glaube, und den unvermeidlichen Untergang des Staates vor Augen sehe. Doch wurde er durch die Antwort des Königs zum Bleiben bewogen, der durch die Mehrzahl der Feinde nicht entmuthigt war, sondern selbst unmöglich Scheinendes versuchen wollte.

Der Marsch des Königs von der Elbe nach Schlesien ist einer der merkwürdigsten während dieses ganzen Krieges. Während Daun ihm stets zur Seite blieb, ja vorauseilte, um ihm den Weg zu verlegen, folgte ihm Lascy, ohne daß sie jedoch passende Gelegenheit fanden ihn anzugreifen. Als Friedrich endlich bei Liegnitz anlangte, stand nicht nur die ganze feindliche Armee auf dem rechten Ufer der Katzbach, sondern auch Laudon war noch von Striegau herbeigekommen, und obenein erwarteten die Oesterreicher, ungeachtet sie allein schon etwa 90,000 Mann stark waren, noch ein Hülfscorps von Soltykoff, um den König einzuschließen und zu vernichten. Der König wandte sich deshalb nach Goldberg zurück, um wo möglich den linken Flügel der Feinde zu umgehen, fand aber die Zugänge ins Gebirge wohl versperrt. Er ging deshalb wieder nach Liegnitz, und wollte nach Parchwitz, um sich von dort nach Glogau oder nach Breslau zu wenden. Aufenthalt mußte Verderben bringen, da Czernitscheff mit einem russischen Corps von 24,000 Mann bereits den 14. August bei Auras den Fluß passirt hatte; überdies gingen Friedrich's Lebensmittel stark auf die Neige.

Daun, der die Preußen von drei Seiten umstellt hatte, hielt die Gelegenheit günstig für einen Angriff, und beschloß, sie in früher Morgenstunde des 15. August von allen Seiten her zu überfallen; Friedrich hatte jedoch schon während der Nacht sein Lager über Liegnitz hinaus nach dem Plateau von Pfaffendorf verlegt, das er ringsum besetzte. Es war etwa 3 Uhr am Morgen, als Laudon auf seinem Marsche unerwartet auf den linken, 14,000 Mann starken Flügel des Königs stieß. Er griff ihn zwar trotzdem mit seinen 35,000 Mann an, unterlag aber der bewundernswerthen Tapferkeit der Preußen. Bis 5 Uhr war die Schlacht entschieden. Gegen 6000 Todte und Verwundete und fast ebensoviel Gefangene nebst 82 Kanonen hatte Laudon verloren, während der König noch nicht 4000 Mann einbüßte. Der Wind hatte verhindert, daß Daun, welcher von der entgegengesetzten Seite anrückte, irgend etwas von dem Kanonendonner hörte; er war deshalb erstaunt, das preußische Lager vor Liegnitz leer zu finden, als er dasselbe angreifen wollte; einen Angriff, den er auf die Pfaffendorfer Höhen unternahm, wies Zieten, der

hier den rechten Flügel commandirte, mit großem Glücke zurück, so daß ihn der König auf dem Schlachtfelde zum General der Cavallerie ernannte. Mit großer Eile brach dann Friedrich auf, alles Eroberte sowie alle Verwundeten, die nur irgend transportabel waren, mit sich nehmend, und vereinigte sich glücklich mit seinem Bruder bei Breslau, da die Russen sich wieder über die Oder zurückgezogen hatten.

Diese Schlacht bei Liegnitz war der erste Sonnenblick des Glücks seit der Zorndorfer Schlacht, also nach zwei trüben Jahren. Noch aber war die Gefahr nicht überstanden. Zwar zunächst die Russen unter Czernitscheff, dann die Hauptarmee unter Soltykoff zogen auf die Nachricht von Friedrich's Siege sich zurück, und es wurde nur ein kleines Corps ihnen gegenüber gelassen; mit 50,000 Mann brach dann der König zu Ende des August gegen Daun auf, um ihn nach Böhmen zurückzuwerfen. Längere Zeit stand man sich in der Gegend von Schweidnitz und Glatz gegenüber, ohne Erfolge zu erringen; Daun suchte sich endlich dadurch in Schlesien zu behaupten, daß er mit den Russen einen Angriff auf Berlin verabredete; dadurch glaubte er, den König nach der Mark locken zu können. Deshalb brach Lascy zu Ende des September mit 15,000 Mann auf, um Berlin von der Südseite her anzugreifen, während die Russen, 20,000 Mann stark, unter Czernitscheff und Tottleben zu beiden Seiten der Spree von Osten her anrückten. Die Stadt hatte nur drei Garnison-Bataillone zur Besatzung, doch leiteten der greise Lehwald und der noch in der Heilung begriffene Seidlitz die Vertheidigung gegen Tottleben, der am 3. October zuerst vor der Stadt anlangte und sie zur Uebergabe aufforderte, so geschickt, daß die Russen bis Köpnick zurückgingen. Darauf eilten der Prinz Eugen von Würtemberg von Templin und der General Hülsen von Sachsen her der Stadt zu Hülfe, so daß am 7. bereits 14,000 Mann versammelt waren. Da aber unterdeß sämmtliche Russen und Oesterreicher in die Nähe der Stadt gekommen waren, beschloß man, in der Nacht zum 9. nach Spandau abzumarschiren, weil die Plünderung der Stadt zu befürchten stand, wenn man es auf eine Schlacht ankommen ließe und diese verloren ginge. Zugleich schloß die Stadt eine Capitulation mit Tottleben, der am Morgen des 9. zuerst einrückte. Die Stadt mußte 1½ Million Thaler Contribution und 200,000 Thaler Douceurgelder zahlen, die Garnison sich kriegsgefangen ergeben. Alles königliche Eigenthum wurde theils weggeführt, theils vernichtet, auch mehrere Bürgerhäuser geplündert; doch benahmen sich im Ganzen die Russen gut. Schlimmer als hier hausten die Feinde, besonders die sächsischen Truppen, auf dem platten Lande und in den königlichen Schlössern, z. B. in Charlottenburg; nur in Potsdam wußte der österreichische General Esterhazy alle Ausschweifungen zu verhindern. Bald aber zogen die Feinde ab; auf die Nachricht, daß Friedrich aus Schlesien aufgebrochen sei, verließen sie schon am 12. October eiligst die Stadt; die Russen gingen zu ihrer Hauptarmee zurück, die unterdeß bis Frankfurt gegangen war und nun nach Drossen sich wandte; die Oester-

reicher eilten nach Torgau. Daß Berlin nicht mehr zu leiden hatte, verdankte die Stadt besonders den Bemühungen des hiesigen Kaufmanns Gotzkowsky und des holländischen Gesandten Verelst. Die ausgezeichnet patriotische Haltung der Bürger bei diesem Unglück aber bewog den König, die gesammte Contribution der Stadt zu ersetzen; nur befahl er, das strengste Stillschweigen darüber zu beobachten.

Der König war in der That am 4. October aus seinem Lager aufgebrochen, um der heimgesuchten Mark zu Hülfe zu kommen. Da er jedoch den Abzug der Feinde erfuhr, wandte er sich von Guben über Lübben nach der Elbe, die er am 23. bei Wittenberg erreichte; Tags zuvor war Daun, der ihm stets zur Seite geblieben, bei Torgau über die Elbe gegangen. Sachsen war damals nämlich fast ganz für den König verloren gegangen. Bei dem Abzuge des Königs von hier zu Anfang August hatte Hülsen mit 8000 Mann dies Land gegen die Reichs-Armee vertheidigen sollen, welche nach der Vereinigung mit dem Corps des Haddick 35,000 Mann zählte, ungerechnet die Truppen des Herzogs Karl Eugen von Würtemberg, der, da ihm weder Oesterreich noch Frankreich Subsidien zahlen wollten, auf eigene Hand Krieg führte und sich durch Contributionen und Plünderungen seine Auslagen bezahlt zu machen suchte. So großer Uebermacht hatte Hülsen nicht Widerstand leisten können; wenn er auch bei Strehla dem Feinde einen empfindlichen Verlust beibrachte, so konnte er doch weder Torgau noch Wittenberg halten, und da ihm der gerade Weg nach Berlin abgeschnitten war, führte er sein kleines Heer in die Gegend von Coswig, wo er am 3. October eintraf. Als er gleich darauf von hier abzog, um Berlin Hülfe zu bringen, war Sachsen ohne allen Schutz den Feinden bloßgestellt.

Der König fand alle Elbübergänge in der Nähe von Wittenberg von den Feinden besetzt; er überschritt deshalb weiter abwärts bei Roslau am 26. October den Fluß, und vereinigte sich mit dem Prinzen von Würtemberg und dem General Hülsen, welche nach dem Abzuge der Russen von Berlin über Magdeburg nach Dessau gegangen waren. Der Prinz hatte seinem Bruder, dem Herzoge von Würtemberg, bei Köthen einen so empfindlichen Verlust beigebracht, daß dieser mit seinem Corps über die Saale durch Thüringen und Franken nach Hause zurückgekehrt war. Noch am Schlusse des October wurde Leipzig von den Preußen genommen, und die Reichs-Armee zog sich nach dem Erzgebirge zurück. Es blieb aber noch die schwerste Arbeit übrig. Daun mußte aus seiner festen Stellung bei Torgau gedrängt werden, da sonst der König zu befürchten hatte, daß die Russen, die noch in der Neumark standen, umkehren und sich mit den Oesterreichern vereinigen möchten; der König wäre dann von seinen Ländern abgeschnitten und genöthigt gewesen, seine Winterquartiere an der Saale und Mulde zu nehmen. Es war jedoch kein geringes Wagestück für die 45,000 Preußen, die 65,000 Oesterreicher unter Daun anzugreifen. Dieser stand mit äußerst zahlreicher Artillerie bei Tor-

gau auf den Siptitzer Höhen, welche durch ihre Steilheit und durch einen davor liegenden sumpfigen Graben in der Front unangreifbar waren. Der König theilte deshalb sein Heer; mit $^2/_3$ desselben wollte er den rechten Flügel der Feinde umgehen und sie im Rücken angreifen, mit einem Drittel sollte dann Zieten den linken Flügel anfallen, wenn der König seinen Angriff begonnen hätte. Der 3. November war zur Schlacht bestimmt, doch er schien anfänglich Verderben für die Preußen bringen zu wollen. Daun war der Marsch des Königs nicht verborgen geblieben, und er hatte seine Front umgewendet. Als nun endlich am Nachmittage der König mit dem Vortrabe den Feind umgangen hatte, wurde er durch Kanonendonner von Zieten's Seite her zu dem Glauben gebracht, daß dieser sich bereits in den Kampf eingelassen habe, griff mit den geringen Kräften an, die ihm zunächst zu Gebote standen, und brachte nur sehr allmählich die übrigen Truppen ins Feuer. In Folge dessen wurden die Angriffe, welche mit unzureichenden Kräften unternommen wurden, von den Oesterreichern siegreich abgeschlagen; furchtbar war der Verlust, den die Preußen durch die feindliche Artillerie erlitten; mit wechselndem Glücke schlug man sich bis 6 Uhr, wo die Dunkelheit dem Kampfe ein Ende machte. Der König brachte eine schreckliche Nacht in dem nahen Dorfe Elsnig zu, ungewiß, ob er besiegt oder Sieger sei. Unterdeß aber hatte Zieten, als er die furchtbare Kanonade hörte, seine Truppen wenn auch verspätet vorgeführt, und da der Feind gegen ihn nur wenige Truppen hatte stehen lassen, war er in seinem Unternehmen glücklich; zugleich gingen auch von des Königs Seite der Major Lestwitz und der General Hülsen noch einmal zum Angriff vor. Bis spät 9 Uhr ward gekämpft; dann lagerten in buntem Gemisch Preußen und Oesterreicher um die Wachtfeuer, um dort zu erwarten, welche Entscheidung der nächste Tag bringen würde. Am Morgen des 4. konnte Zieten dem Könige den Sieg verkünden, aber er war theuer erkauft. Die Preußen hatten 13,000 Mann verloren, darunter 3000 Gefangene, die Oesterreicher über 16,000, darunter 7000 Gefangene. Außerdem waren gegen 50 Geschütze den Preußen in die Hände gefallen.

Daun selber war in der Schlacht verwundet worden; er gab Torgau auf und zog sich nach Dresden zurück, so daß er dieselbe Stellung wie am Schlusse des vorigen Feldzuges einnahm. Die Reichs-Armee ging nach Thüringen, Laudon aber, der durch den General Golz an der Eroberung von Kosel verhindert wurde, räumte Schlesien bis auf wenige Punkte; die Eroberung von Glatz war Alles, was die Oesterreicher in diesem Jahre gewonnen hatten. Die Russen endlich, welche Pommern und die Neumark verheert und selbst die Ukermark und das Havelland geplündert hatten, zogen sich unter ihrem neuen Heerführer Buturlin nach Polen zurück.

Die Unternehmungen der Schweden waren auch in diesem Jahre ebenso wenig erfolgreich wie früher. Bis Anfang September waren sie nur bis Pasewalk vorgerückt und schienen abwarten zu wollen, welchen Erfolg der Angriff der Russen auf Kolberg haben würde.

Eine starke russisch-schwedische Flotte erschien zu Ende August vor dieser Stadt und landete 8000 Mann, zu denen noch andere Truppen durch Polen her stießen. Der tapfere Major v. d. Heyde und die patriotische Bürgerschaft ließen sich aber durch das starke Bombardement der Russen nicht schrecken, und erhielten schon am 18. September Hülfe durch den General Werner, der in Eilmärschen von Glogau her mit einer kleinen Schaar angelangt war. Die bestürzten Russen ließen 22 Geschütze im Stich und eilten, die hohe See zu erreichen. Da nun gleich darauf Werner gegen die Schweden rückte und auch von der anderen Seite der Prinz von Würtemberg herankam, so zogen sich die Schweden zu derselben Zeit zurück, als die Russen und Oesterreicher nach Berlin vordrangen. Der General Belling trieb dann nebst Werner die Schweden zu Ende October über die Peene zurück.

In den Rheingegenden, wo bedeutende Truppenmassen einander gegenüberstanden, — die Franzosen unter Broglio zählten 125,000 Mann, die Verbündeten unter Ferdinand werden auf 90,000 Mann angegeben, — wurde trotzdem keine Entscheidung herbeigeführt. Der Krieg hielt sich vorzugsweise in den Gegenden um die Diemel, wo man durch kühne Manöver sich gegenseitig zu verdrängen suchte. Wenn auch am 31. Juli die Verbündeten bei Warburg den Franzosen einen empfindlichen Verlust beibrachten, so wurde doch dadurch keine Entscheidung herbeigeführt, vielmehr nahmen letztere Kassel und machten sich zu Herren von ganz Hessen. Hierauf schickte Ferdinand den Erbprinzen Karl von Braunschweig, der sich durch seine Tapferkeit und Umsicht besonderen Ruhm erwarb, zur Eroberung von Wesel, um dadurch die Franzosen zum Rückzug zu bewegen; doch mußte der Prinz dies Unternehmen aufgeben, nachdem er am 16. October mit unentschiedenem Glücke beim Kloster Kamp in der Nähe von Geldern gekämpft hatte. Die Franzosen behaupteten ihre Winterquartiere an der Werra und Fulda, rechts bis Gotha, links an der Sieg bis zum Rhein.

Ungeachtet der beiden Siege, welche den preußischen Waffen neuen Glanz verliehen, hatte sich die Lage des Königs so verschlimmert, daß er mit Freuden die Aussicht auf Frieden begrüßte. Als nämlich im October 1760 König Georg II. gestorben und ihm sein Enkel Georg III. gefolgt war, benutzte Frankreich, das fortgesetzt unglücklich in Amerika gekämpft, diese Thronveränderung, England zu einem Waffenstillstand aufzufordern, um desto bequemer über den Frieden zu berathen. Da seinen Verbündeten, vielleicht nur Oesterreich ausgenommen, ein ehrenvoller Frieden nicht weniger erwünscht war, so forderte es im März 1761 unter Zustimmung von Maria Theresia und Elisabeth England und Preußen auf, zu diesem Zwecke Gesandte nach Augsburg zu schicken, während es noch insgeheim in London dahin arbeitete, sich unmittelbar mit England zu einigen. Doch weder hier noch in Augsburg wurde ein Erfolg erzielt. England wie Preußen weigerten sich, zu den Verhandlungen einen kaiserlichen Ge-

sandten zuzulassen, da der König nicht sowohl mit dem Kaiser als vielmehr mit der Königin von Ungarn und Böhmen Krieg geführt habe. Oesterreichischer Seits bestand man hartnäckig auf dieser Forderung, und so zerschlugen sich die Verhandlungen schon bei ihrer Einleitung. Das Schwert also sollte die Entscheidung herbeiführen.

Inzwischen hatten schon im Januar 1761 die Franzosen von Gotha aus einen Streifzug über die Unstrut gemacht, um die dort stehende schwache Schaar der Preußen zurückzutreiben und Lebensmittel aus jenen Gegenden zusammen zu bringen, welche bis dahin sehr wenig von dem Kriege gelitten hatten. Die Preußen erlitten dabei nicht unbedeutenden Verlust, wurden aber durch den General Syburg von der Saale her verstärkt und schlossen sich dem Angriffe an, den Herzog Ferdinand machte, um die Franzosen wo möglich nach dem Main zurückzutreiben und Kassel wieder zu erobern. Es gelang nun zwar den Verbündeten, das gegenüberstehende sächsische Corps am 15. Februar bei Langensalza zu schlagen, ihm 2000 Mann an Gefangenen abzunehmen, und es über die Werra zurückzudrängen; die Belagerung von Kassel aber mißglückte, da Broglio von Frankfurt her zum Entsatz eilte. Syburg, der sich bald wieder von der Armee des Herzogs getrennt hatte, brachte aus ganz Thüringen mehr als eine Million baar als Kriegssteuer zusammen, ferner außerordentlich große Vorräthe von Getreide und Fourage, sowie eine bedeutende Anzahl von Recruten, durch welches Alles der König nicht wenig in seinen Vorbereitungen zu dem neuen Feldzuge unterstützt wurde. Dann drängten preußische Schaaren an der Saale und Elster aufwärts, vertrieben die Reichsvölker und kehrten mit reicher Beute zurück.

Ebenfalls schon früh, im April, drang Laudon, der ein selbstständiges Commando erhalten hatte, in Schlesien ein, wo der General Golz zu schwach zum Widerstande war. Ihm eilte der König, der seinen Bruder Heinrich mit 30,000 Mann in Sachsen zurückließ, zu Anfang des Mai mit so großer Schnelligkeit zu Hülfe, daß er in 10 Tagen 31 Meilen zurücklegte. Da jedoch einerseits der König sein noch wenig geübtes Heer schonen mußte, andererseits Laudon gemessenen Befehl hatte, nichts Ernstliches zu unternehmen, sondern die Ankunft der Russen abzuwarten, mit denen er sich verbinden sollte, so lag man hier lange Zeit einander unthätig gegenüber. Inzwischen kamen die Russen heran; ihnen schickte Friedrich, während er selbst in der Gegend von Schweidnitz gegen Laudon Stellung behielt, den General Golz entgegen, der von Glogau aus sie beobachtete und auch einen Angriff auf sie beabsichtigte, als er plötzlich starb. Wenn es dann auch dem Könige durch gefährliche, aber glückliche Märsche gelang, die Vereinigung der Russen und Oesterreicher in Ober-Schlesien zu vereiteln, so konnte er doch nicht verhindern, daß die Russen unter Buturlin am 11. August bei Leubus die Oder überschritten, und Laudon bei Schweidnitz in die Ebene hinabstieg, so daß endlich bei Striegau die so lange beabsichtigte Vereinigung beider Heere zu Stande kam.

Dem feindlichen vereinigten, 130,000 Mann starken Heere hatte Friedrich nur 50,000 entgegen zu stellen. Er war in Folge dessen auf die strengste Defensive beschränkt, und bezog deshalb am 20. August ein festes Lager bei Bunzelwitz, wo er das Heer aus dem nahen Schweidnitz bequem mit Lebensmitteln versorgen konnte. Bald wurde er fast auf allen Seiten vom Feinde umringt. Wenn auch sein Lager mit großer Geschicklichkeit angelegt war und durch Minen, Wolfsgruben und spanische Reiter geschützt wurde, so war es doch nicht so fest, daß es nicht, schon wegen der überaus zahlreichen Artillerie der Feinde, hätte überwältigt werden können, so daß der König längere Zeit die Armee des Nachts unter dem Gewehr stehen, bei Tage ruhen ließ. Dennoch wurde von dem Feinde ein Angriff auch nicht einmal versucht. Buturlin, der bei der lebensgefährlichen Krankheit seiner Kaiserin Elisabeth es nicht mit dem Thronfolger Peter III. verderben mochte, wollte in keinen Angriff willigen, vielmehr nur dann den Oesterreichern Hülfe leisten, wenn sie von den Preußen angegriffen würden. Der Mangel an Verpflegung sowie die sichere Aussicht, daß man den König doch nicht aushungern könne, bewogen endlich die Führer, sich am 9. September zu trennen. Die Russen zogen nach der Oder und ließen nur ein Corps unter Czernitscheff bei den Oesterreichern zurück. Um sie zum Rückzuge nach Polen zu veranlassen, schickte Friedrich den General v. Platen mit 8000 Mann in ihren Rücken, dem es gelang, bedeutende Vorräthe zu vernichten, und der sich über Landsberg nach Kolberg zog, als die Russen am 14. September bei Steinau über die Oder gingen und ihm den Rückweg zum Heere des Königs abschnitten.

Bis zum 25. September blieb der König in seiner Stellung, dann brach er auf und bedrohte Mähren und Glatz in der Meinung, daß Laudon ihm folgen würde. Dieser aber benutzte die Abwesenheit des Königs, eroberte am 1. October Schweidnitz durch Sturm, und nahm die gegen 4000 Mann starke Besatzung gefangen. Dieses Unglück zerstörte alle Pläne des Königs; den Oesterreichern blieb dadurch ein großer Theil von Schlesien, denn bei der vorgerückten Jahreszeit und bei den geringen Kräften Friedrich's war keine Aussicht vorhanden, daß er in diesem Jahre die Wiedereroberung möglich machen könne. Um wenigstens Breslau und Neiße zu decken, bezog er darauf bei Strehlen Kantonirungs-Quartiere, während Laudon unthätig bei Schweidnitz blieb und gegen Ende November in die Winterquartiere ging. In jener Stellung bei Strehlen war es, wo der König in Gefahr war, durch den Verrath des schlesischen Barons Warkotsch den Oesterreichern in die Hände zu fallen. Die Nacht vom 30. November war zur Ausführung bestimmt, glücklicherweise wurde aber die Ausführung durch den Jäger des Barons, Kappel, verhindert, der dem Könige die Sache entdeckte.

Nicht minder traurig als in Schlesien gestalteten sich die Dinge auch für den König in Pommern. Dies Land sollte der Prinz von Würtemberg mit geringen Streitkräften gegen die Schweden

und Russen vertheidigen, von denen die letzteren um jeden Preis Kolberg erobern wollten, um ihre Winterquartiere in Pommern nehmen zu können. Mit etwa 12,000 Mann bezog der Prinz am 4. Juni ein festes Lager in der Nähe der Stadt, das durch Sümpfe wohl geschützt war. Nach der Mitte August schloß Romanzow Stadt und Lager ein, während vor der Mündung der Persante eine starke russisch-schwedische Flotte erschien. Um seine Länder gegen solche Angriffe zu sichern, hatte Friedrich schon mehrfach von den Engländern die Sendung einer Flotte nach der Ostsee verlangt, diese aber hatten sie stets verweigert, einmal weil sie ihre Schiffe anderweitig nothwendig brauchten, dann auch weil sie mit den Russen, welche das Erscheinen eines englischen Geschwaders in der Ostsee sehr übel genommen haben würden, sich nicht überwerfen wollten. Durch die Ankunft des Generals v. Platen zu Anfang October wurden die Belagerten auf 16,000 Mann gebracht, doch war auch diese Macht nicht im Stande, etwas gegen die Russen zu unternehmen, da Buturlin, der sich ebenfalls nach diesen Gegenden zog, das Belagerungscorps verstärkte. Selbst nachdem die Flotte wegen der stürmischen Jahreszeit hatte absegeln müssen, konnte doch zur See der Mangel an Munition und Lebensmitteln von Stettin aus nicht gehoben werden, da die Schweden die Insel Wollin besetzt hielten. Platen, der deshalb zu Lande einen Transport von Stettin nach Kolberg schaffen wollte, wurde nach ersterer Stadt zurückgedrängt, so daß der Prinz, da der höchste Mangel ein längeres Verbleiben nicht gestattete, am 14. November auf gefährlichem Wege längs der Küste seine Truppen von Kolberg fortführte und sich mit Platen vereingte. Vergeblich versuchten dann beide nochmals von außen die Belagerungslinie zu durchbrechen; der tapfere Oberst v. d. Heyde sah sich deshalb am 16. December genöthigt, die Stadt nebst 3000 Mann Besatzung dem Feinde zu übergeben, und die Russen nahmen nun ihre Winterquartiere in Pommern. Der Prinz wandte sich darauf nach Mecklenburg; bei seiner Ankunft zogen sich die Schweden, gegen welche den Sommer hindurch der General Belling mit einer unbedeutenden Schaar den kleinen Krieg glücklich geführt hatte, über die Peene zurück.

Sachsen hatte der Prinz Heinrich mit 30,000 Mann gegen 50,000 unter Daun zu vertheidigen. Da letzterer gemessene Befehle hatte, nicht eher etwas Bedeutenderes zu unternehmen, bis in Schlesien der entscheidende Schlag gegen den König gefallen sei, und da erst zu Anfang November ihm größere Verstärkung von Laudon geschickt wurde, so verging die zum Kampf geeignete Jahreszeit, ohne daß irgend Wichtiges geschehen wäre. Man bezog dann die Winterquartiere um so früher, als man den König für so geschwächt hielt, daß man im nächsten Jahre mit leichter Mühe Sachsen und Schlesien würde nehmen können.

Die Franzosen führten in diesem Jahre den Krieg mit größerem Eifer; um bei den damals eingeleiteten Friedens-Verhandlungen im Vortheil zu sein, beschlossen sie Hannover zu erobern und zu dem

Zwecke zwei Heere von zusammen 170,000 Mann auszurüsten; die nothwendigen Zurüstungen hierzu verzögerten sich aber bis in den Juni. Dann vereinigten sich die beiden Oberfeldherren, Soubise vom Rheine, Broglio von Hessen her, zwischen Ruhr und Lippe, und glaubten mit 110,000 Mann den Herzog, der nur 60,000 befehligte, über die Lippe jagen zu können. Da dieser jedoch am 15. und 16. Juli bei Vellinghausen, in der Nähe von Hamm, ihre Angriffe zurückschlug, trennten sich beide wieder, und suchten jeder für sich Eroberungen zu machen und den Herzog von dem linken Weserufer zu verdrängen; doch wußte sich dieser hier zu behaupten, und es gelang den Franzosen nicht, irgend welche Vortheile zu erringen.

So traurig wie der diesmalige hatte noch kein Feldzug für Friedrich geendet. Ein großer Theil von Schlesien, die Neumark und Pommern bis an die Wälle von Stettin war in die Hände der Feinde gefallen, seine übrigen Länder hatten zum Theil stark gelitten. Dazu kam, daß in England ein Ministerwechsel eintrat, der die traurigsten Folgen für Preußen herbeiführte. Frankreich hatte im August 1761 mit Spanien und den übrigen bourbonischen Höfen ein Familien-Bündniß zu gegenseitigem Schutze geschlossen, und Pitt hatte deshalb verlangt, daß man auch Spanien den Krieg erkläre, weil dessen neutrale Haltung Frankreich zu Gute kam und weil es dazumal mit seinen Rüstungen noch nicht fertig, also leicht angreifbar war. Da er mit seiner Forderung nicht durchdrang, legte er sein Ministerium nieder, und Lord Bute trat im October an seine Stelle. Dieser erneuerte das mit Preußen nur immer auf ein Jahr geschlossene Bündniß nicht wieder, und so gingen für Friedrich die bedeutenden Subsidien verloren. Deshalb schien sein Untergang so gewiß, daß Maria Theresia auf den Rath von Daun zur Erleichterung für ihre Finanzen 20,000 Mann von ihrem Heere entließ. So sehr aber auch der König durch alles dies gebeugt wurde, so verlor er doch nicht den Muth, zumal da die patriotische Stimmung im Lande durch ehrwürdige Geistliche kräftig gehoben wurde; überall zeigte sich freudige Bereitwilligkeit, Gut und Blut für König und Vaterland zu opfern, und diese Stimmung konnte nur vortheilhaft auf das Heer zurückwirken. Durch den Abschluß eines Freundschafts- und Handels-Bündnisses mit der Türkei im März 1761 eröffnete sich wenigstens die ferne Aussicht, daß die Türkei sich gegen Oesterreich erheben werde. Einen gewisseren Ausgang versprachen die Verhandlungen mit dem Tartaren-Khan der Krim, Kerim Gerai, der 16,000 Mann durch Polen nach Schlesien schicken und ein noch größeres Heer in Rußland einfallen lassen wollte.

Da aber änderten sich plötzlich die Verhältnisse. „Das Etwas, das dort oben ist, und das aller Weisheit der Menschen spottet", wie der König in einem Briefe an den Marquis d'Argens sich ausdrückt, rettete Friedrich von dem Untergange, der allen unvermeidlich schien. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland starb am 5. Januar 1762, und ihr Neffe Peter III., dieser enthusiastische

Verehrer Friedrich's, bestieg den Thron. Friedrich beeilte sich, seine Glückwünsche an ihn nach Petersburg zu übersenden; er versicherte ihn seiner alten Freundschaft und zeigte ihm an, daß er sofort alle russischen Gefangenen auf freien Fuß gesetzt habe. Der Kaiser ließ sich nicht an Großmuth übertreffen; auch er schickte sämmtliche preußische Gefangene zurück; schon am 16. März wurde zu Stargard ein Waffenstillstand und am 5. Mai zu Petersburg Frieden geschlossen, in welchem Rußland alle Eroberungen in Preußen und Pommern ohne Entschädigung zurückgab und seine Truppen von dem österreichischen Heere abrief. Schon im März hatte Czernitscheff die Oder überschritten, die preußischen Provinzen wurden allmählich von dem russischen Heere geräumt. Diesen Friedensschluß benutzte auch Schweden, um einen Krieg zu beendigen, der dem Lande viel gekostet und keine Ehre gebracht hatte. Schon im April trat ein Waffenstillstand ein, und am 22. Mai erfolgte der Frieden zu Hamburg. Jenem Frieden mit Rußland aber folgte schnell ein enges Bündniß, demzufolge Czernitscheff mit seinen 15—20,000 Mann auf dem Heimmarsche umkehrte und sich schon Ende Juni mit der Armee des Königs bei Lissa vereinigte.

Dadurch wurde die ganze Sachlage geändert: Preußen, von Rußland unterstützt, konnte jetzt wieder zur Offensive übergehen, während Oesterreich nicht nur der Hülfe Rußlands beraubt, sondern auch durch dasselbe bedroht und einen Angriff der Türken fürchtend, in die Defensive zurückgeworfen war. In Folge dessen war Maria Theresia jetzt damit einverstanden, daß Frankreich, welches gleichfalls das Eingreifen Rußlands fürchtete, Frieden mit England schlösse, vorausgesetzt, daß sie Glatz bekäme und Sachsen Entschädigung erhielte. So begannen denn zwischen Frankreich und England Verhandlungen, welche später zum Präliminar-Frieden zu Fontainebleau (3. November) führten.

Rührend war die Freude, welche sich in Berlin wie in dem ganzen Lande über diese ganz unerwartete Wendung des Schicksals Preußens aussprach; auch Friedrich konnte nicht Worte der Dankbarkeit genug finden für den Freundschaftsdienst, den Peter ihm erwiesen, und that alles Mögliche, dem Kaiser seine Hochachtung zu bezeigen, da er in ihm den Retter von unvermeidlichem Untergange ehrte. Dabei wandte er aber seine ganze Sorge auf die Ergänzung seines Heeres, wobei es ihm zu Statten kam, daß die Russen auch in den von ihnen besetzt gehaltenen Landestheilen Aushebungen zuließen, während Oesterreich bedeutende Zeit zu seinen Rüstungen nöthig hatte, um die großen Lücken auszufüllen, welche durch die erwähnte Entlassung der Truppen und durch den Abzug Russen in seinem Heere entstanden waren.

Sobald die Russen sich mit Friedrich vereinigt hatten, brach dieser von Breslau auf mit dem Vorsatz, die Oesterreicher aus Schlesien zu verdrängen und zu diesem Behufe zunächst Schweidnitz wieder zu erobern. Daun, der ihm hier gegenüber stand, zog sich auf das Gebirge, nahm seine Stellung bei Burkersdorf, am Austritt der

Weistritz aus dem Gebirge, über Freiberg bis nach Hohen-Friedberg, und schützte dadurch Schweidnitz. Der König ließ den linken Flügel der Feinde umgehen und bedrohte die großen Magazine von Braunau. Dies bewog Daun, seine Mitte und seinen linken Flügel an das linke Ufer der Weistritz zurückzuziehen, und alle entbehrlichen Truppen bis nach Braunau vorzuschieben. Darauf zog der König den größten Theil seines rechten Flügels, ohne daß der Feind es merkte, hinter seiner Armee fort, um die Verbindung zwischen Daun und Schweidnitz abzuschneiden. Da jedoch traf wie ein Donnerschlag die Nachricht am 18. Juli bei Czernitscheff ein, daß Peter III. von seiner Gemahlin Katharina II. am 9. Juli vom Throne gestoßen worden sei, sowie gleichzeitig der Befehl erging, daß die russische Armee der Kaiserin Treue schwören und unverzüglich nach Polen zurückkehren sollte. Ueberdies kam auch bald darauf die Meldung, daß die Russen in Preußen sich anschickten, die Feindseligkeiten wieder zu erneuern. Da den Oesterreichern diese Vorfälle noch unbekannt waren, so wollte der König — so lange sie noch glaubten, daß die Russen an seiner Seite kämpften — einen Angriff auf sie machen, den die Russen scheinbar unterstützen sollten; es gelang ihm auch, Czernitscheff zu überreden, daß er die erhaltenen Befehle noch drei Tage lang unausgeführt ließe.

Diese kurze Zeit benutzte Friedrich aufs Beste. Meisterhaft umging er Schweidnitz mit seinem linken Flügel und griff am 21. Juli den Feind in seiner überaus festen Stellung von Burkersdorf östlich bis Leutmansdorf an. Da zu gleicher Zeit in der ganzen übrigen Linie die Preußen Schein-Angriffe machten, und auch die Russen aus ihrem Lager in die Schlachtreihe einrücken zu wollen schienen, wurde Daun verhindert, seinen rechten Flügel gehörig zu unterstützen, so daß die Oesterreicher aus jener festen Stellung getrieben wurden und ihr Lager in der folgenden Nacht weiter rückwärts verlegten. Czernitscheff aber zog noch an demselben Tage nach der Oder ab, um nach Hause zurückzukehren. Zum Kriege zwischen Rußland und Preußen kam es zum Glücke für den König nicht. Katharina ersah aus den Briefen ihres Gemahls, der am 17. Juli im Gefängnisse seinen Tod gefunden, daß Friedrich Peter namentlich Milde und Rücksicht gegen seine Gemahlin anempfohlen hatte; auch hielt sie es für angemessener, daß Rußland eine selbständige Stellung einnähme, als daß es zu Gunsten Preußens oder Oesterreichs einträte und so eine untergeordnete Rolle spielte. Sie hielt deshalb den Frieden aufrecht, wenn sie auch das Bündniß mit Preußen nicht fortbestehen ließ. Schon zu Anfang August nahm deshalb der König vollständig von der Provinz Preußen Besitz.

Etwa gleichzeitig begann Friedrich die Belagerung von Schweidnitz, zu der er jedoch nur 12,000 Mann verwenden konnte, da er mit dem übrigen Heere von etwa 50,000 Mann das stärkere Daun's am Entsatz hindern mußte. Die Belagerung zog sich sehr in die Länge, da die Besatzung ebenso stark war wie die Belagerer und

tüchtige Ingenieure hatte. Nur einmal machte Daun den Versuch, der Festung zu Hülfe zu kommen; der Herzog von Bevern jedoch, der wieder zum Heere zurückberufen war, schlug am 16. August mit Unterstützung vom Könige, namentlich an Reiterei und reitender Artillerie, bei Reichenbach den Angriff tapfer zurück. Endlich sah sich demnach die Besatzung am 11. October zur Capitulation genöthigt; noch in einer Stärke von 9000 Mann mußte sie sich kriegsgefangen ergeben. Die Heere standen später bis Ende November unthätig einander gegenüber, und bezogen dann die Winterquartiere. Den Oesterreichern blieb die Grafschaft Glatz und ein Theil von Ober-Schlesien.

Der Wunsch des Königs, auch Dresden in diesem Feldzuge zu nehmen, ging nicht in Erfüllung. Prinz Heinrich war zu schwach, als daß er gegen die Oesterreicher unter Serbelloni und die Reichs-Armee unter dem Prinzen von Stolberg mit Glück etwas hätte unternehmen können. Doch gelang es ihm, sich im Erzgebirge festzusetzen, Einfälle in Böhmen zu machen und die Reichstruppen nach Franken zurückzujagen. Wegen dieser Mißerfolge wurde Serbelloni abberufen und Haddick zum Oberbefehlshaber ernannt, der die Preußen zum Theil wieder zurückdrängte und die Reichstruppen durch Böhmen an sich zog. Deshalb schickte der König nach der Einnahme von Schweidnitz seinem Bruder eine Heeres-Abtheilung zu Hülfe, und Daun that ein Gleiches an Haddick. Doch noch vor dem Eintreffen dieser Verstärkung beschloß Prinz Heinrich, die Reichs-Armee und ein Corps Oesterreicher aus ihrer festen Stellung bei Freiberg zu vertreiben. Am 29. October geschah der Angriff; der Feind, in seiner linken Flanke umgangen, wurde mit namhaftem Verlust zurückgeworfen — er verlor allein 4—5000 Mann an Gefangenen. Mit Hülfe der Verstärkung wurde dann Haddick weiter zurückgetrieben, und als auch der König herbeigeeilt war, um wo möglich jetzt Dresden wieder zu erobern (was sich aber als unthunlich herausstellte), schloß man eine Convention, durch welche den Oesterreichern wenig mehr von Sachsen als die Umgegend von Dresden verblieb. Da das Reich in diesen Vertrag nicht eingeschlossen war, so ging der General Kleist mit 6000 Mann nach Franken, erhob überall schwere Kriegssteuern — Nürnberg allein mußte 1½ Mill. Thaler zahlen — und setzte bis an die Donau hin Alles in Schrecken. Erst später kam die Reichs-Armee dem bedrängten Lande zu Hülfe, als die Preußen schon längst ihre Beute in Sicherheit gebracht hatten.

Der Wiener Hof war mit diesem Zuge der Preußen nichts weniger als unzufrieden. Die ansehnlichsten Reichsfürsten wurden nämlich durch denselben gezwungen, auf eigene Hand mit Preußen wegen des Friedens zu unterhandeln, und Oesterreich sah sich dadurch der Verlegenheit überhoben, den Reichsständen, die ihm Hülfe geleistet, alle aufgewandten Kosten zu vergüten, wie es zu Anfang des Krieges versprochen hatte.

Die Franzosen hatten für diesen Feldzug zwei Heere ausgerüstet,

von denen das eine 80,000 Mann stark unter dem Prinzen Soubise und dem Marschall d'Estrées in Hessen, das andere 30,000 Mann stark unter dem Prinzen Condé vom Niederrhein aus operiren sollte. Gegen das Hauptheer führte der Herzog von Braunschweig selber den Oberbefehl, gegen das kleinere der Erbprinz von Braunschweig. Nachdem es jenem gelungen war, am 24. Juni durch den Sieg bei Wilhelmsthal die Franzosen über die Fulda zurückzuwerfen, vereinigten sich im August die beiden feindlichen Heere in den Lahngegenden, um die Verbündeten mit überwiegenden Kräften anzugreifen. Die Ausführung dieses Planes gelang jedoch nicht nur nicht, sondern sie verloren auch Kassel, das sich, von aller Hülfe abgeschnitten, den 1. November ergeben mußte, und da gleich darauf, am 3., der vorläufige Frieden zwischen England und Frankreich zu Fontainebleau abgeschlossen wurde, so hatten die Feindseligkeiten ein Ende; der Herzog legte den Oberbefehl nieder und ging nach Braunschweig zurück. Obgleich aber in diesem Frieden unter anderem ausgemacht war, daß beide Theile ihre bisherigen Verbündeten nicht ferner unterstützen wollten, so behielten doch die Franzosen aus Rücksicht gegen Oesterreich das preußische Westfalen besetzt und schienen es an österreichische Truppen ausliefern zu wollen; es war nämlich nur bestimmt, daß sie es möglichst bald räumen sollten, aber weder wann sie das thun, noch wem sie es übergeben sollten. Erst als Friedrich preußische Truppen sowie die aus englischen in seine Dienste übergetretenen Freischaaren gegen Wesel schickte, versprach Frankreich im Januar 1763 jene Länder keinen fremden Truppen zu übergeben. Im März nahm dann der König von diesen Landen wieder Besitz.

Oesterreich, aller seiner Verbündeten beraubt und in Sorge vor einem Türkenkriege, da die Pforte daran erinnert hatte, daß der Belgrader Friede demnächst ablaufe, verzweifelte an der Wieder-Erwerbung Schlesiens und war darum zum Frieden geneigt; doch wollte die Kaiserin nicht gern die Verhandlungen anfangen, weil sie sich ja dadurch gewissermaßen als besiegt bekannt haben würde. Da traf es sich günstig, daß Sachsen, um nicht seine Länder gänzlich der Verwüstung preiszugeben, lebhaft auf Frieden drang. So forderte denn Kaunitz Sachsen auf, bei Friedrich anzufragen, ob er zum Frieden geneigt sei. Auf diese Anfrage, die ihm durch den sächsischen Geheimrath Fritsch gemacht wurde, erklärte der König seine Bereitwilligkeit, und es wurde der Geh. Legationsrath v. Hertzberg beauftragt, preußischerseits die Verhandlungen zu führen, die am letzten Tage des Jahres 1762 auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertusburg (zwischen Oschatz und Wurzen) begonnen und schon am 15. Februar 1763 unterzeichnet werden konnten, da die gegenseitigen Forderungen sehr gemäßigt waren. Die Kaiserin wollte zwar gern die Grafschaft Glatz in Besitz behalten, und ebenso stellte sie die Forderung, daß Anspach-Baireuth stets eine Secundogenitur bleiben solle; als aber bei längerer Verschleppung der Verhandlungen Friedrich mit harten Maßregeln gegen Sachsen drohte, sah sie sich zur Nachgiebigkeit genöthigt,

so daß die Bestimmungen der beiden früheren Friedensschlüsse auf's neue bestätigt wurden, kein Theil anderweitige Ansprüche auf Entschädigung machte, und Preußen und Oesterreich sich gegenseitig ihre Besitzungen garantirten. Friedrich leistete abermals auf Jülich-Berg Verzicht und sicherte seine Stimme dem Erzherzog für die Kaiserwahl zu. Gleich darauf räumten beide Heere die noch in ihrem Besitz befindlichen Gebiete; am Schlusse des Monats März kehrte der König nach Berlin zurück, doch entzog er sich der feierlichen Einholung, welche ihm zugedacht war.

Durch diesen langjährigen Kampf waren die preußischen Länder furchtbar verheert worden, die Bevölkerung hatte sich um ½ Million vermindert — der Verlust des Heeres allein wurde auf 180,000 Mann berechnet —, der allgemeine Wohlstand hatte außerordentlich gelitten, so daß das Genie eines Friedrich nöthig war, demselben wieder aufzuhelfen. Wie es dem Könige möglich gewesen, einen so langen Krieg zu führen und doch aus demselben schuldenfrei hervorzugehen, während namentlich Oesterreich und Frankreich ihre Schuldenmasse gewaltig vermehrt hatten, darüber wird unten Einiges beigebracht werden. Die anfängliche Hoffnung des Königs, diesen Krieg als Angriffs- und Eroberungskrieg durchzuführen, war durch die Schlacht bei Kollin vereitelt worden; in die Defensive zurückgeworfen, die je länger je schwächer wurde, mußte er sich im Frieden darauf beschränken, das früher Erworbene festzuhalten; Ersatz für alle die Uebel, unter welchen das Land so lange gelitten, wurde ihm nicht. Wenn dessen ungeachtet dieser siebenjährige Krieg eine Glanzperiode in der Geschichte Friedrich's bildet und heut noch jeden Preußen mit Stolz erfüllt, so ist das um des politischen Erfolges willen, der durch denselben gewonnen wurde. Hatte allerdings schon der große Kurfürst die brandenburgische Macht von einer territorialen deutschen zu einer europäischen erhoben, und hatte dann die, wenn auch einseitige Genialität Friedrich Wilhelm's I. dem königlichen Glanze, welchen der Vater gewonnen, eine reelle Grundlage verschafft, so war es erst dieser Krieg, durch welchen Preußen sich eine geachtete Stellung in Europa erwarb; er bezeichnet gleichsam die Geburtswehen, welche die preußische Großmacht hervorgehen ließen. Er erfüllte nicht nur das preußische Volk mit einem stolzen Selbstbewußtsein, sondern hob auch das Nationalgefühl in ganz Deutschland, und auf allen Seiten, selbst bei den Feinden, konnte man einem so ausgezeichneten Könige und einem so heldenmüthigen, aufopferungsfähigen Volke wie dem preußischen seine Hochachtung und selbst Bewunderung nicht versagen.

Während dieser schlesischen Kriege, kurz vor dem Ausbruch des zweiten, nahm Friedrich nach dem Aussterben der Fürsten von Ostfriesland kraft früherer Belehnung dies Land in Besitz.

Das Volk der Friesen hatte in den ältesten Zeiten seine Sitze

von den Schelde-Mündungen längs der Küste bis zur Weser hin, ja noch jenseit dieses Flusses bis zur Eider und bis nach Tondern hatten sich friesische Colonien verbreitet, obgleich dieselben in keinem näheren Zusammenhange mit der Hauptmasse des Volkes standen. Theils schon unter den Merowingischen Königen, theils durch Karl den Großen wurde Friesland mit dem fränkischen Reiche vereinigt; der Zuyder-See trennte damals Ost- und Westfriesland, doch wurden seit dem 15. Jahrhundert diese beiden Namen auf das Land zwischen Zuyder-See und Weser beschränkt, und das Flüßchen Lauwers (zwischen Dockum und Gröningen zum Meer abfließend) trennte nunmehr West- und Ostfriesland. Dem Lande Westfriesland in diesem späteren Sinne ist sein Name und Umfang bis heut verblieben, während diesem späteren Ostfriesland im Osten und Westen Theile entzogen wurden, dort durch die Grafen von Oldenburg, hier durch Abtrennung der jetzigen Provinz Gröningen, so daß zuletzt Ostfriesland auf ein geringes Gebiet meist auf der Ostseite der Ems beschränkt wurde. Durch weite Moore auf der Südseite geschützt hatten die Friesen lange Zeit mit den Normannen und dem Meere zu kämpfen, welches letztere noch gefährlicher als erstere durch die Sturmfluthen war, denen vergeblich Dämme entgegengestellt wurden. Nach eigenen Gesetzen lebend, welche bis auf Karl den Großen zurückgeführt wurden, hielten die sieben s. g. Seelande, in welche Friesland zerfiel, eng zusammen und hatten ihre gemeinschaftlichen Berathungen, bis ins 14. Jahrhundert, beim Upstalsboom in der Nähe von Aurich. Einige Jahrhunderte hindurch waren sie ganz von dem deutschen Reiche getrennt, und da das Lehnswesen bei ihnen nicht üblich war, bildeten sich hier freie Gemeinde-Verfassungen, in denen erst während des 14. Jahrhunderts Häuptlinge hervortraten, welche die Gerichtsbarkeit oder Herrlichkeit in ihrem Bezirke erblich an ihr Besitzthum zu bringen und sich durch feste Burgen zu vertheidigen wußten. Solche Häuptlinge waren die Cirksena zu Greetsyhl, aus denen Edzard 1430 zum Schutzherrn des Freiheitsbundes gewählt wurde, der sich bildete, als lange Zeit innere Unruhen das Land zerrissen hatten, welche durch die unter dem Namen Vitalienbrüder bekannten Seeräuber nicht wenig genährt worden waren. Zwar löste sich jener Bund auf, doch schon 1441 wurde Edzard's Bruder Ulrich von einem Theile des nachmaligen Ostfrieslands freiwillig zum Oberhaupte erwählt, und 1454 vom Kaiser Friedrich III. zum Reichsgrafen ernannt und mit Ostfriesland belehnt, nachdem er durch Heirath wie durch kluge Maßregeln seine Macht und sein Ansehen im Lande bedeutend vergrößert hatte. 1464 wurde auch Ostfriesland für eine Reichs-Grafschaft erklärt, und damit die Wieder-Einverleibung dieses Landes in das deutsche Reich ausgesprochen. Die Grafen von Ostfriesland wurden dann 200 Jahre später, 1654, in den Fürstenstand erhoben, ohne daß ihnen zunächst jedoch Sitz und Stimme unter den Reichsfürsten eingeräumt oder ihr Land selber jemals zu einem Fürstenthum ernannt worden wäre.

Verhängnißvoll wurde die Erwerbung des Harlinger Landes (an der Küste der Nordsee östlich von Ostfriesland), dessen Häuptlinge sich stets unabhängig von denen zu Greetsyhl erhalten hatten, und das 1461 von den Herren zu Esens durch Erbschaft zu einem Ganzen vereinigt worden war. Aus dieser Familie beerbte Anna 1540 ihren Bruder Balthasar und brachte das Harlinger Land ihrem Gemahl zu, einem Grafen von Rietberg, mit dessen Sohn 1562 auch diese Familie in männlicher Linie ausstarb. Von den beiden Erbtöchtern beerbte wieder die jüngere, Walpurgis, die ältere und verheirathete sich 1581 an den Grafen Enno III. von Ostfriesland; doch gingen die Grafschaft Rietberg und das Harlinger Land nicht in den Besitz von Enno, sondern auf seine beiden Töchter aus dieser Ehe über, mit denen er 1604 einen Vergleich dahin traf, daß ihm gegen eine Entschädigungssumme von 200,000 Rthlrn. das Harlinger Land verbleiben sollte. Die jüngere Tochter Agnes aber vermählte sich bald darauf mit einem Fürsten von Lichtenstein und widerrief den Vertrag, zumal da die Entschädigungssumme nicht gezahlt worden war. Da auch später keine Zahlung erfolgte und ebenso wenig die Zinsen abgeführt wurden, mußte schon 1663 Fürst Georg eine Schuld von 1/2 Million anerkennen und sein ganzes Land dafür als Pfand einsetzen. Bei völliger Unvermögenheit des Hauses Cirksena, diese Schuld zu tilgen, entstanden für dasselbe die unangenehmsten Verwickelungen, welche den Holländern Einfluß auf das Land verschafften, da auch sie Vorschüsse hergaben. Dazu kamen harte Streitigkeiten zwischen den Ständen und den Fürsten, in Folge deren der Kaiser 1681 ein sog. Conservatorium bestellte, und der Kurfürst Friedrich Wilhelm, einer der ernannten Schutzherrn, Greetsyhl besetzen ließ. Da ihm überdies 1685 die Lichtenstein'sche Forderung vom Kaiser überlassen worden war, blieben auch nach Aufhebung jener Schutzherrschaft 1625 nicht nur die Brandenburger im Lande, sondern Kurfürst Friedrich III. erhielt auch, wie schon oben erwähnt ist, die Anwartschaft auf Ostfriesland, in Folge deren König Friedrich Wilhelm I. 1732 eventuell mit diesem Lande belehnt wurde. Seitdem nahm er den Titel eines Fürsten von Ostfriesland an, ohne darauf zu achten, daß der Fürst Christian Eberhard 1691 mit Braunschweig-Lüneburg eine Erbverbrüderung geschlossen hatte.

Als nun am 25. Mai 1744 das Haus Cirksena mit Karl Edzard ausstarb, nahmen preußische Abgeordnete zunächst von der Stadt Emden für den König Besitz, und ebenso erkannten die übrigen Stände, welche bis zuletzt mit dem Fürsten in Streit gelebt hatten, die preußische Herrschaft an. Die dänischen Truppen, welche in dem Lande standen und die Rechte der weiblichen Anverwandten des verstorbenen Fürsten vertheidigen wollten, zogen sich bei Annäherung preußischer Truppen zurück, die schwache kaiserliche Schutzwache löste sich auf, und die Holländer verließen ebenfalls das Land, nachdem Friedrich ihre Forderung auf Friesland im Betrage von 1 1/2 Millionen Gulden anerkannt hatte. Hannover und ebenso der Fürst Kaunitz-Rietberg, der

mütterlicher Seits von der älteren Tochter Enno's III., Sabine Katharina, herstammte, protestirten vergeblich gegen diese Besitznahme. Im Juni bereits huldigte das ganze Land dem Könige, der die alten Rechte des Landes zu achten versprach; man verdoppelte die Summe, welche den früheren Fürsten bewilligt worden war, und zahlte außerdem jährlich 16,000 Rthlr. dafür, daß keine Rekruten ausgehoben werden sollten. Da von jetzt an der innere Zwist aufhörte, der das Gedeihn des Landes so lange beeinträchtigt hatte, blühte dasselbe aufs neue empor, zumal da — wie wir eben gesehen — Friedrich alles Mögliche that, um Handel und Wandel zu heben und neu zu beleben.

Oesterreich hatte zwar durch den Hubertusburger Frieden den Kriegs-Zustand mit Preußen aufhören lassen, eine Versöhnung jedoch war nicht zu Stande gekommen; Maria Theresia konnte den Verlust von Schlesien nicht verschmerzen und sich nicht über das Unglück trösten, das alle ihre Unternehmungen gegen Preußen begleitet hatte. Nicht weniger war Frankreich mit Preußen gespannt; auch konnte die traurige Maitressen-Regierung unter Ludwig XV. Friedrich nicht Zutrauen zu dieser Macht einflößen. Ebenso befand sich die Regierung von England in den Händen von Günstlingen, und Friedrich war mit dem Benehmen Englands in der letzten Zeit des Krieges und namentlich beim Friedensschlusse so unzufrieden, daß er sich auch da abgestoßen fühlte. Sah aber Friedrich sein Land furchtbar verheert, seine früher so tüchtige Armee ohne rechten Halt, seine Finanzen in der größten Verwirrung, so daß überall erst die Zeit der bessernden Hand zu Hülfe kommen konnte, die er anzulegen bemüht war, sah er überdies sein Reich bei seinen weit ausgedehnten Grenzen den Angriffen der Nachbarn überall bloß gestellt: so mußte es ihm vor allen Dingen darauf ankommen, nicht vereinzelt dazustehen, sondern er mußte einen festen Rückhalt zu gewinnen suchen, und den konnte er nirgend anders als bei Rußland finden, obgleich die Aufgabe keine geringe war, unter allen Umständen bei dieser Verbindung auch seine Selbständigkeit zu wahren. Am 11. April 1764 schloß er deshalb ein enges Bündniß mit Rußland auf acht Jahre, in welchem beide Mächte sich gegenseitig ihren Besitz garantirten und für den Fall eines Krieges sich 12,000 Mann Hülfstruppen oder die Summe von 480,000 Thlrn. jährlich zusagten. Zugleich wurden dabei die Verhältnisse in Polen ins Auge gefaßt, wo gerade damals eine verhängnißvolle Entwickelung drohte.

König August III. von Polen war nämlich zu Anfang Oktober 1763 gestorben, und sein Sohn und Nachfolger im Kurfürstenthum Sachsen, Christian, ging noch im December desselben Jahres mit Tode ab, als er kaum angefangen hatte, seine Wahl zum polnischen Könige zu betreiben. Die Hoffnung, daß der unmündige Sohn

desselben, Friedrich August, zu jener Würde gelangen könnte, mußte schon aus dem Grunde aufgegeben werden, weil nach der polnischen Staats-Verfassung kein Unmündiger den Thron besteigen durfte. Den Wunsch vieler Polen, daß der Prinz Heinrich von Preußen die Krone annehmen möchte, lehnte Friedrich ab, da er viel zu geschwächt war, als daß er sich, was möglicher Weise die Folge davon gewesen wäre, in einen Krieg mit Rußland einer Krone wegen hätte einlassen können, deren Gewinn für sein Haus auch unter den günstigsten Umständen als ein höchst zweifelhaftes Glück angesehen werden mußte. Rußland hatte schon seit längerer Zeit, ins Besondere seit dem nordischen Kriege, Polen von sich in Abhängigkeit zu halten gewußt und dachte an nichts Geringeres, als allmählich Herr von ganz Polen zu werden. Die traurigen Verhältnisse in diesem Lande selber, die Unlust der übrigen Mächte, sich Rußlands Planen offen und kräftig entgegen zu stellen, brachten Friedrich in die größte Verlegenheit, da er von dem alsdann übermächtigen Nachbar früher oder später erdrückt zu werden befürchtete, wenn er nicht bei Zeiten darauf bedacht war, demselben die große Beute so lange wie möglich zu entziehen oder — falls er den Untergang Polens nicht verhindern konnte — doch dieselbe zu schmälern.

Polen war, während die übrigen Staaten mit schnellen Schritten einer kräftigeren Entfaltung entgegen eilten, in seinen mittelalterlichen Zuständen weit hinter jenen zurückgeblieben. Ein freier, kräftiger Bürgerstand fehlte; es gab nur Herren und Knechte. Die leibeigenen Bauern zählten nicht mit im Volke; nur der Adlige, selbst der ärmste, hatte auf den Reichstagen Stimmrecht: ja seit der Mitte des 17. Jahrhunderts konnte das s. g. „liberum veto", die dissentirende Stimme eines Einzigen, jede Beschlußnahme vereiteln. Dadurch ward den Intriguen aller Art freies Spiel gelassen; die polnische Nation mußte an dieser übergroßen Freiheit der Einzelnen ersticken, sobald nur von irgend einer Seite her beharrlich von dem Vorrechte dieser Einzelnen Gebrauch gemacht wurde. Das that Rußland, und Friedrich schloß sich ihm an, da er es nicht verhindern konnte, und da es noch gefährlicher für ihn war, unthätiger Zuschauer zu bleiben.

In dem Bündniß, das Preußen mit Rußland schloß, wurde deshalb auch in einem geheimen Artikel festgesetzt, daß man die Wahlfreiheit in Polen erhalten und die Erblichkeit des Thrones verhindern wollte. Zugleich wurde Stanislaus Augustus Poniatowski, ein Günstling der Kaiserin Katharina, zum Könige bestimmt, dessen Wahl man in Polen mit vereinten Kräften durchzusetzen beschloß. Preußen stellte zu dem Ende an der polnischen Grenze ein Heer auf, während 10,000 Russen in Polen selber einrückten; zum Theil durch die Einwirkung derselben, zum Theil durch das gewaltsame Auftreten der Partei der Czartorysky wurde die antirussische Partei eingeschüchtert und die Wahl des Stanislaus Augustus zum Könige am 7. September 1764 durchgesetzt. Da jedoch ein großer Theil des

Adels, hierüber unzufrieden, dem neuen Könige alle nur möglichen Schwierigkeiten in den Weg legte, und andererseits dieser selber durch Reformversuche, welche er auf Antrieb der Czartoryski unternahm, Rußland um seinen Einfluß besorgt machte, nahm dieses Anlaß, aufs neue in die polnischen Verhältnisse einzugreifen. Es verlangte nämlich ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit Polen, und für die Dissidenten d. h. Nicht-Katholiken die Rechte zurück, die ihnen 1573 eingeräumt, aber 1733 gänzlich entzogen worden waren; letzterer Forderung schloß sich nicht nur Preußen, sondern auch Groß-Britannien und Dänemark an, aber trotzdem lehnte der Reichstag sie ab. Da bildete sich, von Rußland und Preußen unterstützt, die sich zu dem Zwecke noch enger mit einander verbunden hatten, 1767 unter dem Fürsten Radziwill eine General-Conföderation von Dissidenten und anderen Unzufriedenen zu Radom, welche auf Bewilligung dieser Forderung drang. Als sich der Bischof Soltyk von Krakau nebst mehreren geistlichen und weltlichen Herren diesen Anforderungen mit aller Macht widersetzte, ließ der russische Fürst Repnin, der mit einem Heere in Polen stand, diese Männer am 13. October 1767 aufheben und nach dem Innern von Rußland schleppen. Im Februar 1768 wurden darauf den Dissidenten gleiche religiöse und politische Rechte mit den Katholiken zuerkannt, und die Verfassung des polnischen Staates in der Art festgestellt, daß die meisten der auf Reform gerichteten Gesetze der neuen Regierung, welche namentlich sich auf Minderung der Macht der sog. Kronbeamten und Beschränkung des liberum veto bezogen, wieder aufgehoben wurden.

Diese gewaltsamen Maßregeln Rußlands riefen eine gewaltige Aufregung in Polen hervor, welche durch das Auftreten der Geistlichkeit sowie durch die Bemühungen Frankreichs, das ja früher großen Einfluß in Polen besessen hatte und diesen äußerst ungern vollständig auf Rußland übergehen sah, noch mehr vergrößert wurde. Der Graf Krasinski, die Brüder Pulawski und andere angesehenee Polen brachten schon im October zu Bar in Podolien eine katholische Gegen-Conföderation zu Stande, die den fremden Einfluß vernichten und sogar den König verdrängen wollte. Stanislaus Augustus rief deshalb die Russen zu Hülfe, welche Bar eroberten und die Conföderirten auseinander sprengten; die Flüchtenden zerstreuten sich über ganz Polen, und so brach — da auch die Dissidenten, insbesondere die Bauern in der Ukraine — zu den Waffen griffen, ein allgemeiner Bürgerkrieg aus. Russische Truppen, die bei diesem Kampfe eine Abtheilung Conföderirter verfolgten, geriethen dabei auf türkisches Gebiet und steckten das Städtchen Balta (in der Nähe des Dnjestr, hart an der damaligen polnisch-türkischen Grenze) in Brand. Darüber wurde der Sultan, durch Polen und Franzosen aufgestachelt, so erbittert, daß er (im October 1768) den Russen den Krieg erklärte. Dieser russisch-türkische Krieg nun erfüllte Friedrich mit großer Besorgniß, denn er fürchtete, daß ganz Europa in denselben verwickelt werden könne, da nicht nur Frankreich, sondern auch Oesterreich

äußerst feindlich gegen Rußland gesinnt war, während er selbst durch das bestehende Bündniß verpflichtet war, für Katharina Partei zu nehmen. Um einen allgemeinen Brand zu verhüten hielt er seinerseits sich nach Möglichkeit zurück, d. h. er schickte nicht Hülfstruppen, sondern zahlte lieber die ausbedungene Summe von 480,000 Thlrn. jährlich, da er Rußlands Uebermacht fürchtete und für diese nicht kämpfen mochte. Noch mehr besorgt war Oesterreich, und dies bewirkte eine gegenseitige Annäherung der beiden Staaten, die sich bisher so feindlich gegenüber gestanden hatten. So geschah es, daß zwischen Friedrich und Joseph II., der 1764 zum römischen Könige und nach des Vaters Tode 1765 zum Kaiser und zum Mitregenten seiner Mutter Maria Theresia ernannt worden war, im August 1769 zu Neiße und im September 1770 zu Neustadt bei Austerlitz persönliche Zusammenkünfte stattfanden, bei denen man sich dahin einigte, die Uebergriffe Rußlands zu verhindern und deshalb so bald als möglich den Frieden zwischen Rußland und der Türkei zu Stande zu bringen; ebenso versprach man sich einander, daß auf keinen Fall Preußen und Oesterreich sich „in ihren gegenwärtigen Besitzungen" angreifen wollten.

Während dessen kämpften die Russen so siegreich, daß der Sultan Preußen und Oesterreich um ihre Vermittelung zur Beilegung des Krieges anging. Da die Russen aber übertriebene Forderungen stellten, fing Oesterreich an, ein bedeutendes Heer an der ungarischen Grenze zu sammeln in der Absicht, sich am Kriege zu betheiligen und als Entgelt dafür von der Pforte die im Belgrader Frieden abgetretenen Länder sich wiedergeben zu lassen. Dabei besetzten österreichische Truppen mehrere Orte der Zipser Gespannschaft (in den hohen Karpaten im Quellgebiet des Dunajec und Hernad), welche 1412 von Siegmund, als König von Ungarn, an Wladislaw Jagiello von Polen verpfändet worden waren, und auf welche Oesterreich 1589 feierlichst Verzicht geleistet hatte. Dies regte zuerst in Katharina die Idee zu einer Theilung Polens an, welche sie zu dem Prinzen Heinrich, der gerade zum Besuche in Petersburg war, aussprach; Friedrich ging auf diese Idee um so bereitwilliger ein, als er darin das sicherste Mittel fand, einmal, für die Subsidiengelder entschädigt zu werden, die er an Rußland im Betrage von 3 Mill. Thaler gezahlt hatte, dann aber, den allgemeinen Krieg zu vermeiden, der jetzt mit Gewißheit aus dem russisch-türkischen hervorzugehen drohte. Schon im Juni 1771 legte er der Kaiserin Katharina einen Theilungsplan vor, und suchte um so mehr zwischen Oesterreich und Rußland zu vermitteln, als Maria Theresia im Juli ein Bündniß mit der Türkei schloß, nach welchem sie gegen Hülfsgelder letztere vor etwanigem Länder-Verlust zu schützen versprach. Als aber Oesterreich in der That an den Grenzen der Moldau eine Armee aufstellte, rüstete auch Friedrich mit großem Geräusch, um Oesterreich einzuschüchtern, und verstärkte den Grenzcordon, den er schon im vorigen Jahre gegen Polen aufgestellt hatte, um die dort wüthende Pest von seinem Lande abzuhalten. In der That gab Oesterreich in Folge der Haltung Friedrichs und weil die Aussicht auf Unterstützung durch

Frankreich gänzlich schwand, die Absicht Krieg zu führen auf, umsomehr als auch die Russen auf Andringen Friedrichs von der Besitznahme der Moldau und Walachei abstanden, nicht aber verzichtete es auf Gebietserwerbungen, deretwegen es ja überhaupt nur den Krieg hatte unternehmen wollen. Da solche durch Abtretungen Seitens der Türkei selbstverständlich nicht mehr zu erwarten waren, ging es auf den Antrag Preußens und Rußlands ein, dieselben auf Kosten Polens sich zu verschaffen. So war die Theilung Polens beschlossene Sache. Oesterreich nahm das jetzige Galizien und Lodomerien mit 3 Mill. Einwohner, Rußland bedeutende Länderstriche im östlichen Polen bis zur Düna und zum Dnjepr mit 1⅘ Mill., Preußen endlich das polnische Preußen und das Bisthum Ermland, das jetzige West-Preußen, mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und außerdem ein Stück von Groß-Polen bis zur Netze, gegen 650 Quadratmeilen mit 600,000 Einwohnern. Schon am 13. September ließ Friedrich von diesem Lande Besitz nehmen, das sein vereinzelt liegendes Ostpreußen vortrefflich mit der Hauptmasse seiner Staaten verband, und ließ, ungeachtet König Stanislaus Augustus dagegen Protest einlegte, am 27. zu Marienburg die Huldigung vornehmen. Der darauf zusammenberufene polnische Reichstag willigte im September 1773 in diese Abtretung, nachdem die Verbündeten ihre Forderungen in Betreff der Dissidenten hatten fallen lassen, und verzichtete auf den früher vorbehaltenen Rückfall Preußens nach dem Erlöschen des brandenburgischen Hauses sowie auf die Oberlehnsherrschaft über Bütow und Lauenburg und auf die Einlösung der Starostei Draheim. Bei der Grenz-Regulirung mit Polen eignete sich Friedrich auch noch einen bedeutenden Theil südlich der Netze, den s. g. Netzdistrict an, da auch Oesterreich sich große Uebergriffe erlaubt hatte, und ließ sich im Mai 1775 zu Inowraclaw huldigen. Erst nach langen Verhandlungen gab er im August des folgenden Jahres 66 Ortschaften dieses Gebietes an Polen zurück. — Die Conföderation in Polen hatte sich unterdeß aufgelöst, und im Juli 1774 war der Frieden zu Kutschuk-Kainardsche (in der Nähe von Silistria) zwischen den Russen und Türken abgeschlossen worden, in welchem zwar letztere die bereits verloren gegangene Moldau und Walachei zurückerhielten, dagegen bedeutende Abtretungen jenseit des Bog bewilligen und auf die Oberherrschaft über die Tartaren in der Krim verzichten mußten.

Wenn auch aus dem Erzählten von selbst erhellt, daß mit Willkür und Ungerechtigkeit gegen Polen verfahren wurde, so hat doch unparteiische Beurtheilung der damaligen, äußerst schwierigen Verhältnisse den König größtentheils von den Vorwürfen freigesprochen, mit denen er zu jener Zeit überhäuft worden ist. Man hat anerkannt, daß Friedrich nicht sowohl der Urheber, wie man früher geglaubt hat, als vielmehr Theilnehmer bei dieser Theilung gewesen ist, und daß die Aussicht, seinen Staaten im Osten die natürliche Abrundung zu geben, die der König bereits früher (1768) seinen Nachfolgern als wünschenswerth bezeichnet hatte, allzu lockend war. Außerdem ver-

hinderte er durch seine Theilnahme, daß — was sonst unvermeidlich war — über kurz oder lang ganz Polen an Rußland fiele, wodurch Niemand mehr als Preußen bedroht worden wäre, da dann der Besitz Ostpreußens aufs ärgste gefährdet wurde. Ebenso verhinderte er Kaunitz's Absicht einer Vereinigung von Oesterreich und Rußland, die dieser dadurch herbeizuführen suchte, daß beide Mächte auf Kosten der Türkei sich entschädigen sollten. Polen unter den damaligen Umständen halten konnte er nicht; dem unsinnigen Treiben aber, bei welchem durch das übergroße Freiheitsgelüst der Einzelnen die Freiheit des Ganzen untergehen mußte, sich wirksam entgegenzustellen, dazu fehlte ihm ebenso das Recht wie die Macht. Ueberdies darf man nicht vergessen, daß die von ihm erworbenen Gebiete, großentheils von Deutschen bewohnt, dereinst zum Gebiete des deutschen Ordens gehört hatten und erst bei dessen Verfall auf gewaltsame Weise losgetrennt und mit Polen verbunden worden waren; so war es gewissermaßen nur der natürliche Lauf der Dinge, wenn jetzt Friedrich bei der Schwäche Polens diese ursprünglich deutschen Gebiete wieder von letzterem Staate losriß und mit dem übrigen Preußen vereinigte.

Kurze Zeit nach dieser Erwerbung wurde Friedrich zum vierten Male gezwungen das Schwert zu ziehen, nicht sowohl zu seiner Vertheidigung und Vergrößerung, als vielmehr um die Rechte anderer deutschen Fürsten zu schützen, und noch mehr, um den Plänen Oesterreichs entgegenzutreten, das sich anderweit in Deutschland für den Verlust von Schlesien Ersatz suchte. Es geschah dies im bayerischen Erbfolgekriege, in welchem Friedrich merkwürdig genug die vom Kaiser bedrohte deutsche Reichs-Verfassung vertheidigte, die er selber früher bei Seite geschoben hatte.

Die jüngere Linie des Hauses Wittelsbach, von Kaiser Ludwig von Bayern (1314—1347) herstammend, war mit Maximilian Joseph, dem Sohne Kaiser Karl's VII., am 30. December 1777 ausgestorben. Die Erbfolge ging auf die ältere Linie in der Pfalz über, die sich von Kaiser Ludwig's Bruder Rudolf herleitete und von deren sieben Zweigen zu der Zeit noch zwei vorhanden waren, Pfalz-Sulzbach und Pfalz-Zweibrück-Birkenfeld. Der Senior dieser Linie war Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach, bei dessen Regierungs-Antritt in Bayern der im westfälischen Frieden vorausgesehene Fall eintrat, daß die achte Kur wegfiel. Seine Erbschaft wurde ihm jedoch vielfach streitig gemacht. Nicht nur traten mehrere Hochstifter mit Ansprüchen auf einzelne Ländertheile hervor, sondern auch namentlich Sachsen. Die Kurfürstin Mutter daselbst, Marie Antonie, welche die einzige Schwester des verstorbenen Maximilian Joseph war, verlangte die Allodialgüter ihres Bruders, deren Werth zu 47 Mill. Gulden veranschlagt wurde. Ebenso beanspruchte Mecklenburg-Schwerin die Landgrafschaft Leuchtenberg an der Naab, mit welcher es 1612 von Kaiser Maximilian II. belehnt worden war. Dringender noch war die Forderung Oesterreichs; es verlangte Nieder-Bayern, da Kaiser Siegmund das habsburgische Haus damit belehnt habe, und wollte nicht unbe-

deutende Herrschaften in der Ober-Pfalz und sonst in Bayern als erledigte Lehen einziehen, wie denn auch Maximilian Joseph in der That diese Anforderungen anerkannt und die Abtretung der Ober-Pfalz zugesagt hatte. Unmittelbar nach dem Tode des Kurfürsten ließ deshalb der Kaiser Nieder-Bayern und die Ober-Pfalz militairisch besetzen, und zwang schon am 3. Januar 1778 in Wien und am 14. in München den neuen Kurfürsten Karl Theodor, in die Abtretung dieser Länder zu willigen. Die allgemeinen politischen Verhältnisse schienen des Kaisers Pläne zu begünstigen: England war durch die Empörung der amerikanischen Colonien in Anspruch genommen, Rußland schien durch einen neuen Türkenkrieg beschäftigt, Frankreich war noch immer verbündet. Friedrich aber billigte diesen Vertrag nicht nur nicht, sondern veranlaßte auch den präsumtiven Erben Karl August, Herzog von Zweibrück, — Karl Theodor war kinderlos — gegen denselben zu protestiren; er versprach ihm wie Sachsen seinen Schutz, nachdem er sich der Zustimmung Rußlands vergewissert hatte und die Einmischung Frankreichs nicht mehr zu befürchten war, da es (im Februar 1778) sich mit den aufständischen Colonien verbündet hatte und also den Krieg mit England zu führen hatte. Da seine Verhandlungen mit Oesterreich erfolglos blieben, ging er zu Anfang April 1778 zum Heere nach Schlesien ab, während sein Bruder Heinrich, durch 18,000 Sachsen verstärkt, von Norden her in Böhmen eindringen sollte. Als dann die preußischen Heere zu Anfang Juli in Böhmen einrückten, war die Bestürzung in Wien nicht gering, wo man noch immer der Meinung gewesen war, daß Friedrich es bei der bloßen Drohung bewenden lassen werde. Doch schnell wurde das österreichische Heer in Böhmen verstärkt, und dasselbe nahm äußerst feste Stellungen von der oberen Elbe und dem Gebirge bis Prag, so daß der König jeden Angriff unterließ. Nachdem abermals lange Verhandlungen ohne Resultat geblieben waren, nöthigten endlich der Mangel an Lebensmitteln sowie verheerende Krankheiten die Preußen zum Rückzuge, ohne daß ein entscheidender Zusammenstoß stattgefunden hatte; im October bezogen sie die Cantonirungen, im November die Winterquartiere, obgleich die kleinen Feindseligkeiten den ganzen Winter andauerten.

Die Bemühungen Frankreichs, diesem Kriege ein Ende zu setzen, nicht minder die Drohung Rußlands, Preußen mit Hülfstruppen zu unterstützen, führten im März 1779 einen Waffenstillstand herbei, damit man bequemer an dem Friedenswerke arbeiten könne. Doch erst am 13. Mai kam derselbe zu Teschen zu Stande, durch Frankreich und Rußland insbesondere verbürgt. Oesterreich erhielt von Bayern das Innviertel d. h. ein Gebiet von etwa 40 Quadrat-Meilen an dem rechten Ufer des Inn und der Salza; dagegen entsagte es allen seinen Ansprüchen auf Bayern, wo die Nachfolge dem Hause Zweibrück zugesichert wurde. Die geistlichen Stifter wurden mit geringen Entschädigungssummen abgefunden, Mecklenburg mit einigen Gerechtsamen, Sachsen mit 6 Mill. Gulden, in sechs Jahren zahlbar, sowie mit der Oberherrlichkeit schönburgischer Besitzungen in Meißen, die bis dahin

von Böhmen zu Lehn gegangen waren. Preußen, dem der Krieg 29 Mill. Thaler baar und 20,000 Mann gekostet hatte, verlangte für seine Anstrengungen nichts, sondern begnügte sich damit, Oesterreichs Absichten vereitelt, selber aber eine bedeutende Stellung in Deutschland gewonnen zu haben und als der Beschützer der kleinen Staaten angesehen zu werden. Nur das wurde festgesetzt, daß der voraussichtlich nahe Anheimfall von Anspach-Bayreuth an Preußen ohne Schwierigkeit erfolgen, und daß die Lehnsherrschaft Böhmens über mehrere Güter in diesem Fürstenthume aufhören solle, wogegen die Lehnsherrschaft dieses Fürstenthums über mehrere Besitzungen im Oesterreichischen wegfiel, wie schon oben erwähnt worden ist. — Die Stimmung der Völker über diesen „einjährigen" Krieg war keine günstige; in Preußen wurde er spottweise der Kartoffelkrieg, in Oesterreich der Zwetschgen-Rummel genannt.

Rußland hatte inzwischen ein so bedeutendes Gewicht gewonnen, daß England wie Oesterreich sich eifrig um seine Freundschaft bemühten und selbst in den Wunsch Katharina's eingehen wollten, das türkische Reich in Europa über den Haufen zu werfen und ein griechisches unter einem russischen Prinzen an seine Stelle zu setzen; ein Plan, dem Preußen nichts weniger als hold war. England, damals — wie oben erwähnt — im Kriege mit seinen amerikanischen Colonien begriffen, die von Spanien, Frankreich und Holland unterstützt wurden, wandte Alles an, Rußland auf seine Seite zu ziehen. Seine Bemühungen gelangen nicht nur nicht, sondern der viel geltende Graf Panin bewog sogar seine Kaiserin, um Englands Uebergewicht zur See zu brechen, am 28. Februar 1780 die s. g. bewaffnete See-Neutralität zu erklären, wonach „frei Schiff frei Gut" machen sollte, welcher Neutralität sich bald Frankreich, Spanien und fast alle übrigen Staaten Europa's anschlossen. Auch Friedrich ließ sich zum Beitritt bewegen, nachdem ihm zugestanden war, daß keine Leistungen von ihm verlangt werden sollten. Zwar hatte diese Maßregel zunächst keinen weiteren Erfolg, da England 1783 Frieden schloß und die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten anerkannte, sie gab aber Rußland eine Bedeutung in den europäischen Angelegenheiten, die es vortrefflich für sich auszubeuten verstand.

Glücklicher als England war Oesterreich in seiner Bewerbung um die russische Freundschaft; es gelang ihm, die Erneuerung des preußisch-russischen Bündnisses zu verhindern, das im Jahre 1780 ablief. Kaiser Joseph besuchte die Kaiserin Katharina in Mohilew (im Mai 1780), folgte ihrer Einladung nach Petersburg und Moskau und gewann sie durch seine Einwilligung, daß sie ihre Macht auf Kosten der Türkei vergrößern könne, in dem Grade für sich, daß der Besuch, den der preußische Thronfolger Friedrich Wilhelm im September in Petersburg abstattete, keinen ersprießlichen Erfolg für Preußen herbeiführte, zumal da der preußisch gesinnte Graf Panin in Ungnade fiel. Friedrich, der seine Absichten auf fernere Verbindung mit Rußland vereitelt sah und weder zu England noch zu Frankreich Vertrauen

fassen konnte, suchte nach andrer Seite hin einen festen Rückhalt zu gewinnen, und fand einen solchen in Deutschland.

Joseph II., der nach dem Tode seiner Mutter Maria Theresia (den 29. November 1780) alleiniger Herr geworden war, suchte mit lebhaftem Geiste in der Vermehrung der Macht des österreichischen Hauses die Mittel, Preußen ebenso aus seiner dominirenden Stellung in Deutschland zu verdrängen, wie es ihm in Bezug auf das Bündniß mit Rußland gelungen war. Noch bei Lebzeiten seiner Mutter hatte er (im August 1780) die Wahl seines Bruders zum Coadjutor von Cöln und Münster durchgesetzt und dadurch seinem Hause in dem nordwestlichen Deutschland ein mächtiges Gegengewicht gegen die preußischen Bestrebungen verschafft; aber gerade durch diesen Schritt sowie durch vielfache andere eigenmächtige Eingriffe in geistliche und weltliche Herrschaften entfremdete er sich die Gemüther Aller in so hohem Grade, daß man sich allgemein an Preußen als den einzigen und wahren Hort deutscher Freiheit wandte.

Um Oesterreich in seiner althergebrachten, hervorragenden Stellung zu beschränken, war Friedrich schon zu Anfang seiner Regierung bemüht gewesen, den Reichsständen dem Kaiser gegenüber eine selbständigere Stellung zu verschaffen. Nachdem jedoch seine desfallsigen, in der Zeit von 1742—44 viermal gemachten Versuche gescheitert waren, hatte er auf eigne Hand seine ganze Thätigkeit und Kraft zu Gunsten seines Hauses verwendet, um Preußen aus den beengenden Fesseln des deutschen Reichsverbandes zu lösen. Aber jene Uebergriffe des Kaisers führten für Friedrich die Möglichkeit herbei, seine alten Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen, da die kleineren, geistlichen wie weltlichen Fürsten Deutschlands jetzt lebhafter als je das Bedürfniß fühlten, sich näher an einander zu schließen, um sich der Uebermacht Oesterreichs zu erwehren, obgleich bei dem Auftauchen dieses Gedankens die Meinungen zuerst noch sehr auseinander gingen, ob nur einzelne oder ob alle Reichsstände sich verbinden, und ob man sich dabei an Frankreich oder an Preußen anlehnen solle. Bei so großer Meinungs-Verschiedenheit waren die einleitenden Schritte erfolglos geblieben, bis 1783 Friedrich die Sache aufs neue in die Hand nahm und diesmal seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt sah, da neue Maßregeln des Kaisers allgemeine Aufregung in Deutschland hervorriefen.

Kaiser Joseph hatte die Idee, Bayern an sein Haus zu bringen, nicht aufgegeben; er wollte wo möglich die österreichische Macht über das ganze südwestliche Deutschland ausdehnen. In der That hatte er den Kurfürsten Karl Theodor von Bayern überredet, sein Land gegen die österreichischen Niederlande, mit Ausschluß von Luxemburg und Namur, zu vertauschen, deren Besitz aus mehrfachen Gründen — wie wir oben gesehen — für Oesterreich von geringem Werthe war; dabei sollte der Kurfürst den Titel eines Königs von Burgund annehmen. Frankreich wie Rußland wollten die Garantie für diesen Tauschhandel übernehmen, ja der russische Graf Romanzow suchte den Erbfolger, den Herzog Karl August von Zweibrück, durch die Drohung

zur Einwilligung zu vermögen, daß die Sache auch wider seinen Willen zu Stande kommen würde. Dieser verweigerte jedoch standhaft seine Zustimmung, und wandte sich zu Anfang Januar 1785 an Friedrich, der schon einmal Bayern gerettet hätte und von dem auch jetzt allein Hülfe zu hoffen sei.

Die Nachricht von dem Plane des Kaisers versetzte ganz Deutschland in die größte Bestürzung. Man sah schon die österreichische Macht in ungetrenntem Zusammenhange längs der Donau bis zum Rhein vorgerückt, und Würtemberg und Baden sowie die kleineren Herrschaften in Bayern, Schwaben und Franken in den Händen des Kaisers. Der Fürst Kaunitz versicherte zwar heilig, „daß der Kaiser an die vorgeblichen Säcularisations- und Tauschplane niemals gedacht habe, und daß die vorgespiegelten Abenteuer nur in dem Munde des Verleumders, sonst aber nie und nirgends existirt hätten und nie existiren würden;“ unglücklicher Weise aber gestanden die russischen Unterhändler gleichzeitig den Tauschplan offen ein und begründeten ihre Mithülfe damit, daß sie geglaubt hätten, der Tausch solle aus freien Stücken geschehen; weigere sich jedoch der präsumtive Erbe, so müsse der Vorschlag fallen. Vergeblich erklärte darauf der Kaiser, durch jenes Geständniß genöthigt, daß auch er den Tausch nicht habe erzwingen wollen; er hatte das Vertrauen der Reichsstände unwiederbringlich verscherzt, jede Abneigung gegen Preußen wurde vergessen, und Friedrich traf seine Maßregeln, diese günstige Gelegenheit auszunutzen.

Bereits im März 1785 wurde der Entwurf zu einem deutschen Fürstenbunde von Friedrich an die deutschen Höfe übersandt, welche am geeignetsten schienen sich Preußen anzuschließen, um die Verfassung des deutschen Reiches aufrecht zu erhalten und jeden Reichsstand in seinem Besitz zu schützen. Zunächst wurde Hannover und durch dieses Sachsen für den Plan des Königs gewonnen; mit beiden wurden im Juni die Verhandlungen in Berlin eröffnet, und gern willigte der König ein, den hannöverschen Entwurf zur Grundlage der Berathungen zu machen, da es ihm nur auf die Sache ankam, die Form aber ihm gleichgültig erschien. Ueberdies war Vorsicht und Eile um so mehr nöthig, als Kaiser Joseph die Absichten Preußens dadurch zu vereiteln suchte, daß er selber einen ähnlichen Fürstenbund unter seinem Schutze zu Stande bringen wollte. Schon am 23. Juli wurde der Tractat zwischen den drei Mächten abgeschlossen und die auswärtigen Mächte durch die Versicherung beruhigt, daß der Bund durchaus nicht offensiver Natur, sondern nur darauf berechnet sei, das deutsche und europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Dennoch arbeitete Frankreich dem Zustandekommen des Bündnisses entgegen, und empfahl nur die Einigung der mittleren und kleineren Staaten als Gegengewicht gegen Oesterreich und Preußen. Da aber auf den Schutz Frankreichs bei dessen Bündnisse mit Oesterreich nicht zu rechnen war und andererseits Preußen erklärte, daß es weit davon entfernt sei, die alleinige Leitung in seine Hände nehmen zu wollen, so

schlossen sich die angesehensten Reichsstände diesem Bündnisse an, unter ihnen auch der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Osnabrück, und wenn auch die Folgezeit demselben nicht die Bedeutung gegeben hat, die es hätte gewinnen können, so war doch für den Augenblick seine Wichtigkeit eine nicht geringe. Friedrich hatte durch dies letzte Werk seiner politischen Thätigkeit das Uebergewicht Oesterreichs in Deutschland gebrochen, sich selber zum Schutzherrn von Deutschland gemacht, und so einen außerordentlichen moralischen Sieg für Preußen gewonnen.

Während es Friedrich gelang, in verhältnißmäßig kurzer Zeit Preußen aus dem bisherigen Zwitter-Zustande zwischen Kurfürstenthum und Königreich zu einer europäischen Großmacht zu erheben, löste er auf ebenso geniale Weise die schwierige Aufgabe, dem Staate die festen Grundlagen zu sichern, vermöge deren allein er sich dauernd auf dieser Höhe erhalten konnte. Die Einrichtungen seines Vaters kamen ihm hierbei trefflich zu Statten; an ihnen änderte er deshalb auch nur da, wo das unabweisliche Bedürfniß es erheischte.

Friedrich klagte oft, daß er ebenso viele Feinde wie Nachbarn habe, und es ist oben erwähnt, wie besorgt er wiederholentlich um sich geblickt hat, wo er festen Halt finden könne. Den sichersten freilich fand er in seinem Geiste und in seinem Volke, das durch ihn so merkwürdig gehoben wurde. Demnächst war es natürlich das Heerwesen, dessen Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit dem Staate das rühmlich erworbene Ansehen sichern mußte; ihm widmete deshalb der König seine größte Sorge, wie er auch gleichzeitig durch Ausbau älterer Festungen und Anlegung neuer das Land vor etwanigen Anfällen zu schützen suchte. Hatte er schon gleich zu Anfang seiner Regierung sein Heer vergrößert, so that er es noch mehr nach der Eroberung von Schlesien und nach der Erwerbung von Westpreußen, sobald ihm nur reichere Mittel zu Gebote standen. Bei seinem Tode belief sich die preußische Armee auf fast 200,000 Mann, worunter etwa 40,000 Mann Reiterei und gegen 12,000 Mann Artillerie; ihre Erhaltung nahm von den 20 Millionen Thalern Einkünfte allein 12—13 Millionen weg. Zur Aufbringung eines so starken Heeres behielt er das von seinem Vater durchgeführte Werbe- und Cantonsystem bei. Die eine Hälfte des Heeres nämlich bestand aus geworbenen Ausländern, die andere aus den schon bei ihrer Geburt enrollirten Cantonisten; doch zählte in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges das Heer überwiegend Inländer, da die Anwerbung von Ausländern zum Theil unmöglich wurde. Die von seinem Vater 1721 gebildete Recrutenkasse behielt er, jedoch mit wesentlichen Veränderungen, unter dem Namen der Chargenkasse bei, und an dieselbe hatten namentlich diejenigen bei Antritt ihres Amtes Zahlung

zu leisten, welche nicht besonderer wissenschaftlicher Vorbereitung bedurften. Von der Cantonpflicht wurden nicht nur einzelne Städte und Gemeinden (z. B. Potsdam 1741, Berlin 1746) ausgenommen, sondern auch ganze Kreise und Provinzen sowie einzelne Gewerke und die Söhne der gebildeten und bemittelten Stände. Stellten sich von diesen cantonfreien Leuten Einzelne freiwillig zum Dienste, so wurden sie zur Zahl der Ausländer gerechnet. Da die Dienstzeit 20 Jahre betrug, so war die jährliche Recrutirung eine nur mäßige; sechs Monat lang wurden die Recruten von tüchtigen Exerziermeistern eingeübt, ehe sie ins Regiment einrückten. Die eigentliche Dienstzeit beschränkte sich für die Hälfte der Armee jährlich auf nur zwei Monat, in welcher Zeit fleißig exercirt und manövrirt wurde; dann trat, jedoch nur für Inländer, die Beurlaubung ein; der ersparte Sold floß theils in die Recrutenkasse, theils kam er den Hauptleuten ꝛc. zu gute. In Friedenszeiten erhielt der Soldat nur Geldverpflegung, im Kriege wurden Naturalien verabreicht; die Fourage für die Reiterei und das Getreide für die Magazine hatte das Land zu bestimmten Preisen aufzubringen.

Nur während der Kriegsjahre befanden sich in der Armee weniger gut disciplinirte Schaaren, namentlich die s. g. Freibataillons; auch hatte die Noth vielfach dazu gezwungen, neben den Feld- auch Garnison-Regimenter in den Schlachtreihen aufzustellen, deren eigentliche Bestimmung nur der Festungs- und Garnisondienst, Beschützung der Transporte ꝛc. war. Zu den früher allein üblichen Reiter-Regimentern der Cürassiere und Dragoner, deren Stärke in der Regel in 5 Schwadronen 800 Mann betrug, kamen noch die Husaren, von denen jedes vollständige Regiment in 10 Schwadronen 1200 Mann zählte. Die vortreffliche Ausbildung der preußischen Reiterei ist Friedrich's Werk, ebenso die Einführung der reitenden Artillerie sowie die außerordentliche Entwicklung der Artillerie überhaupt, die besonders nach der Schlacht bei Leuthen bedeutend vermehrt wurde. Sie war um so zahlreicher, als abgesehen von dem schweren Geschütz jedes Bataillon zwei leichte Kanonen mit sich führte, welche beim Angriffe selber von Leuten gezogen wurden und deren Feuer das der späteren Tirailleurlinien vertreten mußte. — An Jägern zählte man in der ganzen Armee nur ein oder zwei Bataillons; wichtig war es, daß man die Grenadier-Compagnien der einzelnen Regimenter zu besonderen Grenadier-Bataillonen zusammenzog, welche lange Zeit den Kern der preußischen Armee gebildet haben.

Die Grundpfeiler, auf welchen die Tüchtigkeit des preußischen Heeres beruhte, waren Ordnung, Gehorsam und Tapferkeit; es diente allen anderen in Europa zu einem leuchtenden Vorbilde. Wir erinnern nur beispielsweise daran, wie die bei Hochkirch überfallenen preußischen Grenadiere, zum Theil unbekleidet, zu den Waffen griffen, sich unter dem furchtbarsten feindlichen Feuer ordneten und die Oesterreicher von der Verfolgung ihres Sieges zurückschreckten. So reichte

ferner, als in der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf die Armee sich auflöste wie nie zuvor und die Verwirrung den höchsten Grad erreicht hatte, ein einfacher Posten hin, die Flüchtlinge vom Betreten der Schiffsbrücke über die Oder abzuhalten und auf diese Weise dieselben sich wieder ordnen zu lassen. Die Manövrirkunst des Heeres hatte einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, da Friedrich von dem Grundsatz ausging, daß nicht sowohl durch das Feuern der Truppen, als vielmehr durch ihre gute Haltung und große Beweglichkeit der Sieg errungen werden müsse. Deshalb war es nicht allein bei Leuthen, wo der König die s. g. schiefe Schlachtordnung in Anwendung brachte, sondern auch in allen anderen Schlachten that er dies, wo nur irgendwie ihm die Möglichkeit dazu geboten wurde; diese fand sich aber um so häufiger, als die Feinde eine feste Stellung zu nehmen gewohnt waren, die weniger zum Angriff als zur Vertheidigung diente, so daß man, ohne Gefahr von ihnen angefallen zu werden, sie überflügeln und umgehen konnte.

Zur Aufrechthaltung der strengsten Disciplin waren zwar der Stock, Spießruthen und andere harte Strafen wirksame Mittel, doch bedeutend höher noch muß die Thätigkeit und der Diensteifer der alten geschulten Unteroffiziere angeschlagen werden, deren Aufsicht und Beispiel merkwürdig einwirkte. Das Offizier-Corps war zahlreich und bestand fast durchgehends aus Adligen, welche durch ihre Geburt und ihre ganze Stellung veranlaßt waren, treu zum Könige und zum Lande zu halten; jedoch bei der Artillerie, bei den Husaren und den Garnison-Regimentern wurden auch Bürgerliche zugelassen; ein scharf ausgeprägter Corpsgeist herrschte unter den Offizieren, und ihre Stellung war eine sehr bevorzugte, um zum Kriegsdienste aufzumuntern. Ihre Pflanzschule waren die Cadettenhäuser, deren Zahl der König noch vermehrte; um eine größere wissenschaftliche Ausbildung zu befördern, wurde 1765 die Militär-Akademie und 1775 die Ingenieur-Schule eingerichtet. Alte Officiere wurden vielfach mit ansehnlichen Stellungen ausgestattet; alte und invalide Unterofficiere und Soldaten, wenn sie lesen und schreiben konnten, erhielten häufig in Staats- und städtischen Diensten eine Versorgung oder wurden auch wohl mit etwas Länderei ausgestattet. Der größere Theil lebte kümmerlich vom Gnadensolde oder auch wohl von der Bettelei, da das 1748 vollendete Invalidenhaus zu Berlin verhältnißmäßig nur wenige aufnehmen konnte.

Sämmtliche Truppentheile standen stets so auf dem Kriegsfuße, daß das Heer in spätestens sechs Wochen marschfertig sein konnte. Deshalb war für alle Bedürfnisse stets hinlänglich gesorgt, und in allen Festungen waren die Magazine reich gefüllt. Der s. g. kleine Schatz reichte für die Mobilmachung hin, den großen Schatz suchte der König so zu mehren, daß er schlimmsten Falls einige Jahre Krieg führen könnte, ohne die Steuerkraft des Volkes in Anspruch nehmen zu müssen. Diese Schätze anzusammeln, dazu bedurfte es bei den verhältnißmäßig geringen Einnahmen einer ausgezeichneten Spar-

samkeit; schon König Friedrich Wilhelm hatte den Weg dazu gezeigt, Friedrich verstand ebenso ausgezeichnet, das System seines Vaters fortzubilden.

Die reine Staats-Einnahme betrug zu Anfang der Regierung Friedrich's wenig über 7 Mill. Thlr., wovon $5\frac{1}{3}$ Mill. für Militairzwecke verwendet wurden; in den letzten Jahren dagegen belief sich die Netto-Einnahme, wie schon oben gesagt, etwa auf 20 Mill. Davon wurden jährlich 3 Mill. in den Staatsschatz gelegt, und fast 13 Mill. für das Militair und die damit zusammenhängenden Einrichtungen verausgabt, so daß nur etwa 4 Mill. für Hof- und Civilzwecke übrig blieben. Die Vergrößerung der Einnahmen hatte nur sehr allmählich mit der Zunahme des Staates erfolgen können, und namentlich war die Grundsteuer, wie jede directe, äußerst drückend. Dazu kam, daß der Landbau damals noch sehr vernachlässigt war, denn der wenig ergiebige Sandboden, der sich in dem größeren Theile der Mark vorfand, belohnte nur spärlich den Fleiß, der auf seine Bearbeitung verwendet wurde. Der König gab deshalb bereitwillig die Mittel her, die Aecker zu verbessern, Wiesen zu gewinnen, bessere Futterkräuter einzuführen, den Garten-, Obst- und Gemüsebau zu fördern und die Gemeinde-Aecker vertheilen zu lassen, damit mehr Land unter den Pflug genommen würde. Zahlreich ausgesetzte Prämien und die Gründung von ökonomischen Gesellschaften sollten die weitere Verbesserung des Landbaues nach Möglichkeit zu fördern suchen. Dadurch jedoch, daß von dem Lande Getreide zu gewissen Preisen in die königlichen Magazine geliefert werden mußte, daß der Handel mit diesem Producte beschränkt, die Ausfuhr sogar zeitweise ganz untersagt war wie auch die Ausfuhr von Wolle, wurde der Landbau nicht wenig behindert, sowie andererseits durch starres Festhalten an dem Gewöhnlichen, Althergebrachten; der Anbau der Kartoffeln z. B. konnte nur erst durch Execution und Hungerjahre ermöglicht werden. Dazu kam die traurige Lage des Bauernstandes, den außer der Contribution, wozu auch die Cavalleriegelder und die Kriegsmetze zu rechnen, auch die Hörigkeit, die Hofdienste, der Vorspann, die Magazinlieferungen zu bestimmten Preisen, die viermonatliche Grasung der Cavalleriepferde nicht aufkommen ließen. Selbst bei den besten Absichten, diese traurigen Verhältnisse zu lösen, mußte der König den Versuch aufgeben, einen freien Bauernstand zu schaffen, und sich darauf beschränken, daß keine Leibeigenschaft geduldet werden sollte und daß die Leistungen geregelt wurden, zu denen der Bauer verpflichtet war. Erst einer späteren Zeit war eine gründliche Verbesserung dieser drückenden Verhältnisse vorbehalten.

So günstig auch in vieler Hinsicht der Adel gestellt war, da er statt aller anderer Abgabe von seinem Eigenthum nur die Lehnspferdegelder zahlte und da er bei Besetzung von Staats-Aemtern und namentlich der Officierstellen in der Armee außerordentliche Vorzüge genoß, so war doch seine Lage nichts weniger als beneidenswerth. Es ist schon oben gezeigt, daß z. B. der märkische Adel ursprünglich wenig reich dotirt war, und daß deshalb nach der Reformation seine Ver-

armung immer schärfer hervortrat. Die unteren Officierstellen im Heere gewährten kaum die Existenz und machten, wie auch die angesehensten Civilämter, Zuschuß aus eignem Vermögen nothwendig. Von der Verheirathung selbst mit reichen Bürgerstöchtern hielten Sitte und auch wohl Gesetz ab; das oft stark verschuldete Gut durfte nur an einen anderen Adligen verkauft werden, da der König nur in seltenen Fällen die Erlaubniß gab, daß Bürgerliche adlige Güter erwerben konnten; ein bürgerliches Gewerbe aber durfte von keinem Adligen betrieben werden. Dies Alles trug dazu bei, den Adel immer mehr verarmen zu lassen, und vergeblich hatte sich der König bemüht, durch mannigfache Unterstützung zu helfen und namentlich die Errichtung von Majoraten zu befördern. Erst als der Entwurf des Kaufmanns Büring von dem schlesischen Justizminister v. Carmer und dem nachmaligen Staats-Minister v. Struensee dem Könige anempfohlen wurde, eine Landschafts-Creditbank zu errichten, wurde jenen Uebelständen dauernd abgeholfen. Eine solche wurde 1769 in Schlesien, 1777 in der Kur- und Neumark, 1780 in Pommern eingeführt, und der König gab hierzu nicht unbedeutende Mittel zu geringen Zinsen her, welche letztere zur Unterstützung armer adliger Wittwen und Töchter verwendet wurden. Der adlige Grundbesitzer konnte bis auf die Hälfte vom Werthe seines Gutes zu mäßigen Zinsen Capitalien erhalten, und die Schuldverbindungen gingen bald über pari, da die Landschaft als Schuldner auftrat, das Capital mithin wohl gesichert war und die Zinsen regelmäßig abgeführt wurden.

Den Anbau des Landes zu befördern und die Bevölkerung, die namentlich durch den siebenjährigen Krieg bedeutend verringert war, wieder zu mehren gelang dem Könige auf eine ausgezeichnete Weise auch dadurch, daß er bisher unbenutzt liegende Länderstrecken in üppigfruchtbares Gelände umschuf. Am großartigsten bewirkte er dies durch Entwässerung des Oder-, Warte- und Netze-Bruches.

Ungeachtet man schon im 16. Jahrhundert bemüht gewesen, das hohe Wasser im Oderbruche durch Dämme zu bändigen, so waren doch die damaligen wie die späteren derartigen Versuche erfolglos geblieben, bis König Friedrich Wilhelm I. in den letzten Jahren seiner Regierung ernstere Maßregeln ergriff und den südlichen Theil des Oderbruches theilweise entwässerte, doch die weitere Ausführung seinem Sohne überließ. Im Jahre 1747 setzte dieser eine besondere Commission ein, welche das Werk leiten sollte. Es wurde demnach von Güstebiese aus ein neues, 2½ Meilen langes Bett für die Oder gegraben; der Fluß bekam dadurch ein doppelt so starkes Gefäll als früher, und bis zum Jahre 1756 wurde die Entwässerungs- und Eindeichungs-Arbeit mit einem Aufwande von mehr als 1 Mill. Rthlrn. beendigt. Wohl mochte Friedrich sagen, daß er hier ein Fürstenthum erobert, ohne Soldaten dazu gebraucht zu haben. Aus einer 7½ Ml. langen und 1—3 Ml. breiten Niederung war eine für Ackerbau und Viehzucht ausnehmend günstige Landschaft gemacht, in welcher 41 neue Dörfer und Vorwerke angelegt wurden, zu denen später noch andere

zahlreiche Ansiedlungen gekommen sind. -- Mit nicht geringen Kosten, aber auch mit gleich glücklichem Erfolge nahm Friedrich in den Jahren 1767—1785 die Urbarmachung des Wartebruches vor. Auch für dieses hatte König Friedrich Wilhelm bereits Entwürfe zur Cultivirung bearbeiten lassen, doch ebenfalls die Ausführung derselben seinem Sohne aufgespart. Eine Niederung von etwa 8 Ml. Länge und 1—2 Ml. Breite, die früher dem größeren Theile nach völlig nutzlos dalag, wurde in eine der fruchtbarsten Gegenden umgewandelt. Die östliche Fortsetzung derselben, das Netzbruch, war schon früher in den Jahren 1763—1767 mit einem Aufwande von $^3/_4$ Mill. cultivirt worden, nachdem schon mehr als 100 Jahre zuvor der große Kurfürst den Anfang dazu gemacht hatte. Auf gleiche Weise verfuhr man mit dem Finerbruche bei Ziesar, dem Drömling in der Altmark, sowie mit mehreren kleineren Brüchern in der Mark, in Pommern, Preußen, Schlesien und in Ostfriesland, so daß die Zahl der neu herangezogenen Anbauer reichlich auf $^1/_4$ Million veranschlagt werden konnte.

Die bedeutenden Summen, die der König auf die Verbesserung des Landes, des Ackerbaues und der Viehzucht verwendete, konnten nur sehr allmählich für die Staatskassen rentiren; augenblickliche Vermehrung der Einkünfte war mithin nur aus den indirecten Steuern möglich. Deshalb richtete er ebenso eifrig seine ganze Aufmerksamkeit auf die Hebung der Gewerbthätigkeit und des Handels, um durch die Accise und den Zoll größere Mittel zu gewinnen, fügte schon gleich nach Antritt seiner Regierung zu den vier Abtheilungen des General-Directoriums ein fünftes Departement für Manufacturen, Fabriken und Handel hinzu, und munterte durch Prämien zu Gewerbfleiß auf. Besonderen Werth legte der König auf die Bearbeitung des Flachses; er richtete Spinnschulen ein und gestattete, selbst Frauenzimmer bei der Weberei zu beschäftigen. Vorzüglich im schlesischen Gebirge war dieser Industriezweig blühend, und in der letzten Zeit seiner Regierung wurden jährlich für mehr als 4 Mill. Thaler Leinwand über Spanien nach Amerika versendet. Nicht minder bedeutend war die Wollenwaaren-Manufactur. Nicht nur fuhr das Lagerhaus fort, in großartiger Weise Tuch anzufertigen, sondern auch sonst war die Tuchweberei so bedeutend, daß ebenfalls jährlich für etwa 4 Mill. Tuch ausgeführt wurde, namentlich über Rußland nach China. Die Kattundruckerei wurde 1741, die Baumwollen-Spinnerei und Weberei 1744 eingeführt. Mit der Anfertigung von Sammet- und Seidenwaaren wurde wenigstens der Anfang gemacht, besser noch gedieh die Spitzen-Klöppelei. Noch während des Krieges wurde 1761 in Berlin die Porcellanfabrik errichtet, und die Fayencefabriken lieferten so viel Waaren, daß das Zinn immer mehr verdrängt wurde. Ebenso geschah viel für die Aufnahme der Stahl- und Eisenfabrikation sowie für die Fabrikation von Papier, Glas, lackirten Waaren ꝛc. Für das Berg- und Hüttenwesen haben sich v. Heinitz und v. Reden außerordentliche Verdienste erworben.

Um der Industrie in seinem Lande aufzuhelfen ergriff Friedrich

das Mittel, das damals überall angewendet wurde: er suchte die Einfuhr fremder Industrie-Erzeugnisse durch Prohibitiv-Maßregeln zu erschweren und die Ausfuhr von gewissen Rohstoffen ganz zu verhindern. Die Ausfuhr der Wolle z. B. war streng untersagt, 1774 sogar bei Lebensstrafe, weshalb auch die Schafzucht im Lande nicht recht gedeihen wollte, ungeachtet der König schon 1748 spanische Widder einführen ließ, um die einheimische Race zu veredeln. Nicht nur Eisen-, Stahl-, Glaswaaren, Porcellan, Fayence ꝛc., sondern überhaupt fast 400 Artikel waren so hoch besteuert, daß sie kaum eingeführt werden konnten. Luxusartikel glaubte der König einer besonders hohen Steuer unterwerfen zu müssen, weil dadurch der ärmere Theil des Volkes nicht gedrückt würde; deshalb nahm er auch den Vertrieb des Tabacks und des Kaffee's, deren Gebrauch damals allgemein wurde, als Monopol für sich in Anspruch. Da er hörte, daß die Einrichtung der Accise und der Zölle nach französischer Art weit gewinnreicher sei, berief er 1766 Franzosen in seine Staaten, denen er die Ausführung übertrug. Es wurde eine „General-Administration der königlichen Gefälle" eingesetzt, gewöhnlicher Régie genannt, an deren Spitze La Haye de Launay stand, die jedoch nicht den Gewinn brachte, welchen sich der König davon versprochen hatte; die äußerst drückenden und gewaltsamen Maßregeln dieser fremdländischen Beamten machten überdies die Einrichtung im ganzen Lande äußerst verhaßt.

Den Handel zu heben wurde 1765 die Bank eingerichtet, welche den Kaufmann aus den Händen der Wucherer riß, und die bald in allen Haupthandelsorten des Staates Zweigbanken eröffnete. Den überseeischen Handel zu befördern wurde 1772 die Seehandlungs-Gesellschaft gegründet; Friedrich legte selber mehr als eine Million ein, und übertrug ihr den ausschließlichen Handel mit Salz und Wachs. Nach der Besitznahme von Ostfriesland tauchten auch die Ideen des großen Kurfürsten insofern auf, als der König 1750 — wie bereits oben erwähnt — eine asiatische Handelsgesellschaft in Emden stiftete, welche nach China Handel treiben sollte, die sich aber ebenso wenig halten konnte wie die 1753 gestiftete bengalische, die nach Ostindien Geschäfte einleitete. Während des siebenjährigen Krieges gingen beide ein. — Friedrich endlich war der erste unter allen europäischen Fürsten, der (im September 1785) mit den eben selbständig gewordenen nordamerikanischen Freistaaten ein Freundschafts- und Handelsbündniß abschloß.

Chausseen wurden unter Friedrich noch nicht gebaut, desto mehr aber war der König darauf bedacht, Wasserstraßen einzurichten und dadurch dem Binnenhandel bequeme Wege zu schaffen. Gleich zu Anfang seiner Regierung war ihm der Plan vorgelegt worden, die Elbe und Havel durch einen Kanal zu verbinden, der die Schiffahrt von Magdeburg bis Brandenburg um 20 Meilen abkürzen könnte. Doch erst nach dem Breslauer Frieden wurde 1743 dieser Kanal bei Plaue begonnen und innerhalb zweier Jahre bis zur Elbe hin, vier Meilen weit, beendigt. Der bedeutende Salztransport von der

Elbe nach der Havel und Spree wurde dadurch nicht wenig erleichtert. Noch wichtiger wurde dieser Kanal dadurch, daß zugleich der Finow-Kanal angelegt wurde, durch welchen der Weg von Berlin nach Stettin sich um 48 Meilen verkürzte. Das Andenken an den bereits in den Jahren 1603—1608 hierselbst gebauten Kanal war so gänzlich verschwunden, daß man erst aus den Resten der älteren Schleusenbauten sowie aus dem Archiv des Rathhauses zu Eberswalde von dem früheren Vorhandensein desselben Kenntniß bekam. Der Bau des Kanals wurde 1744 mit so großem Eifer begonnen, daß sogar Militär zum Graben beordert wurde, und bereits im Juni 1746 machten Salz- und Getreideschiffe ihre Probefahrt auf demselben. Der Bau bedurfte zwar vielfacher Nachhülfe und namentlich mußte allmählich die Zahl der Schleusen verdoppelt werden, doch schon in der letzten Zeit von Friedrich's Regierung war der Verkehr ein so lebendiger, daß jährlich 5—6000 Fahrzeuge und etwa 12,000 Floßhölzer durchgeschleus't wurden. Als Endpunkt dieser Kanäle nach dem Meere hin muß die Anlegung des Hafens an der Odermündung betrachtet werden. Zwar war die Swine bereits früher schiffbar, doch veranlaßte eine Sandbank an ihrer Mündung so große Schwierigkeit für das Einlaufen der Schiffe, daß man lieber die weniger gefährliche Peene-Mündung zu nehmen pflegte, ungeachtet hier ein schwedischer Zoll entrichtet werden mußte. Schon gleich nach Antritt seiner Regierung ließ deshalb der König die nöthigsten Hafenbauten vornehmen, so daß bereits 1746 die Swine-Mündung für einen Hafen erklärt werden konnte. Ehe jedoch noch der westliche Damm beendigt war, unterbrach der siebenjährige Krieg die weitere Arbeit, und die Schweden bemühten sich während ihrer Besetzung der Oder-Inseln, den Hafen unbrauchbar zu machen. Erst nach dem Frieden wurde das Werk wieder aufgenommen; man verlängerte den östlichen Hafendamm und führte auch den angefangenen westlichen weit ins Meer hinein. Dieser Hafenbau gab auch 1746 Veranlassung zur Anlegung von Swinemünde, welcher Ort 1764 Stadtgerechtigkeit erhielt. — Anderer kleinerer Kanalbauten hier nicht zu gedenken muß noch der Bromberger Kanal genannt werden, den Friedrich gleich nach der Besitznahme von Westpreußen in den Jahren 1772—1775 mit einem Kosten-Aufwande von etwa $^3/_4$ Millionen zwischen Bromberg an der Brahe und Nakel an der Netze ausführen ließ, und der für die Binnenschiffahrt von so großer Bedeutung geworden ist.

Friedrich hatte den siebenjährigen Krieg durchgeführt, ohne wie seine Gegner mit unerhörter Schuldenlast aus demselben hervorzugehen. Es gelang ihm dies dadurch, daß er von seinen patriotischen Ständen bereitwilligst unterstützt wurde, und daß er die guten Münzsorten und namentlich die englischen Subsidien einschmelzen und unter fremdem Stempel zu immer geringerem Werthe ausprägen ließ. Der Schutzjude und Hofjuwelier Ephraim, der dies Umpräge-Geschäft in Pacht genommen hatte, gewann dabei bedeutende Summen; doch hatten diese schlechten Münzen, mit bitterem Spott „Ephraimiten" genannt,

Cours, da sie wieder in den königlichen Kassen angenommen wurden. Nach Beendigung des Krieges war es die erste Sorge des Königs, das zerrüttete Münzwesen wieder zu ordnen, und so vorsichtig er auch hierbei zu Werke ging, so konnte es doch nicht fehlen, daß dem Lande dabei tiefe Wunden geschlagen wurden, die um so schmerzhafter waren, als es durch die Uebel des Krieges unsäglich gelitten hatte. Das Edict vom 29. März 1764 setzte den Münzfuß fest, der bis in die neueste Zeit geltend geblieben ist. Mehr als alle anderen Unterthanen hatten die Civil-Beamten gelitten, die aktiven wie die pensionirten, denen während des Krieges das Gehalt in Kassenscheinen ausgezahlt wurde, welche nur mit schwerem Verluste gegen baares Geld umgesetzt werden konnten, und welche erst nach dem Kriege in der damals noch üblichen Münze eingelöst wurden. So schwer aber auch die damals lebende Generation an dieser Last zu tragen hatte, der König gewann dadurch für die ganze Folgezeit seiner Regierung freie Hand, mit seinen geringen Mitteln Großes auszuführen, da seine weise Sparsamkeit sie gleichsam zu verdoppeln wußte.

Mit seinem eignen Beispiel ging er in dieser Beziehung voran. Von dem Etat, den er für sich auf eine Höhe von etwa 1,200,000 Rthlrn. bestimmt hatte, verbrauchte er selber nicht viel über $^1/_6$ und verwendete die ihm zur Disposition bleibende Summe auf die Verbesserung des Landes. Auf etwa 24 Mill. sind die Summen berechnet worden, welche er von 1763—1786 auf so edle Weise verausgabte. Indem er den Grundsatz festhielt, daß der Staat da eingreifen müsse, wo die Mittel der Privaten nicht ausreichten, Verbesserungen in großartigerem Maßstabe vorzunehmen, und indem seine rastlose Thätigkeit ihn dazu trieb, überall selber zu sehen und zu untersuchen, wo und wie er das Gedeihen seines Volkes am besten fördern könnte, milderte er wesentlich das Herbe und Drückende, das seine Maßnahmen vielfach mit sich führten. Wie recht eigentlich die eine Hand nahm, damit die andere geben könnte, zeigte sich nie großartiger als nach dem Hubertusburger Frieden. Friedrich hatte, wie er selber sagte, den Grundsatz festgehalten, „stets ein Jahr im voraus in seiner Kasse zu haben." Auch zu Anfang des Jahres 1763 lagen nicht weniger als 30 Mill. Rthlr., wenn auch zum Theil in schlechtem Gelde, bereit, damit der nächste Feldzug geführt werden könne. Hiervon vertheilte er nun mehrere Millionen an die Provinzen, die vorzüglich gelitten hatten; er erließ ihnen auf einige Zeit die Abgaben, damit sie sich leichter erholen möchten, er vertheilte ferner mehr als 40,000 Scheffel Getreide aus seinen reich gefüllten Magazinen als Saatkorn, und überließ etwa 35,000 Pferde den bedürftigen Landleuten, damit sie ihre Felder bestellen möchten. Und trotz dieser großen Unterstützungen während seiner ganzen Regierungszeit sammelte er dennoch einen Schatz von 55 Millionen, damit der Staat, wenn die Umstände es erfordern sollten, einen selbst mehrjährigen Krieg führen könnte, ohne daß den Unterthanen neue oder erhöhte Lasten auferlegt werden brauchten.

In Bezug auf die Verwaltung des Landes behielt der König im

Allgemeinen die von seinem Vater getroffenen Einrichtungen bei, nur daß er überall die bessernde Hand anlegte. Namentlich bedurfte die Justiz einer gründlichen Reform. Die Tradition, daß der Müller bei Sanssouci dem Könige mit dem Kammergericht gedroht habe, falls ihm derselbe seine Mühle mit Gewalt nehmen wollte, hat zwar nach neueren Forschungen keine Bestätigung gefunden, daß sie aber so allgemein für wahr gehalten wurde, giebt den sichersten Beweis dafür, daß die Gerechtigkeitsliebe des Königs über allen Zweifel erhaben war. Seine Kundmachung, daß er von Jedem, der eine Bitte oder Beschwerde einzureichen habe, eigenhändig dieselbe in Empfang nehmen wolle, seine Bereitwilligkeit, auch den Aermsten seiner Unterthanen zu hören, sein Erlaß, daß, wenn bei Streitigkeiten zwischen dem Könige und einem Privatmanne die Sache irgendwie zweifelhaft sei, lieber zu Gunsten des letzteren entschieden werden solle, mußte natürlich die Gemüther Aller mit dem größten Vertrauen erfüllen. Als ihm im Jahre 1746 das bis dahin nur der Kurmark zustehende Recht de non appellando für alle seine Staaten vom Kaiser zugesprochen war, fing er durch v. Cocceji jene oben erwähnten Justiz-Verbesserungen an, welche auf die Umbildung der Justiz-Collegien, auf Abkürzung des Proceß-Verfahrens und auf eine neue Gesetzgebung gerichtet waren. Die Landstände erwarben sich dabei das Verdienst, durch nicht unbedeutende Summen zur Erhöhung der Gehälter der Richter diese Bemühungen kräftig unterstützt zu haben. Schon 1748 konnte in dem Codex Fridericianus ein Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung bekannt gemacht werden, und so zufrieden war der König mit dem Eifer und der Gewandtheit Cocceji's, daß er ihn zum Großkanzler und Freiherrn ernannte. Der berühmt gewordene Proceß eines gewissen Arnold, welchem seine Mühle bei dem Dorfe Pommerzig im Krossen'schen Kreise wegen rückständiger Pacht 1778 genommen war, bestimmte den König, der hier eine Ungerechtigkeit voraussetzte, abermals Hand an die Verbesserung der Justizpflege zu legen. Als das höchst wichtige Resultat dieser Bemühungen trat das „Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten" an das Licht, das der damalige Großkanzler v. Carmer im Verein mit Suarez und Klein bearbeitete. Im März 1784 legten diese die erste Abtheilung desselben als Entwurf dem Publikum vor, indem zugleich jeder Sachverständige nicht nur zu etwanigen Berichtigungen aufgefordert, sondern überdies Preise für Verbesserungen ausgesetzt wurden. Friedrich erlebte den Abschluß des Ganzen nicht mehr; erst im Jahre 1794 erhielt es seine rechtliche Gültigkeit.

Die Mittel Friedrich's reichten kaum hin, das materielle Wohl seines Volkes anzubahnen, sie fehlten ihm ganz für das geistige. Die Universitäten bezogen nur geringe Unterstützungen aus Staatsmitteln, deshalb wurde der Besuch fremder Universitäten verboten; auch ward dem Andrange Unbemittelter zum Studium nach Möglichkeit gesteuert. Ebenso geschah für höhere wie niedere Schul-Anstalten sehr wenig; wurde dennoch vielfach Bedeutendes geleistet

oder wenigstens ein besserer Weg angebahnt, so geschah es auf eigne Hand durch Männer wie Büsching, Gedike, Hecker, v. Rochow, v. Felbiger ꝛc. Mehr ließ sich der König die Bildung des jungen Adels angelegen sein, um sich ein tüchtiges Offiziercorps zu bilden. Ebenso war er gleich von Anfang seiner Regierung an darauf bedacht, die Academie der Wissenschaften wieder herzustellen, für welche er Wolff, Maupertuis, Algarotti und andere Berühmtheiten gewann. Eine Hauptquelle ihrer Einkünfte war für die Academie das Kalenderwesen, doch der 1779 gemachte Versuch, die hergebrachten abergläubischen Prophezeiungen aus dem Kalender wegzulassen, gelang so wenig, daß man sich genöthigt sah, die alten lächerlichen Angaben wieder aufzunehmen. Die unbeschränkte Denkfreiheit, welche der König in seinem Lande gestattete, gab den Wissenschaften eine ungemein große Anregung, und namentlich waren es die Naturwissenschaften, die Geschichte und die Geographie, welche einen frischen Aufschwung nahmen. Und wie Friedrich selber seine schönste Erholung in wissenschaftlicher Beschäftigung fand, und zum Beweise dessen zahlreiche Werke schriftstellerischer Thätigkeit hinterlassen hat, so wirkte dies Beispiel sowie seine großen Thaten begeisternd nicht nur auf die dichterischen Köpfe seines Volkes, sondern ganz Deutschlands, ungeachtet Friedrich den deutschen Schriftstellern nicht gewogen war; seine Jugendbildung war allerdings in eine Zeit gefallen, in der es mit der deutschen Litteratur traurig aussah.

Daß Friedrich selber ein Meister auf der Flöte war, ist allbekannt; die Tonkunst wurde von ihm hochgeschätzt, und es bedarf nur der Erinnerung an Quanz, Graun, Fasch ꝛc., wenn darauf hingewiesen werden soll, was in dieser Kunst geleistet wurde. Die Malerei und Bildhauerkunst brachten wenig Ausgezeichnetes zu Tage, da Friedrich nicht so bedeutende Mittel darauf verwenden konnte, wie erforderlich gewesen wären. Auch die Baukunst schuf bei der Sparsamkeit der ganzen Verwaltung nicht Werke, wie sie Berlin unter Friedrich I. hatte entstehen sehen; am vortheilhaftesten zeichnete sich noch unter den damaligen Baumeistern v. Knobelsdorf aus, der 1740 bis 1742 das Opernhaus in Berlin baute und den Plan von Sanssouci entwarf, der 1745—1747 zur Ausführung kam. Großartiger als dies Lustschloß wurde das Neue Palais in Potsdam angelegt, dessen Bau in den Jahren 1763—1770 mit einem Aufwande von drei Millionen Thalern vollendet wurde. Unter den Kirchenbauten des Königs sind unstreitig die beiden Thürme auf dem Gensd'armen-Markt in Berlin am ausgezeichnetsten; sie wurden in den Jahren 1780—1785 aufgeführt. Das Theaterwesen arbeitete sich unter Friedrich aus dem Zustande der Possenreißerei zur Kunst empor. Zwar waren es vorzüglich die Oper und das französische Schauspiel, die sich der königlichen Unterstützung erfreuten, als aber dem letzteren 1778 beim Beginn des bayerschen Erbfolgekrieges diese Zuschüsse entzogen wurden, gelang es einerseits dem ausgezeichneten Talente der damals in Berlin auftretenden Acteurs, andererseits den eifrigen Bemü-

hungen von strebsamen Dichtern, dem seit 1771 stehend gewordenen deutschen Schauspiele ein nicht geringes Ansehn zu verschaffen.

Der Vorwurf der Irreligiösität, den man gar oft dem Könige gemacht hat, ist in neuerer Zeit entschieden zurückgewiesen worden. Er wollte nicht nur, daß die Jugend in wahrer Gottesfurcht erzogen würde, er war nicht nur der Meinung, daß der Soldat schwerlich seinem Herrn treu dienen und seinen Vorgesetzten rechten Gehorsam leisten werde, der Gott nicht fürchte, er verlangte nicht nur von dem Richter, so zu entscheiden, wie er es vor dem gerechten Richterstuhle Gottes verantworten könne, sondern auch sein ganzes langes, thatenreiches Leben giebt den Beweis für seine wahrhaft fromme Gesinnung, die stets und überall bemüht war, dem hohen Berufe und der schweren Pflicht zu genügen. Andrerseits läßt sich jedoch nicht leugnen, daß ihm der kirchlich-fromme Sinn ganz fehlte, und daß er nicht selten durch unzeitigen Spott des Heiligsten hart verletzt und zu einer nicht geringen Frivolität Veranlassung gegeben hat. Erklärte er doch selber einmal, daß er gern einen Finger seiner Hand darum gäbe, wenn er die Sitten in seinem Lande wieder so rein machen könnte, wie sie unter seinem Vater gewesen seien. Sein Ausspruch, daß „Jeder nach seiner Façon selig werden müsse," hat damals wie vielfach noch heut Gleichgültigkeit gegen alles religiöse Leben an Stelle der Toleranz hervorgerufen. Er selber hielt die protestantische Lehre für die beste, die es gebe; wenn er deshalb ungern Katholiken in Civil-Aemtern sah, so war er doch weit entfernt, die Katholiken in seinem Lande irgendwie einzuschränken; er ließ ihnen volle Freiheit auf kirchlichem Gebiete, wußte aber etwanigen Uebergriffen kräftig entgegen zu treten. Dieses Gewährenlassen gegenüber den Katholiken ging so weit, daß, als der Papst 1773 den Orden der Jesuiten aufhob, der König keinen Anstand nahm, sie in seinen Staaten zu dulden und sie auch ferner für den Jugend-Unterricht zu verwenden, da er ihre Verdienste um denselben sehr wohl zu würdigen wußte. In Betreff äußerlicher Anordnungen behielt er sich sein Recht für die katholische wie für die protestantische Kirche vor. Als er 1773 den dritten Feiertag der hohen Feste aufhob und von den vier Bußtagen im Jahre nur einen bestehen ließ, willigte auch der Papst ein, daß innerhalb der preußischen Staaten von den 53 katholischen Feiertagen 17 gestrichen wurden. Zum besseren inneren Zusammenhalten der evangelischen Kirche setzte er 1750 das Ober-Consistorium ein, und er hat selbst Widerspruch von demselben ertragen, sobald er nur sah, daß derselbe aus innerster Ueberzeugung hervorgegangen war.

War Preußen schon seit längerer Zeit der Zufluchtsort aller derer geworden, die wegen ihres Glaubens daheim verfolgt wurden, so bewahrte Friedrich erst recht seinem Lande dies schöne Vorrecht. So sehr er aber auch dafür sorgte, daß überall Denkfreiheit erhalten würde, so war er doch weit davon entfernt, eine unbedingte Preßfreiheit zu gestatten. Der Versuch, den er gemacht hatte, der Presse volle Freiheit zu gewähren, war so wenig befriedigend ausge-

fallen, daß er eine Controlle für nöthig hielt, um alles das zu unterdrücken, was dem allgemeinen Wohl zum Nachtheil gereichen könnte. Er selbst für seine Person war gegen Schmähungen gleichgültig, obwohl niemals gegen irgend einen Fürsten so viel Schmähschriften erschienen sind als gegen ihn. Wenn mit Recht Böses von ihm gesprochen würde — äußerte er einmal —, so müsse er dadurch zur Besserung angetrieben werden; seien es Lügen, so könne er nur darüber lachen.

Wie sein Vater den höchsten Lebensgenuß in der Arbeit gefunden hatte, so daß er dieselbe unermüdliche Thätigkeit von allen seinen Unterthanen forderte, so war auch Friedrich bis zum letzten Lebenshauche ununterbrochen mit dem Wohle des Staates beschäftigt, und wußte — wenn auch auf weniger rigoröse Weise als sein Vater — durch sein Beispiel zu gleicher Thätigkeit anzufeuern. Jede Stunde des Tages, von dem frühen Morgen an, war einer bestimmten Arbeit gewidmet, wie er andererseits zu bestimmten Zeiten des Jahres seine Länder bereiste, um nicht nur die Revüen der Truppen abzuhalten, sondern auch um sich von den Zustande und den Bedürfnissen des Landes bis in die kleinsten Einzelheiten zu unterrichten. Und dennoch blieb ihm, bei so streng geordneter Lebensweise, die Zeit, sich durch Flötenspiel zu erheitern, durch eigene Lectüre seinem Wissensdrange zu genügen, und durch schriftstellerische Arbeit seinem regen Geiste eine angenehme Thätigkeit zu verschaffen. Da er von seiner Gemahlin getrennt lebte und rauschende Vergnügungen nicht liebte, sondern vielmehr die Stille des Landlebens in Sanssouci vorzog, schuf er einen Kreis von gelehrten und ausgezeichneten Männern um sich, in deren Umgange er die Nahrung für seinen Geist suchte, ohne welche nach seiner Ansicht das Feuer desselben erlöschen müßte. In dieser Gesellschaft, namentlich beim Mittags- und noch mehr beim Abendtische, bewegte er sich ganz ohne Zwang, ja er ließ wohl, und das nicht selten, seinem beißenden Witze freien Lauf; — es war das veredelte Tabacks-Collegium Friedrich Wilhelm's I. Hier suchte und fand er Erholung von den schweren Berufsgeschäften, und mit nicht wenigen dieser Gesellschafter knüpfte er auf königliche Weise ein enges Freundschaftsband. Freilich mit Voltaire, dessen Geist Friedrich bewunderte, war bei der Eitelkeit und Charakterschwäche dieses Mannes, der alle Beweise der königlichen Freundschaft und Hochachtung mit Undank belohnte, eine wirkliche Freundschaft nicht zu Stande gekommen; doch stand, auch nachdem Voltaire 1753 Sanssouci hatte verlassen müssen, der König in lebhaftem Briefwechsel mit ihm. Je mehr der Tod die Reihen dieser Freunde lichtete, je mehr die Gicht die Körperkraft des alternden Königs untergrub, desto einsamer wurde es um ihn her, desto mehr zog er sich in sich selber zurück. Er fühlte, daß seine Tage gezählt waren, und als zu Anfang des Jahres 1786 der greise Zieten starb, äußerte er, Zieten führe auch jetzt, wie er es immer gethan habe, die Avantgarde, er werde mit dem Hauptheere bald nachfolgen. Und nur zu wahr war dieser Ausspruch; am 17. August 1786 entfloh sein Geist der morschen Hülle. Nicht in Sanssouci, wie er

angeordnet, sondern in der Potsdamer Garnisonkirche ließ sein Neffe Friedrich Wilhelm II. die Leiche beisetzen. Nicht nur sein Volk, sondern ganz Europa trauerte um den Fürsten, welcher, so reichlich auch ihm sein Antheil an menschlichen Schwächen zuertheilt gewesen, doch den ausgezeichnetsten Regenten aller Völker und aller Zeiten zur Seite gesetzt werden muß, und dessen Andenken nie vergehen wird, so lange die Geschichte die Geschicke der Völker zu erzählen hat.

---

4. Friedrich Wilhelm II. 1786—1797.

Der brandenburgisch-preußische Staat hatte sich in etwa hundert Jahren aus der tiefen Zerrüttung, in welche er durch den dreißigjährigen Krieg versetzt worden war, nicht nur zu einem Königreich, sondern sogar zu einer europäischen Großmacht erhoben, welche tonangebend geworden war. Eine so außerordentliche und in verhältnißmäßig kurzer Zeit erfolgte Macht-Entwicklung war nur durch seine ausgezeichneten Fürsten möglich gemacht worden. Die Worte, die König Friedrich Wilhelm I. gleich nach seiner Thronbesteigung aussprach, daß er sein eigener Finanz-Minister und sein eigener Feldmarschall sein würde, weil das den König von Preußen aufrecht erhalten würde, sind der Grundsatz gewesen, welchen wie vor ihm der große Kurfürst so nach ihm sein Sohn Friedrich II. unausgesetzt befolgt hat. Diese Fürsten bildeten im strengsten Sinne des Wortes den eigentlichen Mittelpunkt der Regierung; die Minister waren die Executiv-Beamten, sie hatten nur die Befehle auszuführen, die ihnen unmittelbar aus dem Kabinet zugingen; zugleich aber controllirten diese Fürsten mit einer fast peinlichen Genauigkeit bis in die kleinsten Einzelheiten alles das, was sie in Bezug auf die militärische wie Civil-Verwaltung angeordnet hatten. Neben dieser allumfassenden Thätigkeit trat besonders ihre Sparsamkeit hervor, denn nur die strengste Sparsamkeit in alle dem, was zum bloßen Luxus gehörte, konnte die Mittel erübrigen, welche zur Aufnahme des Landes nothwendig waren, besonders aber zur Unterhaltung eines ansehnlichen Heeres, durch welches allein Preußen ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale zu werfen im Stande war, sowie zur Ansammlung eines Schatzes, um nöthigenfalls einen selbst mehrjährigen Krieg führen zu können.

Diese schwierige Aufgabe, einerseits die weitgehendste Thätigkeit zu entwickeln, und andererseits auf alle Genüsse verzichtend die peinlichste Sparsamkeit zu beobachten, wurde noch dadurch vergrößert, daß der junge emporstrebende Staat von allen Seiten mit Neidern und Feinden umgeben war, und deshalb stets bereit sein mußte, nach allen Seiten hin Front zu machen. War es deshalb schon an und für sich nicht leicht, Nachfolger des großen Friedrich zu sein, so mußte es doppelt schwierig werden für Friedrich Wilhelm II., der bei aller

Befähigung und aller Liebenswürdigkeit seines Charakters (Kant nannte ihn einen tapferen, redlichen, menschenfreundlichen und, abgesehen von gewissen Temperaments-Eigenschaften, durchaus vortrefflichen Herrn) wenig geeignet war, die Rolle seines großen Vorgängers mit gleicher Würde fortzuführen. Ihm fehlte jener eiserne Wille, der das unnachsichtlich durchsetzt, was er für richtig anerkannt hat, ihm fehlte der unermüdliche Eifer, überall selber zu sehen, zu loben und auch zu strafen, ihm fehlte endlich jene weise Sparsamkeit, welche auch mit geringen Mitteln hauszuhalten und sie zu verwerthen weiß. In einem Alter von 42 Jahren zur Herrschaft gelangt hatte er bei der selbständigen Regierungsweise seines Oheims wenig oder keine Gelegenheit gehabt, sich für seinen hohen Beruf vorzubereiten; in hohem Grade zur Sinnlichkeit geneigt folgte er als König dieser Neigung, zu deren Befriedigung ihm als „Prinz von Preußen" die Mittel gefehlt hatten. Wenn man jedoch gesagt hat, daß Günstlinge und Maitressen an dem Mark des Landes gezehrt hätten, so ist das unrichtig, und vielmehr auf das bündigste nachgewiesen, daß dies harte Urtheil auf großer Uebertreibung beruht. Die schweren Kriege gegen Frankreich und in Polen, die kostspielige Unternehmung gegen Holland, die Aufbesserung der Gehälter sämmtlicher Beamten, die Erhöhung des Soldes im Militär, die freigebige Unterstützung von Kunst und Wissenschaft sowie die Abhülfe großer Landesnoth haben — da der König es zu vermeiden suchte, das Volk mit höheren Abgaben zu belasten — nicht nur den vorräthigen Schatz erschöpft, dessen Größe häufig auf fabelhafte Weise übertrieben wurde, sondern auch noch eine ansehnliche Schuldenlast aufgehäuft.

Der Anfang seiner Regierung war ein erfreulicher. Man hatte es vielfach als Härte empfunden, daß Friedrich der Große nicht nur selbst mit Hintansetzung aller Behaglichkeit allein die Staatszwecke im Auge gehabt hatte, sondern auch das Gleiche von allen Staatsangehörigen verlangt hatte. Da wurde um so mehr die Milde und das Wohlwollen des neuen Königs empfunden, der auch zwei Eigenschaften entwickelte, die gar Mancher bei seinem Vorgänger schmerzlich vermißt hatte, Religiösität und Sinn für deutsches Wesen. Friedrich Wilhelm nämlich hob gleich nach Anfang seiner Regierung die allgemein verhaßte Regie auf und entfernte die in ihr angestellten Franzosen. Dann trat er mit deutschen Dichtern und Schriftstellern, wie Gleim und Adelung, in wohlwollender Weise in Verbindung, und führte bei Hofe die deutsche statt der französischen Sprache ein; auch wurden in die Academie der Wissenschaften jetzt deutsche Mitglieder aufgenommen. Besonders aber erregte es Freude bei den Bürgern, daß er vom ersten Sonntage ab anfing, regelmäßig in der Kirche sich einzufinden.

Auch nach außen hin zeigte sich jene Milde und jenes Wohlwollen; so in den Mecklenburgischen Angelegenheiten. Dort nämlich war König Friedrich Wilhelm I. auf Anordnung des Reichshofrathes executorisch in die Streitigkeiten eingeschritten, welche lange Zeit

zwischen dem Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin und seinen Ständen geschwebt hatten. Da ihm seine desfallsigen Kosten nicht erstattet wurden, hatte er im Jahre 1733 die Schwerinschen Aemter Eldena, Marnitz, Plau und Wredenhagen besetzt. Friedrich II. hatte zwar über die Herausgabe derselben sich in Unterhandlungen eingelassen, ohne daß man jedoch zu einem befriedigenden Abschluß gekommen wäre. Es wurde nur bei dieser Gelegenheit am 14. April 1752 der Erb-Vereinigungs und Successions-Tractat aufs neue bestätigt, den König Friedrich I. 1708 auf Grund der 1415 und 1442 eingegangenen Tractate geschlossen hatte, und nach welchem der König Titel und Wappen von Mecklenburg annahm. Die feindliche Haltung Mecklenburgs gegen Preußen während des siebenjährigen Krieges konnte natürlich Friedrich II. nicht zur Nachgiebigkeit bestimmen; jene Aemter blieben in preußischem Besitz. Friedrich Wilhelm nun war darauf bedacht, diese Sache in Güte beizulegen. Nach dem Vertrage vom 15. März 1787 gab er jene vier Aemter an Mecklenburg zurück, wogegen sich Herzog Christian Ludwig zur Zahlung von 172,000 Rthlrn. verpflichtete und den Erbfolge-Tractat aufs neue bestätigte.

Gleichzeitig mit diesen Verhandlungen trat der König auch vermittelnd in Hessen-Kassel ein. Der Landgraf Wilhelm IX. nämlich hatte als Lehnsherr im Februar 1787 die Grafschaft Schaumburg-Lippe nach dem Tode des Grafen Philipp Ernst eingezogen, da er den unmündigen Sohn desselben als nicht ebenbürtig für erb-unfähig erklärte. Friedrich Wilhelm jedoch nahm sich des jungen Grafen an, zog eine Armee von 10,000 Mann gegen Hessen zusammen und zwang dasselbe, im April 1787 das Ländchen seinem rechtmäßigen Erben wieder einzuräumen.

Von größerer Wichtigkeit als diese Vorfälle war das Einschreiten Preußens in die holländischen Unruhen. Die Niederlande hatten seit ihrem Abfall von Spanien an ihrer Spitze die Prinzen von Nassau-Oranien gehabt, welche unter dem Titel „Statthalter" die Oberleitung besaßen. Gegen ihre Macht hatten sich wiederholentlich Parteien gebildet, welche jene wo möglich ganz aus ihrer Stellung verdrängen wollten, in den Zeiten der Noth jedoch war das Haus Oranien immer wieder zu seinem alten Ansehn gelangt. Das war namentlich auch während des österreichischen Erbfolgekrieges geschehen, und 1747 war Wilhelm IV. von Nassau-Dietz erblicher Statthalter geworden und mit größerer Macht bekleidet worden als je einer seiner Vorfahren. Er hatte diese Macht auf seinen Sohn Wilhelm V. vererbt, der seit 1766 mündig im Verein mit seinem früheren Vormunde Ludwig Ernst von Braunschweig die Rechte des Statthalters noch zu vergrößern strebte. Zur Zeit des Krieges aber, den England seit 1774 mit seinen nordamerikanischen Colonien führte, wurde, als Spanien und Frankreich sich gegen England verbündeten, auch Holland zu seinem größten Nachtheil in den Kampf gezogen; all das schwere Unglück, das die Holländer dadurch erfuhren, bürdete die republikanische,

antioranische Partei, die sich „die Patrioten" nannte, dem Statthalter auf, den sie des heimlichen Einverständnisses mit England beschuldigte, und suchte seine Rechte auf alle mögliche Weise zu schmälern. Deshalb erbat Wilhelm V. schon 1782 die Hülfe König Friedrich's II., mit dessen Nichte, der Prinzeß Wilhelmine, er vermählt war, der Schwester Friedrich Wilhelm's. Der König beschränkte jedoch seine Vermittlung auf schriftliche Unterhandlungen, die indessen so geringen Erfolg hatten, daß der Erbstatthalter den Oberbefehl niederlegen mußte und sich aus dem Haag nach der Provinz Geldern begab, wo seine Partei die mächtigere war. Aber auch hier wagten nicht nur zwei kleine Städte, Hattem und Elburg, sich den Befehlen des Erbstatthalters zu entziehen, sondern wurden auch von den anderen antioranisch gesinnten Landschaften offen unterstützt. Sie wurden zwar im September 1786 zum Gehorsam zurückgeführt, die Erbitterung im ganzen Lande stieg aber so sehr, daß die Provinz Holland, welche fast die Hälfte der Union bildete, sich loszureißen drohte und den Statthalter seiner Würde für verlustig erklärte, und daß ein Bürgerkrieg unvermeidlich schien, indem die meisten andern Provinzen zu den Oraniern hielten. Und da noch ging Friedrich Wilhelm nicht auf die Forderung seines Schwagers ein, gewaltsam dazwischen zu treten, denn gegen Frankreichs Willen, das die Aufständischen unterstützte, mochte er nicht einschreiten, um so mehr als die französischen Minister wegen gemeinsamer Beilegung der Streitigkeiten mit ihm verhandelten. Als aber die Erbstatthalterin im Juni 1787 nach dem Haag gehen wollte, um eine Vermittlung anzubahnen, und dabei an der Grenze der Provinz Holland zwei Tage gewaltsam festgehalten und dann auf Befehl der holländischen Regierung zurückgewiesen wurde, verlangte der König Genugthuung für die seiner Schwester angethane Schmach. Holland verweigerte sie ganz entschieden, da es einerseits auf die Hülfe Frankreichs hoffte, andererseits aber nicht glauben wollte, daß Friedrich Wilhelm es zum Kriege kommen lassen würde. Jetzt aber mischte sich auch England, welches Holland nicht unter französischem Einflusse sehen mochte, in diese Angelegenheiten und bot Preußen seine Beihülfe zur Wiederherstellung des Statthalters an. Unter solchen Verhältnissen wagte Frankreich, das an großem Geldmangel litt, nicht es auf einen Krieg zugleich mit England und Preußen ankommen zu lassen. So rückte denn am 13. September 1787 ein preußisches Heer von mehr als 20,000 Mann unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig bei Nimwegen und Arnheim über die Grenze. Die Preußen fanden so geringen Widerstand, daß Wilhelm V. schon am 20. nach dem Haag zurückkehren konnte; nur Amsterdam, wohin sich die exaltirtesten Patrioten begeben hatten, wiedersetzte sich im Vertrauen darauf, daß die ganze Umgegend unter Wasser gesetzt und die wenigen trocknen Zugänge stark verschanzt waren. Als aber die Preußen einige dieser Verschanzungen durch herzhaften Angriff nahmen, ergab sich die Stadt am 8. October. — Zur Unzeit großmüthig gegen das reichste Volk des damaligen Europa, leistete Friedrich Wilhelm auf die Kriegs-

kosten Verzicht, die sich auf 6 Millionen beliefen, und begnügte sich mit dem Ansehen, das auf so leichte Weise für Preußen erworben war, während den wahren Gewinn dieses Feldzugs England durch erhöhten Einfluß sich aneignete. Doch knüpfte sich an diese Expedition ein für Preußen in mancher Beziehung vortheilhaftes Bündniß, nämlich eine Triple-Alliance, die es am 15. April 1788 mit dem Erbstatthalter und mit England zu Loo (in Geldern, westlich von Deventer) schloß.

Von außerordentlicher Wichtigkeit für die ganze spätere Politik des Königs war das feindliche Verhältniß Rußlands und Oesterreichs zur Türkei, so daß wir ausführlicher darüber sprechen müssen. Kaiser Joseph, der zwar die Fortschritte Rußlands gegen die Türken ungern sah, sich aber außer Stande fühlte, denselben kräftig entgegen zu treten, hielt es unter solchen Umständen für angemessen, eine enge Verbindung mit Rußland einzugehen, um wenigstens an der Beute Antheil zu nehmen. Deshalb schloß er sich im April 1787 zu Cherson eng an Katharina; die Türken aber, erbittert über den Verlust der Krim sowie darüber, daß Georgien sich unter russischen Schutz begeben hatte, glaubten nicht erst einen Angriff abwarten zu müssen, sondern kündigten plötzlich, im August, ihrerseits den Krieg an, obgleich sie wenig zu demselben vorbereitet waren. Gleich zu Anfang kämpften sie unglücklich gegen die Russen, und als Kaiser Joseph persönlich, ohne die Abmahnungen Preußens zu beachten, zu Anfang des Jahres 1788 mit einer Armee von 2—300,000 Mann gegen die türkische Grenze aufbrach, stand zu befürchten, daß der Sultan durch die Uebermacht erdrückt werden würde. Preußen war deshalb, wie schon in den siebziger Jahren, so auch jetzt besorgt, daß die Macht Rußlands und Oesterreichs auf bedrohliche Weise anwachsen möchte, und indem sein Minister Hertzberg, der beim Könige in großem Ansehn stand, die Idee Friedrich's auch hier durchführen wollte, daß Preußen zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts als Schiedsrichter auftreten müsse, erhielt der preußische Gesandte in Constantinopel, v. Diez, den Auftrag die Pforte zu bestimmen, zu einem Friedensschlusse die preußisch-englische Vermittlung anzurufen. Träte sie an Rußland das Land bis zum Dnjestr, an Oesterreich aber die Moldau und Walachei ab, so wolle man ihr feierlichst die Sau und Donau als Grenze auf ewige Zeiten garantiren. Für diese Abtretung — so hoffte man — würde Oesterreich geneigt sein, Galizien an Polen zurückzugeben, wogegen dies die Städte Danzig und Thorn und die Palatinate Posen und Kalisch an Preußen überlassen sollte, das dadurch eine wünschenswerthe Abrundung erhalten würde. So complicirt dieser Plan auch war, und so sehr auch Diez davon abrieth, so war doch Hertzberg der Meinung, daß man ihn würde durchführen können, um so mehr als Preußen zu Berlin am 13. August 1788 mit England ein Defensiv-Bündniß schloß, durch welches man sich gegenseitig Hülfe gegen jede Störung des Friedens zusagte, und in welchem England für den Nothfall außer 20,000 Mann seine ganze Flotte zu verwenden versprach. Die große Bedeutung und Wirksamkeit dieses

Bündnisses zeigte sich gleich, indem die kleineren Staaten, insbesondere Schweden und Polen, zu Preußen hielten.

In Schweden hatte König Gustav III aus dem Hause Holstein-Gottorp, das 1751 den schwedischen Thron bestiegen, nicht nur die Macht des Adels gebrochen, sondern ging auch mit dem Gedanken um, bei dieser Lage der Dinge die von Rußland den Schweden entrissenen Provinzen seinem Reiche wiederzugewinnen. Er hielt den damaligen Zeitpunkt für um so günstiger, als Rußland seine ganze Macht nach dem Süden gegen die Türken geworfen hatte, und nahm keine Rücksicht darauf, daß er nach seinem eigenen früheren Zugeständniß kein Recht besaß, ohne Einwilligung der Stände einen Angriffskrieg zu eröffnen. Deshalb verweigerten auch die adligen Offiziere seines Heeres, das er im Juni 1788 nach Finnland hinüber gesetzt hatte, den Gehorsam, und etwa gleichzeitig brach Dänemark von Norwegen her in Schweden ein, zufolge der Verträge, die es mit Rußland geschlossen hatte. Da jedoch traten England und Preußen dazwischen, und letzteres erklärte, daß es unverzüglich die dänischen Staaten in Deutschland anfallen würde, wenn Dänemark seine Truppen nicht zurückzöge. In Folge dessen bequemten sich die Dänen im October zu einem Waffenstillstand, der am 9. Juli 1789 in vollständige Neutralität verwandelt wurde. Gustav's Kraft war aber auch da noch zu schwach, sein Vorhaben glücklich auszuführen; im August 1790 mußte er mit Rußland einen Frieden schließen, der nur die alten Bestimmungen bestätigte.

Ungeachtet der Feldzug des Jahres 1789 für die Türken unglücklich ablief, vermochte doch der preußische Gesandte nicht die Pforte zu bewegen, in die Vorschläge Hertzberg's einzugehen, der damals um so größere Hoffnung hegte, als nicht nur die Polen sich zu einem Bündniß mit Preußen geneigt zeigten, sondern auch Kaiser Joseph durch unüberlegte Maßregeln die ganzen österreichischen Niederlande in offenen Aufstand versetzt hatte, und die Gährungen nicht nur in Ungarn, sondern auch in Böhmen und in den übrigen Erblanden immer bedenklicher wurden, so daß die Niederländer wie die Ungarn Verbindungen mit Preußen anknüpften. Dies brachte zwar endlich am 20. Januar 1790 ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit der Pforte zu Stande, es entsprach aber durchaus nicht den Erwartungen, die man in Berlin gehegt hatte, denn statt jener, selbst modificirten Abtretungen, welche von der Pforte gefordert werden sollten, hatte sich diese vielmehr die Wiedererlangung aller russischen Eroberungen ausbedungen. Dennoch rieth Hertzberg dem Könige zur Annahme des Bündnisses, dessen Bestimmungen allerdings einige Abänderungen erfahren müßten; indem Preußen die Sympathien der Belgier, Ungarn ꝛc. gewönne und benutzte, würde es im Verein mit den Seestaaten, Polen und Schweden den Krieg gegen Oesterreich und Rußland voraussichtlich zu einem glücklichen Ausgange bringen. Und in der That ließ sich nicht leugnen, daß die Lage namentlich für Oesterreich, das gegen die Türken mit wenig Glück gefochten hatte und seine besten

Provinzen in Aufstand sah, eine äußerst bedenkliche war. Trotzdem wollte es nicht nachgeben, sondern sammelte ein starkes Heer unter Loudons Oberbefehl in der Gegend von Königgrätz. Da änderte der Tod Joseph's (Februar 1790) die ganze Sachlage.

Ihm folgte sein Bruder Leopold II. (1790—1792), ein Fürst, der durch seine erprobte Staats-Weisheit in kurzer Zeit die Gefahren zu beseitigen wußte, die seinem Hause von allen Seiten her drohten. Durch Zurücknahme der schonungslosen Verordnungen seines Bruders und durch Versprechungen, die er nach allen Seiten hin gab, besänftigte er einen großen Theil seiner Länder, zugleich aber leitete er Maßregeln ein, den gefährlichsten seiner Gegner, Preußen, unschädlich zu machen. Es gelang ihm dies in außerordentlichem Grade, wenn auch bei Beginn der Verhandlungen die Aussichten nicht günstig schienen. Preußen schloß nämlich am 29. März 1790 zu Warschau mit Polen ein Bündniß, in welchem letzteres ein Hülfsheer von 12 bis 20,000, ersteres 18—30,000 Mann zusagte, um sich gegenseitig ihren Besitz zu sichern und jede fremde Einmischung in die inneren Angelegenheiten Polens zu verhindern. Leider war aber auch hier wie bei dem türkischen Bündniß versäumt, die Forderungen Preußens obenan zu stellen, um deretwillen es sich überhaupt in diese Angelegenheiten eingelassen hatte; die Abtretung von Danzig und Thorn sollte erst bei einem späteren Handels-Vertrage zur Sprache kommen. Da die Oesterreicher noch immer in drohender Haltung da standen, zog auch Friedrich Wilhelm im Mai 1790 sowohl an der russischen als auch an der österreichischen Grenze Heere zusammen, ging selber im Juni nach Schlesien und nahm sein Hauptquartier zu Schönwalde, zwischen Frankenstein und Silberberg. So schien der Krieg gewiß, bei dem man preußischer Seits besonders auf englische Hülfe rechnen mußte, da Polen wie Schweden und die Türkei wenig Verlaß boten. Aber gerade jetzt, wo die Gefahr für Oesterreich am höchsten erschien, operirte Leopold auf äußerst geschickte Weise. Er erklärte ausdrücklich, daß er keinen Krieg wolle, worauf England und Holland, nur zu einem Defensiv-Bündniß verpflichtet, auch ihrerseits sich für den Frieden erklärten. So kam es zu Verhandlungen zu Reichenbach, wo Leopold sich erbot, für einen Theil von Serbien und für die kleine Walachei (westlich der Aluta), welche beiden Länder Oesterreich schon früher nach dem Frieden von Passarowitz von 1718 bis 1739 im Besitz gehabt hatte, einen Theil von Galizien an Polen abzutreten, welches letztere dann Danzig und Thorn an Preußen überlassen sollte. Da erklärten die Gesandten der Seemächte, die wider Hertzberg's Willen den Zutritt zu den Verhandlungen erzwungen hatten, sehr bestimmt, daß sie nie in den Entschädigungsplan Preußens einwilligen würden, daß vielmehr der frühere Zustand für die Türkei hergestellt werden müßte. Die Erwägung der Schwierigkeiten, unter solchen Verhältnissen Polen und die Türkei zur Abtretung der gewünschten Gebiete zu veranlassen, sowie das Bedenken, daß Hertzberg mit revolutionärer Hülfe seine Absichten durchführen wolle, bestimmten nunmehr Friedrich

Wilhelm, seinen lang gehegten Wünschen zu entsagen, um die Sache zu einem schnellen Ende zu bringen, und er schloß sich den Forderungen seiner Verbündeten an. So erfolgte am 27. Juli 1790 der Reichenbacher Vertrag, in welchem Oesterreich sich verpflichtete, den Türken alle Eroberungen herauszugeben; erhalte es bei den Grenzbestimmungen eine Vergrößerung, so müsse es dafür an Preußen Entschädigung leisten. Es versprach ferner, Rußland keine Unterstützung mehr zu gewähren, während Preußen im Verein mit den Seemächten Belgien beruhigen wollte.

Die Rolle, welche Preußen in diesen Angelegenheiten gespielt hatte, war scheinbar eine glänzende, im Grunde aber wenig nutzbringend. Es hatte an der Spitze eines Bündnisses von England, Polen, Holland und Schweden den Fortschritten Oesterreichs Halt geboten und diesen alten Gegner, der noch furchtbarer durch seinen Bund mit Rußland erschien, an der gehofften Vergrößerung gehindert. Dafür aber hatte sich auch die Unzuverlässigkeit seiner Verbündeten und somit seiner ganzen Stellung aufs schlimmste gezeigt, und hatten die Kriegsrüstungen 10 Millionen verschlungen. Oesterreich hingegen hatte trotz seines gezwungenen Zurückweichens große Vortheile von diesem Vertrage. Leopold hatte freie Hand gewonnen, und besonders nach seiner Kaiserkrönung (im September 1790) beutete er die erlangten Vortheile für sich aus. Zunächst trat dies bei der Beruhigung der Belgier hervor, die bis dahin außer an Preußen auch an England und Holland Rückhalt zu haben meinten. Zwar versprachen ihnen diese Amnestie und Gewährleistung ihrer alten Verfassung, gaben jedoch schon im October ihre weitere Betheiligung auf und überließen das Land seinem Schicksal. Noch zu Ende des Jahres 1790 rückten von Luxemburg aus, welche Provinz allein bei Oesterreich verblieben war, 30,000 Oesterreicher ein, ohne daß vorher — wie ursprünglich verabredet war — die Gerechtsame der Niederländer festgestellt worden wären, und unterwarfen das Land ohne Schwertstreich. Von nachträglicher Wiederherstellung der alten Freiheiten war natürlich dann keine Rede mehr.

So gewann Oesterreich durch den Reichenbacher Vertrag Zeit sich innerlich zu ordnen und zu kräftigen, und Preußen verlor nicht nur die Stellung und den Einfluß, den es durch die Verbindung mit den Unzufriedenen gehabt hatte, sondern es zog sich auch den Vorwurf zu, daß es diese seine Bundesgenossen im Stiche gelassen habe. Derselbe Vorwurf wurde ihm auch in der Lütticher Angelegenheit gemacht.

Die Lütticher hatten, als in den österreichischen Niederlanden die Empörung gegen Kaiser Joseph ausgebrochen war, ebenfalls im August 1789 die Waffen ergriffen, um sich die Freiheiten wieder zu verschaffen, die ihnen hundert Jahre zuvor genommen waren. Der Bischof Constantin Franz willigte scheinbar in ihre Forderungen, entwich aber gleich darauf nach Trier, und gleichzeitig erging vom Reichs-Kammergericht die Androhung von Execution, wenn die Lütticher sich nicht unterwerfen würden. Ihre Verhandlungen mit dem Bischofe

waren erfolglos, und so wurden denn die ausschreibenden Fürsten des niederrheinisch-westfälischen Kreises, Cöln, Jülich und Cleve, beauftragt die Execution zu vollstrecken. Friedrich Wilhelm, als Herzog von Cleve, ließ darauf zwar im September 1789 unter dem General v. Schlieffen einige tausend Mann, darunter Pfälzer und Cölner, in das Land rücken, versprach aber den Lüttichern gleichzeitig für die Erhaltung ihrer Freiheiten Sorge zu tragen. Da jedoch alle seine Bemühungen bei dem Bischofe wie bei seinen Mitexecutoren und dem Reichs-Kammergericht vergeblich waren, vielmehr im December ein verschärftes Mandat erfolgte, den früheren Zustand unnachsichtlich wiederherzustellen, so zog er im April 1790 seine Truppen zurück, indem er erklärte, daß er den Reichs-Auftrag nicht mit Gerechtigkeit und Ehren durchführen könne. Dafür wurden im Sommer 1790 andere Reichstruppen aufgeboten; diese kämpften aber mit so traurigem Erfolge, daß sich das Reichs-Kammergericht abermals an Preußen wandte. Der König nahm jedoch den Auftrag nicht an, da der Bischof alle seine Vorschläge hartnäckig zurückwies und da er selbst nicht gegen seine früheren Versprechungen handeln wollte. In Folge dieser Neutralität Preußens blieb zwar Lüttich noch kurze Zeit selbstständig, dann aber rückten im Januar 1791 österreichische Truppen ein und schlugen jeden Widerstand zu Boden. Die Hauptschuld an der darauf erfolgenden trostlosen Reaction wurde nun Preußen zugeschoben, ohne dabei in Erwägung zu ziehen, daß vorzugsweise Mitglieder des Fürstenbundes es waren, die jede Verständigung vereitelt hatten.

Oesterreich inzwischen beeilte sich nicht, die Bestimmungen des Reichenbacher Vertrages in Ausführung zu bringen. Obgleich es in demselben versprochen hatte, Frieden mit der Türkei zu schließen, leitete es doch erst gegen Ende des Jahres 1790 zu Sistowa (an der unteren Donau) Unterhandlungen ein, die gar bald ins Stocken geriethen, da der Kaiser unter dem Einflusse von Kaunitz Forderungen aufstellte, welche der Reichenbacher Convention geradezu widersprachen, und es ließ sich auch durch neue Kriegsdrohungen Preußens nicht irre machen. Die Wendung der Dinge in Frankreich jedoch nöthigte den Kaiser, nach dorthin seine ganze Aufmerksamkeit zu lenken und Preußen näher zu treten, namentlich da, als nach der Flucht und gewaltsamen Zurückführung König Ludwig's XVI. (21. Juni 1791) die Revolution immer weiter um sich griff und auch die benachbarten österreichischen Niederlande, die kaum beruhigt waren, von neuem in Brand zu setzen drohte. Dazu kam, daß man in Frankreich besonders gegen Oesterreich erbittert war, weil man der Bundesgenossenschaft mit ihm nicht ohne Grund den übelen Verlauf der französischen Angelegenheiten seit dem Jahre 1756 zuschrieb, und weil man auch fürchtete, daß Leopold aus Interesse für seine Schwester Marie Antoinette sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs hineinmischen werde; man suchte deshalb Verbindungen mit Preußen und England anzuknüpfen. Oesterreich, das bei einem Kriege mit Frank-

reich auf keine Hülfe von Rußland rechnen konnte, da dasselbe noch den Türkenkrieg führte und außerdem von Preußen und England bedroht wurde, suchte unter solchen Umständen die Freundschaft Preußens. Letzteres wiederum hatte erklärlicher Weise keine Neigung zu einem französischen Bündniß, und da es im übrigen das Drückende und die Unzuverlässigkeit der Bundesgenossenschaft Englands nur allzusehr kennen gelernt hatte, so ging es auf die Anträge des Kaisers ein, um so mehr, als es durch die Freundschaft mit demselben gewissermaßen in den sicheren Besitz Schlesiens und seiner Stellung in Deutschland kam, und so der größten Sorge ledig wurde. Die Verhandlungen wurden durch des Königs Adjutanten Bischoffswerder geführt, der am 25. Juli 1791 zu Wien einen Vertrag abschloß, in welchem beide Mächte sich gegenseitig ihre Besitzungen garantirten und im Verein mit den Hauptmächten über die französischen Angelegenheiten zu berathen sich vornahmen. Da aber England von einer Einmischung in die französischen Angelegenheiten nichts wissen wollte, und nur Rußland, um freie Hand gegen Polen zu gewinnen, lebhaft auf Krieg drang, so blieben beide, der Kaiser wie Friedrich Wilhelm, fest gegen alle Anreizungen zum Kriege, umsomehr als Ludwig XVI. am 14. September 1791 die neue Verfassung beschwor, durch welche Frankreich zu einer constitutionellen Monarchie gemacht wurde, so daß Hoffnung vorhanden war, die französischen Angelegenheiten würden sich in friedlicher Weise entwickeln. Bei dieser Stellung beider Mächte zu einander kam dann der Friede zwischen Oesterreich und der Pforte leicht zu Stande; er wurde bereits im August desselben Jahres abgeschlossen, und es wurde dabei durch einige Abtretungen, welche die Türkei auf Anrathens Preußens machte, die österreichische Grenze regulirt. Preußen mit Oesterreich im Bunde konnte nun den Ereignissen mit Ruhe entgegen sehen, doch konnte freilich nicht ausbleiben, daß es sich jetzt vielfach der Macht fügen mußte, gegen die es bis dahin fast stets opponirt hatte, und daß es so an Ansehn verlor. Bedeutungsvoll in dieser Hinsicht war, daß der König den Vertreter der seitherigen Politik, den Minister Hertzberg, auf den Wunsch Kaiser Leopolds seines Amtes entließ. Und überhaupt konnte das bisherige Schwanken und Umspringen der preußischen Politik nur einen ungünstigen Eindruck hervorbringen.

Rußland hatte indeß den Krieg gegen die Türken fortgesetzt, ohne den Mahnungen der Triple-Alliance Gehör zu geben. In Folge dessen verstärkte Preußen im Frühjahr 1791 die Truppen an der russischen Grenze bis auf 80,000 Mann, und England versprach eine Flotte in die Ostsee, eine zweite ins schwarze Meer zu schicken, um Rußland zum Frieden zu zwingen; da erklärte sich aber das englische Parlament so entschieden gegen einen Bruch mit Rußland, daß alle Rüstungen wieder eingestellt werden mußten. So ward Preußen genöthigt, Rußland freie Hand zu lassen; dasselbe schloß erst da im Januar 1792 zu Jassy Frieden, als ihm alle seine Eroberungen bis zum Dnjestr bewilligt worden waren.

Zum Theil in Folge dieses Krieges, zum Theil weil — wie wir gesehen — Oesterreich und Preußen ihre Aufmerksamkeit nach Westen richten mußten, nahm Rußland mehr als je eine herrschende Stellung im östlichen Europa ein. Kein Staat hatte darunter mehr zu leiden als Polen. Zwar war letzteres eine Zeit lang durch das Bündniß mit Preußen geschützt gewesen, doch war dasselbe nur von kurzer Dauer, und zwar großentheils durch die Schuld der Polen. Es waren nämlich von ihnen die Verhandlungen über den vorbehaltenen Handels-Vertrag, der zugleich die Abtretung von Danzig und Thorn aussprechen sollte, absichtlich und sorgfältigst hinausgeschoben, dagegen im September 1790 sogar der Grundsatz festgestellt worden, daß nie eine Stadt oder ein Gebiet von Polen getrennt werden dürfe. Gleichzeitig trafen die Polen in aller Stille Vorbereitungen, ihrem Staate durch eine neue Verfassung größere Festigkeit zu geben, und ohne daß namentlich Preußen vorher irgendwie in Kenntniß gesetzt worden war, ward plötzlich am 3. Mai 1791 diese neue Verfassung verkündigt und beschworen, durch welche Polen in eine erbliche constitutionelle Monarchie unter sächsischen Fürsten verwandelt wurde. Das liberum veto wurde für immer aufgehoben; der executiven Gewalt des Königs wurde die gesetzgebende des Reichstages zur Seite gestellt, der hinfort aus der Senatoren- und Landboten-Kammer bestand. In die letztere sollten auch die königlichen Städte Abgeordnete schicken; dem Adel wurden zwar Rechte und Vorzüge vorbehalten, seine Bauern jedoch unter den Schutz der Gesetze gestellt. Die katholische Religion sollte die herrschende sein, ohne jedoch dadurch die Glaubensfreiheit anderer Parteien einzuschränken. — Vergeblich hatte Graf Hertzberg den letzten Rest seines Ansehns aufgewandt, eine entschiedene Protestation Preußens gegen diesen Staatsact zu veranlassen, indem er die Gefahr lebhaft vorstellte, welche Preußen in Zukunft von dem erstarkten Polen, namentlich nachdem es mit Sachsen vereinigt, drohen würde: Friedrich Wilhelm hatte wenige Tage später sein Einverständniß mit dieser Veränderung gegen Polen ausgesprochen und sich beeilt, Sachsen zu beglückwünschen, dem nach dem Tode des Stanislaus Augustus die polnische Krone erblich zufallen sollte. In gleichem Sinne einigte er sich auch später zu Pillnitz mit dem Kaiser dahin, daß die Unabhängigkeit und Untheilbarkeit Polens sowie die Thronfolge Sachsens anerkannt werden sollte, ohne daß man jedoch dies gegen Polen selber ausgesprochen hätte.

Rußland griff nicht eher in diese Angelegenheiten, als bis es den Frieden mit der Türkei abgeschlossen hatte. Dann aber erklärte es, daß es die neue Constitution nicht anerkennen, sondern sich auf die Seite der Conföderation stellen würde, welche von unzufriedenen Polen unter Felix Potocki und Rzewuski am 14. Mai 1792 zu Targowicz (an einem Nebenfluß des südlichen Bug) gebildet worden war, und schon am 19. Mai ließ es eine Armee von 100,000 Mann in Polen einrücken. Zwar leisteten die Polen am 17. Juli bei Dubienka (am Bug, südöstlich von Lublin)

tapfern Widerstand, doch schon wenige Tage darauf trat der König Stanislaus zur Conföderation über, und ganz Polen wurde von den russischen Truppen überschwemmt. In Folge dessen wurde auf dem im September zu Grodno eröffneten Reichstage die Verfassung vom 3. Mai 1791 aufgehoben und das alte Wahlreich wiederhergestellt.

Sachsen hatte sich ebensowenig als Oesterreich bewegen lassen, den Polen Hülfe zu bringen, Preußen aber hatte erklärt, daß es keinen Antheil an dem Entwurfe der neuen Verfassung gehabt habe und also auch nicht verpflichtet sei, für dieselbe einzustehen. Vielmehr schloß es sich jetzt insgeheim an Rußland an. Bei Beginn nämlich des inzwischen ausgebrochenen Krieges mit Frankreich hatte Preußen, um Entschädigung für seine Leistungen zu erhalten, sein Augenmerk auf Erwerbung einer polnischen Provinz gerichtet, und Oesterreich nach längeren Verhandlungen ihm diese zu überlassen versprochen falls Preußen dafür gestatte, daß es selber seinen früheren Plan, Belgien gegen Bayern auszutauschen, jetzt durchführe. Inzwischen hatte auch Rußland, dem Oesterreichs Hinneigung zu Polen und des Kaisers Leopold Bündniß mit Preußen schwer zu überwindende Hindernisse in Bezug auf seine polnischen Pläne in den Weg stellte, mit letzterer Macht zu unterhandeln angefangen und Vergrößerung in Polen versprochen, falls man es selber dort frei gewähren lasse. In Folge dessen schlossen beide Mächte ein Bündniß am 7. August 1792, und Preußen ließ unter dem Feldmarschall v. Möllendorf nach einer Erklärung vom 6. Januar 1793 eine Armee in Polen einrücken und die Woiwodschaften Gnesen, Posen und Kalisch besetzen, um „die übelgesinnten Aufwiegler und Ruhestörer zu unterdrücken und die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen." Nachdem dann am 23. Januar der Theilungsvertrag ohne Wissen Oesterreichs abgeschlossen, wurde noch in demselben Monat auch Thorn, im April Danzig besetzt, und die Bewohner der unterworfenen Gebiete mußten im Mai Preußen huldigen. Der darauf im Juni zu Grodno eröffnete Reichstag bewilligte, wenn auch mit Widerstreben, die Abtretungen an Rußland, verweigerte aber lange die preußischen Forderungen, da Oesterreich, insbesondere über Preußens Haltung aufgebracht, ihn in diesem Widerstande bestärkte; erst im September 1793 wurden sie ihm unter Anwendung der gewaltsamsten Maßregeln abgerungen. Während Rußland die 4000 Quadr.-Meilen große Osthälfte von Polen in Besitz nahm, erhielt Preußen das Land westlich der Linie, welche von der Mündung der Bzura in die Weichsel nördlich bis zur altpreußischen Grenze, südlich bis zur Pilica gezogen wurde; diese neue Erwerbung erhielt den Namen „Süd-Preußen". Polen war durch diese neuen Verluste auf etwa ein Drittel seiner ursprünglichen Größe reducirt, und mußte überdies im October ein Bündniß mit Rußland eingehen, durch welches es ganz in dessen Abhängigkeit gerieth, und sich verpflichten, sein Heer auf 15,000 Mann zu vermindern. Eine große Anzahl unzufriedener Polen verließ das

Vaterland, russische Truppen hielten auch ferner noch mehrere Hauptpunkte, namentlich Warschau, besetzt.

Als darauf zu Anfang des Jahres 1794 die Auflösung des polnischen Heeres stattfinden sollte, brach das allgemeine Mißvergnügen in plötzlichem Aufstande hervor, veranlaßt durch die Flüchtlinge, welche in dem benachbarten Sachsen sich zur Rettung ihres Vaterlandes verschworen und geheime Verbindungen mit Gleichgesinnten daheim unterhalten hatten. Unter ihnen waren besonders Kosciusko und Zajonczek thätig. Während letzterer nach Warschau zurückging, um die Truppen und Bürger dieser Stadt zu gewinnen, suchte ersterer, wiewohl vergeblich, die Türkei und Frankreich zur Hülfe zu bewegen. Er kehrte erst da nach Krakau zurück, als der polnische General Madalinski, statt seine Truppen aufzulösen, sie nach dieser Stadt führte. Die russischen Truppen mußten die Stadt räumen, und am 24. März 1794 wurde von der schnell gebildeten Conföderation die Verfassung von 1791 wiederhergestellt, und Kosciusko zum Generalissimus mit der unbeschränkten Vollmacht eines Dictators ernannt. Vergeblich hatte der russische General Igelström, der Warschau besetzt hielt, durch eine entsandte Truppen-Abtheilung Madalinski aufzuhalten versucht; Kosciusko eilte diesen Truppen mit schnell aufgebrachten Mannschaften entgegen und brachte ihnen am 4. April bei Raclawice, in der Nähe von Krakau, eine Niederlage bei. In Folge derselben brach auch in Warschau am 17. April offene Empörung aus, und die Russen wurden gezwungen, nach schwerem Verluste die Stadt zu räumen. Mit wenigen Ausnahmen verbreitete sich der Aufstand über ganz Polen, und schon im Mai wurde in Warschau der Nationalrath als höchste Behörde eingesetzt. Doch bald trat wieder die alte Uneinigkeit unter den Polen hervor, und namentlich war es die demokratische Partei, welche aufgestachelt durch das Beispiel Frankreichs, unter Mordscenen eine durchaus andere Verfassung als die constitutionelle Monarchie eingeführt wissen wollte. Kosciusko hatte sein ganzes Ansehn aufzubieten, diese wilden Regungen im Zaume zu halten.

Da rückte im Mai unter dem Könige selber eine preußische Armee von etwa 50,000 Mann in Polen ein, um den Aufstand zu unterdrücken. Nach dem Siege bei Szczekocin an der oberen Pilica (am 6. Juni 1794) besetzten die Preußen Krakau und zwangen Kosciusko, seine Macht in und um Warschau zu concentriren, welche Stadt alsdann von den Preußen und einer russischen Heeres-Abtheilung unter Fersen eingeschlossen wurde. Die geringe Energie, mit welcher die Belagerung geleitet wurde, der Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedarf bei erschwerter Communication sowie verderbliche Krankheiten im Heere zogen sie außerordentlich in die Länge, und ein allgemeiner Aufstand in Südpreußen unter Dombrowski und Madalinski machte endlich zu Anfang September ihre Aufhebung nothwendig. Unterdeß hatten sich aber auch österreichische Truppen nach Polen in Bewegung gesetzt, und ein russisches Heer hatte im August

Wilna und ganz Lithauen unterworfen, während ein anderes unter Suworow von Süd-Rußland heranrückte. Die Polen, welche sich letzterem entgegenstellten, wurden am 18. und 19. September bei Brzesc am Bug geschlagen, doch verweilte Suworow längere Zeit hier, um sämmtliche russische Truppen zu sammeln. Desto eifriger suchte inzwischen Kosciusko den General Fersen von dem Uebergange nach dem rechten Weichselufer abzuhalten. Er zog ihm entgegen, erlitt jedoch nicht nur am 10. October bei Maciejowice (oberhalb Warschaus an der Weichsel) eine harte Niederlage, sondern gerieth auch selber schwer verwundet in russische Gefangenschaft. Nachdem darauf Suworow seine Truppen vereinigt hatte, rückte er gegen die Weichsel vor und nahm bereits am 4. November Praga mit Sturm, wobei das entsetzlichste Blutbad jeden Widerstand niederschlug, so daß gleich darauf auch Warschau sich ergab. Schon am 9. November zog Suworow dort siegreich ein, und am 18. legten die übrig gebliebenen polnischen Truppen die Waffen nieder. Der Aufstand in Südpreußen war schon etwas früher durch die Preußen unterdrückt worden.

Rußland benutzte sein größeres Glück in Polen auf eine für Preußen höchst verletzende Weise. Unzufrieden nämlich über dessen selbständiges Auftreten hatte es schon früher begonnen, sich Oesterreich zu nähern, und schloß jetzt mit dieser Macht am 3. Januar 1795 einen Vertrag, in welchem beide Staaten das zu Boden geworfene Polen so unter einander theilten, daß für Preußen nur ein unbedeutender Rest ausgeworfen wurde. Erst nach langwierigen Unterhandlungen und nachdem Preußen durch den Baseler Frieden freie Hand bekommen hatte, seine Truppen im Nothfall nach Polen zu wenden, einigte es sich am 24. October 1795 mit Rußland und am 21. October 1796 mit Oesterreich über den Antheil, der ihm zufallen sollte; ja der völlige Abschluß mit beiden Mächten zog sich noch bis in den Januar 1797 hinein. Polen hörte auf zu existiren; sein bisheriger König Stanislaus, der während des ganzen Krieges sich passiv verhalten hatte, lebte seitdem in Grodno, dann in Petersburg von einem ihm bewilligten Gnadensolde, starb aber schon im Februar 1798. Als Grenze des preußischen Antheils bei dieser dritten Theilung Polens gegen den russischen wurde der nördlich gewendete Lauf des Njemen bestimmt und eine Linie von Grodno bis zum Bug hinüber unterhalb Brzesc; als Grenze gegen den österreichischen Antheil die Pilica, die Weichsel und der Bug in seinem unteren westlichen Laufe, jedoch so, daß die Landspitze zwischen den beiden letzten Flüssen und damit auch Warschau Preußen angehörte. Der südlichste Theil der neuen Erwerbung im Westen der oberen Pilica, Sewerien, bildete „Neu-Schlesien", der nordöstliche Theil die Provinz „Neu-Ostpreußen".

Während Preußen auf seiner Ostseite, wenn auch mit wenig Ruhm und Glück kämpfend, ein bedeutendes Gebiet gewann, führte es zugleich im Westen einen gefährlichen Krieg, der zwar seinen alten

Waffenruhm vielfach aufs neue bewährte, dagegen aber auch seine Finanzen gänzlich zerrüttete. Es war dies der unglückliche Kampf gegen die neuen Ideen, welche unter Strömen von Blut in Frankreich eine neue Staatsverfassung hervorriefen und bald alle alten Verhältnisse in Europa mit Umsturz bedrohten. Daß auch Friedrich Wilhelm sich diesem Kampfe anschloß, konnte bei seiner ganzen Gesinnung nicht Wunder nehmen; außerdem war er — da die Franzosen ihrerseits den Krieg provocirt und später sogar erklärt hatten — als Reichsfürst zur Theilnahme verpflichtet. Daß er später denselben auf eigene Hand abbrach, zum größten Verdrusse seiner Verbündeten, wird jeder Unparteiische wenn auch nicht gerade rechtfertigen, so doch zum mindesten entschuldigen müssen, wenn er die geringe Unterstützung, ja sogar die Vernachlässigung beachtet, welche ihm von seinen Bundesgenossen zu Theil wurde.

Nirgend hatte die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts den scharfen Gegensatz zwischen den neuen Ideen und der bestehenden Wirklichkeit mehr hervortreten lassen als in Frankreich. Die Willkür Ludwig's XIV. in Allem, was er that, war durch den Glanz verdeckt worden, den seine lange Regierung über Frankreich verbreitet hatte; das Elend des Volkes wurde aber da tief gefühlt, als der lüderliche Hof Ludwig's XV. ohne Scham sich die schreiendsten Ungerechtigkeiten erlaubte, als die Ehre des Staates den Maitressen und Günstlingen geopfert wurde, und als sein Ansehn und seine Macht durch die Schuld der elenden Regierung von Jahr zu Jahr abnahm. Ludwig XVI. war es, der durch Leiden unerhörter Art, ja durch den Tod das Verschulden sühnen sollte, welches seine Vorfahren auf sich geladen hatten. Bei dem edelsten Charakter fehlte ihm nämlich der klare, feste Wille und die Kraft, Reformen einzuführen, die dem Lande unumgänglich nöthig geworden waren. Auf die schrecklichste Weise wurden sie deshalb von unten her bewirkt, und es sind dadurch Erschütterungen hervorgerufen worden, die sich selbst jetzt noch fühlbar machen.

Die unmittelbare Veranlassung zu denselben gab die grenzenlose Finanznoth, in der sich Frankreich befand, und zu deren Abhülfe die einberufenen Reichsstände am 5. Mai 1789 zusammentraten. Unter diesen gewann der dritte Stand sehr bald ein solches Uebergewicht, daß er sich schon am 17. Juni für eine „National-Versammlung" erklärte; ihm schloß sich gleich darauf eine sehr große Zahl von Geistlichen an. Unter den Beschlüssen, die rasch nach einander gefaßt wurden und durch welche Frankreich eine gänzlich veränderte Gestalt seiner inneren Verhältnisse erhielt, war keiner von größerer Wichtigkeit als der vom 4. August, welcher alle bisherigen Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit aufhob und die Güter der letzteren der Nation zur Verfügung stellte. Eine große Anzahl nämlich deutscher weltlicher wie geistlicher Fürsten und Herren, welche namentlich im Elsaß ansehnliche Besitzungen hatten, verloren durch jene Maßregel so bedeutend, daß sie sich zu Anfang des Jahres

1790 mit ihren Klagen an die National-Versammlung wandten. Dieselbe stellte Entschädigung auf so ungenügende Weise in Aussicht, daß die Betheiligten den neu erwählten Kaiser Leopold II. um Hülfe baten, und als auch dessen Unterhandlungen keine befriedigende Lösung herbeiführten, ihre Sache zu Anfang 1791 vor den Reichstag brachten. Kurmainz, das ganz besonders große Einbuße erlitten hatte, nahm überdies die Hülfe des Fürstenbundes in Anspruch, und bei den Reichs-Verhandlungen wurde die Forderung gestellt, daß man bei dieser Gelegenheit die Länder wieder nehmen müsse, welche dem Reiche im Laufe der Zeit von Frankreich entrissen worden wären. Friedrich Wilhelm war es damals besonders, der diesen ungestümen Forderungen weise Mäßigung entgegensetzte und den Weg der Gewalt vermieden wissen wollte. Der Kaiser übernahm es dann, die Reichs-Beschlüsse an König Ludwig XVI. gelangen zu lassen, und man war auch Seitens der französischen Regierung zu Entschädigungen bereit, so daß eine Ausgleichung nicht unmöglich schien; da wurde diese Sache durch wichtigere Dinge in den Hintergrund gedrängt.

Eine große Anzahl französischer Flüchtlinge hatte sich seit der Erstürmung der Bastille in Paris (den 14. Juli 1789) nach Deutschland begeben und namentlich bei dem Erzbischof von Trier in und bei Coblenz gastliche Aufnahme gefunden. Als 1791 die beiden Brüder des französischen Königs, der Graf von Artois und der Graf von Provence, ebenfalls hier eintrafen, mehrte sich die Zahl der Emigranten so bedeutend, daß sie mit Beihülfe des Erzbischofs ernstliche Anstalten trafen, mit bewaffneter Macht nach Frankreich zurückzukehren. Zugleich suchten sie den Kaiser und Friedrich Wilhelm zu gewinnen, welche zur Befestigung ihrer Freundschaft eine Zusammenkunft in Pillnitz verabredet hatten; doch konnte der Graf von Artois diese Monarchen nicht bewegen, seinen Vorschlägen beizustimmen. Dagegen wurde allerdings ausgesprochen, daß die Lage des Königs von Frankreich den Gegenstand des Interesses aller Fürsten Europa's bilde, und für alle Fälle beschlossen, die Truppen in Kriegsbereitschaft zu setzen. Wenn auch die gleichzeitige Bestimmung, daß man nur im Einverständniß mit allen Fürsten einschreiten wolle, sowie Abneigung beider Herrscher, sich in einen so gefährlichen Krieg einzulassen, diese Maßregel zu einer weniger folgenschweren machten, so erregte doch die Nachricht von diesen Verabredungen den größten Unwillen in ganz Frankreich; in der gesetzgebenden National-Versammlung, welche zusammentrat, nachdem Ludwig XVI. am 14. September 1791 die neue Verfassung beschworen hatte, wurde in Folge dessen angeordnet, ein bedeutendes Heer an der Grenze aufzustellen, um den Kurfürsten von Trier zu zwingen, das Emigrantenheer aufzulösen, weil durch dasselbe die Freiheit Frankreichs bedroht werde. Kaiser Leopold gebot deshalb dem Kurfürsten die Entwaffnung, erklärte aber an Frankreich, daß er jeden Angriff als Kriegs-Erklärung auffassen müsse. Zur Vorsicht verstärkte er seine Streitkräfte in den Niederlanden und schloß am 7. Februar 1792 in Berlin ein Bündniß mit Friedrich

Wilhelm, in welchem sich beide Fürsten gegenseitig Hülfe zusagten. Sein Tod (den 1. März 1792) und das Eintreten eines neuen Ministeriums in Frankreich, das dem Könige aus den Reihen der Opposition in der Mitte des Monats März aufgedrängt worden war, veränderten die ganze Lage der Dinge. Dumouriez, der die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, verlangte von dem jungen Kaiser Franz II. Zurückziehung der Truppen und Auflösung der Verträge, die gegen Frankreich geschlossen seien, und als Beides verweigert wurde, wenn Frankreich nicht die aufgestellten Gegenforderungen erfülle, erklärte letzteres am 20. April 1792 dem Kaiser den Krieg.

Zufolge des Bündnisses, das Preußen mit Oesterreich geschlossen hatte, wurde nach langen Berathungen zu Sanssouci von Preußen am 26. Juni den Franzosen der Krieg angekündigt; auch Katharina von Rußland hatte Hülfe zugesagt, obgleich es sich bald genug zeigte, daß es ihr nur darum zu thun war, freie Hand gegen Polen zu erhalten. Ebenso suchten die deutschen Reichsfürsten, die früher so eifrig auf Krieg gedrungen hatten, sich jetzt wo möglich jeder Betheiligung zu entziehen, so daß die ganze Last auf Oesterreich und Preußen gewälzt war. Aber auch diese beiden Mächte boten verhältnißmäßig nur geringe Mittel auf, das alte Königthum in Frankreich wieder herzustellen; sie rechneten auf die Erhebung der königlichen Partei in Frankreich, die von den Emigranten mit großer Bestimmtheit zugesagt worden war; ferner hatten die schon im April unternommenen Angriffe der Franzosen auf die österreichischen Niederlande den traurigen Zustand ihres Heeres gezeigt, und überdies hatte man die leichte Bewältigung des revolutionären Hollands noch in zu frischem Gedächtniß, als daß man nicht ähnliche Erfolge auch in Frankreich hätte hoffen sollen. So brach denn nur eine preußische Armee von 42,000 Mann unter dem Commando des Herzogs Karl Wilhelm von Braunschweig, bei welcher sich der König selbst befand, von Coblenz auf und rückte von Luxemburg her am 19. August über die französische Grenze, nachdem der Herzog bereits am 25. Juli das bekannte Manifest erlassen hatte, welches jedem Orte Vernichtung drohte, der sich den Fortschritten der Verbündeten widersetzen würde, und welches die National-Versammlung wie ganz Paris für die Sicherheit des Königs verantwortlich machte. Sehr bald wurden Longwy und Verdun genommen, und der Herzog war um so mehr darauf bedacht, erst alle feste Plätze längs der Maas zu nehmen, um eine sichere Basis für den nächsten Feldzug zu gewinnen, als der Regen die Wege grundlos gemacht hatte und auf keine Contre-Revolution in Paris mehr zu rechnen war, seitdem dort König Ludwig am 10. August unter den furchtbarsten Scenen als Gefangener in den Tempel gebracht worden war. Gerade dieser Umstand nun bewog Friedrich Wilhelm, Alles daran zu setzen, um den König aus so unwürdiger Gefangenschaft zu befreien. Er gab deshalb Befehl zu schnellem Aufbruch, der auch am 11. September erfolgte und günstigen Erfolg

zu versprechen schien. Dumouriez, der den Oberbefehl über das französische Heer übernommen hatte, war nicht im Stande, die Engpässe des Argonner Waldes zu halten, doch gelang es ihm, sich mit Kellermann zu vereinigen, so daß er der preußischen Armee, welche nach Ueberschreitung des Gebirges in die Champagne vorgerückt war, um etwa 20,000 Mann überlegen war. Dennoch würde er das Feld wohl kaum haben behaupten können, wenn der Herzog nach Ueberschreitung der Aisne statt einer bloßen Kanonade bei Valmy, in der Nähe von St. Menehould (den 20. September), einen ernsten Angriff versucht hätte. Selbst als er durch das Corps des österreichischen Generals Clerfait verstärkt worden war, ließ er sich acht Tage durch Verhandlungen Dumouriez' hinhalten: er sah, daß das französische Heer nicht nur stärker, sondern auch in weit besserem Zustande war, als er erwartet hatte, so daß Vorsicht dringend geboten erschien. Die Verhandlungen wurden abgebrochen, als die Nachricht eintraf, daß der am 21. September statt der National-Versammlung eingetretene National-Convent Frankreich für eine Republik erklärt habe. Inzwischen aber war die kostbare Zeit verloren, und die Ruhr richtete so furchtbare Verheerungen in der Armee an, daß man am 29. September den Rückzug antreten mußte. Derselbe wurde von den Franzosen wenig beunruhigt, denn die gute Haltung und der militärische Ruf der Preußen imponirten ihnen; außerdem hofften sie immer noch, Preußen von Oesterreich ab und zu sich herüber zu ziehen. Die Verhandlungen aber, die deshalb geführt wurden, bewirkten, daß man österreichischer Seits Preußen mit mißtrauischen Augen betrachtete, während letzteres ungehalten darüber war, daß ein Theil der österreichischen Truppen abberufen wurde. — Der Verlust der Preußen in diesem Feldzuge wird zu 12,000 Mann angegeben.

Die gewonnenen festen Plätze in Lothringen hatte man bald wieder aufgeben müssen und sich nach Luxemburg zurückgezogen, von wo man gleich darauf sich nach dem Rheine wenden mußte, um die Franzosen zurückzudrängen, welche nun ihrerseits in Deutschland eingefallen waren. Denn merkwürdig genug hatte man beim Vorrücken nach der Champagne die linke Flanke so offen gelassen, daß die Franzosen unter Custine es wagen konnten, vom Elsaß her nicht nur Speyer und Worms in den letzten Tagen des September zu brandschatzen, sondern daß es ihnen auch gelang, am 21. October die für Deutschland so wichtige, aber ganz vernachlässigte Festung Mainz zu nehmen. Ueberall waren die Fürsten mit den Regierungen und den Begüterten entflohen, und auch Coblenz mit dem Ehrenbreitstein war schon im Begriff sich zu ergeben, als noch rechtzeitig hessische und preußische Truppen dies Unheil verhinderten. Dagegen wurde Frankfurt am 22. October von den Franzosen besetzt und wie die Umgegend hart gebrandschatzt. Erst zu Anfang December wurde die Stadt von Hessen und Preußen mit Sturm erobert, während noch am Schlusse des Jahres Mainz sich für eine Republik erklärte.

Den zurückweichenden Preußen und Oesterreichern war Kellermann mit dem geringeren Theile der französischen Armee gefolgt, den ungleich größeren Theil führte Dumouriez nach Belgien, um dieses Land den Oesterreichern zu entreißen. Mit doppelter Uebermacht fiel er sie bei Jemappes, in der Nähe von Mons, am 6. November 1792 an, trieb sie trotz ihres herzhaften Widerstandes in die Flucht, breitete sich über ganz Belgien aus, nahm selbst Aachen, und drängte die Oesterreicher bis über die Roer und Erft zurück. Daß man nicht schon damals das ganze linke Rheinufer aufgab, war das Verdienst Friedrich Wilhelm's, der entschlossen war, bei der Wiedereroberung von Belgien und Mainz behülflich zu sein, sobald man ihm österreichischer Seits keine Schwierigkeiten in den Weg legen würde, sich in Polen zu vergrößern; er gab sogar seine Zustimmung, daß Kaiser Franz einen Tausch mit Bayern gegen die Niederlande einginge, welche jetzt allerdings erst den Franzosen wieder entrissen werden mußten. Diese Wieder-Eroberung stand aber um so mehr zu hoffen, als nach der Hinrichtung des Königs Ludwig XVI. (den 21. Januar 1793) England und Holland der Coalition gegen Frankreich sich anschlossen. Schon am 1. März 1793 begannen die Oesterreicher unter dem Befehl des Prinzen von Coburg den Feldzug. Unter schwerem Verluste wichen die Franzosen zurück, und erlitten bei Neerwinden (zwischen Lüttich und Löwen) am 18. März eine bedeutende Niederlage. Dumouriez, von den Gewalthabern in Paris deswegen das Schlimmste befürchtend, verhandelte mit den Verbündeten um Beistand, um dem Convente ein Ende zu machen und den jungen Ludwig XVII. aus dem Gefängnisse auf den Thron zu führen; doch schon zu Anfang April mußte er sich zu den Oesterreichern retten, da seine Truppen ihm den Gehorsam versagten.

Die siegreichen Verbündeten drangen darauf in die französischen Niederlande ein und eroberten mehrere feste Plätze. Man versäumte aber damit die günstige Zeit, während welcher die schrecklichste Verwirrung in Frankreich für einen kühnen Marsch auf Paris die sicherste Aussicht auf Erfolg darbot. Das Streben der einzelnen Verbündeten, kleinliche Vortheile für sich zu gewinnen, lähmte das gemeinsame Handeln und ließ den Franzosen vollkommen Zeit, durch die gewaltsamsten Maßregeln Heere aufzubringen, welche den Verbündeten die errungenen Vortheile wieder entrissen. So warf sich eine französische Uebermacht auf die Engländer, welche Dünkirchen belagerten, und zwang sie durch die Kämpfe am 6. bis 8. September bei Hondschoote zurückzuweichen; noch glücklicher war sie bei Maubeuge, da der Prinz von Coburg selbst nach dem rühmlichen Treffen bei Wattignies am 15. und 16. October es für gut fand, die Belagerung des Ortes aufzugeben und sich auf österreichisches Gebiet zurückzuziehen.

Wurde so in den Niederlanden nicht mit der Energie gekämpft, die allein einen günstigen Erfolg hätte herbeiführen können, so vereitelte auch am Mittelrhein der Mangel an gemeinsamer Leitung nicht

minder alle Tapferkeit, welche von den Truppen verwendet wurde. Das deutsche Reich, dessen Gebiet durch den Einfall der Franzosen auf so schreiende Weise verletzt worden war, hatte zwar schon gegen Ende des Jahres 1792 beschlossen, eine starke Kriegsmacht aufzustellen, und kündigte auch am 22. März 1793 der Republik Frankreich den Krieg an, doch mit den Leistungen vieler Stände sah es höchst traurig aus. Einige nahmen Neutralität für sich in Anspruch und scheuten sich nicht, die Franzosen namentlich mit Lebensmitteln zu versorgen, andere wollten nur gegen Hülfsgelder ihr Contingent stellen, die wenigsten waren patriotisch genug, auf eigene Kosten den Reichsfeind abzuwehren. So wurde denn auch die preußische Armee des Herzogs von Braunschweig, welche wieder auf 50,000 Mann gebracht worden war, nur durch 14,000 Mann Reichsvölker verstärkt, zu denen statt 15,000 nur 6000 Oesterreicher stießen. Ihre Aufgabe war zunächst die, Mainz den Franzosen zu entreißen. Ehe jedoch zur Belagerung geschritten werden konnte, mußte der Herzog die französische Rhein-Armee unter Custine bis über Landau hinaus zurückdrängen und ebenso eine feste Stellung gegen die Mosel-Armee einnehmen. Beides gelang nach Wunsch; da aber das Belagerungsgeschütz zum Theil erst von Magdeburg herbeigeschafft werden mußte, so gelang es dem Grafen Kalkreuth erst am 23. Juli den Ort zu nehmen. Die Besatzung erhielt freien Abzug, mußte sich aber verpflichten, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu dienen; sie wurde deshalb von der französischen Regierung benutzt, den royalistischen Aufstand in der Vendée niederzuwerfen.

Da Preußen in diesem Feldzuge nur als Hülfsmacht agirte und in den Conferenzen zu Frankfurt im Monat Februar nur die Eroberung von Mainz verabredet war, so trat eine längere Unthätigkeit für die Armee ein, indem erst zu Ende des Sommers die weiteren Anweisungen aus Wien eintrafen. Zugleich knüpfte der kaiserliche neue Minister, Baron Thugut, mit dem Könige neue Verhandlungen wegen Polens und Bayerns an, die Preußen um so mißtrauischer machen mußten, je mehr man dabei die Doppelzüngigkeit Oesterreichs erkannte, das an England das Versprechen gegeben hatte, auf die Erwerbung Bayerns Verzicht zu leisten, während es von Preußen selbst für den Fall Hülfe verlangte, daß die Wittelsbacher mit Gewalt zur Herausgabe ihres Landes gezwungen werden müßten. Nichtsdestoweniger hielt Preußen fest an dem Bündniß. Der Herzog hatte so eben (den 14. September) einen Angriff der Franzosen bei Pirmasens zurückgeschlagen; seine Reiterei und drei Bataillons hatten hingereicht, 15,000 Franzosen in wilde Flucht zurückzuwerfen, die dabei 4000 Mann und 20 Geschütze verloren, während die Preußen nur 150 Mann einbüßten. Ebenso siegreich drängten sie nun, da Landau genommen werden sollte, einerseits die Franzosen hinter die Saar zurück, während sie andererseits dem österreichischen General Wurmser behülflich waren, in der Mitte October den Feind aus den festen Weißenburger Linien zu werfen und bis Straßburg zu jagen.

Die Uneinigkeit der Oberfeldherren jedoch ließ nicht die Früchte dieser Siege pflücken. Wurmser wollte den Elsaß erobern, der Herzog war der Meinung, daß zuvor Landau genommen werden müsse; keiner mochte den andern bei seiner Unternehmung unterstützen. Da jedoch gab die Veränderung im Oberbefehl bei den Franzosen der Sache plötzlich eine andere, unglückliche Wendung.

Zum Oberbefehlshaber der Mosel-Armee war Hoche, der Rhein-Armee Pichegru mit der bestimmten Weisung eingesetzt worden, Landau zu entsetzen, koste es, was es wolle; an der Umsicht des Herzogs, an der Tüchtigkeit des preußisch-sächsischen Heeres brach jedoch der französische Ungestüm. Hoche vermochte weder bei Bliescastel am 17. November mit 20,000 Mann 7000 Preußen und Sachsen zu werfen, noch bei Kaiserslautern am 28. bis 30. mit 40,000 Mann die ihm gegenüberstehenden 20,000 Verbündeten zu schlagen, vielmehr mußte er beidemal mit großem Verluste den Rückzug antreten. Glücklicher waren dagegen die Franzosen gegen Wurmser. Durch unaufhörliche Angriffe geschwächt, an Allem Mangel leidend, mußte dieser endlich am 30. December die Trümmer seines Heeres bei Philippsburg über den Rhein zurückführen; der Herzog von Braunschweig, der nur seinen Rückzug hatte decken können, war dadurch genöthigt gewesen, die Belagerung von Landau aufzugeben und sich in den Winkel zwischen Rhein und Nahe zurückzuziehen. Die beiden Feldherren beschuldigten sich nun gegenseitig, die Niederlage und somit den Rückzug veranlaßt zu haben, was endlich den Herzog bewog, im Januar 1794 den Oberbefehl niederzulegen, da unter so traurigen Verhältnissen der nächste Feldzug eben so ausfallen müsse.

An seine Stelle trat der Feldmarschall v. Möllendorf, doch war es sehr fraglich, ob Preußen auch noch ferner sich an dem Kriege betheiligen würde, da seine Finanzen gänzlich erschöpft waren. Vergeblich hatte es gesucht, das Reich zu den Kriegskosten heranzuziehen; auch der Kaiser, der Preußen durch den Vertrag von 1792 gebunden hielt, schlug jede Forderung rund ab, selbst als die Seestaaten die größere Hälfte der Hülfsgelder zu zahlen sich erboten. Der König gab deshalb im März 1794 den Befehl, nur 20,000 Mann als pflichtschuldiges Contingent am Rhein zu lassen, die übrigen Truppen aber nach Hause zu führen. Erst da brachte Lord Malmesbury am 19. April im Haag einen Vertrag mit Preußen dahin zu Stande, daß letzteres ein Heer von 62,400 Mann im Felde halten, und daß ihm dafür monatlich 50,000 Pfund von England und Holland gezahlt werden sollten. Für die erste Ausrüstung wurden 300,000 Pfund bestimmt, überdies monatlich 100,000 Pfund als Zuschuß zur Verpflegung und später eine ebenso große Summe bei dem Rückmarsch der Truppen. Die Verwendung dieses Heeres sollte nach dem militairischen Einverständniß der beiden Seemächte mit Preußen geschehen; aber die Bestimmung, ob die Preußen nur als Miethstruppen oder als eine mitagirende Macht anzusehen seien, war unklar geblieben; für jene sahen sie die Seemächte an, für diese der Feldmarschall,

und diese Meinungs-Verschiedenheit sollte bald die übelsten Folgen haben.

Die Franzosen hatten durch das Schreckenssystem, dem die bis dahin herrschende Partei der Girondisten im Juni 1793 blutig unterliegen mußte und das von Robespierre und seinen Genossen auf die äußerste Spitze getrieben wurde, die Zahl der Kämpfer außerordentlich vermehrt, mit denen sie theils die Königlichgesinnten und die übrigen Gegner der Regierung im Innern des Landes erdrückten, theils den Krieg an den Grenzen gegen die Coalition mit großer Tapferkeit und Ausdauer führten. Carnot gebührt das Verdienst, in das damalige Chaos des französischen Heeres Ordnung gebracht zu haben, und seitdem traten unter den Anführern Männer hervor, die während der ganzen Folgezeit eine wichtige Rolle gespielt haben. Das Bemühen der französischen Regierung ging zunächst dahin, die Niederlande an sich zu reißen, da dort der Angriff am leichtesten schien. Aber ungeachtet ihrer Uebermacht kämpften die Franzosen doch anfänglich nur mit schwankendem Glücke; als sie jedoch am 18. Mai bei Tourcoing (nordöstlich von Lille) einen bedeutenden Sieg errungen hatten, faßten die Oesterreicher den Entschluß, die Niederlande gänzlich zu räumen, um — wie sie laut aussprachen — ihre Kräfte für anderweitige Erwerbungen, d. h. in Polen, aufzusparen. Dies Vorhaben führten sie dann auch aus, als sie in der Schlacht bei Fleurus (westlich von Namur) am 26. Juni 1794 den Franzosen unterlegen waren; sie gingen über die Maas zurück und zwangen dadurch die englisch-holländische Armee, ebenfalls Belgien zu räumen und sich nach Holland zurückzuziehen.

Möllendorf hatte unterdeß, namentlich durch den Sieg bei Kaiserslautern am 23. Mai, die Franzosen, ungeachtet ihres hartnäckigen Widerstandes, bis hinter die Saar und Queich zurückgedrängt, bei welchen Kämpfen der damalige Oberst Blücher mit seinem Husaren-Regiment am 28. Mai bei Kirweiler (südlich von Neustadt an der Hardt) so ausgezeichnete Thaten verrichtete, daß ihn der König zum General ernannte. Da aber noch keine Geldzahlung von den Seemächten erfolgt war, blieb die preußische Armee mit den verbundenen Oesterreichern lange Zeit unthätig, bis endlich am 20. Juni englische und holländische Unterhändler in Möllendorf's Lager erschienen, um ihn zum Abmarsch nach den so stark bedrohten Niederlanden zu veranlassen. Vergeblich setzte der Feldmarschall die Nothwendigkeit auseinander, seine jetzige Stellung zu behaupten und von hier aus die ihm gegenüberstehenden französischen Heere zu bedrängen; man drohte unter solchen Umständen keine Subsidien zu zahlen. Dennoch verblieb Möllendorf bei seiner Weigerung, und der König billigte gleich darauf sein Verfahren. Damit war aber das Haager Abkommen in sich zerfallen, und die schnell auf einander folgenden, für die Verbündeten höchst unglücklichen Ereignisse ließen keine Zeit, dasselbe wieder herzustellen. Um die Mitte Juli rückten die Franzosen mit Uebermacht heran, und so tapfer auch die Vertheidigung der Preußen,

besonders in der Umgegend von Kaiserslautern, war, so mußten sie doch bis zum Donnersberge, die Oesterreicher bis Mannheim zurückweichen. Ja es gelang sogar einer anderen französischen Armee, am 9. August Trier zu nehmen, und dadurch dies Heer der Verbündeten am Mittelrhein von dem in den Niederlanden zu trennen. Dennoch wäre es möglich gewesen, die Verbindung wiederherzustellen, wenn der Prinz von Coburg sich an der Maas gehalten hätte; er wich aber nach der Ourte zurück und legte Ende August den Oberbefehl nieder, unwillig über alle die Hindernisse, durch welche der Minister Thugut seine Absichten durchkreuzt hatte. Clerfait, der das Commando übernahm, wurde von der Ourte nach der Roer zurückgeworfen, so daß der Sieg, den die Preußen bei ihrem abermaligen Vorgehen in den Tagen vom 18. bis 20. September bei Kaiserslautern erfochten, nicht weiter von ihnen benutzt werden konnte. Denn bald genug ging Clerfait nach dem rechten Rheinufer hinüber, so daß schon in der ersten Hälfte des Octobers die Franzosen sich an dem linken Ufer von Cöln bis Coblenz festsetzen konnten. Das nöthigte denn auch die Preußen, am 28. October über den Rhein zu gehen und mit Ausnahme von Mainz und Luxemburg alles Land auf dem linken Ufer den Franzosen zu überlassen. Zugleich hatten die Seemächte jede fernere Zahlung von Hülfsgeldern verweigert; das Haager Bündniß war demnach vollständig aufgelöst. Nur ein geringer Theil der Armee blieb noch kurze Zeit in Mainz zurück, ein Theil ging nach Westfalen, die dortigen preußischen Länder zu decken, der ungleich größere Theil setzte sich nach Polen in Marsch, um da einerseits den Aufstand unterdrücken zu helfen, andererseits gegen ein etwaiges feindliches Vorgehen Rußlands Stellung zu nehmen.

Schlimmer noch als den Oesterreichern und Preußen erging es dem englisch-holländischen Heere unter dem Herzoge von York und dem Erbprinzen von Oranien. Pichegru hatte es über die Maas zurückgedrängt, und benutzte dann den harten Winterfrost zur weiteren Verfolgung so trefflich, daß er bereits am 19. Januar 1795 seinen Einzug in Amsterdam hielt. Die englisch-hannöversche Armee zog sich nach Deutschland zurück, die holländische löste sich auf, und Holland wurde zur batavischen Republik gemacht.

Preußen befand sich zu Ende dieses Feldzuges in übler Lage. Ihm wurden jetzt großentheils die Unglücksfälle zur Last gelegt, von welchen die Alliirten betroffen worden waren. Dabei wurden ihm keine Subsidien gezahlt, ungeachtet es sich gänzlich außer Stande sah, aus eigenen Mitteln den Krieg fortzusetzen, da der Staatsschatz vollständig erschöpft war. Ferner trat — wie oben gezeigt — Oesterreich im Bunde mit Rußland in den polnischen Angelegenheiten ganz offen gegen Preußen auf, und wollte ihm wenig oder gar nichts von dem Reste Polens zu Theil werden lassen; durch sein Bündniß mit Rußland glaubte sich der Kaiser hinlänglich gesichert, und hoffte durch dasselbe sogar in Italien, in Serbien und Bayern Ersatz für das zu finden, was er in den Niederlanden verlor, deren Besitz — wie wir früher

gesehen — von Oesterreich immer schon wenig geschätzt worden war. Unter solchen Umständen war Preußen, das früher am eifrigsten für den Krieg gewesen, jetzt sehr geneigt, denselben aufzugeben, um seine ganze Kraft für den Osten verwenden zu können; es hoffte, daß dieser Rücktritt allgemeine Nachahmung finden werde, da die traurigen Resultate des letzten Feldzuges auch sonst in Deutschland den Wunsch nach Frieden laut werden ließen. Deshalb knüpfte Friedrich Wilhelm durch den französischen Gesandten in der Schweiz Barthelemy zu Basel Friedens-Verhandlungen mit Frankreich an, die im December 1794 durch den Grafen Goltz begonnen und nach dessen Tode von Hardenberg zu Ende geführt wurden. Am 5. April 1795 wurde der Friede unterzeichnet; Frankreich behielt die preußischen Gebiete auf dem linken Rheinufer, versprach jedoch Preußen bei dem allgemeinen Friedensschlusse anderweitig zu entschädigen. In diesen Frieden sollten auch alle die Reichsstände aufgenommen werden, welche innerhalb drei Monaten die Vermittlung Preußens beanspruchten. Wenn die Pfalz an Frankreich fiele, sollte dieses eine Schuldforderung von $1^1/_2$ Millionen Thaler, die Preußen an Zweibrück hatte, übernehmen; eine Demarcationslinie sollte die Gebiete der Fürsten umziehen, welche sich dem Frieden anschließen würden. Die Franzosen versprachen, bei den ferneren Kämpfen gegen Deutschland und Oesterreich diese Linie nicht zu überschreiten.

Die Demarcationslinie wurde am 17. Mai in ihren Einzelheiten bestimmt; sie wurde am 5. August 1796 noch etwas verändert, als die Franzosen siegreich in Deutschland vorrückten und ernstlich, obwohl vergeblich, in Preußen drangen, sich offen der französischen Republik anzuschließen. Für seine Abtretungen im Westen des Rhein sollte — so wurde bestimmt — der König einen Theil vom Bisthum Münster und von dem Erzstifte Cöln erhalten, wie auch Hessen und selbst der Erbstatthalter Oranien durch ähnliche Säcularisationen in Deutschland entschädigt werden sollten.

Dieser Separatfrieden Preußens vergrößerte aufs neue die Spannung, welche stets zwischen ihm und dem Hause Oesterreich bestanden hatte und durch das Bündniß vom Jahre 1792 nur vorübergehend in den Hintergrund gedrängt worden war. Ueberall in Deutschland wurde von der kaiserlichen Regierung gegen Preußen die Stimmung aufgeregt, die sich ohnehin schon bitter genug äußerte; insbesondere bestritt man Preußen — da der König auch als Kurfürst des Reiches den Frieden geschlossen hatte — das Recht, sich eigenmächtig von Kaiser und Reich zu trennen; ebenso war man aufgebracht, daß Preußen sich auf Kosten Anderer entschädigen wolle. Wenn nun auch die Schuld, die man Preußen aufbürdete, auf gehässige Weise vergrößert wurde, so läßt sich doch nicht leugnen, daß dieser Staat sich durch seine wechselnde Politik außerordentlich geschadet hatte; ebenso dadurch, daß er durch seinen Rücktritt vom Kriege gewissermaßen öffentlich erklärte, er könne die bedeutende Rolle, die er bis dahin in Europa gespielt hatte, nicht ferner behaupten.

Selbst in der Erwartung wurde er getäuscht, daß er die deutschen Fürsten zu sich hinüberziehen und für sie den Frieden mit Frankreich vermitteln werde. Zwar hatte Kurmainz in Regensburg den Antrag gestellt, die preußische Vermittlung in Berathung zu ziehen, und es wurde auch im Juli ein Reichsgutachten entworfen und im August eine Friedens-Deputation ernannt, doch zogen sich die Verhandlungen in die Länge, da Oesterreich, durch englische Subsidien gewonnen, ganz entschieden dagegen auftrat, obgleich es nicht hindern konnte, daß einzelne Fürsten trotzdem einen Separatfrieden mit Frankreich abschlossen. Schon da zeigte sich die völlige Auflösung des Reiches.

Als dann im Jahre 1795 die Franzosen nach der Eroberung von Luxemburg den Feldzug dadurch eröffneten, daß sie über den Rhein gingen, Düsseldorf und Mannheim nahmen und das Land barbarisch verwüsteten, warf zwar Clerfait dieselben über den Rhein zurück, so daß es schien, als ob Oesterreichs Kraft allein hinreichte, den Franzosen Widerstand zu leisten; doch nur zu bald verdarben die unheilvollen Maßregeln Thugut's, was im Felde gewonnen war, und Clerfait trat aus Verdruß vom Oberbefehl zurück. Darauf drangen während des Jahres 1796 die Franzosen unter Jourdan vom Mittelrhein, unter Moreau vom Oberrhein siegreich in Deutschland ein, ersterer bis zur Naab, letzterer bis über den Lech, worauf Baden, Würtemberg, Bayern ꝛc. Frieden mit Frankreich schlossen und ihre Contingente zurückzogen. Zwar kämpfte dann Erzherzog Karl siegreich, und trieb erst Jourdan, dann Moreau über den Rhein zurück; doch blieben diese Siege ohne den gehofften Erfolg, denn unterdeß hatte Buonaparte in Italien mit entschiedenem Glücke gekämpft, und stand im April 1797 bereits an der Muhr und Ens, nur wenige Tagemärsche von Wien entfernt. Unter solchen Umständen sah sich Oesterreich genöthigt, am 18. April den Vertrag von Leoben (an der Muhr) einzugehen, der erst nach langen Verhandlungen zum Frieden von Campo Formio (bei Udine in Friaul, den 17. October) führte. Der Kaiser nahm jetzt keinen Anstand, dasselbe zu thun, was er an Preußen hart getadelt hatte: für die Abtretung der Niederlande und der Lombardei ließ er sich das venetianische Gebiet, das Bisthum Salzburg und einen Theil von Bayern zusprechen; diejenigen Fürsten, welche im Westen des Rheins Besitzungen verloren, sollten auf Kosten Deutschlands entschädigt werden, — nur Preußen nicht, ihm sollten seine westrheinischen Gebiete zurückgegeben werden.

Während dieser kriegerischen Thätigkeit Preußens nach Osten und Westen hin war ihm ein Gebiet zugefallen, zwar nur klein, aber von Wichtigkeit dadurch, daß es in der Mitte Deutschlands gelegen war und das zweite Stammland des Hohenzollerschen Hauses bildete; es war das Markgrafthum Anspach-Baireuth.

In dem früher erwähnten Gera'schen Erbvertrag vom Jahre 1598 war bestimmt worden, daß die Mark stets ungetheilt bleiben sollte, während die fränkischen Länder in zwei Länder zerlegt werden dürften. Die deutschen Linien sollten einander beerben; die preußische herzogliche Linie sollte erst dann eintreten, wenn jene sämmtlich ausgestorben wären. Da nun die letztere bereits 1618 aufhörte, und ihr Land an die märkische fiel, so war diese um so mehr darauf bedacht, sich durch wiederholte Verträge ihr Erbrecht auf die fränkischen Gebiete zu sichern. Letztere hatte 1603 — wie oben angegeben — Christian, der zweite Sohn des Kurfürsten Johann Georg, erhalten; dieser hatte zwei Söhne: die Nachkommen des älteren sind die regierenden Fürsten in Baireuth, die der jüngeren Nebenlinie hatten ihren Sitz in Culmbach. Christian's Enkel und Nachfolger Christian Ernst (1655—1712), war von seinem Lehnsvetter, dem Könige Friedrich I., mit großen Summen unterstützt worden, deren Abtragung so wenig zu erwarten stand, daß der König auf andere Weise Entschädigung dafür zu erhalten suchte. Er benutzte deshalb den Zwist des Markgrafen mit dem jüngeren, Culmbachschen Zweige, um Christian Heinrich von Culmbach 1704 zu einem Vertrage zu veranlassen, nach welchem dieser für sich und seine Erben alle Erbansprüche auf Baireuth dem Könige abtrat, und dafür außer einem Jahrgelde das Halberstädtische Amt Weferlingen an der oberen Aller überwiesen erhielt, wo er auch 1706 seinen Wohnsitz nahm und 1708 starb. Sein älterer Sohn Georg Friedrich Karl jedoch protestirte beim Kaiser gegen diesen Tauschvertrag, gab 1715 Weferlingen wieder auf, und bewog endlich König Friedrich Wilhelm I. 1724 den Vertrag von 1704 zurückzunehmen und sich mit einer Entschädigungssumme von 600,000 Rthlrn. abfinden zu lassen; doch wurde bei dieser Gelegenheit die Erbfolge Preußens nach dem Aussterben der fränkischen Markgrafen ausdrücklich anerkannt. Diesem neuen Vertrage zufolge übernahm denn auch Georg Friedrich Karl die Regierung in Baireuth, als die dort regierende Familie am 18. December 1726 ausgestorben war. Da jedoch sein Sohn Friedrich 1763, und sein Bruder Friedrich Christian 1769 ohne Söhne starben, vereinigte der Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander von Anspach das Markgrafenthum Baireuth mit seinem Lande zu Einem Ganzen. Dessen Vater Karl Wilhelm Friedrich war — wie auch der vorletzte Markgraf von Baireuth — mit einer Schwester König Friedrich's II. vermählt, und bei dieser nahen Verbindung der drei fürstlichen Häuser, die namentlich dadurch noch enger wurde, daß der König die Huldigung in Schlesien zugleich für die fränkischen Markgrafen annahm, machte die Erneuerung der Erbverbindung keine Schwierigkeiten. So wurden die alten Erbverträge 1752 in dem s. g. Pactum Fridericianum aufs neue bestätigt, was um so nothwendiger war, als der kaiserliche Hof den dereinstigen Anfall der fränkischen Länder an Preußen aus allen Kräften zu verhindern suchte. Namentlich trat dies Bestreben bei

Gelegenheit des Hubertusburger Friedens und des bayerischen Erbfolgekrieges hervor; bei letzterem stellte der Kaiser die Forderung, daß Preußen diese Länder nach ihrem Anheimfalle einem nachgeborenen Prinzen überlassen, oder sie gegen Mecklenburg oder gegen die beiden Lausitzen mit Sachsen vertauschen sollte. Im Teschener Frieden 1779 wurde aber der Anheimfall von Anspach-Baireuth ausdrücklich Preußen zugesagt; jedoch ging Friedrich II. in der That mit dem Plane um, von Sachsen die Ober- und Nieder-Lausitz dafür einzutauschen, da jenes Ländergebiet seinen übrigen Staaten zu entlegen war. Die desfallsigen Unterhandlungen hatten aber ebenso wenig Erfolg wie die 1769 mit Christian Friedrich Karl Alexander eingeleiteten um die Abtretung des Landes an Preußen zu erwirken. Erst am 2. December 1791 verstand sich der Markgraf, der sich meistens im Auslande aufhielt und die Regierung einem Statthalter überließ (zuletzt dem Freiherrn v. Hardenberg), zu Bordeaux dazu, in diese Abtretung zu willigen, wofür er bis zu seinem Tode den 5. Januar 1806 eine jährliche Rente von 500,000 Gulden erhielt. Durch Patent vom 3. Januar 1792 nahm Preußen von dem Lande Besitz, und erklärte den dortigen rothen Adlerorden zu seinem zweiten Hausorden.

Bald aber kam die neue Regierung in unangenehme Conflicte. Sie fand, daß nicht nur viele der dort angesessenen unmittelbaren Reichsritter eigentlich Vasallen des Markgrafen wären, sondern daß auch die Reichsstadt Nürnberg sich bedeutende Besitzungen vom markgräflichen Gebiete rechtswidrig angemaßt hätte. Unnachsichtlich ließ der König 1796 jene Vasallen der Regierung unterordnen und selbst die Vorstädte von Nürnberg besetzen. Die Stadt selber bot sogar im September ihre Unterwerfung an und nahm preußische Besatzung ein; doch schon im October zog der König diese zurück, da er Anstand nahm, die bedeutende Schuldenlast der Stadt zu übernehmen. Die Betheiligten wandten sich darauf mit ihren Klagen an den Reichshofrath, und es wurde auch zur Untersuchung der Beschwerden eine Local-Commission eingesetzt; die damaligen kriegerischen Unruhen vereitelten jedoch ihre Wirksamkeit. Da aber Preußen durch diese gewaltthätigen Eingriffe in veraltete Rechte die Stimmung gegen sich aufbrachte, so benutzte Oesterreich dies sehr geflissentlich, um die Gemüther für sich zu gewinnen und noch mehr gegen Preußen aufzuregen.

Ueberblicken wir die Regierungszeit Friedrich Wilhelm's, so gelangen wir zu der Anschauung, daß alles, was er that, keinen bleibenden Gewinn für den Staat gebracht habe, so vortheilhaft und glänzend es zum Theil auch für den Augenblick erscheinen mochte. Der Feldzug in Holland, der in der That zunächst Preußens Ansehn

ungemein hob, da er trotz des Widerspruches von Frankreich unternommen wurde, kam — wie wir gesehen — hauptsächlich England durch Verdrängung des französischen Einflusses zu Gute, und verursachte nebenbei bedeutende Kriegskosten. Das Bündniß mit England und Holland gewährte keinen Nutzen, sondern zeigte nur die Unzuverlässigkeit und Werthlosigkeit einer solchen politischen Verbindung. Das Auftreten gegen Oesterreich verschaffte nicht die Landerwerbungen, die man davon erhofft hatte, und verkehrte sich schließlich in ein Bündniß mit eben dieser Macht. Und letztere Verbindung wieder ward während des Revolutionskrieges und zwar unter beiderseitiger Verbitterung aufgegeben, ohne daß eine andere an ihre Stelle getreten wäre, und Preußen sah den gewaltigen Erschütterungen Europas ruhig zu im Gegensatz zu dem von Friedrich II. ausgesprochenen Grundsatze, daß Nichts ohne Preußens Einmischung geschehen dürfe. Selbst die bedeutenden Erwerbungen in Polen waren in ihren Folgen eher nachtheilig als vortheilhaft: nicht nur, daß die völlig verwahrlos'ten Lande wenig brachten und viel zu ihrer Aufbesserung verlangten, sondern der Staat wurde auch dadurch in seinem deutschen Wesen beeinträchtigt, und die neuen Unterthanen — in Nationalität und Confession so grundverschieden von den übrigen — waren der Art gegen Preußen erbittert, daß beim geringsten Unfall eine allgemeine Empörung zu befürchten stand, wie eine solche denn auch wirklich 1806 ausgebrochen ist und die schon schlimme Lage des Staats wesentlich verschlimmert hat. Der Hauptgrund zu alle dem war weniger Mangel an Einsicht, als vielmehr Mangel an Energie und Consequenz sowie die Hingabe an augenblickliche Stimmungen: Friedrich Wilhelm beherrschte nicht die Verhältnisse, sondern ließ sich von ihnen beherrschen und führen. Nur so lange Graf Hertzberg Minister war, setzte der König die kräftige und entschiedene Politik seines Vorgängers fort; nach dessen Rücktritt aus dem Ministerium zeigten sich sogleich jene Mängel, welche in dem Grafen Haugwitz, in Lucchesini, Lombard, dem General Bischofswerder ꝛc. ihre Träger fanden und Preußen in eine so schiefe Stellung brachte, daß seine Feinde es geradezu der Perfidie bezüchtigten. Und nicht nur von außen her, sondern auch im Lande selber wurde diese Politik schonungslos angegriffen. So freudig man nämlich auch Friedrich Wilhelm bei seiner Thronbesteigung begrüßt hatte, namentlich von den Kreisen her, wo man das strenge Regiment Friedrich's je länger, je lästiger gefunden, so bald änderte sich doch die Stimmung, und brach auf allen Seiten Unzufriedenheit aus. Diesen Umschwung der öffentlichen Meinung bewirkten besonders die Maßregeln der Regierung in religiösen Dingen. Es ließ sich nämlich nicht läugnen, daß überall im Lande Irreligiosität und Verfall der Sittlichkeit eingetreten war, so daß schon Friedrich der Große in den letzten Jahren seines Lebens vielfach darüber geklagt und vergebens nach Abhülfe gesucht hatte. Die Männer nun, welche durch ihre vorgebliche Religiosität und durch ihren Mysticismus das Vertrauen Friedrich Wilhelm's in hohem Grade zu gewinnen

gewußt hatten, bestimmten den König, durch Befehle und Zwangs-Maßregeln größere Religiosität und Sittlichkeit im Volke wieder herstellen zu wollen. Der bisherige Cultus-Minister v. Zedlitz mußte abtreten, und sein Nachfolger v. Wöllner veranlaßte schon am 9. Juli 1788 das Religions-Edict, welches den Geistlichen und Lehrern jede Abweichung von den einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten bei Strafe der Cassation untersagte, und bald darauf, im December, eine Censur-Verordnung, durch welche das Erscheinen irreligiöser Bücher verhindert werden sollte, welche aber überhaupt der Denk- und Schreibe-Freiheit harten Zwang anthat. Noch mehr, im August 1791 wurde eine Commission eingesetzt, der es oblag, nur solche Bewerber zu geistlichen Aemtern zuzulassen, welche ihre Rechtgläubigkeit nachgewiesen hätten.

Daß dadurch der Heuchelei Thür und Thor geöffnet werden mußte, lag nur zu nahe, und eine Pasquillen-Litteratur, wie sie in Preußen noch nicht dagewesen, schoß um so wilder hervor, je mehr neben jener scheinbaren Religiösität Ueppigkeit und Uebermuth bei Hofe immer mehr überhand nahmen, und das Beispiel des Hofes den verderblichsten Einfluß auf die Hauptstadt wie auf das ganze Land ausübte. Der König selbst gab ein schlimmes Beispiel; seit 1765 mit Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg vermählt, hatte er sich 1769 von derselben scheiden lassen, da sie dieselben Freiheiten für sich in Anspruch nahm, welche sie ihren Gemahl genießen sah. Der Prinzeß wurde Stettin als Wohnort angewiesen, wo sie erst in hohem Alter starb; die einzige Tochter aus dieser Ehe wurde 1791 an den Herzog von York verheirathet. Seine zweite Gemahlin, seit 1769, war Friederike Louise von Hessen-Darmstadt; außerdem ging aber der König daneben noch eine andere Ehe zur linken Hand mit einem Fräulein v. Voß, die zur Gräfin Ingenheim erhoben wurde, und eine zweite mit der Gräfin Dönhoff ein, und auch sonst hielt er sich Maitressen, unter denen keine sich einen traurigeren Namen gemacht hat, als die Gräfin Lichtenau, geborne Encke, verheirathete Rietz. Etwas der Art war noch nie bei einem Regenten des preußischen Hauses gesehen worden, wenigstens in den letzten 200 Jahren nicht, und die Verschwendung des Königs in diesen Verbindungen stand in dem grellsten Contrast mit der Einfachheit und Sparsamkeit der früheren Regierungen.

Doch nicht alles war tadelnswerth unter dieser Regierung; vielmehr wurde manches Gute für das Land geschaffen. Schon 1787 wurde ein Kriegs-Directorium eingesetzt, das zunächst von dem Herzoge von Braunschweig und dem Feldmarschall v. Möllendorf geleitet wurde. Das Cantonwesen wurde neu geordnet, jede Härte bei den Anwerbungen untersagt, und eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten ernst anbefohlen. Den Unterschleifen, welche in den letzten Jahren von Friedrich's Regierung bei dem Heere überhand genommen hatten, wurde mit Nachdruck entgegen getreten, obgleich freilich bei der Menge fremdländischer Offiziere in der Armee der alte

preußische Corpsgeist sich nicht wieder herstellte. Das Heer wurde um etwa 25,000 Mann vermehrt; mehr als ein Drittel in demselben bestand aus Ausländern. Für bessere Ausrüstung wurde Sorge getragen, und ebenso für die Invaliden und für die hinterbliebenen Offizierswittwen; auch für die wissenschaftliche Ausbildung der jüngeren Offiziere geschah manches.

Das Unterrichtswesen, das von Friedrich wenig beachtet worden war, erfreute sich wesentlicher Verbesserung und Unterstützung unter Friedrich Wilhelm. Schon im Februar 1787 wurde das Ober-Schul-Collegium eingesetzt, das für zweckmäßige Anordnung des gelehrten wie des Elementar-Unterrichts zu sorgen hatte; es wurden philologische wie Landschullehrer-Seminare begründet oder unterstützt, um besser vorbereitete Lehrer in größerer Anzahl auszubilden, und zur Prüfung von solchen sowie von den zur Universität abgehenden Gymnasiasten wurden Commissionen eingesetzt. Zur laufenden Unterstützung und Hebung des Schulwesens wurden namentlich auch Gelder aus den Einkünften der Lotterie verwendet, die durch Friedrich II. eingeführt worden war. Zur Akademie der Wissenschaften, die unter Friedrich vorzugsweise mit französischen Gelehrten besetzt worden, wurden jetzt nur deutsche herangezogen, und die Akademie der Künste erhielt zweckgemäße Erweiterung, um sie selbst für Handwerker fruchtbringend zu machen. Die Baukunst und die Bildhauerei lieferte manch schönes Werk; es mag hier nur an das Brandenburger Thor in Berlin erinnert werden. 1790 wurde die Thierarznei-Schule zu Berlin und 1796 die medicinisch-chirurgische Pepinière ebendaselbst gegründet, über deren wohlthätige Wirksamkeit es keiner weiteren Worte bedarf.

Für die Verbesserung des Landes, für die Aufnahme der Fabriken, der Manufacturen und des Handels wurde nicht minder Sorge getragen, und schon in dem ersten Jahre seiner Regierung verwendete der König mehr als drei Millionen Thaler zu diesem Zwecke. So wurde z. B. 1787 der Ruppiner Kanal gegraben und 1792 die erste Chaussee, zwischen Berlin und Potsdam, gebaut. Für Verbesserung der Pferdezucht wurden bedeutende Mittel ausgesetzt, und nicht minder für die Seidenzucht, welche schon Friedrich mit großer Vorliebe gepflegt hatte. Ebenso erfreute sich die Landschafts-Direction in Preußen 1788 eines namhaften Zuschusses, den jene Provinz vergeblich von Friedrich erbeten hatte, der es ihr nie verzeihen konnte, daß sie sich im siebenjährigen Kriege so schnell der russischen Botmäßigkeit gefügt hatte. Auch die so verhaßte Regie, das Monopol des Tabacks, des Kaffees und des Zuckers, wurde — wie oben erwähnt — bald nach Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm's aufgehoben; doch bald wurde die Freude darüber dadurch sehr verbittert, daß, um den bedeutenden Ausfall zu decken, neue Steuern eingeführt werden mußten, die um so drückender waren, als sie die nothwendigsten Lebensbedürfnisse betrafen und durch die Stempel-Abgaben für die gewöhnlichsten Verkehrs-Verhältnisse lästig wurden. Und dennoch vermochte das

Land nicht den großen Bedarf zu decken, der durch die Kriege, sowie durch die Freigebigkeit des Königs veranlaßt wurde; auch durch die Wieder-Einführung des Tabacks-Monopols im Jahre 1797 konnte dem überaus fühlbaren Mangel nicht abgeholfen werden. So geschah es denn, daß nicht nur der reiche Schatz, den Friedrich der Große sorgfältig angesammelt hatte, vollständig erschöpft wurde, sondern daß sich auch eine bedeutende Schuldenlast ansammelte, welche nach dem Berichte der Verwaltung der Staats-Schulden auf 35½ Millionen berechnet worden ist, so daß mit den 12½ Millionen alter Schuld die Staats-Schuld sich jetzt auf 48 Millionen Thaler belief.

Friedrich Wilhelm starb an der Wassersucht am 16. November 1797 im 54. Jahre seines Alters, im 12. seiner Regierung.

---

4. Friedrich Wilhelm III. 1797—1840.

Friedrich Wilhelm III., geboren den 3. August 1770, stand in seinem 28. Lebensjahre, als er seinem Vater in der Regierung folgte. Es war dasselbe Alter, in welchem Friedrich der Große zur Herrschaft gelangt war, und wenn dieser einst gesagt haben soll, jener werde ihn wieder von vorn anfangen, so ist diese Prophezeihung allerdings vollständig in Erfüllung gegangen, wenn auch nicht auf die Weise, wie wohl der alte König gemeint haben mochte. Eine lange, harte Prüfung brach über König und Volk herein, so daß der Untergang des Staates unvermeidlich schien; die geistige Erstarkung des Volkes jedoch, das in neuen freien Formen seiner ganzen Kraft bewußt wurde, das innige Verhältniß der Liebe und Treue, das König und Volk auf erhebende Weise gerade in der Zeit des schwersten Unglücks aufs innigste verband, haben Preußen nicht minder groß gemacht als zur Zeit der glänzenden Herrschaft Friedrich's des Großen.

Das Wichtigste für den neuen Herrscher mußte unstreitig die damals gerade beginnende Ordnung der deutsch-französischen Verhältnisse sein, welche nach dem Obsiegen Frankreichs gemäß den Bestimmungen des Friedens zu Campo Formio durch eine Reichs-Deputation stattfinden sollte. Es galt hier einerseits der Uebermacht und den Uebergriffen Frankreichs entgegen zu treten, andererseits die Stellung Preußens zu wahren gegenüber der feindseligen Haltung Oesterreichs. Zum Congreßorte wurde Rastadt bestimmt, und die Sitzungen im December 1797 eröffnet; sie führten jedoch zu keinem Resultate. Die Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen sowie zwischen den deutschen geistlichen und weltlichen Fürsten, dann immer neue, gesteigerte Forderungen der Franzosen, die offenbar den Krieg wollten, ließen zu keinem Abschluß kommen, und die schnell sich folgenden großen Ereignisse brachen die weiteren Verhandlungen vollends ab. Der Umsturz der alten Verfassung in der Schweiz und in Italien durch die

Franzosen, der gewaltige Aufstand in Irland, den Frankreich lebhaft unterstützte, der Zug Buonaparte's nach Aegypten (Abfahrt im Mai 1798) veranlaßten zwischen England, Rußland, Oesterreich und Neapel die zweite Coalition gegen Frankreich, welcher auch die Türkei beitrat. Preußen, durch verkehrte Maßregeln Rußlands gereizt, war nicht zu bewegen, an diesem Bündnisse Theil zu nehmen, vielmehr zeigte es eine Zeit lang entschiedene Hinneigung zu Frankreich; Deutschland dagegen wurde von den Franzosen feindlich behandelt, da es den Durchmarsch russischer Truppen erlaubt hatte. Unter solchen Umständen löste sich im April 1799 der Rastadter Congreß auf, und die Ermordung der abziehenden französischen Gesandten steigerte die Bitterkeit der gegenseitigen Stellung.

Anfänglich wurde in der Schweiz wie in Italien der Krieg mit großem Glücke für die Verbündeten geführt, die verkehrten Maßregeln Oesterreichs jedoch führten nur zu bald eine schlimme Wendung herbei. Es entfernte die Russen aus Italien, um dort freie Hand zu haben, und wies ihnen die Schweiz zum Kriegs-Schauplatz an. Als nun hier das eine russische Heer unter Korsakoff durch die französische Uebermacht bei Zürich erdrückt worden war, das andere aber unter Suworow, das die wildesten Theile der Schweizer Hochalpen übersteigen mußte, dabei schwere Verluste erlitt, und als ferner die Landung eines englisch-russischen Heeres in Holland einen schmachvollen Ausgang nahm, da trat Kaiser Paul von der Coalition zurück, und die russischen Truppen erhielten noch vor Schluß des Jahres 1799 Befehl, in die Heimath zurückzukehren. Noch günstiger stellten sich die Dinge für Frankreich, als Buonoparte aus Aegypten zurückgekehrt am 18. und 19. Brumaire (den 9. und 10. November) 1799 das Directorium gestürzt, das Consulat eingesetzt und sich selber zum ersten Consul hatte ernennen lassen. Sein Sieg bei Marengo (in der Nähe von Alessandria) am 14. Juni 1800, sowie der Moreau's bei Hohenlinden (in der Nähe von München) am 3. December führte schon im Februar 1801 den Frieden von Luneville herbei, der den von Campo Formio bestätigte.

Unterdeß hatte Kaiser Paul gänzlich mit England gebrochen, und am 16. December 1800 die bewaffnete Neutralität im Verein mit Preußen, Schweden und Dänemark erneuert, um den immer häufigeren Uebergriffen Englands entgegen zu treten. Da letzteres in Folge dessen auch preußische Schiffe in Beschlag nahm, besetzte Preußen im März 1801 Bremen, Oldenburg und Hannover, einerseits um diese Küsten den Engländern zu sperren, andrerseits aber um russische Truppen aus Deutschland fern zu halten, die im Begriff waren sich hier festzusetzen. Die Ermordung des Kaisers Paul (den 23. März 1801) und die Aussöhnung seines Sohnes und Nachfolgers Alexander mit England löste das Neutralitäts-Bündniß schnell wieder auf, und schon im October 1801 ließ Friedrich Wilhelm die von seinen Truppen besetzt gehaltenen Länder wieder räumen.

Da durch den Frieden zu Luneville alles Land auf dem linken

Rheinufer an Frankreich abgetreten worden war, so erhielt abermals eine außerordentliche Reichs-Deputation die Aufgabe, für diejenigen deutschen Erbfürsten durch Säculariſationen diesſeits des Rheins Entſchädigungen zu beſtimmen, welche jenſeits Beſitzungen hatten aufgeben müſſen; Frankreich und Rußland ſollten dabei die Vermittlung übernehmen. Während nun die betheiligten deutſchen Stände in Paris durch Unterwürfigkeit und Schmeicheleien ſowie durch Beſtechungen aller Art günſtige Ergebniſſe für ſich zu erzielen ſuchten, verhandelte Friedrich Wilhelm perſönlich mit dem Kaiſer Alexander zu Memel, und durch Bevollmächtigte zu Amiens mit Buonaparte, mit welchem letzteren am 23. Mai 1802 eine geheime Uebereinkunft dahin abgeſchloſſen wurde, daß Preußen für die im Weſten des Rheins abgetretenen Gebiete in einer Größe von etwa 50 Quadr.-Meil. mit 127,000 Einw. und etwa $1^1/_2$ Mill. Gulden Einkünfte eine Entſchädigung erhalten ſollte, welche mehr als 170 Quadr.-Meil. betrug, 588,000 Einw. zählte und gegen 4 Mill. Rfl. jährlich abwarf. Dieſelbe beſtand aus den Bisthümern Hildesheim, Paderborn und einem Theile von Münſter, ferner aus kurmainziſchen Beſitzungen in Thüringen, als Erfurt und das Eichsfeld ꝛc., ferner aus den Reichs-Abteien Elten, Eſſen, Werden, Cappenberg, Herford und Quedlinburg, ſowie aus den Reichsſtädten Goslar, Mühlhauſen und Nordhauſen. Der preußiſche Staat erhielt dadurch eine bedeutende Abrundung, und außerdem wurden noch inſofern günſtige Ausſichten eröffnet, als dem ehemaligen Erbſtatthalter von Holland, dem Prinzen von Oranien, das Bisthum Fulda, zwei Abteien und einige Reichsſtädte zugeſichert wurden, die bei dem Ausſterben der Oranier gleichfalls an Preußen fallen ſollten. Dafür erkannte der Prinz die bataviſche Republik an, wie Preußen die in Italien. Es ward ferner in jenem Vertrage beſtimmt, daß Preußen von den ihm überwieſenen Ländern Beſitz nehmen könne, auch ehe die Berathung der Reichs-Deputation zu Ende gekommen wäre, und der König machte trotz kaiſerlicher Abmahnung ſchon im Juli und Auguſt von dieſem Zugeſtändniſſe Gebrauch, während der Hauptſchluß der Reichs-Deputation erſt im Februar, der Abſchied im Mai 1803 erfolgte. Außerdem fand zu Anfang des Jahres 1804 noch ein Austauſch einzelner Gebiete mit Bayern ſtatt, durch welchen die fränkiſchen Fürſtenthümer beſſer arrondirt wurden.

Inzwiſchen hatten auch Frankreich und England im Jahre 1802 zu Amiens Frieden geſchloſſen, doch war derſelbe von kurzer Dauer; ſchon zu Anfang des Jahres 1803 drohte er zu zerfallen. Buonaparte, ſeit Auguſt 1802 lebenslänglicher Conſul, beſchloß, da er keine Mittel beſaß, England zur See anzugreifen, Hannover zu beſetzen, das zwar dem Könige von England angehörte, mit dem britiſchen Reiche ſelber aber in keiner Verbindung ſtand. Da Preußen ſich nicht wegen der Beſetzung des Landes mit König Georg III. einigen konnte, die hannöverſche Regierung ſelber aber zögerte, Maßregeln zu ihrem Schutze zu ergreifen, ſo gelang es einer geringen

französischen Macht im Juni 1803 Hannover zu besetzen, worauf England die Weser und Elbe sperrte und auch dem preußischen Handel bedeutenden Nachtheil zufügte. Vergeblich versuchte Preußen, durch diplomatische Verhandlungen die Franzosen aus dem Lande zu entfernen oder doch den Druck desselben zu erleichtern; es mußte sich mit dem nichtssagenden Versprechen genügen, daß es bei allen Verhandlungen über Hannover zu Rathe gezogen werden sollte. Ebenso vergeblich war sein Bemühen, abermals einen Fürstenbund zu Stande zu bringen, um mit größerem Nachdruck Frankreichs Uebergriffen entgegen zu treten, während letzteres bemüht war, Preußen zu sich herüberzuziehen.

England, allein zu schwach, es mit Buonaparte aufzunehmen, sah sich nach Bundesgenossen um, und das Ministerium Pitt, das im Mai 1804 die Leitung des Staates übernahm, benutzte auf kluge Weise die Gewaltstreiche Buonaparte's, durch welche dieser die Gemüther gegen sich aufbrachte. War doch Friedrich Wilhelm sehr geneigt, die eifrig festgehaltene Neutralität aufzugeben und Partei gegen Frankreich zu nehmen, als Buonaparte eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt und das angebliche Haupt derselben, den bourbonischen Herzog von Enghien, auf Badischem Gebiete hatte aufheben und in Vincennes erschießen lassen (im März 1804). Scheinbar weit ruhiger verhielt sich Oesterreich; als Buonaparte am 18. Mai 1804 sich als Napoleon I. zum Erbkaiser von Frankreich hatte ernennen lassen, ließ Franz dies ruhig hingehen und nahm nur den Titel eines Erbkaisers von Oesterreich an (10. August 1804), verband sich aber schon im November insgeheim mit Rußland, um Napoleon nicht nur von weiteren Uebergriffen abzuhalten, sondern auch wo möglich die schon geschehenen rückgängig zu machen. Gleich darauf einigte sich zu gleichem Zwecke Schweden sowohl mit England als auch mit Rußland, während außerdem diese beiden letzteren Mächte zu Anfang des Jahres 1805 eine besondere Alliance eingingen, gemäß der England Hülfsgelder zu zahlen, Rußland seine ganze Streitmacht aufzubieten versprach. Auch Preußen suchte man zu gewinnen, indem man ihm sogar die Niederlande anbot, der König aber glaubte aus Rücksicht auf das Wohl seines Volkes und auf die, Oesterreich wenig günstige Stimmung der Armee, neutral bleiben zu müssen. Das ungestüme Auftreten Rußlands, das darauf durch Aufstellung eines Heeres an der Grenze Preußen zur Theilnahme zu zwingen versuchte, war am allerwenigsten geeignet, Friedrich Wilhelm aus seiner neutralen Stellung in jene Verbindung hinüber zu ziehen. Indem aber der König bei ausbrechendem Kriege nur die Rolle eines Vermittlers übernehmen wollte, verdarb er es mit beiden Parteien.

Der Fall, daß diese dritte Coalition in Wirksamkeit trat, ließ nicht lange auf sich warten. Napoleon verfügte aufs neue über Länder und Kronen auf eine Weise, welche die Verbündeten heftig erregen mußte. Im März 1805 ließ er sich zum König von Italien (der bisherigen cisalpinischen Republik) ernennen, und im Mai mit

der eisernen Krone in Mailand krönen; im Juni vereinigte er die ligurische Republik (Genua) sowie Parma mit Frankreich, und schloß die Fesseln noch enger, in welchen die batavische Republik (Holland) von ihm gehalten wurde. Da er überdies im August ein bedeutendes Heer bei Boulogne gesammelt hatte, um im günstigen Augenblicke nach England überzusetzen, so hielt Oesterreich diesen Zeitpunkt für den geeignetsten, loszuschlagen und Vortheile zu erringen, bevor Napoleon mit seiner ganzen Macht heranrücken könne. Schon in den ersten Tagen des September drangen die Oesterreicher in Bayern ein, um den Kurfürsten zu zwingen, sich ihnen anzuschließen; dieser jedoch wie auch Würtemberg und Baden warf sich Napoleon in die Arme, der mit seiner gewohnten Schnelligkeit nach der Donau eilte, um hier zunächst die Oesterreicher durch seine Uebermacht zu erdrücken. Unbegreiflicher Weise hatten diese ihr eben nicht starkes Heer bis zur Iller vorgeschoben und über einen weiten Raum vertheilt. Dadurch, daß Napoleon den Bernadotte durch neutrales Anspach'sches Gebiet ziehen ließ, gelang es ihm, den General Mack, der mit 23,000 Mann seine Stellung in und bei Ulm hatte, einzuschließen und am 17. October zur Uebergabe zu zwingen. In Folge dessen mußte auch das österreichische Heer in Italien den Rückzug antreten, ebenso das in Tyrol und das russische unter Kutusoff am Inn, da überall die zersplitterten Kräfte nicht ausreichten, der französischen Uebermacht entschiedenen Widerstand zu leisten. Selbst Wien mit seinen reichen Vorräthen fiel in der Mitte des November den Franzosen in die Hände; Kutusoff hatte sich mit dem Hauptheere nach Mähren gewendet, wo er in einer festen Stellung weitere Verstärkungen abwarten wollte, namentlich die Hülfe Preußens.

Napoleon hatte inzwischen schon Ende August seinen Vertrauten Duroc nach Berlin abgesendet, um den König zu einem Bündnisse mit Frankreich zu bewegen, dessen Preis das von den Franzosen noch immer besetzt gehaltene Hannover sein sollte. Friedrich Wilhelm verharrte jedoch entschieden bei seiner Neutralität, und verstand sich nur behufs Aufrechthaltung derselben dazu, Hannover vorübergehend in Verwahrsam zu nehmen. Ebenso gewissenhaft behauptete er diese Neutralität, als Rußland für seine Truppen trotzig den Durchmarsch durch Schlesien verlangte; nicht nur wurde derselbe abgeschlagen, sondern auch die Mobilmachung des Heeres befohlen, um nöthigenfalls Gewalt durch Gewalt zu vertreiben. Gerade während dieser Aufregung kam die Meldung, daß die Franzosen durch das Anspach'sche gezogen wären, ungeachtet aller Protestationen der dortigen Behörden. Dadurch, daß Napoleon die Sache für ganz unbedeutend erklärte, wurde die Lage der Dinge nur noch ernster. Preußen hielt sich durch so grobe Gebiets-Verletzung aller früheren Verpflichtungen überhoben, und bewilligte sogleich den Russen freien Durchmarsch durch Schlesien; zugleich wurden, während in Nieder-Deutschland ein Heer sich sammelte, zwei andere in Westfalen und Franken aufgestellt und mit der Besetzung Hannovers sogleich der Anfang gemacht.

Dennoch kam es von Seiten Preußens zu keinem kriegerischen Eingreifen; man begnügte sich, 66,000 Rfl. als Entschädigung anzunehmen, und verhandelte nur über den Beitritt zur Coalition. Der Kaiser Alexander und der Erzherzog Anton, der Bruder des Kaisers Franz, kamen nach Berlin, und mit ihnen sowie mit Lord Harrowby wurde am 3. November zu Potsdam ein geheimer Vertrag dahin abgeschlossen, daß Preußen die Vermittlung zwischen den streitenden Mächten übernehmen und Napoleon auffordern solle, den Frieden zu Luneville zu halten und seine Uebergriffe zurückzunehmen. Ginge er bis zum 15. December nicht darauf ein, so wollte Preußen mit 180,000 Mann der Coalition beitreten, vorausgesetzt, daß England, im Fall es zum Kriege käme, Subsidien zahle und im Frieden Gebiete abtrete oder austausche, welche die preußische Grenze besser sicherten. Die Botschaft an Napoleon übertrug man unglücklicher Weise dem Grafen Haugwitz, der durch sein leichtsinniges und eigenmächtiges Benehmen Preußen in die schmachvolle Lage brachte, die kurz darauf seine fast gänzliche Vernichtung herbeiführte. Er war nämlich kurzsichtig genug, sich von Napoleon an Talleyrand nach Wien weisen zu lassen, und gab dadurch dem Kaiser Zeit, den entscheidenden Schlag zu führen, bevor er sich mit Preußen in Unterhandlungen eingelassen hatte. Die Kampflust der Russen that dann das Ihrige, um das Unglück vollständig zu machen. Sie waren ihres Sieges so gewiß, daß sie weder die nahe Verstärkung noch die Entscheidung Preußens abwarten mochten. So erfolgte am 2. December die Schlacht bei Austerlitz — die Drei-Kaiser-Schlacht nannte Napoleon sie wohlgefällig — in der die vereinigten Russen und Oesterreicher eine schwere Niederlage erlitten. Sie war für das Schicksal Oesterreichs sowie für das Preußens entscheidend. Schon am 5. December unterhandelten Kaiser Franz und Napoleon mit einander, in Folge dessen ein Waffenstillstand eintrat, die Russen sich zurückziehen mußten, und der Friede zu Presburg am 26. December zu Stande kam, der den Oesterreichern etwa 1200 Quadrat-Meilen mit 3 Mill. Einwohnern entriß.

Erst nach der unglücklichen Schlacht, die in ihren unmittelbaren Folgen das Potsdamer Uebereinkommen vollständig auflöste, ließ sich Napoleon mit Haugwitz in Unterhandlungen ein, zu denen dieser doch gar keinen Auftrag hatte. Statt seine Sendung für beendigt zu erklären, war Haugwitz verblendet und schwach genug, sich von Napoleon am 15. December zu Schönbrunn ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und Preußen aufdrängen zu lassen. Zufolge dieses Tractats sollte Preußen die Markgrafschaft Anspach an Bayern abtreten, das dafür das Herzogthum Berg an Frankreich und ein Gebiet von 20,000 E. an Preußen überlassen sollte. Außerdem trat Preußen an Napoleon den Rest vom Herzogthum Cleve nebst der Festung Wesel ab, sowie das Fürstenthum Neufchatel, und erhielt für diese Abtretungen Hannover. Preußen und Frankreich verbürgten sich auch noch gegenseitig den Besitz ihrer Länder; inner-

halb dreier Wochen sollte die Ratification des Vertrages erfolgen. Als Haugwitz denselben nach Berlin überbrachte, war hier die Bestürzung grenzenlos; nach stürmischen Berathungen wurde beschlossen, zwar einstweilen Hannover in Verwahrung zu nehmen, doch nur bis zum Frieden zwischen England und Frankreich. Napoleon jedoch, der zuerst gethan hatte, als ob er auf diese Modification der Bedingungen eingehen wollte, so daß der König den Befehl zur Demobilisirung gab, beharrte schließlich in dem Vertrage, der am 15. Februar 1806 in Paris zum Abschluß kam, darauf, daß Preußen definitiv Hannover als Eigenthum übernähme und die Weser- und Elbmündung für englische Schiffe sperrte. Die abzutretenden Länder sollten sogleich besetzt werden, die Entschädigung Bayerns an Preußen aber sollte wegfallen; überdies mußte Preußen die Vertreibung der Bourbonen aus Neapel anerkennen. Da Preußen sein Heer bereits auf den Friedensfuß gesetzt hatte, und Napoleon, noch in vollständiger Rüstung, mit augenblicklichem Kriege drohte, falls der König seine Forderungen nicht annähme, so blieb nichts weiter übrig, als den Vertrag zu unterzeichnen, wenn auch nur, um die nöthige Zeit zu neuen Rüstungen zu gewinnen; ja selbst Hardenberg mußte aus dem Ministerium entlassen werden, da er als franzosenfeindlich bezeichnet wurde, und französische Sendlinge beaufsichtigten die Sperrung der Häfen für englische Schiffe.

Die Besitznahme Hannovers als eines dauernden Eigenthums hatte den vollständigen Bruch mit England zur Folge. Preußische Schiffe in englischen Häfen wurden mit Beschlag belegt, Kaperbriefe ausgegeben und die Nordseehäfen blokirt, während Schweden auf gleiche Weise gegen die Ostseehäfen verfuhr; die englische Kriegs-Erklärung selber erfolgte erst im Juni. Schlimmer noch als diese materiellen Verluste war die moralische Niederlage, welche Preußen bei diesem ganzen Verfahren erlitt. Man deutete das als hinterlistige Politik, was zunächst eine Kopflosigkeit sonder Gleichen, demnächst aber ein durch die Umstände gebotenes Verhalten war. Der Plan Napoleon's, Preußen zu isoliren, war meisterhaft gelungen; seitdem suchte er auch Alles recht geflissentlich hervor, was dazu dienen konnte, die Ehre des Staates vollständig mit Füßen zu treten. Seine persönliche Gereiztheit fand eine gewisse Befriedigung darin, die Monarchie Friedrich des Großen mit Schmach und Hohn zu überhäufen, und er war weit entfernt von dem Gedanken, daß er durch diese maßlosen Angriffe auf Preußen den ersten Keim zu seinem nachmaligen Sturze legte. Indem er nämlich nicht nur die Macht der Regierung brach, sondern auch das Volk in alle dem verletzte, was ihm werth und heilig war, gab er selber den Anstoß zu der begeisterten Kraft-Entwicklung, zu der das preußische Volk aus tiefem, schmählichem Falle sich kühn ermannte, und die den Schimpf vergessen gemacht hat, mit welchem der preußische Staat dem Gewalthaber erlegen ist.

Daß das deutsche Reich mit der Begründung des Rheinbundes durch Napoleon (den 17. Juli 1806) sein Ende erreicht hatte, war

eine Thatsache, die wenig zu beklagen war; die gänzliche Umgestaltung der früheren Verhältnisse machte sie nothwendig. Kaiser Franz that auch keine Schritte, die todte Form aufrecht zu erhalten, namentlich da Napoleon mit einem neuen Kriege drohte, vielmehr erklärte er am 6. August sich der Verbindlichkeiten ledig, die ihn an das Reich gefesselt hätten, und sprach auch die Stände von den ihrigen frei. Daß aber Napoleon den Rheinbund gestiftet, ohne auch nur irgendwie darüber Preußen eine Mittheilung zu machen, zumal da er dadurch nicht nur die Interessen der dem Hause Preußen nahe verwandten Häuser Oranien und Taxis schwer verletzte, sondern auch überhaupt Preußens ganze Stellung in Deutschland untergrub, das war für den König eine schlimme Kränkung. Zwar stellte Napoleon es dem Belieben Preußens anheim, einen ähnlichen Bund in Norddeutschland zu stiften, insgeheim aber warnte er die Fürsten und Hansestädte, sich in ein Bündniß mit Preußen einzulassen, und forderte sie vielmehr auf, sich dem Rheinbund anzuschließen. Deshalb fand Friedrich Wilhelm nirgends ein geneigtes Ohr für seine Bundesbestrebungen. Sachsen dachte vielmehr daran, auf eigene Hand eine Union zu errichten, und auch die Hansestädte wollten nur eine Verbindung unter sich eingehen. Selbst die Bemühung gelang nicht, auch nur eine militairische Vereinigung mit Kassel zum Abschluß zu bringen. Zeigte sich in diesen Dingen die Hinterlist Napoleon's, so war noch verletzender die Art und Weise, wie er Preußen seine Uebermacht und seinen Haß fühlen ließ. Der neue Großherzog von Berg, Murat, der Schwager Napoleon's, nahm gewaltsam die Abteien Elten, Essen und Werden in Besitz, und des Kaisers Machtwort schlug jeden Widerspruch Preußens nieder, und ebenso wider die Verträge zog Napoleon die Festung Wesel unmittelbar zu seinem Reiche. Als dann nach dem Tode William Pitt's (Januar 1806) das Ministerium Fox friedlichere Ansichten zu hegen schien, war Napoleon, um den Frieden mit England herbeizuführen, geneigt, Hannover zurückzugeben und Preußen mit unwesentlicherem Besitz zu entschädigen; er brauchte nämlich nach Vernichtung der französischen und spanischen Flotte bei Trafalgar (den 21. October 1805) durchaus mehrere Jahre Ruhe zu neuen See-Rüstungen, und wünschte deshalb Frieden mit Groß-Britannien. Auf gleiche Weise bot er Rußland einen Theil der polnischen Provinzen an, die im Besitze Preußens waren; auch ging sichere Nachricht ein, daß von Süden und Westen her französische Truppen gegen die preußischen Grenzen im Anmarsch waren.

Unter solchen Umständen war an der feindseligen Gesinnung Napoleon's und an seiner Absicht, es zum Kriege kommen zu lassen, nicht mehr zu zweifeln, und es galt daher schnellen Entschluß, ehe Preußen gänzlich isolirt wäre. Denn da der größte Theil Deutschlands durch den Rheinbund an Napoleon gefesselt, Oesterreich aber weder Willens noch dazumal überhaupt im Stande war, loszuschlagen, so konnte Preußen von größeren Mächten nur noch auf England und Rußland zählen, von denen aber ersteres — wie oben erwähnt — von Napo-

leon durch das Anerbieten Hannovers gewonnen werden sollte, letzteres bereits Friedensverhandlungen zu Paris begonnen hatte.

Demgemäß entschloß sich dann auch der König schnell. Auf die Kunde, daß am 22. Juli der Rheinbund proklamirt sei, antwortete Friedrich Wilhelm am 9. August mit der Ordre, die Armee in Kriegsbereitschaft zu setzen, nachdem er bereits am 24. Juli mit dem Kaiser von Rußland, mit dem er ohne Wissen seiner Minister einen Briefwechsel führte, heimlich ein Bündniß geschlossen hatte. Auch auf ein Bündniß mit Schweden, dessen König im höchsten Grade gegen Napoleon erbittert war, war zu rechnen, da Friedrich Wilhelm klüglich auf den Vorschlag Napoleon's, Schwedisch-Pommern zu besetzen, nicht eingegangen war, und in der That hob Schweden gleich im August noch die Blokade der preußischen Häfen auf. Dasselbe that England im September, und fing Anfang October Verhandlungen wegen eines Bündnisses an; doch ehe ein solches zu Stande kam, war die Entscheidung bereits gefallen.

Inzwischen, bis alles kriegsbereit, die Bündnisse mit den befreundeten Mächten geschlossen und deren Truppen herangekommen wären, suchte man Napoleon durch Verhandlungen hinzuhalten; doch erkannte dieser richtig, was Preußens Absicht sei, und traf alle Vorbereitungen zum Kriege, ja er ging schon vor dem Termine zur Armee ab, an welchem Preußen sein Ultimatum stellte, nämlich vor dem 1. October. Preußen forderte darin die unverzügliche Räumung Süddeutschlands von französischen Truppen, die noch immer seit dem österreichischen Kriege vorigen Jahres dort geblieben waren, es verlangte das freie Recht einen norddeutschen Bund zu stiften, und bestand auf der Herausgabe der Abteien Essen, Elten und Werden, sowie der Ueberweisung Wesels an Berg. Da Napoleon selbstverständlich auf Nichts von alle dem einging, erfolgte am 9. October die Kriegserklärung.

Der Krieg in den Preußen jetzt nothgedrungen sich einließ, konnte nicht anders als einen unglücklichen Ausgang nehmen. Ganz abgesehen von der weit größeren Macht, welche Frankreich und seine Verbündeten stellen konnten und der Preußen zunächst allein entgegen treten mußte, war auch das preußische Heer in seiner damaligen Verfassung der in so vielen Kämpfen gebildeten und erprobten französischen Armee durchaus nicht gewachsen. Zwar waren die Truppen nicht schlecht: der gemeine Mann war — da er aus den untersten Klassen der Bevölkerung stammte — abgehärtet und kräftig, dabei vorzüglich disciplinirt und gut einexercirt, von Selbstbewußtsein und kriegerischem Geiste erfüllt, und ebenso waren es meist die Officiere, von denen viele noch unter Friedrich mit Auszeichnung gedient hatten, und viele später in den Jahren 1813—15 ihre Tüchtigkeit glänzend bewährt haben. Aber wie unter den Soldaten bei zwanzigjähriger Dienstzeit viele nicht mehr recht brauchbar waren, so waren namentlich unter den höheren Officieren bei dem Avancement nach der Anciennität viele zu alt und den Strapazen des Krieges weder körperlich noch geistig gewachsen; die jüngeren aber, die nicht mehr unter der scharfen Zucht

Friedrichs gestanden hatten, hatten vielfach in Ausschweifungen und übermüthigen Streichen sowie in der Eintönigkeit eines geistlosen Friedensdienstes die rechte Tüchtigkeit verloren. Die Bewaffnung der Infanterie war mangelhaft, noch mehr die Ausrüstung, und machte — da Mäntel fehlten — es unmöglich im Freien zu übernachten, es mußten vielmehr Zelte mitgeführt werden, was die Bewegungen des Heeres außerordentlich erschwerte; dasselbe geschah durch die Verpflegung aus Magazinen, während die Franzosen, ohne Zelte und von Requisitionen lebend, die größte Beweglichkeit entwickelten. Dazu kam, daß man von den Fortschritten der Taktik, wie sie namentlich in der Anwendung der Massen und der aufgelösten Kampfweise hervortrat, nichts wissen wollte, sondern an der alten sog. Linear-Taktik, d. h. der Aufstellung in langen, geschlossenen, aber wenig tiefen Linien festhielt. Gut war allerdings die Cavallerie, so daß selbst Napoleon es für angemessen hielt, seine Leute ausdrücklich zum Kampfe gegen diese berühmte Reiterei zu ermuthigen; doch fehlte ihr ein Seidlitz, um sie in Masse und im rechten Augenblick zur Entscheidung zu führen, während die Franzosen in Murat und Anderen vorzügliche Generale dieser Waffe besaßen. Ferner machte man den Fehler, nicht einmal die ganze Armee auf den Kriegsfuß zu setzen; man ließ vielmehr in Preußen, Polen und Schlesien noch bedeutende Truppentheile zurück, die nicht mobil waren, so daß nach dem Kriegsschauplatz nur etwa 130,000 Mann zogen, welche durch 20,000 Sachsen verstärkt wurden. Dieser Fehler war um so unverzeihlicher, da man sehr wohl wußte, daß die Franzosen unter Soult, Ney, Davoust, Bernadotte, Augereau ꝛc. im Verein mit den Bayern und Würtembergern mehr als 200,000 Mann in Deutschland unter Waffen hatten, abgesehen von den ungeheuren Hülfsquellen, welche Napoleon in Frankreich, Holland, Italien und im Rheinbunde zu Gebote standen. Ueberdies stand die preußische Armee ziemlich weit ausgedehnt von der Elbe und Saale bis über die Weser hinüber, da man sich anfänglich defensiv verhalten wollte, und man nicht wissen konnte, wohin Napoleon seinen Angriff richten würde. Erst als man sich zur Offensive entschloß, wurden die Truppen an der Nordseite des Thüringer Waldes zusammengezogen. Oberbefehlshaber war der 71jährige Herzog Karl Wilhelm von Braunschweig, Neffe des Herzogs Ferdinand, der im siebenjährigen Kriege sich so großen Ruhm erworben hatte. Auch er hatte schon in jenem Kriege sich so ausgezeichnet, daß König Friedrich von ihm rühmte, die Natur habe ihn zum Helden bestimmt; er hatte sich auch nachmals in dem Revolutionskriege im Ganzen als tüchtigen Feldherrn bewährt, doch fehlte es ihm jetzt, als Greis einer neuen Zeit gegenüber, noch mehr als früher an Selbstvertrauen und Energie. Ein gesondertes Corps stand unter dem Fürsten von Hohenlohe, einem zwar tüchtigen Soldaten, doch nicht geeignet, ein selbständiges Commando zu führen. Ein drittes, noch kleineres Corps endlich stand unter Rüchel, der zum selbständigen Anführer noch weniger tauglich war.

Der Unschlüssigkeit im preußischen Hauptquartier, wo man den Angriff eröffnen sollte, machte Napoleon schnell ein Ende. In aller Stille war bereits die französische Armee zusammengezogen, als Napoleon am 4. October bei derselben in Bamberg eintraf. Er beschloß sogleich, den linken Flügel der Preußen zu umgehen und sie von Berlin abzuschneiden. Auf dem äußersten linken Flügel wurde bereits am 9. October der General Tauenzien, der von Hof bis Schleiz zurückgewichen war, bei eben diesem Ort mit Verlust geworfen; noch schwereren Verlust erlitt der Prinz Louis Ferdinand von Preußen am 10. October bei Saalfeld, und büßte in dem Kampfe gegen doppelte Uebermacht das Leben ein. Die Nachricht von diesem Unglück versetzte das Hauptquartier des Königs in die größte Bestürzung. Obgleich man die ganze Armee zwischen Weimar und Jena zusammengezogen hatte, beschloß der Herzog dennoch den Rückzug nach der Elbe hin, als er erfuhr, daß die Franzosen bereits bis Naumburg vorgedrungen seien. Die Hauptarmee wollte zunächst die untere Unstrut überschreiten; ihr sollte sich Rüchel anschließen, während Hohenlohe die Uebergänge über die Saale bei Jena, Dornburg und Camburg halten sollte. Doch schon am 13. October besetzte der Marschall Lannes Jena, und Hohenlohe, statt die steilen Abhänge zu vertheidigen, zog sich — nach einem ihm vom Herzoge zugekommenen Befehle, der doch unter solchen Umständen besser nicht befolgt worden wäre — westlich zurück, wodurch er dem schnell herbeieilenden Napoleon bequeme Zeit ließ, in der Nacht seine Truppen und namentlich das Geschütz auf das steile Plateau hinaufzubringen. Der dichte Nebel, der sich am Morgen des 14. auf die Gegend herabsenkte, verhinderte überdies den Fürsten Hohenlohe, die Gefahr ganz zu übersehen, in der er sich befand. Während Lannes auf der Höhe im Centrum den Kampf eröffnete und die schwachen Kräfte Tauenzien's nach Vierzehnheiligen zurückwarf, drang der linke Flügel unter Augereau und der rechte unter Soult auf die Höhe; das 6000 Mann starke preußische Corps des linken Flügels unter Holzendorf wurde gänzlich von dem Hauptcorps getrennt. Das französische Centrum, durch das Corps von Murat und die Garden unterstützt, hatte schwere Arbeit gegen die Tapferkeit der Preußen: aber bald auf beiden Seiten überflügelt sahen sich letztere zum Rückzuge gezwungen. Zwar kam ihnen noch spät Rüchel zur Hülfe, aber anstatt einfach den Rückzug zu decken, nahm er die schon verlorene Schlacht mit unzureichenden Kräften wieder auf, und vervollständigte dadurch die Niederlage. Das etwa 50,000 Mann starke preußische Heer ward durch die wenigstens doppelt und dreifach stärkere Armee der Franzosen zersprengt, wenn gleich auch letztere schwere Verluste dabei erlitten. Derjenige der Preußen und Sachsen läßt sich nicht angeben, da die gleich darauf eintretende gänzliche Auflösung der Armee eine Zählung unmöglich machte.

Die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig, etwa 48,000 Mann stark, war unterdeß bis Auerstädt zwischen Sulza

und Eckartsberga vorgerückt, und lagerte sich dort am Abend des 13. October. In dichtem Nebel brach man früh am 14. auf, traf aber auf das mehr als 30,000 Mann starke Corps von Davoust, das bereits durch den Engpaß bei Kösen auf das Plateau heraufgekommen war. Nur vereinzelt wurden die Preußen in den Kampf geführt, gewannen aber trotzdem Terrain; doch gerade in dem Augenblick, wo die Schlacht bei Hassenhausen durch Ankunft zahlreicherer Truppen-Abtheilungen eine vortheilhafte Wendung hätte nehmen können, ward der Herzog durch eine Kugel dergestalt verwundet, daß ihm die Sehkraft beider Augen geraubt wurde. Auch andere Hauptführer wurden tödlich verwundet, die Einheit im Oberbefehl schwand, und jeder Führer war auf sich selber angewiesen. So zersplitterten sich die Kräfte, und es war unter diesen Umständen auf Erfolg nicht zu rechnen, und deshalb wurde der Befehl zum Rückzug gegeben, obgleich erst wenig mehr als die Hälfte der Truppen im Gefecht gewesen war. Derselbe erfolgte anfänglich in bester Ordnung, zumal auch die Franzosen etwa 7000 Mann eingebüßt hatten. Als man aber auf die in völliger Auflösung begriffenen Trümmer des Hohenlohe'schen Corps traf, wirkte dies Beispiel unheilvoll auch auf die Hauptarmee.

Die Folgen dieser unglücklichen Doppelschlacht waren noch trauriger als die Verluste, die man in derselben erlitten hatte. Napoleon verwarf den Antrag des Königs, einen Waffenstillstand einzugehen, und sandte den größeren Theil seines Heeres durch Sachsen nach Berlin, um den König von seinen Hülfsquellen abzuschneiden. Der Herzog Eugen von Würtemberg, der die etwa 11,000 Mann starke Reserve befehligte, versuchte am 17. bei Halle Widerstand zu leisten, verlor jedoch fast die Hälfte seiner Truppen und zog sich nach Magdeburg, unter dessen Wälle auch Hohenlohe den größten Theil der geschlagenen Armeen in einem weiten Bogen über Nordhausen und den Harz geführt hatte. Ohne Aufenthalt setzte er von dort seine Flucht fort, um jenseit der Oder Sicherheit zu suchen. Die Franzosen hatten unterdeß schon Berlin erreicht, wo man nicht einmal Anstalten getroffen hatte, Waffen-Vorräthe und Kassen zu retten. Davoust, als dem Sieger von Auerstädt, wurde vom Kaiser die Ehre zu Theil, am 25. October zuerst seinen Einzug zu halten, und an eben diesem Tage capitulirte bereits Spandau. Von hier brachen dann Lannes und Murat auf, um den flüchtigen Preußen, die von Soult und Bernadotte verfolgt wurden, den Weg zur Oder abzuschneiden. Bei Prenzlow holte man den Fürsten Hohenlohe ein, der sich mit etwa 9—12,000 Mann am 28. October ergab; dasselbe that am folgenden Tage ein etwa 6000 Mann starkes zweites Corps, und gleichzeitig übergab der 81 jährige General v. Romberg die wichtige Festung Stettin an einen Trupp von 800 französischen Reitern. Auf ähnliche Weise capitulirten gleich darauf andere preußische Heerhaufen, da ihnen durch den Fall von Stettin jeder Ausweg zur Rettung versperrt schien. Ehrenwerther zeigte sich der General-

Lieutenant Blücher, dem der Herzog von Weimar die Truppen zugeführt hatte, mit denen er vor der Schlacht bei Jena zu einer besonderen Expedition ausgesandt worden war, und der in Folge dessen mehr als 25,000 Mann um sich versammelt hatte. Da auch er von der Oder sich abgeschnitten sah, wandte er sich nach Mecklenburg, um die Feinde über die Elbe zurückzuziehen. Jedoch von Bernadotte, Soult und Murat bedrängt, mußte er sich nach Lübeck wenden, wo er sich einzuschiffen hoffte. Aber von bedeutender Uebermacht angegriffen sah er sich genöthigt, am 7. November zu Ratkau (bei Lübeck) zu capituliren; doch so tapferen Widerstand hatte er mit seiner stark verringerten Schaar geleistet, daß er die Annahme seiner Erklärung in die Capitulation erzwang, er ergebe sich nur, weil ihm Brod und Munition fehle.

Wurde auf diese Weise die ganze preußische Armee, die gegen Napoleon ins Feld gezogen war, theils kriegsgefangen, theils zersprengt — unendlich Viele erlagen den Strapazen, und noch Mehrere, die sich gerettet, kehrten nicht wieder zu den Fahnen zurück, sondern gingen in ihre Heimath —, so wurde das Unglück noch dadurch vergrößert, daß auch die Festungen auf dem bisherigen Kriegsschauplatz auf die schimpflichste Weise dem Feinde überliefert wurden. Hätten sie sich tapfer gehalten, so würde Napoleon genöthigt worden sein, bedeutende Truppenmassen zu ihrer Einschließung und Belagerung zurückzulassen, und es wäre dem König Zeit geworden, jenseit der Oder seine Rüstungen fortzusetzen, sowie den Russen, ihre Hülfsheere herbeizuführen. Leider aber hatte sich der Gedanke, daß doch Alles verloren und jeder fernere Widerstand mithin vergeblich sei, der Befehlshaber bemächtigt. Den Anfang der Uebergabe hatte Erfurt schon am 15. October gemacht, dann waren schnell Spandau und Stettin diesem unrühmlichen Beispiele gefolgt, am 1. November Cüstrin, am 8. Magdeburg mit einer 24,000 Mann starken Besatzung, am 21. Hameln, wo zugleich zwei schwache Truppencorps, welche Westfalen hatten schützen sollen, kriegsgefangen wurden, am 25. die Plassenburg bei Culmbach, und endlich am 26. November Nienburg. Abgesehen von dem zahlreichen Geschütz und den sonstigen Kriegs-Vorräthen wurden dabei etwa 56,000 Mann den Siegern überliefert, und wenn auch ein großer Theil der Gefangenen sich selber befreite oder von den Franzosen in die Heimath entlassen wurde, so war doch dadurch der letzte Rest der preußischen Armee vernichtet und das ganze Nord-Deutschland der Willkür des Siegers preisgegeben, der z. B. nicht nur dem unglücklichen Herzog von Braunschweig (er starb schon am 10. November zu Ottensen bei Altona) sein Land nahm, sondern auch den Kurfürsten von Hessen-Kassel zur Flucht nöthigte, was allerdings eine gerechte Strafe für sein zweideutiges Verhalten war. Mit Sachsen dagegen schloß Napoleon am 11. December Frieden; der Kurfürst erhielt den Königstitel, trat dem Rheinbunde bei, und stellte sogleich ein Hülfsheer gegen Preußen. Wie schon in Leipzig alles englische Gut confiscirt worden war, so erließ

nun Napoleon am 21. November den allgemeinen Befehl, allen Handel und Verkehr mit England und seinen Colonien abzubrechen, alle englischen Waaren zu confisciren und jeden Engländer als kriegsgefangen zu betrachten, den man ergreifen könnte.

Daß nach solchen betäubenden Schlägen Alles daran gesetzt wurde, den Frieden zu erkaufen, ist erklärlich genug. Der König entschloß sich sogar dazu, alles Land westlich der Elbe, das Herzogthum Magdeburg und die Altmark ausgenommen, an Napoleon abzutreten und eine Kriegssteuer von 100 Millionen Franken zu zahlen; doch die immensen Erfolge der französischen Waffen sowie der allgemeine Aufstand, der zu Anfang November unter Dombrowski in den preußisch-polnischen Provinzen ausbrach, steigerten die Forderungen Napoleon's aufs höchste. Auf solche einzugehen war aber nicht des Königs Absicht, der richtiger als seine Minister die Sachlage übersah und Muth und Standhaftigkeit bewies. Als Lucchesini und Zastrow, die preußischen Unterhändler, in der That am 16. November zu Charlottenburg die unerträglichsten Forderungen unterzeichneten, die den ganzen Staat rettungslos in Napoleon's Gewalt gegeben haben würden, nur um durch solche Nachgiebigkeit einen Waffenstillstand zu erkaufen, verwarf der König diesen Vertrag, und Haugwitz nahm in Folge dessen seinen Abschied, zur Freude aller Patrioten.

Der Krieg nahm nun seinen weiteren Verlauf. Während Napoleon von Posen aus, wo er zu Ende November eingetroffen war, sich anschickte, gegen die Russen den Winterfeldzug zu beginnen, der ihm den Rest des preußischen Staates unterwerfen sollte, waren die Flügel der französischen großen Armee thätig, auch Pommern und Schlesien dem Könige zu entreißen. Letztere Provinz wurde nur durch etwa 18,000 Preußen vertheidigt, doch waren die Einwohner so patriotisch, daß sehr wohl ein zäher Widerstand hätte geleistet werden können, zumal da die unter Napoleon's Bruder Jerome hier einrückenden Bayern und Würtemberger nicht viel über 20,000 Mann zählten. Aber auch hier hielt der Statthalter selber, der Minister Graf Hoym, allen Widerstand für vergeblich, ja für nachtheilig, da keine Hülfe zu erwarten wäre. Zwar verwandte der Graf Götzen, der später als General-Gouverneur eingesetzt wurde, seine ganze Energie, das Land dem Könige zu erhalten, und es gelang ihm auch in der That, ein Truppencorps zusammenzubringen, mit dem er die bedrängten Festungen zu entsetzen versuchte. Doch war Ausrüstung und Einübung dieser Truppen sehr mangelhaft und der Zustand der Festungen ein äußerst trauriger, da man gar nicht an die Möglichkeit gedacht hatte, daß die Feinde so bald hier eindringen könnten; die Besatzungen waren unzureichend, und die zahlreichen Polen unter ihnen desertirten oft gewaltsam. Ebenso fanden sich vielfach Verräther, so daß die Feinde sehr genau von dem unterrichtet waren, was in den Festungen vorging. So capitulirte denn schon am 2. December Glogau, am 5. Januar 1807 Breslau, am 16. Januar Brieg, am 16. Februar Schweidnitz. Neisse ergab sich erst am 16. Juni,

als alle Mittel der Vertheidigung erschöpft waren und keine Hülfe sich zeigte. Glücklicher war das nur schwache Kosel, das der entschlossene Oberst Neumann und nach ihm v. Puttkammer ungeachtet der starken Desertion der polnischen Truppen und trotz Hunger und Krankheit so tapfer vertheidigten, daß es nicht in Feindes Hand fiel. Es theilte diese Ehre mit Glatz, das sich ebenso tapfer hielt, obgleich beide Festungen schon den Tag in der zweiten Hälfte des Juli festgesetzt hatten, wo sie sich übergeben wollten, falls kein Entsatz käme. Noch glücklicher war Silberberg, das sich auf keine Bedingungen hatte einlassen brauchen. In Pommern behauptete Colberg seinen alten Ruhm. Die Bürgerschaft selber, den alten Nettelbeck an der Spitze, zeigte bei der Vertheidigung den größten Heldenmuth und die unbedingteste Hingebung, während der Lieutenant v. Schill in kecken und meist glücklichen Streifzügen dem Feinde nicht geringen Schaden zufügte. Als dann der Major Gneisenau im April 1807 als Befehlshaber hierher gesendet und die Besatzung bis auf 6000 Mann vermehrt wurde, widerstand der kleine Ort 14,000 Belagerern, bis endlich der Friede Erlösung brachte. Auch Graudenz, wo der 73jährige L'Homme de Courbière befehligte, wehrte tapfer jedem feindlichen Angriff. Es waren dies Lichtpunkte in dem allgemeinen Elend der damaligen Zeit, die den Patrioten doch einigen Trost gewährten.

Friedrich Wilhelm, der die Trümmer seines Heeres hinter der Weichsel gesammelt hatte, war bei der weiteren Fortsetzung des Kampfes nur auf die Hülfe Rußlands angewiesen; Oesterreich ward zunächst durch die Schmeicheleien und Drohungen Napoleon's von jeder Theilnahme fern gehalten. Mit nur 25,000 Mann vertheidigte der tapfere Lestocq die Uebergänge über die Weichsel und gab erst da Thorn auf, als ihm der Befehl dazu von den inzwischen herangerückten Russen zuging, denen er untergeordnet wurde. Die Russen schienen aber nur gekommen zu sein, um sogleich wieder den Rückzug anzutreten. Erst bei Pultusk an der Narew machten sie Halt, etwa 40,000 Mann stark. Etwa halb so viel Franzosen, die jedoch im Verlauf des Kampfes verstärkt wurden, stürmten am 26. December gegen sie heran, erlitten aber empfindliche Verluste. Dennoch zogen sich die Russen an der Narew aufwärts nach Altpreußen zurück, das Land barbarisch verwüstend, als wäre es feindliches. Die Preußen, welche auf dem rechten Flügel standen und nur mit Mühe die Verbindung mit den Russen festhielten, erwehrten sich kaum der feindlichen Uebermacht, und wichen über Soldau und Neidenburg bis nach Angerburg zurück. Napoleon, der die Schwierigkeiten eines Winterfeldzugs zu würdigen wußte, faßte jetzt den Entschluß, sein Heer von Warschau und Pultusk über Neidenburg bis Elbing in die Winterquartiere zu verlegen; dieser Plan kam jedoch zunächst nicht zur Ausführung, da Ney durch einen kühnen Zug Königsberg zu nehmen gedachte, die Russen aber unter Bennigsen den Versuch machten, ihn abzuschneiden. Sie hatten nur ein kleineres Corps an der Narew stehen lassen und waren am

14. Januar 1807 mit ihrer Hauptmacht aufgebrochen, um den linken französischen Flügel zu sprengen und Danzig sowie Graudenz zu entsetzen. Vor ihnen zogen die Feinde, besonders nach dem ernstlichen Treffen bei Mohrungen (den 25. Januar), eiligst gegen die Weichsel zurück; doch schnell eilte nun Napoleon mit großer Macht herbei, um wo möglich die Russen auf ihrer linken Flanke zu umgehen und nach der Weichsel hinzudrängen. Da zog Bennigsen sein Heer bei Allenstein zusammen und ging nach Preußisch-Eylau zurück, während die Preußen, durch Ney hart bedrängt und in steter Gefahr von dem Hauptheere abgeschnitten zu werden, über Osterode und Liebstadt nach eben dorthin eilten. Mit zähester Tapferkeit, wenn auch mit schwerem Verluste, hielt eine Abtheilung von ihnen die Franzosen glücklich auf, so daß Lestocq seine Stellung auf dem äußersten rechten Flügel der Russen einnehmen konnte, die Bennigsen hinter Preußisch-Eylau geordnet hatte. Seinen 60,000 Mann führte Napoleon 70—80,000 entgegen. Heftig und unentschieden wurde am 7. Februar um den Besitz von Eylau gekämpft. Am folgenden Tage warf Napoleon seine ganze Macht auf den linken russischen Flügel, und wenn auch anfänglich die Franzosen dabei durch das dichte Schneegestöber in Unordnung geriethen und furchtbaren Verlust erlitten, so änderte sich doch das Glück bei der Ankunft von Davoust's Schaaren. Die Russen, aus einer Stellung nach der anderen vertrieben, begaben sich zum Theil auf die Flucht, als 6000 Preußen unter Lestocq vom rechten Flügel her zu Hülfe geschickt wurden. Ihnen hatte die Gunst des Schicksals den Ruhm vorbehalten, die Entscheidung zu bringen. Mit dem alten preußischen Heldenmuthe griffen sie ungestüm an und warfen nach kurzem Kampfe die Franzosen so heftig zurück, daß diese ihr Geschütz zum Theil im Stiche lassen mußten und daß es Davoust erst in der Dunkelheit gelang, seine fliehenden Schaaren zum Stehen zu bringen. Vielleicht 20,000 Mann auf jeder Seite mochten kampfunfähig gemacht worden sein; das Corps Augereau's war so gänzlich vernichtet, daß die Trümmer den anderen Heerhaufen überwiesen werden mußten. Selbst in Paris hielt man die Schlacht für eine Niederlage, ungeachtet sich die Russen weiter zurückzogen; aber auch Napoleon ging über die Passarge zurück, um seinem Heere Erholung zu gönnen und es zu ergänzen.

Groß war der Eindruck, den diese Schlacht auf Napoleon gemacht hatte, und er wurde noch vermehrt durch die Verluste, welche das ungewohnte Klima und die mangelhafte Verpflegung herbeiführten. In Folge dessen bot er — um seine Gegner zu trennen — am 16. Februar dem Könige ein Bündniß und Frieden unter günstigen Bedingungen an. Friedrich Wilhelm blieb jedoch fest bei dem russischen Bündniß, und Kaiser Alexander versprach bei einer persönlichen Zusammenkunft in Memel zu Anfang April feierlichst, den König nicht zu verlassen, sondern mit ihm gemeinschaftlich zu siegen oder zu fallen. Der Vertrag zu Bartenstein am 26. April setzte das Nähere fest, ihm trat Schweden bei, später auch — jedoch leider zu spät —

England; daß nicht auch das schwankende Oesterreich gewonnen wurde, verhinderten die schnell auf einander folgenden Ereignisse.

Ehe dann Napoleon den Feldzug aufs neue begann, war er darauf bedacht, das wichtige Danzig zu nehmen. Seit März war dort der General Kalkreuth Befehlshaber, und die Besatzung wurde bis auf 20,000 Mann verstärkt, während die Belagerungstruppen bis auf 40,000 erhöht wurden. Da der Angriff mit aller Energie betrieben wurde, die Vertheidigung aber sich ziemlich passiv verhielt, kam die Festung bald in Bedrängniß. Ein Versuch, Hülfe zur See herbeizuführen, mißlang, und Kalkreuth, an Allem Mangel leidend, sah sich endlich am 26. Mai zur Capitulation gezwungen. Die auf 12,000 Mann zusammengeschmolzene Besatzung erhielt freien Abzug gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Darauf erst brach Napoleon mit etwa 200,000 Mann gegen die Russen und Preußen auf, die kaum 120,000 Mann zählen mochten. Fechtend wich Bennigsen, der wieder bis an die Passarge vorgedrungen war, nach Heilsberg an der Alle zurück, wo er am 10. Juni die Franzosen schlug und ihnen einen Verlust von vielleicht 12,000 Mann beibrachte; die preußische Cavallerie gewann hierbei neue Lorbeeren. Trotzdem gingen die Russen weiter zurück. Napoleon folgte, griff sie am 14. Juni mit Uebermacht bei Friedland an, und brachte ihnen eine entschiedene Niederlage bei, wenngleich auch sein Verlust 12,000 Mann betragen mochte. Bennigsen zog sich über den Pregel und Memel zurück. Lestocq, der schon früher von den Russen getrennt worden war, hatte sich nach Königsberg hineingeworfen, da er sich im offenen Felde nicht gegen die Uebermacht halten konnte. Jetzt mußte er befürchten, von den Feinden eingeschlossen zu werden, und auch er überschritt deshalb schon am 19. den Memelfluß; die Franzosen aber besetzten nach seinem Abzuge am 16. Königsberg und gleich darauf Tilsit.

Seitdem bekam, obgleich eine neue Armee unter Labanoff eintraf, im russischen Hauptquartier die Friedenspartei das Uebergewicht, welche schon 1805 gegen die Einmischung in die europäischen Verhältnisse gewesen war und jetzt erklärte, daß Rußland sich nicht um der Preußen willen aufopfern dürfe. Es war dieses Verlangen um so thörichter, als grade damals die Dinge eine günstige Wendung versprachen. Ganz abgesehen davon, daß man in Folge der neuen Verstärkung trotz der Niederlagen noch kampffähig war, während die französische Armee stark zusammengeschmolzen war, hatte sich bereits auf Grund des zu Bartenstein abgeschlossenen Vertrages unter Blüchers Oberbefehl ein Corps von 20,000 Preußen und Schweden auf Rügen gesammelt, zu dem auch 8000 Engländer stießen, denen weitere 20,000 folgen sollten. Dieses Heer sollte im Rücken Napoleons operiren; zugleich rüstete auch Oesterreich und bot zunächst, als ersten Schritt zur Einmischung, seine Vermittelung an. Trotz dieser günstigen Aussichten aber hielt es Alexander, der einen Aufstand in Russisch-Polen befürchtete, für angemessen, den Krieg nicht fortzusetzen, und so

trat schon am 21. Juni ein Waffenstillstand zwischen den Franzosen und Russen, am 25. auch mit den Preußen ein, und gleich darauf bereitete eine persönliche Besprechung zwischen Napoleon und Alexander den Frieden vor, da Napoleon den Kaiser dadurch für sich gewann, daß er ihm den Besitz von Finnland und den türkischen Donauprovinzen in Aussicht stellte. Die Verhandlungen zu Tilsit seit dem 25. Juni, welchen auch Friedrich Wilhelm persönlich beiwohnte, führten für Preußen keine günstigen Bedingungen herbei, und selbst die mündlichen Bitten der Königin Luise konnten den Haß Napoleon's nicht besänftigen. Am 7. Juli kam der Friede zwischen Napoleon und Alexander zu Stande, am 9. Juli wurde der mit Preußen ohne alle weitere Unterhandlung unterzeichnet. So ungünstig er ausfiel, mußte man dennoch zufrieden sein, daß er nicht noch schlimmer wurde, wie das eigentlich Napoleon beabsichtigt hatte. Dieser wollte Ostpreußen an Rußland abtreten; dafür sollte letzteres zugeben, daß Napoleons Bruder Jerome das preußische Polen, Schlesien und Sachsen erhielte, dessen Herrscher durch Hessen und preußische Gebiete entschädigt werden sollte. Zum Glück erkannte Alexander richtig die Gefährlichkeit einer solchen Nachbarschaft und ging nicht auf das scheinbar so günstige Anerbieten ein; hätte er es gethan, so war es um Preußen geschehen. Aber auch so waren die Friedensbedingungen hart genug. Von etwa 5700 Quadr.-Meilen und 10 Mill. Einwohnern wurde die Hälfte abgetreten. Alles westlich der Elbe gelegene Land mußte, Magdeburg mit eingeschlossen, an Napoleon überlassen werden, der Erfurt für sich behielt, Bayreuth später an Bayern gab, alles Uebrige aber theils zu Holland, theils zum Großherzogthum Berg, theils zu dem neu gebildeten Königreich Westfalen schlug, wo er seinen Bruder Jerome im November 1807 als König einsetzte. Die Besitzungen in der Lausitz mußten an Sachsen abgetreten werden, das dagegen andere Gebiete an Saale und Elbe an Westfalen überließ. Von den polnischen Ländern blieb nur Westpreußen und ein schmaler Streifen des Netzdistricts bei Preußen, der Grenzdistrict Bialystok fiel an Rußland (welches ihn annahm, damit er nicht an Warschau gegeben würde), Danzig mit einem besonderen Gebiete sollte freie Stadt werden, alles Uebrige nebst dem Culmerlande kam unter dem Namen „Herzogthum Warschau" an Sachsen, dem später im Elbinger Vertrag (13. October 1807) auch noch der Michelauer Kreis und Neu-Schlesien abgetreten werden mußten. Für Sachsen mußte eine Heerstraße nach Warschau offen gelassen werden, und später noch drei Handelsstraßen nach Warschau, Posen und Kalisch. Die Schifffahrt auf Weichsel, Netze und Bromberger Canal wurde Frankreich und seinen Bundesgenossen freigegeben, aller Handel und Verkehr mit England untersagt. Preußen erkannte alle neuen Staatsschöpfungen Napoleon's an. Es durfte nur ein Heer von bestimmter Größe — in der Convention vom 8. September 1808 auf 42,000 Mann festgesetzt — unterhalten, und das preußische Gebiet sollte erst dann von

den französischen Truppen geräumt werden, wenn die dem Lande während des Krieges auferlegten Contributionen abgetragen sein würden. In Folge dessen blieben unter allerlei Vorwänden 160,000 Franzosen bis Ende 1808 im Lande, und selbst später waren Glogau, Cüstrin und Stettin in französischen Händen, wie ebenfalls gegen den Wortlaut des Friedens in Danzig ein französischer Befehlshaber eingesetzt wurde.

Am 24. Juli 1807 erließ der König von Memel aus ein Schreiben an die von ihm abgetretenen Provinzen, mit Ausnahme der polnischen, in welchem er sie von ihrer bisherigen Unterthanen-Pflicht lossprach und rührenden Abschied von ihnen nahm. Unter den Antwortschreiben derselben war keins ergreifender als das aus Westfalen, während aus den preußisch gebliebenen Provinzen eine große Anzahl von Eingaben die Freude der Bewohner aussprach, daß ihnen in aller Drangsal doch das Glück zu Theil geworden wäre, sich auch ferner Preußen nennen zu dürfen.

Zu dem entsetzlichen Unglück, das Preußen so schwer betroffen hatte, kam noch der Spott und Hohn derer, welche Preußens schnelles und kräftiges Aufblühen stets mit neidischem Auge angesehen hatten, ja was noch schlimmer war, im Lande selber wurden viele Stimmen laut, welche die alte Regierungsweise bitter schmähten. Und allerdings war es nur zu klar geworden, daß man in merkwürdiger Selbstüberschätzung und mit unverständiger Zähigkeit die alten Formen festgehalten hatte, die bei dem gewaltigen Umschwunge der Zeit längst ihren Werth verloren hatten. Einseitig aber war dieser Tadel, insofern er sich vorzugsweise auf die alte Kriegs-Verfassung richtete, wenn auch freilich bei dem Heere, das dem Lande Schutz gewähren sollte und nun ein so klägliches Ende genommen hatte, die Uebelstände sich am schreiendsten herausstellten.

Wir haben schon oben gesehen, welches die Fehler des Heeres waren und welche schätzbaren Eigenschaften es nebenbei immer noch besaß. Ueber die letzteren wurde jetzt hinweg gesehen, und die Mängel, die ja vor aller Augen zu Tage getreten waren, um so schärfer verurtheilt. Es war diese Geringschätzung zum Theil die natürliche Folge davon, daß man früher die Armee so gewaltig überschätzt hatte und jetzt in's entgegengesetzte Extrem verfiel, zum Theil ging sie aus der Abneigung und dem Hasse gegen den Hochmuth und Uebermuth der adligen Officiere hervor. Auch die gemeinen Soldaten, die ja zum Theil Ausländer waren, zum Theil der Hefe der einheimischen Bevölkerung entstammten, hatten zu den Bürgern in kein näheres Verhältniß treten können, sondern hatten ihnen meist fremd oder gar feindlich gegenüber gestanden. Unter solchen Umständen war es dringend geboten, vor allem die Armee von Grund aus umzugestalten.

Schon im December 1806 hatte der König alle pflichtvergessenen Militairs mit harten Strafen bedroht; nach erfolgtem Frieden war dann eine Untersuchungs-Commission eingesetzt worden, welche über alle schuldigen Befehlshaber und Truppentheile genaue Forschungen anzustellen hatte (sie war bis 1812 in Thätigkeit); doch selbst die zum Tode Verurtheilten begnadigte der König mit lebenslänglicher Gefangenschaft. Gleichzeitig wurde für die neue Organisation des Heeres eine Commission eingesetzt, an deren Spitze v. Scharnhorst stand, ihm zur Seite v. Gneisenau, v. Grolman, v. Boyen und v. Clausewitz, Männer, wie sie geeigneter nicht gefunden werden konnten. Jeder Gemeine, wenn er die Befähigung hatte, konnte Portepeefähnrich werden und im Frieden auch zum Offizier vorrücken, sobald er seine Kenntnisse und Bildung nachwies; im Kriege sollte Tapferkeit und militairischer Ueberblick dazu befähigen. Das Offiziercorps wählte zu diesen Beförderungen die Geeigneten aus, der König behielt sich die Ernennung vor. Die Gewählten rangirten bis zum Hauptmann nach dem Dienstalter; zu Stabs-Offizieren ernannte jedoch der König, ohne auf Anciennität zu achten, diejenigen, welche sich durch ihr Talent und ihre ausgezeichneten Dienste dazu geeignet zeigten. Die Werbung, namentlich also die im Auslande, hörte auf, die Executionen wurden beschränkt, und damit fiel auch die Nothwendigkeit der bisherigen harten Disciplin; der Stock wurde nur noch für solche gebraucht, welche wegen grober Vergehen in die Strafsection versetzt worden waren. Ein neues Exercier-Reglement, von Scharnhorst entworfen, bezweckte die tüchtigere Ausbildung des Soldaten für den Krieg; für die größere Beweglichkeit des Heeres wurde eine neue Eintheilung desselben gemacht, und das viele Gepäck, namentlich der Gebrauch der Zelte, abgeschafft. Die Beurlaubung nach erfolgter militairischer Ausbildung wurde zwar beibehalten, dafür aber neue Mannschaft eingezogen, so daß das alte Wirthschafts-System zu Gunsten der Compagnie-Chefs ganz wegfiel. Da nämlich Napoleon nur ein geringes Heer zu halten gestattete, so wurde der hinlänglich eingeübte Theil der Mannschaft unter dem Namen der „Krümper" entlassen und durch Neu-Eintretende ersetzt, so daß, als Preußen die Waffen gegen Napoleon ergriff, schnell 120,000 wohl geschulter Truppen zusammengezogen werden konnten, für welche hinlängliches Kriegs-Material angesammelt worden war.

Aber es war nicht das Heer allein, das an mannigfachen Gebrechen litt, auch in allen übrigen Staats-Einrichtungen zeigten sich die Uebel, welche überall da eintreten, wo nicht die bessernde Hand das Althergebrachte den Anforderungen der Zeit anzupassen weiß. Zwar auch Friedrich der Große hatte den Staats-Mechanismus ziemlich ebenso gelassen, wie ihn das Genie seines Vaters angeordnet hatte, namentlich da er, geistig und körperlich scharf angegriffen durch den siebenjährigen Krieg, Lust und Kraft zu großen Reformen nicht mehr in sich fühlte; aber beide, der Vater wie der Sohn, bildeten die belebende Kraft, durch welche jene Maschine auf wunderbare Weise in Bewe-

gung gesetzt wurde; der schaffende Geist änderte von selber die Form, die seiner Wirksamkeit nicht mehr entsprechend war. Es war keine geringe Aufgabe, die Stelle jener großen Männer auszufüllen. Friedrich Wilhelm II. hatte bald genug die Neigung wie die Kraft verloren, auf gleiche Weise wie seine großen Vorgänger den bewegenden Mittelpunkt des Staats-Organismus abzugeben; Friedrich Wilhelm III. fehlte bei seiner außerordentlichen Pflichttreue nicht die Neigung dazu, nur unterschätzte sein geringes Selbstvertrauen und seine geringe Erfahrung die ihm innewohnende Kraft, und er überließ sich gern dem Rathe derer, denen er größere Einsicht als sich selber zutraute, namentlich in den verwickelten auswärtigen Angelegenheiten. Wo er selbständig handelte, erzielte sein richtiger Tact nicht unbedeutende Erfolge. So erließ er schon wenige Tage nach seiner Thronbesteigung eine eigenhändige Cabinets-Ordre an sämmtliche Landesbehörden, die Beamten zu treuer Pflicht-Erfüllung anzuhalten, und als Wöllner diese Gelegenheit benutzte, sein berüchtigtes Religions-Edict aufs neue einzuschärfen, wurde er und sein ganzer Anhang schon im März 1798 entlassen, die Ober-Examinations-Commission aufgehoben, und dafür das Ober-Consistorium wieder eingesetzt. Ebenso sorgte er für bessere Besoldung des Heeres, für den Volks-Unterricht, für Hebung der Kunst und Wissenschaft, und errichtete Arbeits- und Armenhäuser. Vor allen Dingen aber suchte er eine strenge Finanz-Verwaltung durchzuführen, die dem Lande dringend noth that, und setzte zu dem Ende die Ober-Rechenkammer wieder ein. Während er das verhaßte Tabacks-Monopol aufhob, machte er überall wo nur möglich Ersparnisse, und so günstig war der Erfolg, daß er in den ersten Jahren seiner Regierung (bis 1805) nicht weniger als 20 Millionen ansammelte, von denen 7 Millionen zur Verminderung der Staatsschulden verwendet wurden. Dagegen war die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten noch ebenso schwach bestellt wie unter seinem Vater. Während nämlich Friedrich der Große alle Geschäfte selber geleitet hatte und seine Cabinetsräthe nicht viel mehr gewesen waren als Secretäre, welche seine Befehle für die Minister auszufertigen hatten, gewannen dieselben unter Friedrich Wilhelm III. große Bedeutung; als unmittelbare Rathgeber des Königs war ihr Einfluß und ihre Machtstellung ungleich bedeutender, als die der Minister, zumal da keine Verantwortlichkeit mit ihrer Stellung verbunden war. Deshalb wirkte auch die Thätigkeit Lombard's so verderblich für Preußen, der mit seinem Anhange, v. Haugwitz, Lucchesini ꝛc., die Neutralität Preußens unter allen Umständen aufrecht erhalten und dabei wo möglich ohne Schwertstreich Gewinn machen wollte, in welchem Streben er durch die große Friedensliebe des Königs wesentlich unterstützt wurde. So kam jenes unglückliche Schwanken, jene heillose Unsicherheit in alle Entschlüsse, die man dem ehrenhaften und redlichen Könige für Perfidie anrechnete.

Trug somit die Staats-Verwaltung die Hauptschuld, daß Preußen so elend zusammensank, so hatte doch auch das Volk selber nicht

geringen Antheil daran; es war schlaff und genußsüchtig geworden und hatte bedeutend in seinem moralischen Wesen gelitten. Zwar trug hieran der König keine Schuld; er war seit dem 24. December 1793 mit Luise von Mecklenburg-Strelitz vermählt, und ihre Ehe war ein Muster von Reinheit und Sittlichkeit; namentlich bezauberte die Königin durch körperlichen wie geistigen Liebreiz die Herzen Aller in so hohem Grade, daß, als sie dem Schmerze über das Unglück ihres Volkes am 19. Juli 1810 erlag, ihr Tod im ganzen Lande als eine Calamität empfunden wurde, von der Alle betroffen waren, und daß ihr Andenken für immer ein gesegnetes bleiben wird. Der Ruhm, den allein sie in Anspruch für sich nahm, „sie habe viel geduldet und im Dulden ausgeharrt", wurde das hohe Vorbild, dem alle Besseren der Nation in jenen trüben Zeiten mit Eifer nachgestrebt haben. Das schöne Beispiel, das dies musterhafte Ehepaar vom Throne herab seinem Volke gab, vermochte aber um so weniger zu wirken, als eine gewisse Frivolität nicht bloß die höheren Stände ergriffen hatte, sondern auch bis in die untersten Schichten des Volkes hinabgedrungen war. Dies war schon unter Friedrich dem Großen stark hervorgetreten, und die Ueppigkeit des Hofes von Friedrich Wilhelm II. war wenig geeignet gewesen, Religiosität und Sittlichkeit zu heben; der äußere Zwang aber, den das Religions-Edict brachte, konnte nur Heuchelei erzeugen. Dies Schein-Christenthum fiel nun zwar beim Beginn der Regierung von Friedrich Wilhelm, der Unglaube aber und der Leichtsinn traten dafür desto stärker hervor, und nirgend ward die flache Selbstüberhebung und der Mangel an Patriotismus widerlicher gezeigt, als in der Hauptstadt des Landes, in Berlin. Freute sich doch sogar der Bürger über die Schmach des Heeres, von dem er allerdings oft genug Unwürdiges erduldet hatte, und fanden sich Verräther, welche die verborgenen Gelder, Waffen- und andere Vorräthe anzeigten, und Schmutzblätter — so der berüchtigte „Telegraph" — erschienen, in denen der König, die Königin und das vaterländische Heer verhöhnt und verspottet wurden. Aller Gemeinsinn war erstorben, und die Meisten suchten nur für sich zu retten, was zu retten war, unbekümmert um die Anderen; schlimmsten Falls tröstete man sich damit, daß es ja noch ärger hätte werden können.

Der materielle und geistige Druck lastete auf Preußen schwerer, als auf irgend einem anderen deutschen Lande, und schien den armseligen Trümmern, die sich aus dem großen Schiffbruch gerettet hatten, den unvermeidlichen Untergang zu bringen. Das Land war auf die schrecklichste Weise verwüstet; überall, wo die großen Heere Napoleon's gestanden hatten, namentlich in der Mark und noch mehr in Ostpreußen, war das Land systematisch ausgesogen worden. Die Felder lagen verödet, denn es fehlte an Saatkorn zu ihrer Bestellung, ja sogar an Händen, das Zerstörte wieder aufzubauen. Denn verheerende Seuchen hatten als Folge des Krieges in manchen Gegenden ein Fünftel der Bevölkerung weggerafft. Dazu kam die Noth unzähliger Familien, die all' das Ihrige verloren hatten. Handel und

Gewerbe stockten, namentlich durch die von Napoleon angeordnete Continentalsperre gegen England, aller Credit im Auslande war zerstört. Die Millionen, welche meist von Privatpersonen und Gesellschaften in dem preußisch gewesenen Polen zur Verbesserung des Landes angelegt worden waren, gingen mit wenigen Ausnahmen sämmtlich verloren; mehr als 7000 Beamte aus jenen Provinzen hatten oft kaum das nackte Leben gerettet, und doch war keine Möglichkeit vorhanden, ihnen Ersatz für die Zukunft zu bieten. Nicht minder machten die zahlreichen Offiziere, die aus der Gefangenschaft zurückgekehrt waren, Ansprüche auf Unterstützung von Seiten der Regierung. Dabei hörten, so lange noch Franzosen auf preußischem Boden standen, die Einquartierungen, die Contributionen und Lieferungen nicht auf und preßten dem Lande das Letzte ab, was ihm geblieben war; ja selbst nachdem die Heere abgezogen waren, verlangten die Besatzungen in den Oderfestungen jährlich fortlaufend bedeutende Summen zu ihrer Unterhaltung.

Erweitertes Gebiet, höherer Titel, selbst größere Machtfülle mochte die Rheinbundsfürsten darüber trösten, daß sie unter einer Fremdherrschaft standen; waren es doch auch sonst nicht gerade immer die Schlechtesten, welche in dem französischen Kaiser den Götzen des Tages verehrten. In Preußen rief dagegen die trostlose gegenwärtige Lage desto mehr das Andenken an vergangene glanzvolle Zeiten zurück, und je weniger die zugesagte Selbständigkeit von Napoleon geachtet wurde, desto unerträglicher wurden dem preußischen National-Gefühl die unwürdigen Fesseln, in welche der Staat geschlagen worden war. Und eine höhere Hand hat gerade in jenen Tagen der Erniedrigung und der Schmach über Preußen gewaltet. Der König, stets bereit die Stimme der Wahrheit zu hören, sammelte eine Schaar von Männern um sich, die mit weisem Rathe und starker Hand auf ruhige, gesetzmäßige Weise Reformen ins Leben riefen; das Volk wurde innerlich zu einer Freiheit erhoben, für welche es zu seiner Zeit mit Gut und Blut einen Kampf wagte, der ewig denkwürdig bleiben wird.

Nachdem der König den Charlottenburger Vertrag verworfen hatte, war — wie bereits erwähnt — im December 1806 Haugwitz von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurückgetreten. Seitdem wurden die Staatsgeschäfte nach den drei Hauptzweigen, dem Militair-Wesen, dem Innern und den Finanzen, und dem Auswärtigen geschieden; im März 1807 wurde dann Hardenberg zur Leitung des Letzteren berufen, aber bereits im Juli mußte er wieder entlassen werden, da Napoleon mit ihm als einem Franzosen-Feinde nicht unterhandeln wollte. Seitdem leitete der König selber von seinem Cabinet aus die Angelegenheiten. Doch bald nach dem Frieden wandte sich seine Aufmerksamkeit auf den Freiherrn von Stein, dessen Tüchtigkeit schon früher von ihm erkannt worden war, dem er jedoch wegen seines angeblichen Eigensinns kein Vertrauen hatte schenken können. Am 5. October 1807 übernahm dieser zu Memel

die Staats-Verwaltung, und durch die besondere Gunst des Schicksals traten ihm Männer zur Seite, deren Wirksamkeit für die innere Belebung und Erstarkung des preußischen Staates unvergeßlich bleiben wird. Vor allen Dingen verlangte und erhielt er die größte Freiheit in allen seinen Maßnahmen, und daß die bisherige Cabinets-Regierung aufgehoben und das Staats-Ministerium nicht mehr nach Provinzen, sondern nach den verschiedenen Verwaltungs-Zweigen gebildet wurde, zu deren Leitung er geeignete Persönlichkeiten nach eigner Wahl heranziehen durfte. Seine Wirksamkeit dauerte nicht lange; schon im November 1808 mußte er entlassen werden, da Briefe von ihm, die ihn bloßstellten, den Franzosen in die Hände gefallen waren; ja gleich darauf ward er von diesen geächtet und seine Güter eingezogen, und nur durch die Flucht entzog er sich der Gefangenschaft. Die Grundzüge jedoch, die er zur Umbildung des Staates entworfen hatte, führte nachmals der Freiherr von Hardenberg wenigstens der Hauptsache nach aus, als er mit Einwilligung Napoleon's im Jahre 1810 als „Groß-Kanzler" an die Spitze der gesammten Staats-Verwaltung gestellt worden war.

Seit dem Ende des Jahres 1808 war der Staatsrath neu gebildet worden, der unter dem Vorsitz von Ministern die fünf Zweige der Staats-Verwaltung leitete: die inneren, die äußeren, die Finanz-, Kriegs- und Justiz-Angelegenheiten. Als zunächst dem Ministerium untergeordnet traten an die Stelle der früheren Kriegs- und Domainen-Kammer die Regierungen, während die bisherigen Regierungen als Oberlandesgerichte bezeichnet wurden. Präsidenten standen an der Spitze der Provinzial-Verwaltungen und bildeten den einenden Mittelpunkt.

Große Sorge machte die Regelung der Finanzen. Es war eine schwere Aufgabe, das so furchtbar ausgesogene Land bei dem lang anhaltenden Druck der Franzosen, von dem weiter unten die Rede sein wird, einigermaßen wieder in Aufnahme zu bringen, um wenigstens einen Theil der Summen aus demselben zu beziehen, die man dem Sieger noch nachträglich baar zu erlegen hatte. Der König ging in dem nothwendig gewordenen Ersparungssystem mit rühmlichem Beispiel voran, indem er seinen Hofhalt möglichst einschränkte und selbst das vorhandene goldene Tafelservice in die Münze wandern ließ. Dennoch sah man sich zu Anleihen genöthigt, zu deren Sicherheit auf Domänen Pfandbriefe ausgegeben wurden; außerdem wurden auch einzelne Domänen zum Verkauf gestellt, nachdem mit Einwilligung der Stände die von Kurfürst Albrecht Achilles 1473 und von König Friedrich Wilhelm I. 1713 gegebene Bestimmung aufgehoben worden war, daß die Domänen unveräußerlich sein sollten. Ferner erklärte man 1810 alle geistlichen Güter, auch die katholischen, für Staats-Eigenthum, und verwandte den Ueberschuß — nach Abzug der auch ferner davon zu bestreitenden nothwendigen Ausgaben — zu allgemeinen Staatszwecken. Nicht weniger als 7 Domcapitel, 7 Collegiatstifter und etwa 150 Klöster wurden von dieser Maßregel betroffen,

und ebenso nahm damals der Johanniter-Orden in der Mark ein Ende, nachdem er fast 500 Jahre in eigenthümlicher Selbstständigkeit hierselbst bestanden hatte. Als nämlich die Johanniter 1309 die Insel Rhodus erobert und zu ihrem Sitze erkoren hatten, waren Streitigkeiten der Ordensbrüder mit ihrem Großmeister entstanden, durch welche eine Anzahl deutscher Mitglieder veranlaßt wurde, sich 1310 auf die Ordensgüter in der Neumark zu begeben. Sie wählten hier einen „Meister in der Mark", und erhielten 1382 in dem Vertrage zu Haimbach (in der Rheinpfalz bei Neustadt an der Hardt) das Recht eingeräumt, einen besonderen Herrenmeister der Ballei Brandenburg zu wählen, der seinen Sitz in Sonnenburg nahm. Nach Aufhebung des Tempelherren-Ordens hatten sie einen Theil von dessen Gütern in Nieder-Deutschland erhalten; sie besaßen in Lagow, Lietzen, Schievelbein, Werben, Supplingenburg ꝛc. Commenden und standen unter dem Schutze der Kurfürsten von Brandenburg, deren Prinzen längere Zeit hindurch mit der Würde der Herrenmeister bekleidet wurden. Sämmtliche Stiftsgüter wurden 1810 und 1811 eingezogen, und zum ehrenvollen Andenken des Ordens 1812 der preußische Johanniter-Orden errichtet, der jedoch mit dem ursprünglichen nur den Namen und das Ordenskreuz gemein hatte und seine Mitglieder, die protestantisch sein mußten, aus altadligen Familien wählte. Seit dem Jahre 1853 hat der König Friedrich Wilhelm IV. dem Orden insofern seine alte Wirksamkeit angewiesen, als seinen Mitgliedern ebenfalls Beförderung der Krankenpflege und geistiger Kampf gegen Unglauben zur Pflicht gemacht ist.

Auf diese Weise gelang es, die Abtragung der Kriegssteuer sicher zu stellen, so daß am 5. November 1808 in Domänen-Pfandbriefen 70 Millionen Franken, in Wechseln 50 Millionen übergeben werden konnten. Demnach wurden am 8. September dem Könige die Einkünfte aus seinen ihm übrig gebliebenen Provinzen wieder zur Verfügung gestellt, und die letzten französischen Truppen verließen am 3. December Berlin, wo am 10. unter dem größten Jubel der Menge vaterländische Truppen wieder einzogen. Aber erst am 23. December 1809 kehrten der König und seine Gemahlin in ihre Hauptstadt zurück. — Ungeachtet nach dem Vertrage schon im November des letztgenannten Jahres die Wechselschuld getilgt sein sollte, da monatlich 4 Millionen abzutragen waren, war es doch nicht möglich gewesen, das Geld herbeizuschaffen; es fehlte damals noch reichlich $^1/_5$ dieser Summe, während die rückständigen Zinsen sich auf etwa 7 Millionen beliefen. Im Mai des Jahres 1811 war überhaupt noch etwa die Hälfte der Contribution im Rückstande, und durch Vertrag vom 24. Februar 1812 wurde festgesetzt, daß Preußen die Verpflegung der nach Rußland durchziehenden französischen Truppen übernehmen und die entstehenden Kosten auf die Schuld in Abrechnung bringen sollte. Die darauf eintretenden Ereignisse verhinderten die Regulirung dieser Angelegenheit.

Wie alle Verwaltungs-Zweige neu und zweckmäßig geordnet wurden, so ward auch die größte Sorgfalt darauf verwendet, das ganze Volk geistig und materiell zu heben und seinen religiösen Sinn neu zu beleben, nicht durch Vorschriften und Anordnungen, sondern durch Entfernung unwürdiger Geistlichen, durch Verbesserung der theologischen Vorbereitungs-Anstalten, durch angemessene äußere Stellung der Geistlichen sowie durch Fürsorge für anständige Feierlichkeit des äußeren Gottesdienstes; bei der Jugend aber suchte man die Liebe zu Gott, König und Vaterland sorgfältig zu pflegen. Kam auch in Bezug auf die Erziehung der ursprüngliche Gedanke nicht zur Ausführung, dieselbe ganz militairisch einzurichten, so geschah doch durch hervorragende Männer Großes für dieselbe. Während Jahn für die kräftige physische Ausbildung des heranwachsenden Geschlechts durch Turnübungen viel geleistet hat, wußten Männer wie Schleiermacher, Fichte, Arndt ꝛc. für Erweckung eines sittlichen, frommen Sinnes und für Verbreitung von Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die durch unmittelbares Eingreifen in das Leben selber fruchtbringend werden sollte, einen neuen Geist herzustellen, deutsch und preußisch zugleich. Ja ein so großer Kreis von tüchtigen und gelehrten Männern hatte sich namentlich nach Vertreibung Halleſcher Gelehrten in Berlin gesammelt, daß schon eine Universität daselbst begründet werden konnte, ehe noch im Herbst 1810 die Ausstattung dieses neuen Instituts erfolgte. Auch wurde schon im folgenden Jahre die Universität Frankfurt nach Breslau verlegt und mit der dortigen katholischen Facultät zu neuem Glanze vereinigt; beide Anstalten erhielten eine für die damaligen Verhältnisse bedeutende Ausstattung. Ja der „sittlich-wissenschaftliche Verein", der bekannter unter dem Namen des „Tugendbundes" ist und der vom Könige bestätigt wurde, verbreitete sich von Königsberg aus über die ganze Monarchie, und wenn auch sein Bestehen nur kurz war, so hat er doch viel Gutes angeregt.

Um die ganze Kraft des Volkes sich frei und ungehindert entwickeln zu lassen und einem Jeden die Möglichkeit zu verschaffen, sein Vermögen und seine Kraft zu seinem eigenen Vortheil und zu dem des Ganzen zu verwerthen, war es nothwendig, daß die Schranken fielen, welche bis dahin an einem geistigen Ineinanderleben gehindert hatten, und daß Jeder innerhalb seines Kreises freie Bewegung erhielt. Deshalb wurden evangelische und katholische Einwohner überall gleich berechtigt und namentlich den Juden bedeutende Vortheile zugesichert, auf Grund welcher sie mit dem übrigen Volke verwachsen sollten. Wenn nämlich schon der große Kurfürst 1671 vielen aus Oesterreich vertriebenen Juden die Erlaubniß ertheilt hatte, sich in seinen Staaten niederzulassen, und seitdem keine Verfolgungen hierselbst mehr über sie hereingebrochen waren, so blieb doch ihre Lage eine gedrückte, selbst nachdem Friedrich II. 1750 ein Reglement gegeben hatte, das bis 1812 in Kraft geblieben ist. Danach sollte ihre Zahl nicht vermehrt werden, und die ordentlichen Schutzjuden ihr zugestandenes Recht des

Aufenthalts nur auf Ein Kind vererben dürfen; die außerordentlichen erhielten die Bewilligung zur Niederlassung nur auf ihre Lebenszeit. Jene durften später gegen Einzahlung von 70,000 Rthlrn. ihr Vorrecht auch noch auf ein zweites Kind ausdehnen, doch mußten die Betheiligten ein gewisses Quantum von inländischen Manufacturwaaren zur Ausführung entnehmen, von welcher Verpflichtung sie sich jedoch später loskauften. 1757 wurde bestimmt, daß neue Schutzprivilegien nur dann ausgefertigt werden sollten, wenn die Bewerber sich erboten, neue Fabriken anzulegen. Landbau oder andere Gewerbe als Handel zu treiben war ihnen nicht gestattet; selbst die Zahl der Häuser war bestimmt, die sie besitzen durften. Während auch später noch bedeutende Abgaben entrichtet werden mußten, wurde der für sie am meisten drückende Leibzoll 1787 abgestellt. Alle diese früheren Verordnungen traten nun durch den königlichen Befehl außer Kraft, der am 11. März 1812 erlassen wurde. Alle im preußischen Staate lebenden Juden wurden für Staatsbürger erklärt unter der Bedingung, daß sie bestimmte Familien-Namen annehmen und ihre Handelsbücher ꝛc. in deutscher Sprache führen mußten. Seitdem trugen sie gleiche Lasten mit den übrigen Unterthanen und wurden nach gleichen Gesetzen mit diesen behandelt.

Von außerordentlicher Bedeutung für das ganze Land war die am 19. November 1808 verliehene Städte-Ordnung, durch welche den Städten die eigene Verwaltung ihrer Angelegenheiten wieder überlassen wurde. Der Unterschied zwischen mittel- und unmittelbaren Städten hörte ganz auf, dagegen wurde eine Eintheilung in kleine (bis 3500 E.), mittlere (bis 10,000 E.) und große Städte gemacht. Das Bürgerrecht in ihnen zu erlangen wurde auf resp. 3, 6 und 10 Rthlr. festgesetzt, und ihnen je nach ihrer Größe die Wahl von 24—36, 36—60, 60—100 Stadt-Verordneten zugesprochen. Diese, nicht nach Zünften und Corporationen, sondern von sämmtlichen stimmfähigen Bürgern gewählt, hatten das allgemeine Wohl der Stadt zu vertreten. Von ihnen geschah die Wahl der Magistrats-Mitglieder, unter denen diejenigen besoldet waren, deren ganze Zeit durch ihr Amt in Anspruch genommen wurde. Nur das behielt sich die Regierung vor, aus drei vorgestellten Candidaten den Ober-Bürgermeister zu ernennen. Das bisherige Vorrecht der Städte, daß in ihnen allein, mit wenig Ausnahmen, Gewerbe und Handel getrieben werden durfte, wurde am 2. November 1810 durch Einführung einer allgemeinen Gewerbefreiheit aufgehoben; gegen Entrichtung einer Patentsteuer erhielt jeder das Recht, ein beliebiges Gewerbe zu treiben, da fortan aller Zunftzwang aufgehoben und Jedem überlassen wurde, sein Geschäft da zu treiben, wo er am wohlfeilsten leben zu können meinte. Ebenso wurde auch dem platten Lande freier Marktverkehr gestattet und desfallsige alte Verkaufs-Edicte und Monopole für aufgehoben erklärt.

Erhielten durch die Städte-Ordnung die Städte ein Recht zurück, das sie ursprünglich besessen, so wurde schon im October 1807 eine

Maßregel angebahnt, deren Durchführung selbst Friedrich dem Großen nicht möglich geworden war, nämlich die Schaffung eines freien Bauernstandes und seine Befreiung von dem Jahrhunderte lang getragenen Drucke. Das alte Unterthänigkeitsverhältniß sollte mit dem Martini-Tage 1810 aufhören und kein neues derartiges irgendwie einzugehen erlaubt sein. Die Land-Einsassen sollten freie Leute sein, entlastet von allem Frohn- und Dienstzwang sowie vom Loskaufsgelde beim Verziehen; sie sollten freie Verfügung über ihr Grund-Eigenthum erhalten, sobald die alten Verpflichtungen gegen angemessene Entschädigung abgelöst sein würden. Das Mißverstehen dieser Verordnung führte zwar in Schlesien gewaltige Bewegungen unter den Bauern herbei, die Regierung trat jedoch diesen Unordnungen energisch entgegen und ließ sich durch sie nicht abhalten, entschieden in dieser Sache weiter vorzugehen, wenn auch so umfassende Verhältnisse nur langsam abgewickelt werden konnten und mithin geraume Zeit verfloß, ehe jene Verordnung vollständig in Kraft treten konnte. Im September 1811 erschien ein neues merkwürdiges Edict, das auf die Erfahrungen gestützt, welche auf den Domänen und verschiedenen Rittergütern gemacht worden, die Entschädigungen festsetzte, welche für die Ablösung der Natural-Dienste und Verpflichtungen zu leisten waren. Diejenigen Bauerngüter, welche bisher von den Gutsherren auf gewisse oder auch unbestimmte Zeit gegen Abgaben, Pachte und Dienstleistungen vergeben worden waren, wurden gegen Rückgabe der Hälfte ihrer Ländereien an die Gutsherrschaft von allen Lasten entbunden. Diejenigen Bauerngüter dagegen, deren Inhaber ein Erbrecht an dem Hofe hatten, so daß nach ihrem Tode derselbe an ihre Erben vergeben werden mußte, traten nur ein Drittel ihres Besitzes an den Grundherrn ab; das Uebrige erhielt der bisherige Inhaber als ächtes und freies Eigenthum ohne alle fernere Verpflichtung. Dadurch bildeten sich nun — wenn natürlich auch langsam — freie Landgemeinden. Wie bedeutend das Areal war, das durch diese Maßregel zu freiem Eigenthum wurde, wird ein Beispiel deutlich machen. In Pommern zählte man etwa 1300 adlige Güter, in einer Größe von 260 Quadr.-Meilen. Von diesen kamen etwa 100 Quadr.-Meilen auf die Bauernhöfe. Nach der eben erwähnten Rückgabe an die Gutsherrschaft wurden nun etwa 60—70 Quadr.-Meilen das Eigenthum freier Leute, deren Vortheil es natürlich erfordern mußte, diesen Erb- und eigenthümlichen Besitz nach Möglichkeit rentiren zu lassen. — Zur sorgfältigeren Cultur des Landes trug auch der Umstand bei, daß mehrere große königliche Aemter getheilt wurden; in der Kurmark z. B. waren es nicht weniger als 26, welche in kleinen Parcellen vererbpachtet wurden.

Wenn schon bei diesen Veränderungrn der Adel wesentlich betheiligt war, so wurde er auch sonst vielfach von den Neuerungen berührt. Er erhielt das Recht, sein Besitzthum nach Belieben zu parcelliren oder auch durch Hinzuziehung von Bauernhöfen zu vergrößern. Seine Güter stiegen bei der damaligen Calamität — ihm mußte, da

er durch die übergroßen Kriegskosten stark verschuldet war, auf einige Jahre allgemeiner Indult zugestanden werden — dadurch bedeutend im Werth, daß auch Nichtadlige das Recht erhielten, Rittergüter zu erwerben, und außerdem wurde ihm erlaubt, bürgerliche Gewerbe zu betreiben. Zwar wurde beabsichtigt, den Gutsherren die Polizeigewalt und die Patrimonial-Gerichtsbarkeit zu nehmen und eine gleichmäßige Grundsteuer ohne alle Ausnahmen einzuführen, die Sache blieb aber wegen des neu ausbrechenden Krieges ebenso unausgeführt wie die Absicht, eine allgemeine Repräsentation des Landes einzuführen, zu welcher gegen Ende des Jahres 1810 dadurch der Anfang gemacht wurde, daß außer den vom Könige bestimmten Mitgliedern aus jeder Provinz zwei Mitglieder von der Ritterschaft, zwei andere von den Städten und vom Lande, außerdem aber von den Hauptstädten Berlin, Königsberg und Breslau je ein Mitglied gewählt werden sollten.

Auch sonst fielen die Schranken, die vielfach hemmend auf die Entwicklung des Landes gewirkt hatten. Wie der Zunftzwang, so hörte auch der Mühlen-, Brau- und Brennereizwang auf. Natural-Lieferungen, die Gestellung von Vorspann in Friedenszeiten wurden aufgehoben, das Zollwesen wurde vereinfacht, der Servis gleichmäßig vertheilt, die Stempel-Abgabe zweckmäßiger geordnet, und wie in Bezug auf Consumtions- und Luxussteuern alle früheren Befreiungen aufhörten und alle Bevorrechtung von Ständen für ungesetzlich erklärt wurde, so wurde selbst bis auf das Gesinde herab Sorge dafür getragen, daß Jeder vor Unrecht und Gewalt bewahrt wäre. — Diese Hauptpunkte mögen genügen, den Nachweis zu führen, wie Preußen gerade in der Zeit des allgemeinen Unglücks in sich selber erstarkte und unvermerkt die Kräfte sammelte, durch die es sich bald darauf eine so achtungswerthe Stellung wieder erkämpfte.

Während diese Aenderungen und Verbesserungen im Inneren sich vollzogen, hatte Preußen nach außen hin eine schlimme Stellung, gegenüber den Ungerechtigkeiten und der Härte Napoleons, der keineswegs die im Frieden zu Tilsit festgesetzten, für Preußen ohnehin schon so schweren Bestimmungen einhielt. Nach denselben sollte nämlich die Provinz Preußen bis zum 1. October von den Franzosen geräumt sein, doch räumten sie nur das Land jenseit der Passarge und blieben mit 160,000 Mann im übrigen Preußen, angeblich um die Russen zu bedrohen, weil diese die Donau-Fürstenthümer besetzt hielten; im übrigen erklärte Napoleon, daß er sie ihnen lassen wolle, falls sie dafür mit darauf hinwirkten, daß Preußen Schlesien an ihn selber abtrete; doch war die französische Nachbarschaft dem Kaiser Alexander zu bedenklich, als daß er hierauf hätte eingehen mögen. Erst als Napoleon wegen der spanischen Verhältnisse — deren Entwickelung wir weiter

unten geben — seine Truppen dort nothwendig brauchte, erfolgte deren Zurückziehung aus Preußen. Zugleich aber verlangte Napoleon 152 Millionen Franken als ihm versprochene Contributionen, während Preußen deren Höhe nach den Abtretungen für das noch übrige Land nur auf 115 Millionen berechnete, von denen zudem 92 bereits theils baar, theils in Lieferungen gezahlt seien. Um diese so wichtige Angelegenheit zu ordnen wurde bereits im November 1807 der Prinz Wilhelm an Napoleon geschickt; letzterer stellte jetzt die Forderung, Preußen solle 192 Millionen zahlen, Frankreich die Besetzung von Stettin, Küstrin und Glogau gestatten, keine größere Armee als 42,000 Mann halten, ein Hülfscorps bei einem Kriege mit Oesterreich stellen, und den Minister v. Stein entlassen. Leider war man nicht im Stande, hiergegen irgendwie etwas auszurichten, und selbst auf eine Vermittelung Alexanders, die man anrief, als dieser zu einer Zusammenkunft mit Napoleon nach Erfurt ging, mußte man verzichten, da derselbe wegen der Erwerbung der Donaufürstenthümer mit jenem auf gutem Fuße zu bleiben wünschte und deshalb zum Nachgeben rieth. So mußte man zufrieden sein, daß schließlich die Franzosen wenigstens ihre Forderung auf 120 Millionen herabsetzten und auf die ausdrückliche Forderung der Beseitigung Steins verzichteten; im übrigen wurde derselbe — wie wir gesehen — entlassen, und die genannten Festungen den Franzosen zugestanden. Da Letztere außerdem an der Weichsel Danzig, Thorn und Modlin, und an der Elbe Hamburg, Magdeburg und Wittenberg besetzt hielten, so hatten sie Preußen vollständig in ihrer Gewalt, und namentlich die Mark und Berlin selber waren fortwährend von ihnen so bedroht, daß der König unter solchen Verhältnissen es vorzog, seiner Hauptstadt fern zu bleiben und in Königsberg seinen Aufenthalt zu nehmen.

Inzwischen hatte Napoleon immer gewaltsamer und rücksichtsloser um sich gegriffen. Er hatte Toskana annectirt und den Kirchenstaat in Besitz genommen und ebenso Portugal, weil es sich nicht der Continentalsperre anschließen wollte, besetzt; bei dem Durchzuge durch Spanien, dessen Minister Godoi zu ihm hielt, hatten seine Truppen spanischer Festungen sich bemächtigt. Dies erbitterte die Spanier, und es erfolgten Unruhen in Madrid und in Aranjuez, die zur Absetzung Godoi's, zur Abdankung Karl's IV. und zur Thronbesteigung Ferdinand's VII. führten. Auf Grund dieser Vorgänge kam Napoleon mit beiden spanischen Königen zu Bayonne (am 9. März 1808) zusammen, wußte beide zur Abdankung zu veranlassen und erklärte seinen Bruder Joseph zum Könige von Spanien. Aber durch dieses treulose und despotische Benehmen ward die Erbitterung der Spanier nur vermehrt; ein allgemeiner Aufstand erfolgte, Saragossa erwehrte sich tapfer und glücklich der Franzosen, eine ihrer Heeres-Abtheilungen ward zu Baylen durch die Spanier, eine andere zu Cintra durch Wellesley zur Ergebung gezwungen. So mußte Napoleon selbst nach Spanien gehn und — um Truppen genug zur Hand zu haben — das Occupationsheer aus Preußen zurückziehen.

Da er dort hinlänglich beschäftigt war, glaubte Oesterreich dies benutzen zu können, um sich eine bessere Stellung zu verschaffen. Nicht nur daß es große Abtretungen hatte machen müssen und seine herrschende Stellung in Deutschland wie in Italien verloren hatte: es hatte auch der Continentalsperre sich anschließen müssen und fühlte sich in hohem Grade durch das französisch-russische Bündniß bedroht. Dies, zu Tilsit geschlossen, war durch den Erfurter Congreß (October 1808), auf dem außer Napoleon und Alexander sämmtliche deutsche Fürsten erschienen oder sich durch Prinzen ihres Hauses vertreten ließen, neu gefestigt worden; Napoleon hatte Alexandern die Donaufürstenthümer bestimmt zugesagt. Aber gerade eine Festsetzung der Russen an der Donau-Mündung war Oesterreich in hohem Grade widerwärtig; so rüstete es, um aus dieser ungünstigen Lage herauszukommen. Der Kaiser fand hierbei große Zustimmung bei seinen Völkern, insbesondere auch bei den sonst stets schwierigen Ungarn.

Napoleon, hiervon benachrichtigt, verlangte die Einstellung der Rüstungen und erschien, als seiner Forderung nicht Folge geleistet wurde, in Paris, wo er eine neue Aushebung verfügte; von dort eilte er nach Deutschland.

Erzherzog Karl war inzwischen in Bayern eingefallen und hatte einen großen Theil des Landes besetzt. Aber Napoleon schlug ihn in den fünftägigen Kämpfen um Regensburg, drängte die Oesterreicher aus Bayern, und hielt schon am 13. Mai seinen Einzug in Wien. Zwar siegte der Erzherzog Karl am 21. und 22. Mai bei Aspern, doch der Rückzug des Erzherzogs Johann aus Italien, sein wenig glücklicher Kampf bei Raab (den 14. Juni) und endlich Napoleon's Sieg bei Wagram (den 5. und 6. Juli) führte zunächst einen Waffenstillstand und endlich am 14. October den Frieden zu Wien herbei, in welchem Oesterreich nicht weniger als 2000 Quadr.-Meilen abtreten mußte — darunter auch das unter Hofer's Anführung für den Kaiser aufgestandene Tyrol — und sich verpflichten mußte, sein Heer nicht über eine vorgeschriebene Zahl hinaus zu vergrößern.

Bei dem Beginn dieses Krieges war die Hoffnung der Patrioten in Nord-Deutschland erwacht, nach dem Vorbilde Spaniens durch einen allgemeinen Aufstand das französische Joch abzuwerfen. Schon in den ersten Tagen des April 1809 hatte der ehemalige Hauptmann v. Katte im Verein mit Gleichgesinnten versucht, von der Altmark aus Magdeburg zu überrumpeln; das Unternehmen war gescheitert, doch hatte er selber nach Böhmen sich gerettet. Eben dorthin flüchtete auch v. Dörnberg, der, in westfälischen Diensten stehend, Cassel zu nehmen gehofft hatte (den 23. April). Mit jenen hatte auch der Major v. Schill, damals in Berlin stehend, seine Verabredungen getroffen; am 28. April brach er aus Berlin auf und ging über die Elbe, Mulde und Saale, überall zum Aufstand ermunternd. Er sah sich aber zu wenig unterstützt und endlich genöthigt, bei Dömitz über die Elbe zurückzugehen; in Stralsund fand er am 31. Mai im Kampfe gegen holländische und dänische Truppen seinen Tod. Elf

Offiziere seines Corps, die gefangen worden waren, wurden nach Wesel gebracht und dort am 16. September erschossen. Glücklicher war der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, Sohn des unglücklichen Herzogs, der bei Auerstädt die Todeswunde empfangen hatte. In seinem Fürstenthum Oels in Schlesien hatte er die Werbung eines Corps von 2000 Mann begonnen und dieselbe in Böhmen fortgesetzt; dann war er in Verbindung mit einem österreichischen Corps nach Sachsen und Franken eingedrungen, aber der Waffenstillstand verhinderte fernere Unternehmungen. Er handelte nun für sich, ging über Leipzig und Halberstadt, das von seiner „schwarzen Schaar" gestürmt wurde (30. Juli), hielt dann seinen Einzug in Braunschweig, schlug sich tapfer durch übermächtige Feinde hindurch, und schiffte am 7. August seine Mannschaft glücklich an der Weser-Mündung nach England ein.

Auch König Friedrich Wilhelm hatte gehofft, die Verhältnisse zu Gunsten Preußens benutzen zu können. Er hatte deshalb zugleich mit Oesterreich zu rüsten angefangen und zunächst die Cavallerie und Artillerie mobil gemacht; doch schien ihm bei den früheren geringen militärischen Leistungen Oesterreichs und bei dessen geringer Zuverlässigkeit durchaus nothwendig, auch Rußland mit heranzuziehen, das ja als Napoleons Verbündeter Truppen gegen Oesterreich zu stellen verpflichtet war. Es gelang ihm auch in der That, vom Kaiser Alexander, der mit Napoleon unzufrieden war wegen seiner Haltung hinsichtlich der Donauländer, das Versprechen zu erhalten, daß er nichts Ernstliches gegen die Oesterreicher unternehmen werde; doch zu weiterem war derselbe nicht zu bewegen, sondern warnte vielmehr entschieden vor Anschluß an Oesterreich. Trotzdem war der König nicht abgeneigt, sich an dem Kriege zu betheiligen, zumal da er fürchtete, daß Napoleon, wenn er obsiegte, Preußen wegen der Unternehmung Schills und wegen der Einstellung der Zahlungen (man hatte die Gelder zu Rüstungen verwendet) übel behandeln werde. Ja selbst nach der Niederlage von Wagram war er dazu bereit gewesen, da einerseits Oesterreich immer noch kräftig genug zum Widerstande erschien, andererseits die Meinung von Napoleons Unbesiegbarkeit durch die Schlacht bei Aspern zerstört war, und man außerdem auf das Erscheinen englischer Truppen an der Elb-Mündung rechnete. Aber Oesterreich konnte zu keinen bestimmten Versprechungen in Bezug auf Entschädigungen Preußens im Falle eines Sieges bewogen werden, weil man „das Fell des Löwen nicht vorher theilen dürfe", d. h. es wollte nicht, daß Preußen wieder mächtig in Deutschland würde; die Engländer aber erschienen erst so spät — und zwar an der Scheldestatt an der Elb-Mündung — und machten ihre Sache so schlecht, daß Oesterreich Frieden schloß, und somit Preußen selbstverständlich keinen Krieg beginnen konnte.

Nun trat ein, was der König vorausgesehen: Napoleon, jetzt auf der Höhe seiner Macht, fing an sich gegen Preußen zu wenden. Er warf ihm nicht nur die Unternehmung Schill's und das Einstellen der

Zahlungen sowie die Mobilmachung eines Theiles der Armee vor, sondern auch daß Preußen kein Hülfscorps gegen Oesterreich gestellt habe. Vergebens entschuldigte man sich damit, daß Napoleon ja ein solches nicht verlangt habe; letzterer fuhr in seiner feindlichen Haltung fort, forderte jetzt peremptorisch Zahlung, erklärte, daß Preußen seine Armee zu dem Behufe auf 6000 Mann herabsetzen könne, da es ja eine solche überhaupt nicht brauche, und verlangte die Abtretung einer Provinz, etwa Schlesiens, damit der König seinen Verpflichtungen nachkomme. Die Minister, rathlos und in Schrecken gesetzt, riethen auch wirklich dazu; der König aber wollte davon Nichts wissen und berief jetzt Hardenberg in's Ministerium, der helfen zu können versprochen hatte. Zu gleicher Zeit entschloß er sich jetzt, von Königsberg nach Berlin überzusiedeln (23. December 1809), weil die Franzosen sein Verbleiben in ersterer Stadt als feindselig betrachten zu müssen behaupteten.

Inzwischen begann Napoleon seine Politik zu ändern und statt des Bündnisses mit Rußland ein solches mit Oesterreich einzugehen. Indem er sich stellte, als ob er eine russische Prinzessin heirathen wolle, bewog er dadurch den Kaiser Franz, der eine engere Verbindung Frankreichs und Rußlands fürchtete, ihm seine Tochter Marie Luise zur Frau zu geben (11. März 1810); seitdem hielt Oesterreich unter der Leitung Metternichs zu Frankreich. Zugleich vergrößerte Napoleon sein Reich, indem er am 9. Juli 1810 Holland, wo sein eigener Bruder Ludwig regierte, und am 10. December die Nordseeküste bis hinüber nach Lübeck, angeblich der Continentalsperre wegen, mit dem französischen Reiche vereinte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der Herzog von Oldenburg, ein naher Verwandter des russischen Kaisers, seines Landes beraubt, obgleich im Tilsiter Frieden ausdrücklich seine Selbständigkeit garantirt worden war. So setzte sich Napoleon gegenüber dem Kaiser Alexander über die Verträge hinweg, während jener daran festhielt, insbesondere an der Continentalsperre; nur wollte er auf die von Napoleon geforderte Beschlagnahme neutraler Schiffe mit Colonialwaaren nicht eingehen, und belegte französische Waaren mit einem hohen Einfuhrzoll. Bereits am 25. Februar 1811 ließ Napoleon Oesterreich heimlich wegen Theilnahme an einem Kriege gegen Rußland befragen, und die gesammten Verhältnisse nahmen eine solche Wendung, daß die Erhaltung des Friedens mehr als zweifelhaft erschien.

Kein Staat war durch den in Aussicht stehenden Krieg mehr bedroht, als Preußen; zu Frankreich zu halten schien schimpflich und demüthigend, mit Rußland aber zu gehen schien sicherer Untergang. Trotzdem war Hardenberg der Ansicht, daß man nicht neutral bleiben, nicht die Rolle Georg Wilhelm's spielen dürfe. Er suchte — da Preußen dringend Zeit zu seiner Consolidirung gebrauchte — durch eine Aussöhnung zwischen Rußland und Oesterreich den Frieden zu erhalten oder zum mindesten ein Bündniß zwischen Preußen und letzterer Macht zu Stande zu bringen, doch wollte Metternich auf Nichts

der Art sich einlassen. Unter solchen Umständen drang Scharnhorst auf eine Verbindung mit England und Rußland, doch erklärte Hardenberg die Politik letzterer Macht für zu schwankend und unsicher, als daß man sich ihr anvertrauen könnte. Da aber ein Versuch, mit Napoleon anzuknüpfen und ihn — für Stellung eines Hülfscorps — zur Herausgabe Glogau's nach Zahlung der Hälfte der Contribution zu bewegen, mißlang, so schloß sich Hardenberg dem Vorschlage Scharnhorst's an: man wollte 120,000 Mann aufstellen, diese um Colberg und Neiße sammeln, dazu eine allgemeine Volksbewaffnung aufbieten, und hoffte so, auf die acht stark ausgerüsteten und gut verproviantirten Festungen des Staates gestützt, sich halten zu können bis die russischen Armeen heran seien; zugleich erklärte man dem französischen Gesandten, daß man sich entweder gegen bestimmte Verpflichtungen mit Frankreich verbünden oder aber mit Ehren untergehen wolle. Nun hatte Napoleon allerdings die Absicht, Preußen auf seine Seite zu bringen, damit nicht etwa dessen Widerstand ihn aufhalte und selbst im Fall des Sieges die Besetzung des Landes einen Theil seines Heeres in Anspruch nehme; doch wollte er das, ohne Preußen günstige Bedingungen zuzugestehen, und erst im letzten Augenblicke, wenn er vollständig zum Kriege gerüstet wäre, damit nicht etwa die Russen ihm zuvor an die Weichsel kämen. So verlangte er Entwaffnung, damit nicht Rußland aus Preußens Rüstungen Vorwand zum Beginn des Krieges nehme, und drohte anderen Falls durch die Truppen Westfalens, Sachsens, Polens und der unter Davoust bei Magdeburg gesammelten Elbarmee dieselbe gewaltsam zu erzwingen. Um so mehr rieth Hardenberg jetzt zum Bündniß mit Rußland und England; indem man die Truppen zusammenzog, die Generale mit ausgedehnten Vollmachten versah und alles zum Losschlagen bereit machte, verhandelte man mit beiden Mächten, und ebenso nochmals mit Oesterreich. Aber der Kaiser Alexander, der durch ein Bündniß mit Preußen den Ausbruch des Krieges zu veranlassen fürchtete und letzteren selbst — falls er ausbräche — nur defensiv zu führen beabsichtigte, wollte sich auf keine bestimmte Versprechungen der Hülfeleistung einlassen; England erklärte, daß es, durch den spanischen Krieg beschäftigt, weder Truppen noch Subsidien liefern könne, und ebenso wenig war Oesterreich zum Handeln zu bewegen; so blieb dem Könige Nichts übrig, als sich im letzten Augenblicke (am 24. Februar 1812) Napoleon anzuschließen, so sehr er auch fürchtete, daß derselbe dies Bündniß ebenso wenig wie die Festsetzungen des Tilsiter Friedens halten werde. Es wurde bestimmt, daß Preußen zum Kriege gegen Rußland 20,000 Mann stellen sollte, ohne jedoch sein Heer deshalb zu vergrößern; mit Ausnahme von Potsdam als der Residenz des Königs sollte das ganze Land den französischen Heeren offen stehen, keine neue Aushebung durfte gemacht, keine Dislocation der Truppen vorgenommen werden, und bei dem dereinstigen Frieden sollte es nach Verhältniß seiner Lasten und Dienste Gebiets-Entschädigung erhalten. Diese harten Bedingungen schlugen den Muth der Patrioten gänzlich nieder, doch

ist es nicht richtig, daß deswegen Hunderte von Officieren aus der Armee ausgetreten seien, obgleich einzelne Austritte erfolgten; nur scheinbar wurde Gneisenau entlassen und Scharnhorst beurlaubt, unter der Hand waren sie nach wie vor für Preußen thätig.

Vortheilhafter war das Bündniß, das Oesterreich mit Frankreich abschloß. Es stellte ein Hülfscorps von 30,000 Mann, das unter österreichischem Oberbefehl gesondert bleiben sollte, und es wurden ihm für diese Hülfe reiche Gebiets-Vergrößerungen in Aussicht gestellt. Bei solchen Vorbereitungen waren die ferneren diplomatischen Verhandlungen mit Rußland bloße Formsache; sie wurden von Napoleon nur geführt, um der großen Armee Zeit zu lassen, sich allmählich gegen die russische Grenze vorzuschieben. Aufs neue wurde Preußen mit empörender Willkürlichkeit behandelt. Die Erpressungen aller Art, von den obersten französischen Befehlshabern bis zum gemeinen Soldaten herab verübt, erfüllten die Herzen der Bedrängten mit so großer Erbitterung, daß das Schlimmste zu befürchten war. Im Mai 1812 war Napoleon in Dresden, wo ihn der Kaiser Franz und Friedrich Wilhelm begrüßten, und am 22. Juni, auf dem Wege zum Niemen, verkündigte er seinem Heere den Beginn des zweiten polnischen Krieges. Von den 600,000 Mann, die auf dem Marsche nach Rußland waren, überschritten zunächst 450,000 Mann die Grenze; die Russen hatten kaum die Hälfte dieser Zahl entgegen zu stellen, wozu noch der Nachtheil kam, daß die Einheit im Oberbefehl mangelte, da der commandirende Barclay de Tolly als Liefländer den Stockrussen ein Dorn im Auge war.

Auf dem äußersten rechten Flügel der großen Armee standen die Oesterreicher unter Schwarzenberg; das preußische Hülfscorps unter York stand auf dem linken Flügel unter dem Marschall Macdonald, der seine Stellung längs des ganzen nach Nordwest gerichteten Laufes der Düna genommen hatte. In dem Centrum, das Napoleon selber führte, befanden sich gegen 300,000 Mann, denen die Russen nur ein Drittel dieser Macht entgegenstellen konnten. Sie zogen sich nach Witebsk an der oberen Düna zurück, das Napoleon im Juli erreichte. Sein Plan war, hier den ersten Feldzug zu schließen, da die Russen auf ihrem Rückzuge in dem schwachbevölkerten Lande Alles verbraucht oder geradezu verwüstet hatten, und das Heer nicht nur dem drückendsten Mangel ausgesetzt war, sondern auch durch Strapazen aller Art schwere Verluste erlitten hatte; seine eigene Ungeduld jedoch sowie die Rathschläge seiner Marschälle bestimmten ihn, die gute Jahreszeit zu weiterem Vordringen zu benutzen und in Moskau den Frieden zu dictiren. Bei Smolensk erst machte Barclay Halt und lieferte auf das ungestüme Andringen seiner Generale am 17. und 19. August eine Schlacht, die auf beiden Seiten schwere Opfer kostete, den Franzosen aber nur eine verwüstete Stadt und ein verödetes Schlachtfeld überließ. Die Russen, aufgebracht über Barclay's beständiges Zurückweichen, bewogen den Kaiser Alexander, dem greisen Kutusoff den Oberbefehl zu übertragen, der am 7. Sep-

tember bei Borodino mit etwa 130,000 Mann gegen ebenso viel Franzosen eine Schlacht annahm. Auf 80,000 Mann wurde der beiderseitige Verlust angeschlagen, und dennoch war — da Napoleon einen entscheidenden Schlag durch seine noch nicht ins Feuer gekommenen Garden zu führen scheute — die russische Armee nicht etwa aufgelöst, sondern sie zog sich in Ordnung zurück und stellte sich seitwärts von Moskau auf. In diese alte Hauptstadt zog zwar Napoleon am 14. September ein, doch fand er sie fast von allen Bewohnern verlassen, und gleich darauf ging sie in Flammen auf. Bis zum 20. waren zwei Drittheile der Stadt in Asche gelegt und die reichen Vorräthe vernichtet, von denen man den Winter über zu zehren gehofft hatte. Dennoch hielt die Hoffnung, Alexander zum Frieden zu zwingen, Napoleon bis zum 18. October hier fest; da endlich war es die höchste Zeit, die 100,000 Mann, die im September hier eingezogen waren, zu retten. Er versuchte die Straße über Kaluga zu gewinnen, um in fruchtbarere Gegenden zu gelangen, aber die blutige Schlacht bei Malo Jaroslawez (24. October) zwang ihn, die alte Straße nach Smolensk einzuschlagen, wo es an Allem fehlte, das Heer zu nähren. Ueberdies trat am 6. November Kälte ein, die mit starkem Schneefall verbunden die entsetzlichsten Verheerungen unter den Menschen und noch mehr unter den Pferden anrichtete. Alle Beute, Reihen von Wagen und Geschütz mußten im Stiche gelassen werden, und nur etwa 40,000 Bewaffnete trafen den 9. November in Smolensk ein, wo man frische Truppen vorfand. Aber in wenigen Tagen lichteten sich auch deren Reihen so furchtbar, daß nur etwa 12,000 Kampffähige die Beresina erreichten. Der Uebergang wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht Victor und Oudinot von der Düna her 18,000 Mann herbeigeführt hätten. In Folge dieser Verstärkung gelang es, am 26. und 27. November den Fluß zu überschreiten und sich durch die Russen einen Weg zu bahnen, der ganze Troß jedoch fand einen grauenvollen Untergang im Flusse oder erlag dem Schwerte der Feinde. Was sich gerettet hatte, wurde von der neu eintretenden furchtbaren Kälte vernichtet, nur Wenige erreichten am 6. December Wilna. Doch auch da war ihres Bleibens nicht, die nachfolgenden Russen trieben die Unglücklichen auch von dort weiter. Von etwa 300,000 Mann, welche im Centrum gegen Moskau vorgerückt waren, sammelten sich nur einige 20,000 Mann hinter der Weichsel.

Die lügnerischen Berichte Napoleon's hatten zwar bedeutende Verluste zugegeben, welche die große Armee durch die strenge Kälte auf ihrem Rückzuge erlitten habe, doch Niemand ahnte das Unglück, welches in einer Gräßlichkeit, wie die Geschichte kein anderes Beispiel kennt, über dieselbe hereingebrochen war. Erst als Napoleon in der Mitte December in Deutschland erschien, unaufhaltsam nach Paris eilte und dort die großartigsten Anstrengungen machte, seine Verluste zu ersetzen, durchlief die Aufregung Europa mit Windeseile. Aber was man anderswo nur ahnte, das sah man in Königsberg in seiner ganzen Furchtbarkeit, als dort am 19. December von dem 50,000

Mann starken Corps französischer Garde etwa nur ein Bataillon zurückkehrte, dem bald unzählige Officiere folgten, in dem traurigsten Aufzuge und ohne streitbare Mannschaft. Die wenigen Geretteten boten das schrecklichste Bild des Jammers dar und verbreiteten überall, wohin sie kamen, pestartige Krankheiten. Langsam schleppten sich diese lebendigen Leichen durch Preußen, um jenseit der Elbe Schutz zu suchen.

Um dieselbe Zeit hatte man in Berlin Napoleons völlige Niederlage aus seiner Forderung, ihn mit 30,000 Mann zu unterstützen, die er unter'm 14. December von Dresden aus stellte, erkannt und war sich klar geworden, daß man jetzt handeln müsse. Kurz darauf ging ein Schreiben York's ein, worin derselbe davon sprach, seine Truppen von den Franzosen zu trennen, und um Verhaltungsbefehle bat. Der König befahl nun zwar die Trennung nicht, verbot sie aber auch nicht, sondern empfahl nur die größte Vorsicht und hieß den General nach den Umständen handeln; zugleich bereitete er die Franzosen auf ein solches Ereigniß vor, indem er sowohl Murat als den französischen Gesandten St. Marsan auf die bedrohte Lage der preußischen Truppen und auf die Gefahr, in der sie schwebten, abgeschnitten zu werden, aufmerksam machte.

Da traf am 4. Januar die Nachricht ein, daß in der That York sich von den Franzosen getrennt habe. Beauftragt den Rückzug des Marschall Macdonald zu decken, war er bei der fluchtartigen Eile des Rückzuges und weil man ihn ohne bestimmte Anweisungen ließ, sehr bald durch russische Truppentheile vom Hauptcorps getrennt worden. Unter solchen Umständen glaubte York, vor allen Dingen für die Erhaltung seiner Truppen sorgen zu müssen; er schloß deshalb am 30. December in der Mühle zu Poscherun bei Tauroggen auf Antrag der Russen mit dem General Diebitsch eine Uebereinkunft dahin ab, daß das preußische Corps für neutral erklärt und zwischen Tilsit und Memel aufgestellt werden sollte, bis diese Convention von beiden Monarchen genehmigt würde. Geschehe Letzteres von Seiten des Königs nicht, so sollte es freien Abzug haben, doch während zweier Monate nicht gegen die Russen kämpfen. Die Franzosen waren in Folge dessen genöthigt, vor dem andringenden Wittgenstein hinter die Weichsel zurückzugehen.

Obgleich diese Nachricht nicht unerwartet kam, brachte sie doch ernstliche Verlegenheit hervor, namentlich weil York in seinem Schreiben an Macdonald auf Verhandlungen zwischen Preußen und Rußland hingewiesen hatte. Man mußte fürchten, daß die Franzosen dies als den Anfang des Abfalls ansehen und dem entsprechend handeln würden. Da ja aber — abgesehen von York's Truppen — das ganze Heer nur 20,000 Mann betrug, die über alle Provinzen zerstreut waren, während Murat noch im Januar 40,000 zusammen bringen konnte und etwa 70,000 in den Elb- und Oderfestungen lagen, so war bei einem feindlichen Vorgehen der Franzosen an Widerstand nicht zu denken; die sich sammelnden Truppen konnten von ihnen mit

Leichtigkeit auseinander gesprengt, die Festungen überrumpelt, die Kassen und Vorräthe mit Beschlag belegt, der König selbst gefangen genommen werden. Unter solchen Umständen galt es, nicht zu früh mit der wahren Gesinnung hervorzutreten. So verwarf der König am 5. Januar 1813 jene Convention, entsetzte York und Massenbach, der sich mit seinen Truppen jenem angeschlossen hatte, ihres Commandos und befahl beide zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Da jedoch dieser Befehl nur durch die Zeitungen nach Königsberg kam — den Ueberbringer des königlichen Befehls selber hatten die Russen nicht durchgelassen — so erklärte York, davon keine Kenntniß nehmen zu können, und behielt das Commando seines Corps wie das in der Provinz Preußen.

Inzwischen wurde lebhaft mit Oesterreich verhandelt, um es zu gemeinsamem Vorgehen zu vermögen, doch hatte Metternich im Hinblick auf den damaligen Zustand des Heeres und auf Oesterreichs bisherige Stellung zu Napoleon eine sofortige Betheiligung versagt, jedoch erklärt, daß der Kaiser Nichts gegen ein Bündniß Preußens mit Rußland habe. Dann war der General v. Knesebeck — angeblich um wegen der Neutralität Schlesiens, in Wahrheit aber um über ein Bündniß zu verhandeln — zum Kaiser von Rußland geschickt worden; doch kam er nicht recht vom Flecke, da er die alten polnischen Provinzen Preußens oder wenigstens die Weichsel als Grenze verlangte, während Alexander sich mit dem Gedanken trug — den auszusprechen er jedoch nicht für gut fand — ganz Polen unter seinem Scepter zu vereinen. Da jedoch im Interesse Rußlands sowohl wie Preußens ein solches Bündniß nothwendig war, so schickte Alexander den Staatsrath v. Anstett als Unterhändler nach Breslau, wohin sich der König inzwischen (am 22. Januar) begeben hatte, und hier kam am 26. Februar ein Vertrag zu Stande, der — nach dem Ort seiner Abfassung — als Bündniß von Kalisch bekannt ist. Preußen versprach 80,000, Rußland 100,000 Mann zu stellen und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Preußen auf seine frühere Größe gebracht sei.

Die wichtigsten Verhandlungen waren die mit den Franzosen, da von ihrer geschickten Führung die Existenz des Staates abhing. Sie wurden zum Theil zu Berlin zwischen Hardenberg und St. Marsan, zum Theil zu Paris durch den bei Napoleon gern gesehenen und ihm anhängenden Fürsten Hatzfeld geführt. Man erklärte offen, daß die Stimmung des Volkes gegen die Franzosen sei und daß Napoleon — um es dem Könige möglich zu machen, auch fernerhin zu ihm halten — entgegenkommende Schritte thun und insbesondere einen Theil der beim Durchzuge nach Rußland in Gestalt von Lieferungen gemachten Vorschüsse, die man auf 94 Millionen Franken veranschlagte, zurückzahlen müsse. Da dieser davon Nichts wissen wollte und im Gegentheil den französischen Besatzungen in den preußischen Festungen Ordre gab, sich gewaltsam zu verproviantiren, also deutlich zeigte, was man von ihm zu erwarten habe, so ging man

— während die Rüstungen, zu denen er ja selbst aufgefordert hatte, eifrig fortgesetzt wurden — einen Schritt weiter und verlangte die Rückgabe Danzigs, Pillaus und der Oderfestungen, wogegen man versuchen wolle, die Russen zu einem Waffenstillstande zu bewegen; zugleich wurde der General York, nachdem ausführliche Berichte von ihm und Kleist an den König eingegangen waren, für gerechtfertigt erklärt und wieder als Commandirender eingesetzt. Da Napoleon auf die preußischen Forderungen einzugehen verweigerte, hatte man jetzt vollen Grund sich gegen ihn zu erklären; zugleich war durch diese Verhandlungen die Zeit zum Herankommen der Russen und zur Aufstellung von Truppen gewonnen worden.

Inzwischen hatte nämlich zunächst in der Provinz Preußen die größte Thätigkeit geherrscht. Auf Stein's Anregung, der auf Grund einer russischen Vollmacht handelte, hatte der Landhofmeister v. Auerswald eine „Versammlung von Deputirten der Stände" zu Königsberg angesetzt; ihre freie Berathung begann am 5. Februar, und schon nach wenigen Tagen erboten sie sich, zum Schutze des Landes, das ja durch die französischen Besatzungen bedroht war, 20,000 Mann aufzubringen, die sich auf eine Reserve von 10,000 Mann stützen sollten, außerdem aber ein Reiter-Regiment von 1000 Mann zu stellen. Die Zahl derer, die freiwillig Dienste nahmen, betrug allein 3000, und zu den Linientruppen wurden nicht weniger als 15,000 Mann ausgehoben, die zum Theil von den Russen mit erbeuteten französischen Gewehren bewaffnet wurden. Der König, hocherfreut über diesen patriotischen Eifer, hatte Aehnliches in den anderen Provinzen angeordnet. Schon am 3. Februar hatte er überall Freiwillige zum Kriegsdienst aufgeboten, und am 9. jede bisherige Ausnahme von der Cantonpflichtigkeit aufgehoben; jeder Diensttaugliche vom 17. bis 24. Jahre sollte zum Heere herangezogen werden.

Daß die Sachen nicht rascher vorwärts gingen lag zum Theil daran, daß der schwere Winter-Feldzug auch die Russen hart mitgenommen hatte, in weit höherem Grade als man gewöhnlich annimmt; etwa nur 100,000 Mann standen ihnen zur Verfügung, mit denen sie die Festungen in Preußen und Polen blokiren und überdies letzteres Land besetzt halten mußten. Es blieb ihnen mithin nur eine geringe Macht im offenen Felde übrig — mit nur 40,000 Mann, dem Reste von 210,000, war Kutusow im December nach Wilna gekommen — zumal da York nur auf Befehl seines Königs zu ihnen stoßen wollte, und auch der General v. Bülow sich weigerte, mit den 12,000 Mann sich ihnen anzuschließen, die er unter den ungünstigsten Umständen zu beiden Seiten der Weichsel zusammengebracht hatte. Erst als der Abschluß des Bündnisses zwischen Preußen und Rußland in Aussicht stand, rückte Wittgenstein gegen die Oder vor, und der Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte, der Vicekönig Eugen von Italien, hielt sich für zu schwach Widerstand zu leisten, obgleich ein Corps von 17,000 Mann zu ihm gestoßen war; er zog sich über

die Spree zurück und gab dadurch dem Kosakenführer Tschernitscheff Gelegenheit, am 20. Februar zu versuchen, ob er den Marschall Augereau durch einen Ueberfall zur Uebergabe von Berlin schrecken könne. Zwar concentrirten darauf die Franzosen 26,000 Mann hierselbst, doch hielt es der Vicekönig für angemessener, über die Elbe zurückzugehen, und schon am 4. März rückten die ersten Russen in Berlin ein, Wittgenstein selber mit seiner Hauptmacht am 11. März; am 17. war kein Franzose mehr diesseit der Elbe, ausgenommen in den Festungen.

Den Russen folgten sehr bald die vaterländischen Truppen, und zwar war es York, der am 17. März unter dem größten Jubel mit 21,000 Mann in Berlin einrückte. Gleichzeitig erfolgte am 16. März die Kriegs-Erklärung Preußens an Frankreich und am 17. der Aufruf des Königs „An mein Volk", der von dem Staatsrath v. Hippel entworfen worden war. Die Begeisterung, die derselbe überall hervorrief, war die großartigste, die Deutschland jemals gesehen. Von allen Seiten wurden auf das bereitwilligste die größten Opfer gebracht. Die dienstpflichtige Mannschaft strömte zu den Fahnen, ja auch solche, welche das Dienstalter noch nicht erreicht hatten oder schon demselben entwachsen waren, drängten sich herbei, um an der Befreiung des Vaterlandes Theil zu nehmen; selbst Frauen wurden von diesem kriegerischen Feuer ergriffen. Und wem es versagt war, selber in die Reihen der Kämpfenden zu treten, der gab sogar über seine Kräfte, um diejenigen ausrüsten zu helfen, denen die Mittel dazu fehlten. Zu den Freischaaren Lützow's und Anderer strömten auch aus dem übrigen Deutschland, dessen Herrscher doch zu Napoleon hielten, Kampfbegierige herbei, und neben der Landwehr bildete sich der Landsturm. Schon in der Mitte Mai berechnete man die Erhöhung der vorhandenen 46,000 Mann Linientruppen auf 141,000 Mann, die Zahl der freiwilligen Jäger zu wenigstens 10,000, die der Landwehr auf 120,000 Mann, so daß Preußen damals bei einer Bevölkerung von nur 5 Millionen nicht weniger als 271,000 Mann unter Waffen hatte. Es war eine Bewaffnung des Volkes, wie sie bis dahin in Preußen unerhört gewesen, und die kirchliche Weihe, welche die Truppen vor ihrem Ausmarsch empfingen, steigerte noch den Enthusiasmus.

Aber auch Napoleon war den Winter über nicht müßig gewesen, neue Schaaren auszurüsten. Im Januar 1813 war eine Aushebung von 350,000 Mann verfügt worden, welche der Kaiser durch den Abfall York's zu rechtfertigen suchte, den er für weit wichtiger darstellte, als er selbst ihn damals ansah; dann im April, nachdem die Kriegs-Erklärung Preußens erfolgt war, von noch 180,000 Mann. Schon im Laufe des März stand deshalb eine bedeutende Truppenmasse am Main vereinigt, während die Streitmacht des Vicekönigs an der Elbe etwa 60,000 Mann stark sein mochte und eine gleiche Anzahl die Festungen in Preußen und Polen besetzt hielt. Und mit so großer Eile schob Napoleon die Neu-Ausgehobenen nach, daß sie erst auf dem

Marsche selber die nothdürftigste Ausbildung, und viele ihre Bewaffnung erst in Thüringen erhielten. Ende April stellte sich dann Napoleon in Weimar an die Spitze seiner Schaaren, um womöglich die Gegner über die Oder zurückzuwerfen und dann an die Weichsel zu dringen, Danzig zu entsetzen und die Polen an sich zu ziehen.

Nur langsam hatten sich die Verbündeten — zunächst waren es nur 100,000 Mann, darunter die größere Hälfte Preußen — nach der Elbe hin in Bewegung gesetzt, da einerseits Kutusow gegen einen Feldzug in Deutschland war, andererseits den Preußen die Mittel fehlten, ihre Ausrüstung schnell genug zu betreiben. Dazu kam, daß man gern den Erfolg der Unterhandlungen namentlich mit Oesterreich und Sachsen abwarten wollte; ersteres war jedoch vorläufig noch nicht geneigt, thatkräftig einzugreifen, sondern wollte erst seine Rüstungen beendigen, und der König von Sachsen wollte die Entwickelung der Dinge abwarten; er verließ deshalb sein Land und suchte in Regensburg und später in Prag Schutz. Endlich brach das südliche, das Hauptheer, dessen Spitzen von Blücher und Winzingerode geführt wurden, von Schlesien auf, nahm in den letzten Tagen des März Dresden und schob einzelne Corps bis Altenburg vor, während Streifcorps bis Eisenach vorgingen und zahlreiche Gefangene einbrachten. Mit diesem Hauptheere suchte sich darauf die Nordarmee unter Wittgenstein von der Mark her zu vereinigen. Der Vicekönig trat dem etwa 20,000 Mann starken Feinde am 5. April bei Möckern mit 37,000 Mann entgegen, und hier war es, wo zuerst die begeisterte Tapferkeit der Preußen unter York, Bülow und Borstell einen schönen Sieg errang und die Franzosen mit einem Verluste von 1000 Gefangenen nach Magdeburg zurückwarf. Der Weg nach Halle und Leipzig war damit eröffnet, und wenn auch der Sturm auf Wittenberg (den 17. April) nicht gelang, so wurde doch am 27. Spandau genommen, wie kurz vorher Czenstochau und Thorn; die Belagerungstruppen verstärkten sofort die Armee im Felde.

Der Tod des greisen Kutusow (am 28. April) und die Ernennung Wittgenstein's zum Oberbefehlshaber brachte größere Regsamkeit in das Heer der Verbündeten, zumal da nun Napoleon mit 120,000 Mann über die Saale vorgerückt war. Er hatte also den Vortheil der Zahl, und wenn auch die Verbündeten an Reiterei und Geschütz überlegen waren und namentlich in den Reihen der Preußen der größte Kampfesmuth lebte, so hatte doch Napoleon an Fußvolk das entschiedenste Uebergewicht und besaß eine große Menge von Befehlshabern, deren Tüchtigkeit in zahlreichen Schlachten sich erprobt hatte; vor allem galt sein Genie noch immer für unüberwindlich. Zunächst suchte er, nachdem er die leichten Truppen von Winzingerode am 29. April bei Weißenfels zurückgeworfen hatte, Leipzig zu gewinnen, um dort die Nordarmee zu schlagen, deren Vereinigung mit der südlichen ihm unbekannt war. Anfänglich führte Ney die Spitze des französischen Heeres und drängte die Gegner von

dem Rippach-Bach zurück, obgleich hier der Marschall Bessières, der Befehlshaber der Garde-Reiterei, tödtlich getroffen wurde. Dann schob Napoleon andere Heerhaufen von Lützen nach Leipzig vor, während Ney bei Groß- und Klein-Görschen und am Floßgraben den rechten Flügel bildete. Da faßten auf Scharnhorst's Rath die Verbündeten den Entschluß, ihrerseits anzugreifen, sich auf Ney zu werfen und die im Marsche befindlichen französischen Heerhaufen einzeln zu überwältigen. Die Bewegungen der Verbündeten jedoch, statt in einander zu greifen, durchkreuzten sich, so daß der Angriff statt in der Frühe des 2. Mai erst zu Mittag beginnen konnte. Auch dann griff man nicht gleich mit genügenden Kräften an, und da die Franzosen in den Dörfern Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Caja feste Positionen besaßen, die sie tapfer vertheidigten, schwankte die Schlacht lange hin und her. Als endlich gelungen war, drei von den Dörfern zu erstürmen, kam Napoleon selbst mit frischen Truppen heran. Immer neue Massen führte er auf den engen Raum und furchtbar schmetterte eine Batterie von 60 Geschützen in den Feind, unter deren Schutze die dichtgedrängten Angriffs-Colonnen der Franzosen den Verbündeten die errungenen Vortheile wieder entrissen. Vergeblich war auch ein noch spät Abends unternommener kecker Reiter-Angriff Blücher's; die Dunkelheit und Hohlwege verhinderten die Ueberraschung. 68,000 Mann hatte Napoleon in dieser Schlacht gezählt, die er nach Lützen, die Preußen nach Groß-Görschen nannten; die Verbündeten 54,000, unter denen zahreiche Reiterschaaren. Letztere büßten etwa 10,000 Mann ein, ersterer die Hälfte mehr; auch Scharnhorst war schwer verwundet und starb bald darauf in Prag, wohin er sich hatte bringen lassen. Mit einbrechender Nacht zogen sich beide Theile vom Schlachtfeld zurück.

Zwar wurde am folgenden Tag nach Berlin gemeldet, daß ein Sieg errungen sei, doch hielt man es nicht für angemessen, den Kampf am 3. zu erneuern, vielmehr zogen sich die Preußen, wenn auch mit Widerstreben, nach Meißen, die Russen nach Dresden über die Elbe zurück. Napoleon's Anstrengungen, diesen Rückzug zu erschweren, hatten sehr geringen Erfolg. Am 8. Mai traf er in Dresden ein, wohin wenige Tage später auch der König Friedrich August von Sachsen zurückkehrte, da ihm nur die Wahl gelassen wurde, entweder sein Land zu verlieren oder thätiger Bundesgenosse Napoleon's zu werden. Sein Plan, sich mit Oesterreich zu einer bewaffneten Neutralität zu verbinden, war damit vollständig gescheitert. Er übergab jetzt die Festung Torgau an Napoleon und ließ 12,000 Mann zu dessen Heere stoßen, welches die Elbe überschritt. Ney erhielt den Befehl gegen Berlin vorzurücken, da Napoleon der Meinung war, daß dorthin sich die Preußen gewendet hätten; er wurde jedoch schnell zurückgerufen, als der Kaiser sah, daß die ganze verbündete Armee ihm gegenüber stand. Letztere hatte den günstigen Augenblick versäumt, Napoleon da anzufallen, als er sich durch die Entsendung Ney's bedeutend geschwächt hatte; man schickte vielmehr selbst noch

Truppen ab, um den Marschall abzuhalten, sich Napoleon wieder anzuschließen. Dieselben waren jedoch zu schwach, diesen Auftrag auszuführen, und wurden am 19. Mai bei Königswartha von der Uebermacht zurückgeworfen, wenn sie auch dem Feinde nicht unbedeutenden Verlust zufügten.

Die Verbündeten hatten eine weit ausgedehnte Stellung hinter der Spree bei Bautzen eingenommen; etwa 28,000 Preußen standen im Centrum, 55,000 Russen auf beiden Flügeln. Diese Stellung war durch stark armirte Schanzen gedeckt, und vor derselben waren Truppen aufgestellt, die Uebergänge über die Spree zu beobachten. Napoleon rückte am 20. Mai mit etwa 130,000 Mann heran und warf nicht nur diese Vortruppen zurück, sondern machte auch große Anstrengungen, den linken Flügel der Verbündeten zu umgehen, so daß diese eine starke Reserve hierher zogen, damit sie nicht von der österreichischen Grenze abgedrängt würden. Dennoch war dieser Angriff nur ein Schein-Manöver Napoleon's; seine Absicht ging vielmehr dahin, daß Ney den rechten Flügel umginge und den Rückzug der Verbündeten bedrohte. Am folgenden Morgen, am 21., wiederholte er den Angriff gegen den linken Flügel, doch die Russen, zahlreich verstärkt, warfen die Franzosen zurück und brachten ihnen schwere Verluste an Mannschaft und Geschütz bei. Dagegen war Ney mit überwiegenden Streitkräften dem rechten Flügel der Verbündeten schon halb in den Rücken gekommen, und nur der ausgezeichneten Tapferkeit der Preußen sowie den Fehlern, die Ney selber beging, war es zu danken, daß die Verbündeten ihren Rückzug ohne Verlust ausführen konnten. Keine Kanone, keine Gefangene fielen in die Hände der Franzosen, deren Verlust etwa 25,000 Mann betragen mochte, während die Verbündeten 15,000 einbüßten.

Napoleon, unwillig darüber, daß er bei so großem Verluste keine Trophäen erbeutet hatte, stellte sich selber an die Spitze seiner Truppen, um die Verfolgung energisch zu leiten. Wie groß aber auch sein Ungestüm war, so gelang es ihm doch nicht Erfolge zu erzielen. Mit der größten Hartnäckigkeit und mit nicht zu erschütternder Ruhe und Umsicht benutzte die russische Nachhut unter Yermoloff jede Boden-Begünstigung zum Widerstande, und als in Markersdorf der Großmarschall Duroc von einer Kanonenkugel tödtlich getroffen wurde, stellte der Kaiser, durch den Verlust dieses seines einzigen Freundes aufs tiefste ergriffen, die übereifrige und doch resultatlose Verfolgung ein, da er wohl einsah, daß gegen einen solchen nicht zu ermüdenden Feind noch stärkere Kräfte von ihm aufgeboten werden müßten.

Statt über die Oder zurückzugehen, wie Napoleon erwartet hatte und wie auch die Russen anfänglich Willens gewesen waren, wandten sich die Verbündeten bei Haynau nach Südosten, um bei Schweidnitz eine Stellung zu nehmen. Wittgenstein hatte nach den beiden verlorenen Schlachten den Oberbefehl niedergelegt, der nun Barclay de Tolly übertragen wurde; da sich derselbe nicht beim Heere be-

fand, führte Blücher einstweilen das Commando. Dieser gab gern die Erlaubniß, bei Haynau den verfolgenden Franzosen einen Reiter-Hinterhalt zu legen, und wenn auch dieser Ueberfall am 26. Mai nicht ganz den gehofften Erfolg hatte, so wurden doch dem Feinde 400 Gefangene und 11 Geschütze abgenommen, und — was von ungleich größerer Wichtigkeit war — die Stimmung im Heere, die bei dem beständigen Rückzuge eine gedrückte geworden war, wieder bedeutend gehoben. Zwar ging am 3. Juni Breslau verloren, doch die schweren Verluste des französischen Heeres, sein Mangel an Reiterei, die aufgeregte Stimmung in ganz Deutschland, welche es kühnen Streifschaaren der Verbündeten möglich machte, im Rücken der Franzosen Mannschaften, Pferde, Kanonen, Munition und Gelder zu nehmen, sowie die Rücksicht auf die unklare Stellung Oesterreichs machten in Napoleon den Wunsch nach einer Waffenruhe rege. In der That kam auch schon am 4. Juni zu Poischwitz bei Jauer ein Waffenstillstand zu Stande; beide Heere sollten bis zum 20. Juli in ihren Stellungen verbleiben, doch so, daß zwischen beiden ein Raum von 3—5 Meilen Breite — in demselben auch Breslau — neutral bliebe. Die Nachricht hiervon erfüllte ganz Preußen mit Trauer, da ungeachtet aller bisherigen Verluste der Kriegsmuth ungebrochen war; selbst die Versicherung des Königs, daß man den vom Feinde angebotenen Waffenstillstand nur deshalb angenommen habe, um die ganze Wehrkraft des Volkes in Muße entwickeln zu können, vermochte die bange Sorge nicht zu heben, daß man einen unvortheilhaften Frieden eingehen möchte. Erst die Folge sollte zeigen, daß Napoleon sich durch diesen Waffenstillstand unendlich geschadet hatte, und daß alle Vortheile desselben den Verbündeten zu Gute kamen.

Keine Gegend Deutschlands hat durch diesen Waffenstillstand schwerer zu leiden gehabt als die an der unteren Elbe und namentlich Hamburg. Als Berlin zu Anfang März von den Franzosen geräumt worden war, hatte sich der Oberst Tettenborn mit 1200 Kosaken und einigen anderen Reiter-Abtheilungen in Bewegung gesetzt, um auch jene Gegend von den Franzosen zu säubern. Letztere hatten sich ungeachtet aller Mittel des Terrorismus in Hamburg wegen der dortigen großen Aufregung nicht mehr für sicher gehalten und hatten am 12. März die Stadt geräumt, in welche Tettenborn am 18. seinen Einzug hielt, nachdem vorher schon Mecklenburg-Schwerin sich vom Rheinbunde losgesagt hatte. Auch die benachbarten Orte Lübeck, Harburg und Lüneburg waren gleichzeitig frei geworden. Als die Franzosen letzteren Ort dafür züchtigen wollten, errangen Russen und Preußen, durch anderweitige Truppen verstärkt, unter Dörnberg am 2. April bei und in Lüneburg einen Sieg, durch den gegen 3000 Feinde gefangen genommen wurden; bis nach Bremen und Oldenburg hin schien alles Land für die Feinde verloren. Da rückte jedoch vom Rhein her Vandamme unter dem Marschall Davoust mit 24,000 Mann heran und zeigte durch die blutige Unterwerfung Bremen's, welches Schicksal Hamburg bevorstände. Dennoch wollte diese Stadt

weder ihre Bürger bewaffnen noch die Mittel hergeben, eine ansehnliche Streitmacht auszurüsten; sie rechnete vielmehr auf die Hülfe der Verbündeten, denen es doch selber an Streitkräften fehlte. Dänemark war damals noch Willens, sich den Verbündeten anzuschließen und den Schutz der Stadt zu übernehmen; als es aber die Gewißheit erhielt, daß den Schweden für ihren Beitritt Norwegen zugesichert sei, warf es sich Napoleon ganz in die Arme. So kam denn am 30. Mai die unglückliche Stadt und gleich darauf auch Lübeck in die Gewalt der Franzosen, die erst im April 1814 abzogen, nachdem besonders Hamburg während dieser langen Besetzung die schwersten Opfer hatte bringen müssen.

Ein gleiches Schicksal war Berlin zugedacht worden, als — wie oben erwähnt — Ney dorthin aufgebrochen war. Zwar war der General v. Bülow, der nach der Schlacht bei Groß-Görschen das eben eroberte Halle hatte aufgeben und über die Elbe zurückgehen müssen, beauftragt, die Hauptstadt und die Mark zu decken, doch waren ihm nur schwache Truppenmassen zur Verfügung gestellt; sich namentlich durch Landwehr zu verstärken gelang ihm nur sehr unvollkommen, da es an Allem fehlte, die neuen Truppen auszurüsten. Es wurde deshalb die sumpfige Niederung der Nuthe und Notte von der Havel bis zur Dahme möglichst ungangbar gemacht, und Berlin auf seiner Südseite mit einer doppelten Reihe von Schanzen versehen, um einen etwanigen Angriff auf die Hauptstadt wenigstens zu erschweren. Damals ging die Gefahr glücklich vorüber. Nach der Schlacht bei Bautzen aber machte Napoleon zum zweiten Male den Versuch Berlin zu nehmen; er schickte Oudinot mit mehr als 20,000 Mann zu diesem Zwecke ab, vor welchem Bülow sich bei Hoyerswerda (am 28. Mai) zurückziehen mußte. Doch durch neue Zuzüge verstärkt leistete er einige Tage später, am 4. Juni, bei Luckau nicht nur tapfern Widerstand, sondern nahm selbst dem Feinde 1000 Gefangene ab. Der Waffenstillstand allein verhinderte ihn an weiteren Fortschritten.

Gleichzeitig erhielten die Freischaaren, welche im Westen der Elbe und Saale den Franzosen vielfachen Schaden zugefügt hatten, Befehl sich zurückzuziehen. Mit vieler Beute beladen führten sie ihren Rückzug glücklich aus; nur gerade die Lützower Freischaar, auf welche man die größten Hoffnungen gesetzt und die den Erwartungen wenig ensprochen hatte, war auch jetzt höchst unglücklich. Die verzögerte Ausrüstung und die mangelhafte Führung hatten gleichmäßig Schuld gehabt, daß dem Heldenmuthe der kecken Schaar wenig Gelegenheit zur Auszeichnung geworden war, obgleich sie ihre Streifzüge bis nach Thüringen und dem Erzgebirge ausgedehnt hatte. Unbegreiflicher Weise vernachlässigte sie den rechtzeitigen Rückzug über die Elbe, wie der Waffenstillstand es vorschrieb, und unterlag am 17. Juni bei Kitzen in der Nähe von Lützen der feindlichen Uebermacht und Hinterlist; nur Wenigen gelang es sich über die Elbe zu retten.

Der Waffenstillstand, der später bis zum 10. August verlängert

wurde, brachte den beiderseitigen Parteien die Muße, sowohl die größten Rüstungen auszuführen als auch wegen des Anschlusses anderer Mächte zu verhandeln. So schloß schon am 14. Juni Preußen zu Reichenbach in Schlesien ein Bündniß mit England dahin ab, daß es 80,000 Mann für diesen Krieg zu stellen versprach, wogegen für die zweite Hälfte des Jahres 1813 die Summe von 4½ Mill. Rthlrn. zugesagt wurde, die England theils baar, theils in Bewaffnung und Bekleidung der preußischen Truppen abtragen wollte. Außerdem gab es die Garantie, daß Preußen bei dem dereinstigen Frieden dieselbe Einwohnerzahl und dieselben Einkünfte erhalten sollte, die es vor 1806 gehabt hätte, doch mußte es versprechen, Hildesheim, Lingen und Ostfriesland an Hannover zu überlassen. Darauf kam am 15. Juni ein ähnlicher Vertrag mit Rußland zu Stande, dem England für eine doppelt so große Heeresmacht als die preußische die doppelte Hülfssumme zusagte. Ebenso wurde für die schwedische Hülfe eine angemessene Subsidie bestimmt.

Schweden hatte — wie wir früher gesehen — unter seinem Könige Gustav II. gegen Napoleon eine feindliche Haltung beobachtet und sich am Kriege 1806—1807 betheiligen wollen, als der Friede von Tilsit die ganze Lage der Dinge änderte, zum großen Schaden Schwedens. Denn während bis dahin dieses Land stets an Frankreich einen Bundesgenossen und Beschützer gegen Rußland gehabt hatte, stand es jetzt bei der Verbindung Napoleon's mit Alexander allein und schutzlos da. Die Folge davon war der Verlust Finnlands, das ja Napoleon im Frieden zu Tilsit den Russen zugesagt hatte, und die dadurch hervorgebrachte Mißstimmung führte die Absetzung Gustav's II. herbei (13. März 1809). An seiner Stelle ward sein Oheim Karl von Südermannland zum Könige gewählt, und dieser adoptirte den Marschall Karl Johann Bernadotte, den Schwager von Napoleon's Bruder Joseph. So war ein besseres Verhältniß zu Frankreich hergestellt, wonach man längst im Lande Verlangen getragen hatte. Doch bestand dasselbe nicht lange, da Schweden gleichfalls sich der Continentalsperre hatte anschließen müssen, dieselbe übel empfand, und deshalb — ähnlich wie Rußland — nicht die von Napoleon zu deren Verschärfung angeordneten Maßregeln bei sich einführen wollte. Zugleich war man noch immer über den Verlust Finnlands aufgebracht, den man insbesondere Napoleon zuschrieb, und da Letzterer keinen Ersatz dafür bot, während Alexander die Erwerbung Norwegens in Aussicht stellte, hatte Schweden schon im Jahre 1812 zu Rußland hingeneigt, und schloß sich jetzt definitiv den Verbündeten an.

Von größter Wichtigkeit aber war es, daß jetzt Oesterreich zu den Verbündeten übertrat. Wir haben gesehen, wie dies früher gegen Rußland eingenommen war und wie es mit Napoleon nach dessen Verheirathung mit der Erzherzogin Marie Luise in ein besseres Verhältniß gekommen war, so daß es 1811 alle Aufforderungen Hardenbergs, sich mit Preußen und Rußland zu verbünden um den Ausbruch des drohenden Krieges zu verhindern, zurückgewiesen hatte. Trotzdem

empfand man schmerzlich die Uebermacht Napoleon's und hatte die früheren Vergewaltigungen nicht vergessen. Dazu kam, daß, seit die Russen Frieden mit der Türkei geschlossen und die Donauländer geräumt hatten, der Hauptgrund zur Mißstimmung gegen dieselben fortfiel. So ist es erklärlich, daß schon während des Feldzuges von 1812 Oesterreich daran dachte, einen etwaigen Mißerfolg Napoleons zu benutzen, um sich eine selbständigere Stellung zu verschaffen. Es erschien dabei ein Zusammengehen mit Preußen um dessentwillen wünschenswerth, weil auch dieses ein Ausbreiten Rußlands nicht weniger ungern sah als die Herrschaft Frankreichs, so daß zum Beispiel Friedrich Wilhelm äußerte, er wünsche nicht, daß die russischen Heere bis an den Rhein kämen. Unter solchen Umständen stellte sich ein freundliches Verhältniß zwischen beiden deutschen Mächten her und Oesterreich hatte — wie oben erwähnt — nichts gegen ein Bündniß Preußens mit Rußland einzuwenden. Es selber hielt sich aber noch vom Kriege fern, zunächst um zu rüsten, dann aber, weil es in der That am liebsten den ganzen Krieg verhindert hätte, dessen Verlauf ja voraussichtlich entweder Frankreich oder Rußland übermächtig machen mußte. Zugleich benutzte es geschickt die Verhältnisse, um sich der Abhängigkeit von Frankreich zu entziehen und dessen Macht zu schädigen. Indem nämlich Schwarzenberg sich von der französischen Südarmee trennte, wurde nicht nur Oesterreich wieder Herr seiner Truppen, sondern es mußte sich nun auch die französische Südarmee, hierdurch geschwächt, vor den Russen aus Polen zurückziehen. Napoleon empfand diesen Abfall schmerzlich, verbarg aber klüglich seinen Unwillen und suchte vielmehr Oesterreich durch Aussicht auf preußische Beute, von der es 2 Millionen Einwohner bekommen sollte, während dem Könige nur Ostpreußen verbleiben sollte, zu gewinnen. Oesterreich aber wies diese Anerbietungen zurück, und da es sehr wohl wußte, daß ihm Napoleon nie sein selbständiges Auftreten verzeihen würde, neigte es gerade bei dessen Erfolgen um so mehr den Verbündeten zu. Nachdem es seine Rüstungen ziemlich beendet, versprach es am 27. Juni zu Reichenbach sich den Verbündeten anzuschließen, wenn Napoleon die von ihm aufgestellten Friedens-Bedingungen nicht annehmen würde. Diese Forderungen waren gering genug. Oesterreich verlangte nur für sich Triest und die illyrischen Provinzen zurück und die Auflösung des Großherzogthums Warschau, das wieder an seine früheren Besitzer, also die drei Mächte, zurückgegeben werden sollte. Preußen sollte auch ferner nur bis zur Elbe reichen und nicht einmal Magdeburg zurückerhalten. Der Rheinbund und die Schöpfungen Napoleon's in Deutschland sollten fortbestehen; Napoleon sollte zwar die unmittelbare Herrschaft über die norddeutschen mit dem französischen Reiche vereinigten Gebiete aufgeben, dagegen die Rheingrenze behalten. Man würde nicht begreifen, wie namentlich Preußen auf solche Bedingungen eingehen konnte, wenn man nicht wüßte, daß keiner der Verbündeten der Meinung war, Napoleon würde selbst diese äußerst mäßigen Forderungen zugestehen. Und in der That haben seine Or-

gane jene Anforderungen als ehrenrührig für den Kaiser dargestellt und ebenso die Verhandlungen, die Metternich in den letzten Tagen des Juni zu Dresden mit Napoleon führte, abenteuerlich herauszuputzen gewußt. Der wahre Sachverhalt dagegen ist der, daß Napoleon in Folge seiner großartigen Rüstungen auch ferner durch die Gewalt des Schwertes sein altes Uebergewicht zu behaupten hoffte, und daß er deshalb gegen die dringendsten Vorstellungen seines Unterhändlers Caulaincourt taub blieb, den er in der ersten Hälfte des Monats Juli zum Friedens-Congreß nach Prag geschickt hatte. So verstrich der Endtermin des Waffenstillstandes, ohne daß man sich irgendwie geeinigt hätte; der Congreß löste sich auf, und schon am 12. August erklärte Oesterreich an Frankreich den Krieg.

Nicht weniger haben in Bezug auf die Stärke der beiderseitigen Heere die Franzosen lange Zeit den Glauben zu verbreiten gewußt, als ob die Verbündeten so überwiegend an Zahl gewesen wären, daß Napoleon nur dieser Uebermacht erlegen wäre. Allerdings hatten die Russen bedeutende Kräfte herangezogen, die Preußen eifrig an der Ausbildung ihrer ausgehobenen Mannschaft gearbeitet, und vor allen Dingen war durch den Beitritt Oesterreichs die Zahl der verbündeten Kämpfer bedeutend gewachsen; dennoch betrug die Gesammtzahl, einschließlich einer starken, unregelmäßigen Reiterei, nicht ganz 500,000, von denen ein Theil zur Beobachtung von Festungen, z. B. Magdeburgs, verwendet werden mußte. Die Macht aber, über welche zu Anfang August Napoleon im freien Felde verfügen konnte, betrug 440,000 Mann und war nur in Bezug auf Geschütz gegen die Verbündeten im Nachtheil. Dafür hatten jedoch die Franzosen die centrale Stellung, die Einheit des Oberbefehls und die Kriegs-Erfahrenheit der Corpsführer voraus, und in ihrem Heere befand sich ein starker Kern alter Truppen, die selbst von Spanien her herangezogen worden waren.

Die Gesammtleitung hatte zwar Oesterreich durch den Fürsten v. Schwarzenberg übernommen; es fehlte aber gar viel daran, daß dieser auch nur in dem böhmischen Heere, über welches er unmittelbar den Befehl führte, freie Hand gehabt hätte, da sich bei demselben die drei Monarchen befanden, von denen sich Alexander eine gewisse Oberleitung als Ersatz dafür vorbehalten hatte, daß keiner von seinen Generalen mit einem Ober-Commando betraut worden war. Dies böhmische Heer bestand nach den Bestimmungen, über welche man sich schon am 12. Juli zu Trachenberg in Schlesien geeinigt hatte, aus etwa 240,000 Mann, von denen die kleinere Hälfte Oesterreicher — denn diese hatten theils in Italien, theils gegen Bayern ihre übrigen Truppen verwendet —, die größere Russen (77,000) und Preußen (49,000) waren; es sollte Napoleon in seiner rechten Flanke oder gar im Rücken anfallen. Eine ähnliche Aufgabe in Bezug auf den linken französischen Flügel war dem Nordheere in den Marken unter dem Kronprinzen von Schweden Karl Johann zugedacht. Es zählte mehr als 150,000 Mann, von denen

eine Hälfte aus Preußen, die andere aus Russen (54,000) und Schweden (24,000) bestand. Das dritte Heer endlich, das schlesische, unter Blücher, zählte etwa 100,000 Mann, von denen fast zwei Drittel Russen, die übrigen Preußen waren. Ihm ward der Auftrag, Napoleon in der Front anzugreifen. Dabei war die Verabredung getroffen, daß das Heer, welches zunächst von der französischen Uebermacht angegriffen würde, sich langsam zurückziehen sollte um den beiden anderen Zeit zu geben, sich dem Feinde in die entblößten Flanken zu werfen.

Das schlesische Heer bestand aus den beiden russischen Corps Langeron und Sacken und einem preußischen unter York. Ihm gegenüber standen drei französische Corps unter Macdonald, Lauriston und Ney, hinter ihnen Marmont und Sebastiani, so daß die Franzosen zusammen mehr als 130,000 Mann zählten. Noch ehe der Waffenstillstand vollständig abgelaufen war, besetzte Blücher das neutrale Gebiet zwischen beiden Heeren und nahm dadurch den Franzosen die Gelegenheit, sich irgendwo zu sammeln und festzusetzen. Dann rückte er am 17. August vor und trieb die Franzosen unter beständigen Gefechten, bei Lähn, Löwenberg ꝛc., bis zum Bober zurück. Da eilte jedoch Napoleon von Dresden, das er zum Mittelpunkt seiner Stellung gewählt und stark befestigt hatte, mit Verstärkung herbei, um Blücher zu schlagen oder doch so weit zurückzudrängen, daß er sich ungestört mit seiner ganzen Macht auf das böhmische Heer werfen könnte. Blücher trat vor der bedeutenden Uebermacht am 21. August seinen Rückzug an, jeden einigermaßen haltbaren Punkt z. B. Goldberg (den 23.) aufs hartnäckigste vertheidigend. Als er jedoch hinter der Katzbach seine Stellung genommen hatte und merkte, daß Napoleon wieder abgezogen sei, schickte er sich am 26. August aufs neue zum Angriff an. Ein Gleiches war Macdonald, der den Oberbefehl über die zurückgelassenen 80,000 Franzosen führte, im Begriff zu thun. Er warf die preußischen Vortruppen über die Katzbach und wüthende Neiße zurück und erstieg jenseit letzterer die steilen Ränder des Plateaus, auf welchem Blücher den Feind erwartete. Das furchtbarste Regenwasser, das schon mehrere Tage angehalten, hatte den Boden aufgeweicht, erschwerte jede Bewegung und verhinderte namentlich an diesem Tage jede Aussicht. Trotzdem wurde aufs heftigste gekämpft. Zuerst wurde die französische Reiterei geworfen, die fliehend ihr eigenes Fußvolk in Verwirrung brachte, dann wurde auch letzteres die steilen Abhänge hinunter getrieben; Geschütz und Munitionswagen mußten im Stiche gelassen werden, und viele Menschen und Pferde fanden in den beiden furchtbar angeschwollenen Gebirgsflüssen ihren Untergang. Das hohe Gewässer, die eingebrochene Dunkelheit, der fortwährend herabströmende Regen sowie der Mangel an Lebensmitteln verhinderten die Verfolgung.

War hier mit geringem Verluste ein glänzender Sieg errungen, so waren die weiteren Erfolge noch bedeutender, ungeachtet erst am 28. die hochgehende Katzbach überschritten werden konnte. Kaum

konnte man sich in den Hohlwegen durch die Trümmer des Heergeräthes hindurch arbeiten, das der Feind nebst dem größten Theile seines Geschützes zurückgelassen hatte. Die Division des französischen Generals Puthod, der vergeblich versucht hatte, den wasserreichen Bober zu überschreiten, wurde zur Ergebung gezwungen. Nur bei Bunzlau leistete der linke französische Flügel, der weniger gelitten, am 30. August lange Widerstand, doch auch er wurde über den Queiß zurückgejagt. Erst dort gönnte Blücher seinem erschöpften Heere einen Ruhetag. 150 Kanonen und unzählige Wagen mit Munition und Gepäck wurden erbeutet, 20,000 Mann gefangen, und der Verlust der Franzosen überhaupt zu mehr als 30,000 Mann veranschlagt; doch auch die Verbündeten hatten schwere Verluste, namentlich die Landwehr; schlecht bekleidet, vielfach barfuß, erlagen gar Viele den Strapazen oder kehrten auch wohl in die Heimath zurück. Nach der kurzen Rast brach Blücher auf's Neue auf und trieb Macdonald über die Neiße nach der Spree zurück; da aber setzte Napoleon selber seinem weiteren Vordringen ein Ende, und Blücher ging der Verabredung gemäß, welche unter den Verbündeten getroffen war, bis zum Queiß zurück. Seitdem hieß der greise unermüdliche Feldherr bei den Seinen der „Marschall Vorwärts", noch ehe ihm der König die Feldmarschalls-Würde ertheilte; später wurde er wegen seiner ausgezeichneten Verdienste zum „Fürsten von Wahlstatt" erhoben.

Als Napoleon am 20. August von Dresden aufgebrochen war, seinem Heere gegen Blücher Hülfe zu bringen, glaubte Schwarzenberg, daß der von jenem beabsichtigte Stoß gegen das Nordheer gerichtet wäre, und brach deshalb am 21. mit 200,000 Mann des böhmischen Heeres nach Leipzig auf, um die Franzosen in den Rücken zu nehmen. Doch schon am folgenden Tage erfuhr er, daß der Kaiser sich gegen Blücher gewendet habe, und schwenkte deshalb rechts nach Dresden hin. Der Zug über die Ausläufer des Erzgebirges und über die tief eingeschnittenen Thäler war mit großen Beschwerden verbunden und konnte deshalb nur sehr langsam vor sich gehen, doch trafen schon am 25. die ersten Truppen bei Dresden ein; sie waren aber zu erschöpft und litten zu sehr durch Mangel an Lebensmitteln, als daß sie noch an diesem Tage die Stadt hätten angreifen können. Dadurch ging die günstige Gelegenheit verloren. Napoleon nämlich, von der Gefahr unterrichtet, in welcher die Stadt schwebte, ließ von der Verfolgung Blücher's ab und eilte in Gewaltmärschen zurück. Mit 120,000 Mann hoffte er die Verbündeten zurückzutreiben, mit anderen 40,000 Mann sollte Vandamme über die beiden Brücken gehen, welche die Franzosen bei Königstein über die Elbe geschlagen hatten, und dem geschlagenen Feinde den Rückzug abschneiden. Als am Nachmittag des 26. die Verbündeten ihre Truppen herangezogen hatten, war auch Napoleon in Dresden eingetroffen und schlug jeden Angriff tapfer zurück. Während der Nacht und am folgenden Tage goß der Regen in Strömen herab, und dabei blieb der ermüdete Soldat ohne alle Nahrung, so daß er körperlich wie geistig geschwächt unfähig zu den Anstren-

gungen war, die ihm am 27. zugemuthet wurden. Napoleon, im Centrum sich nur vertheidigend, fiel mit voller Macht auf den linken Flügel der Verbündeten, trieb denselben zurück und nahm 13,000 Oesterreicher gefangen, während zugleich der rechte Flügel ganz aus dem Elbthal verdrängt und damit von der Hauptstraße nach Böhmen abgeschnitten wurde. So mußte denn der Rückzug unter den traurigsten Verhältnissen angetreten werden, nachdem man wenigstens 15,000 Verwundete und Todte eingebüßt hatte. Ueberdies fielen noch zahlreiche Gefangene dem Feinde in die Hände.

Auf den trostlosesten Gebirgswegen suchte man sich nach Böhmen zu retten; nirgends fand der ermüdete und verhungerte Soldat Obdach und Nahrung; der Boden war durch den anhaltenden Regen aufgeweicht, so daß unzählige Fuhrwerke im Stiche gelassen werden mußten. Dazu kam, daß auch Vandamme bereits am 26. die Elbe überschritten hatte und die fliehende Armee in der Flanke anzugreifen oder gar, indem er das Teplitzer Thal vor ihr besetzte, in das Gebirge zurückzuwerfen drohte, während Napoleon von hinten nachdrängte. Daß nicht Alles zusammenbrach, war dem Prinzen Eugen von Würtemberg zu danken, der mit 14,000 Russen auf dem äußersten rechten Flügel in Reserve gestanden hatte und nun durch 8—9000 Mann russischer Garden unter Ostermann verstärkt wurde. Mit riesenhafter Anstrengung, wenn auch unter schwerem Verluste, gelang es ihm, vor den Franzosen am 29. in das Teplitzer Thal hinabzusteigen; hier faßte er mit noch nicht 15,000 Mann auf den Rath des Königs Friedrich Wilhelm Stand, und wehrte bei Kulm in dem wüthendsten Kampfe gegen den zwiefach überlegenen Vandamme jedes weitere Vordringen ab. Seine ermatteten und stark zusammengeschmolzenen Schaaren wurden am Abend durch andere Truppen, die bereits vom Gebirge herabgestiegen waren, abgelöst, und am 30. standen 40—50,000 Mann den 52,000 Franzosen gegenüber. Sehnlichst erwartete deshalb Vandamme die Verstärkung, die ihm Napoleon zugesagt hatte. Statt derselben aber sah er plötzlich den General Kleist in seinem Rücken, der mit 35,000 Preußen die Chaussee von Nollendorf herabkam. Schnell warf Vandamme die ganze Macht seines Fußvolkes den anrückenden Preußen entgegen; sie wurde jedoch zurückgetrieben und suchte aufgelöst über die steilen Gebirgs-Abhänge zu entkommen. Mehr Glück hatte im Anfang die französische Reiterei, der es gelang sich durch die ersten preußischen Heerkörper durchzuschlagen; aber auch sie wurde auf der Höhe des Gebirges von dem General Zieten zersprengt. Vandamme selber, viele andere Generale, 10,000 Mann Fußvolk mußten sich ergeben, 5000 waren todt oder verwundet, 82 Kanonen, das ganze Heergeräth fiel den Verbündeten in die Hände. — Der General Kleist aber wurde später in den Grafenstand erhoben und erhielt den ehrenvollen Beinamen „v. Nollendorf."

Wie durch diesen Sieg die Vortheile wieder verloren gingen, welche Napoleon bei Dresden errungen hatte, während er genöthigt

war, selber gegen den ungestümen siegreichen Blücher aufzubrechen, so hatten auch seine Angriffe auf das Nordheer der Verbündeten die traurigsten Ergebnisse für ihn; die Einsicht und Tapferkeit der preußischen Führer und Truppen gewannen hier die schönsten Siege selbst gegen den Willen des Oberbefehlshabers, des Kronprinzen von Schweden, der überhaupt während des ganzen Krieges eine verdächtige Rolle gespielt hat.

Am 19. August war der Marschall Oudinot mit 70,000 Mann von Luckau aufgebrochen und hatte selbst, wenn auch erst nach Besiegung des hartnäckigsten Widerstandes und mit nicht geringem Verluste, die sumpfige Niederung überschritten, welche von dem Nuthegraben durchflossen wird. Es war nur noch auf dem Wege nach Berlin die weniger schwierige Sumpfwaldung zu durchziehen, an deren Nordausgange die Dörfer Groß-Beeren und Blankenfelde liegen. Der Kronprinz von Schweden war schon Willens, die Hauptstadt preiszugeben, und hatte sich nur auf die dringenden Vorstellungen der preußischen Generale dazu verstanden, auf den Höhen unmittelbar südlich von der Stadt eine Schlacht anzunehmen. Ehe jedoch am 23. der Rückzug dorthin angetreten wurde, griffen bereits die Franzosen auf ihrem rechten Flügel die Preußen bei Blankenfelde an, wo Tauenzien mit 12,000 Mann, fast nur Landwehr, befehligte und seine Stellung tapfer behauptete. Das französische Centrum, von dem rechten Flügel durch ein großes Elsbruch getrennt, trieb bei Groß-Beeren die Vortruppen des Generals Bülow zurück, der mit 40,000 Mann auf eigene Gefahr hin — er hatte Befehl zum Rückzug erhalten — auf den Feind eindrang, da dieser erst allmählich aus dem Walde hervortrat und durch das furchtbarste Regenwetter an jeder freien Umsicht behindert wurde. Mit dem Bajonet und Gewehrkolben rückten die Preußen von zwei Seiten den Sachsen auf den Leib, welche Groß-Beeren besetzt hielten, und warfen sie in die Sümpfe und Gewässer zurück, wo Viele ihren Tod fanden. Die nachfolgenden französischen Truppen konnten nur noch den Rückzug einigermaßen decken; die Reiterei des linken Flügels aber erschien erst da auf dem Schlachtfelde, als die Sache schon entschieden war, und wurde leicht geworfen. 14 Kanonen und 1500 Gefangene waren in den Händen des Siegers, Berlin war gerettet. Der Kronprinz aber, ungeachtet er gar nichts zu diesem Siege beigetragen hatte, wußte durch seine entstellenden Berichte den Ruhm desselben auf Kosten Bülow's sich anzueignen.

Der Marschall Davoust hatte von Hamburg her die Unternehmung Oudinot's unterstützen sollen, er war aber in Mecklenburg stehen geblieben; dagegen war der General Girard mit 12,000 Mann von Magdeburg aufgebrochen und bereits bis Belzig gekommen, als er die Niederlage Oudinot's erfuhr. Er war im Begriff umzukehren, als er am 27. August bei Hagelberg, im Westen der Stadt, von dem General Hirschfeldt angegriffen wurde, der etwa eine gleiche Zahl Truppen, doch alles nur wenig geübte Landwehr, bei sich hatte und von wenigen Hundert Kosaken unter Tschernitschef

unterstützt wurde. 4000 Franzosen wurden erschossen oder mit Kolben erschlagen, 5000 gefangen, 7 Kanonen erbeutet; mit kaum 1800 rettete sich Girard nach Magdeburg. Nicht weniger als 6000 Gewehre wurden auf dem Schlachtfelde aufgelesen, eine willkommene Beute für die Landwehr, welche zum Theil nur mit Piken versehen war und als deren Ehrentag dies Gefecht angesehen werden muß.

Napoleon, unzufrieden mit den Leistungen Oudinot's, ertheilte an Ney den Befehl, von Wittenberg abermals gegen Berlin aufzubrechen. Derselbe drängte auch wirklich den linken Flügel der Nordarmee nach Jüterbog zurück und wollte an diesem Orte vorüber nach Baruth, wo noch andere Truppen zu ihm stoßen sollten. Bei dem Dorfe Dennewitz traf er jedoch am 6. September den General Tauenzien; der auf dem äußersten linken Flügel der Verbündeten eben im Begriff war, sich mit dem weiter westlich stehenden Bülow zu verbinden und selbst gegen den Willen des Kronprinzen die sorglos dahin ziehenden Franzosen anzugreifen. Ney ordnete sogleich die 20,000 Mann starken Schaaren seines linken Flügels und würde Tauenzien, der nur halb so viel und noch überdies wenig geübte Landwehr befehligte, erdrückt haben, wenn nicht zur rechten Zeit Bülow herangerückt wäre. Ein muthiger Reiterangriff jagte die Franzosen in die Flucht und brachten ihnen schwere Verluste bei; die eben eingetroffene Nachricht von Blücher's Sieg an der Katzbach vermehrte den Kampfeifer. Inzwischen aber war das Centrum der Franzosen herangekommen, und nur mit Hülfe von russischem und schwedischem Geschütz gelang es den Preußen, die auch den letzten Rückhalt herangezogen hatten, die Feinde zum Weichen zu bringen. Als jedoch auch der rechte Flügel der Franzosen auf dem Kampfplatz erschien, wurde für die Preußen die Sache gefährlich. In diesem verhängnißvollen Augenblick führte Borstell neue preußische Schaaren herbei, und überdies zog Ney ein ganzes Armeecorps von seinem linken Flügel nach dem rechten, um dort seine weichenden Truppen zu unterstützen; auch kamen wenigstens einige russische Haufen den mit Erbitterung kämpfenden Preußen zu Hülfe. Da wurde zuerst der linke Flügel der Franzosen, dann das übrige Heer in wilde Flucht geworfen.

Die Preußen hatten mit 50,000 Mann den um die Hälfte stärkeren Feind besiegt, ihm 15,000 Gefangene, 80 Kanonen und mehrere Hundert Wagen abgenommen; doch auch ihr Verlust betrug fast 9000 Todte und Verwundete. Der Kronprinz von Schweden, der etwa eine Meile vom Schlachtfelde die übrigen Truppen in Unthätigkeit gehalten hatte, wußte auch diesen Sieg sich zuzuschreiben, und erst im folgenden Jahre wurde deshalb dem Helden des Tages die Auszeichnung vom Könige zu Theil, daß er in den Grafenstand erhoben und seinem Namen Bülow der Ehrentitel „v. Dennewitz" beigefügt wurde. — Trotz der lässigen Weise, mit welcher der Kronprinz jetzt wie nach der Schlacht bei Groß-Beeren die Verfolgung betrieb, wurden doch dem Feinde mehrere Tausende von Gefangenen abgenommen; die ganze

französische Armee hatte sich aufgelöst, und erst jenseit der Elbe konnten die Trümmer allmählich wieder gesammelt werden.

In Folge dieser Siege wurde am 9. September zu Teplitz das Bündniß Oesterreichs mit den übrigen Mächten enger geschlossen; auch Oesterreich erhielt von England für das laufende Jahr etwa 9 Mill. Rthlr. Subsidien. Doch weder sein Feldherr Schwarzenberg mochte ungeachtet der ihm zu Gebote stehenden Uebermacht etwas Kühnes wagen, noch hatte Napoleon von dem Kronprinzen von Schweden etwas zu fürchten, dessen verdächtiges Benehmen nahe an Verrath streifte. Sein gefährlichster Gegner blieb der unermüdliche Blücher, weshalb er sich dessen vor allem zu entledigen suchte, indem er sich mit Uebermacht auf ihn warf.

Aber Blücher blieb dem zu Trachenberg festgesetzten Kriegsplane treu und ließ sich zu keiner Schlacht verleiten. Als Napoleon sich zu Anfang September mit seiner ganzen Macht gegen ihn wandte, zog er sich wieder bis zur Neiße zurück; kaum aber war der Kaiser am 6. wieder nach Dresden zurückgekehrt, so ging er zum Angriff über und trieb Macdonald bis zur Spree. Schwarzenberg hatte inzwischen bei dem Zurückweichen des schlesischen Heeres das Erzgebirge überstiegen, um Napoleon im Rücken anzugreifen; deshalb wandte sich dieser von Blücher gegen das böhmische Heer und rückte bis Kulm vor, kehrte aber am 13. September wieder nach Dresden zurück, als ihm die Nachricht kam, daß Ney bei Dennewitz geschlagen sei, und daß Macdonald vor Blücher sich zurückziehen müsse. Schwarzenberg war ihm gefolgt und hatte den Franzosen empfindliche Verluste beigebracht; deshalb wandte sich Napoleon abermals gegen ihn und stieg am 17. zum zweitenmal nach Kulm hinunter; die Furcht jedoch, daß das schlesische wie das Nordheer sich auf Dresden werfen möchten, rief ihn schon am folgenden Tage wieder dorthin zurück. Diesmal folgte das böhmische Heer nicht, sondern wartete, nach den größten Strapazen der Ruhe dringend bedürftig, die Ankunft der 60,000 Mann starken Reserve unter Bennigsen ab, und erst da, als diese am 28. September erfolgt war, schickte es sich an, über das Gebirge in die Ebenen von Leipzig hinabzusteigen, um sich dort im Rücken des Feindes mit den beiden anderen Armeen zu vereinigen.

Unterdeß hatte Napoleon noch einmal den Versuch gemacht, über Blücher herzufallen, dieser war jedoch geschickt dem Stoße ausgewichen. Da kehrte der Kaiser abermals zurück und faßte jetzt den Entschluß, das ganze rechte Elbufer zu räumen. Blücher's Absicht ging nun dahin, durch einen Seitenmarsch nach rechts die Elbe zu gewinnen, dieselbe zu überschreiten und sich mit dem Kronprinzen von Schweden zu vereinigen, den er zu einem gleichen Manöver zu bewegen gewußt hatte. Indem er die Franzosen über seinen Abmarsch täuschte, bewirkte er den Elb-Uebergang am 3. October bei Wartenburg, dort wo die Elbe an der Einmündung der schwarzen Elster in scharfem Winkel nach Westen umbiegt. Ney, der von der Ankunft des schlesischen Heeres keine Ahnung hatte, hielt den dortigen Uebergang durch das

schwache Corps hinlänglich geschützt, das er daselbst aufgestellt hatte. Und in der That kostete der Uebergang den Preußen große Opfer. Das sumpfige, von vielen Lachen und todten Flußarmen durchschnittene Terrain gestattete nur ein langsames Vorgehen, die Sandhöhen und Elbdämme schützten die Franzosen vor dem preußischen Feuer; dennoch drang York muthig vor und warf die Feinde mit so schwerem Verlust zurück, daß ihm später zur Anerkennung vom Könige der Grafentitel und der ehrenvolle Beiname „v. Wartenburg" verliehen wurde.

Jetzt konnte auch der Kronprinz von Schweden nicht mehr zurückbleiben; am 4. October überschritt er bei Aken und Roslau die Elbe, rückte jedoch nur langsam vor, um bei nächster Gelegenheit wieder über diesen Fluß zurückzugehen. Napoleon aber sah, daß durch den kühnen Marsch Blücher's seine Stellung in Dresden unhaltbar geworden war; leicht konnte sich dieser mit dem böhmischen Heere in seinem Rücken verbinden, wie denn auch schon kühne Streifschaaren seine Verbindungslinien unsicher machten. Der General Thielemann, der aus sächsischem Dienste zu den Verbündeten übergetreten war, hatte z. B. mit einem Streifcorps den Franzosen in den Saale-Gegenden namhafte Verluste beigebracht, der Oberst-Lieutenant v. d. Marwitz am 25. September die Franzosen aus Braunschweig, der General Tschernitscheff am 28. den König Jerome aus seiner Residenz Kassel verjagt; dies Alles bewog Napoleon, nur eine Besatzung in Dresden zurückzulassen, selber aber nebst dem Könige von Sachsen am 7. October die Stadt zu verlassen. Er wandte sich mit großer Macht zunächst gegen Blücher, um diesen unangenehmen Dränger über die Elbe zurückzuwerfen, war jedoch nicht wenig erstaunt, bei Düben an der Mulde keine schlesische Armee mehr vorzufinden; er erfuhr, daß sie seitwärts ausgewichen sei und am 11. und 12. die Saale überschritten habe, und daß eben dahin auch die Nordarmee gegangen sei.

Seine Verlegenheit war nicht gering; dennoch ließ er mehrere Tage ungenutzt vorüber gehen, weil er sich noch immer der Hoffnung hingab, daß er durch seine drohende Stellung wenigstens den Kronprinzen von Schweden zum Rückmarsch über die Elbe würde veranlassen können. Den abenteuerlichen Plan, selber über die Elbe zu gehen und den Krieg nach der Oder und nach Polen zu versetzen, hat er nie gehegt, wenngleich seine Lobredner erzählen, daß er von dessen Ausführung nur durch seine Marschälle und durch den Abfall Bayerns zurückgehalten worden sei, das am 8. October im Vertrage von Ried bei Braunau sich den Verbündeten angeschlossen hatte. Die Nachricht hiervon aber ging ihm erst mehrere Tage später zu; außerdem hätte er durch eine solche Aufstellung sich von seinen Verbindungen getrennt und ganz Deutschland seinen Gegnern überlassen. Als endlich die Meldung kam, daß die Nordarmee auf das rechte Elbufer zurückgegangen wäre — was sich aber bald genug als falsch erwies — und daß die Seinen von der Uebermacht des böhmischen Heeres zurück-

gedrängt würden, gab er am 13. den Befehl zum Aufbruch nach Leipzig.

Daß in den weiten Ebenen um diese Stadt endlich der Entscheidungskampf geliefert wurde, war hauptsächlich das Verdienst Blücher's und seiner Umgebung. Seine Beharrlichkeit hielt den Kronprinzen von Schweden ab, über die Elbe zurückzuweichen, und indem er mit seinem 56,000 Mann starken Heere von der Saale nach Leipzig aufbrach, zwang er auch die Nordarmee, die 68,000 Mann zählte, zu folgen, wenngleich ihre Bewegungen so langsam waren, daß sie an dem schließlichen Hauptkampfe wenig Antheil genommen hat. Ebenso bewog der greise Feldherr durch sein rasches Vorrücken auch das böhmische Heer zum Kampfe, während Schwarzenberg, der 136,000 Mann herbeiführte, namentlich Bennigsen abwarten wollte, der noch mit 41,000 Mann zurück war. Unter solchen Umständen konnte aber Napoleon wohl darauf rechnen, mit den 170—180,000 Mann, die er um sich hatte, den nicht viel stärkeren Verbündeten gewachsen zu sein und den Sieg zu erringen, ehe diese ihre ganze Kraft concentrirt hätten.

Als er am 14. in Leipzig anlangte, hörte er schon von Süden her Kanonendonner. Die von Schwarzenberg am weitesten vorgeschobenen 60,000 Mann starken Corps waren bereits mit den 50,000 des Königs Murat in scharfem Handgemenge. Mit großer Tapferkeit hatte die Reiterei der Verbündeten unter dem russischen General Pahlen bei Liebertwolkwitz der ihr überlegenen feindlichen so lange Widerstand geleistet, bis neuer Zuzug herbeikam; die Franzosen wurden geworfen, doch ließ Schwarzenberg den Sieg nicht verfolgen. Der folgende Tag wurde dann von beiden Seiten zur Aufstellung der Heere benutzt. Napoleon, der die Ankunft des schlesischen Heeres nicht so nahe glaubte, sammelte seine ganze Macht auf der Südseite in der Linie von Markkleeberg an der Pleiße über Wachau bis Liebertwolkwitz und hoffte die böhmische Armee zurückzutreiben, noch ehe Blücher Hülfe leisten könnte, zumal da Schwarzenberg seine Streitkräfte wenig vortheilhaft vertheilt hatte. 22,000 Mann unter Gyulai nämlich sollten auf dem linken Ufer der Elster gegen Lindenau und Leipzig vorrücken; sie vermochten jedoch am ersten Hauptschlacht-Tage, am 16., nicht die nur halb so starken Franzosen aus ihrer festen Stellung zu drängen. 35,000 Mann waren sehr unpassend in den Winkel zwischen Elster und Pleiße gestellt, wo der sumpfige, mit Buschwerk bewachsene Boden keine Aufstellung erlaubte, so daß 7000 Polen hinreichten, den beabsichtigten Uebergang über die Pleiße, vermittelst dessen diese Truppen den Franzosen in Flanke und Rücken kommen sollten, den ganzen Tag über zu wehren; erst am Abend gelang er zum Theil, doch fiel dabei der commandirende General Merveldt den Franzosen in die Hände. Auf dem rechten Ufer der Pleiße blieben somit nur etwa 84,000 Mann übrig, welche den dort 109,000 Mann starken Feind aus seiner überaus festen Stellung zwischen den genannten Dörfern zurücktreiben sollten. Am 16. October früh 9 Uhr begannen die Verbündeten mit einer furcht-

baren Kanonade den Kampf und rückten dann in vier Sturmsäulen gegen Napoleon. Auf dem linken Flügel kämpfte Kleist den ganzen Tag um Markkleeberg, neben ihm im Centrum der Prinz Eugen von Würtemberg um Wachau. Dreimal wurde das Dorf erstürmt und wieder verloren, und der Prinz mußte sich bis Gossa zurückziehen, so daß Napoleon bereits die Glocken in Leipzig zur Feier des Sieges läuten ließ. Als dann um 3 Uhr Nachmittags König Murat mit mehr als 8000 Reitern heranstürmte, schien das Centrum der Verbündeten auseinander gesprengt werden zu müssen, aber da trafen rechtzeitig Verstärkungen von den äußersten Flügeln ein, und so wurde dieser gefährliche Angriff glücklich überstanden. Nun befahl Napoleon, daß Marmont und Ney, die auf der Nordseite von Leipzig standen, schnell herbeieilen sollten; statt ihrer aber kam die Nachricht, daß sie selber gegen Blücher sich nicht halten könnten. So mußte er denn mit dem Vortheile sich begnügen, die böhmische Armee eine halbe Meile weit zurückgedrängt zu haben, denn weiter zogen auch die beiden Sturmsäulen nicht zurück, welche bei Liebertwolkwitz gefochten hatten.

War auf der Südseite der Stadt Napoleon nach fast neunstündiger blutiger Arbeit Sieger geblieben, so hatte er unterdeß auf der Nordseite bedeutend an Terrain verloren. Dort war Blücher unerwartet schnell vorgedrungen, hatte aber bei Groß- und Klein-Wiederitzsch, und noch mehr dicht an der Elster bei Möckern lebhaften Widerstand gefunden. Lange kämpfte hier York an der Spitze von 21,000 Mann gegen die 17,000 des Marmont, bis endlich ein kühner Angriff der gesammten Reiterei, den Major v. Sohr mit den Brandenburger Husaren eröffnete, den Feind zum Weichen brachte, der mehr als 50 Kanonen, 6000 Todte und Verwundete und über 2000 Gefangene verlor. Aber auch den Preußen war der Sieg theuer zu stehen gekommen; auch ihr Verlust mochte 8000 Mann betragen.

Die Anstrengungen des 16. machten auf beiden Seiten den Wunsch nach Erholung rege. Die Verbündeten, wenigstens im Hauptheere, griffen nicht an, da noch ein gutes Drittel ihrer Truppen, namentlich der Kronprinz von Schweden, zurück war; Napoleon aber zog noch 12,000 Mann von Düben heran und gab Befehl, daß die mehr als 30,000 Mann starke Besatzung von Dresden sich mit ihm vereinigen sollte. Um die Verbündeten hinzuhalten, ließ er am 17. den Monarchen durch den gefangenen General Merveldt die glänzendsten Friedens-Anträge machen, die weit mehr bewilligten, als in Prag von ihm gefordert worden war. Es war jedoch zu spät, man ließ sich auf keine Unterhandlungen weiter ein; nur erhielt Blücher den Befehl, den bereits wieder begonnenen Kampf abzubrechen, nachdem er die Franzosen von dem rechten Ufer der Partha verjagt und die Fliehenden bis in die Vorstädte von Leipzig verfolgt hatte, wobei ihnen mehrere Hundert Gefangene sowie einige Geschütze abgenommen wurden.

Desto allgemeiner und heftiger entbrannte die Schlacht am 18. Die Verbündeten erhielten im Laufe des Tages durch ihre Menge von etwa 300,000 Streitern das Uebergewicht, da ihnen nur etwa halb so viel Franzosen gegenüber standen. Dennoch schlug sich Napoleon mit aller Kraft und Geschicklichkeit, um sich den nothwendig gewordenen Rückzug zu sichern. Schon vor Tagesanbruch hatte er Bertrand mit 12,000 Mann nach Weißenfels abgesendet, um die Uebergänge über die Saale zu sichern. Sein Heer zog er in einen engeren Kreis zusammen, der von Connewitz an der Pleiße über Probstheyda bis Schönfeld an der Partha noch immer zwei Meilen betrug. Die Verbündeten stellten gegen den 85,000 Mann starken rechten Flügel der Franzosen, den Napoleon selber befehligte, 155,000 Mann auf, gegen das Centrum sollte der Kronprinz von Schweden anrücken, der aber erst spät am Nachmittage anlangte und erst da, als ihm Blücher noch 30,000 Mann Verstärkung zugesagt hatte, so daß diesem selber nur 25,000 gegen den linken französischen Flügel übrig blieben. Gyulai endlich sollte mit 20,000 Mann den Abzug der Franzosen über Lindenau sperren, und als ihm später noch Truppen zur Verstärkung des linken Flügels abgefordert wurden, den Feind wenigstens beobachten. Zuerst griffen die Verbündeten den rechten Flügel Napoleon's an, doch weder bei Connewitz noch bei Probstheyda konnten sie über Napoleon Vortheile gewinnen. Im Centrum ging man erst da zum Angriff über, als der Kronprinz herangekommen war. Man eroberte kurz nach einander mehrere Dörfer, und hier war es auch, wo gegen 5—8000 Mann starke sächsische und würtembergische Abtheilungen zu den Verbündeten übertraten. Das Geschütz derselben verwendete man sogleich gegen den Feind, die Truppen selber wurden in die Reserve verwiesen. Sehr hartnäckig war der Kampf bei Schönfeld, und hier wie auf ihrem äußersten linken Flügel wurden die Franzosen zur Stadt zurückgetrieben.

Die ganze Nacht hindurch drängte Alles durch Leipzig zu dem Einen Thore hinaus, durch welches der Weg über Lindenau nach Weißenfels führte. Den Verbündeten, welche von ihrer Gesammtmacht von 300,000 Mann ein Drittel noch nicht ins Feuer geführt hatten, um sie zu einem etwanigen neuen Kampf am 19. zu verwenden, blieb nur übrig, die Stadt selber mit Sturm zu nehmen. Das preußische Corps von Bülow und drei russische übernahmen diese letzte Anstrengung, welche bis zur Mittagszeit die Stadt in ihre Hände brachte. Dadurch, daß die einzige massive Brücke über die Elster zu früh gesprengt wurde, gerieth ein großer Theil der Franzosen in Gefangenschaft. Viele, die sich durch den angeschwollenen Fluß zu retten suchten, fanden den Tod in den Fluthen, unter ihnen der Fürst Poniatowski. Auch der König Friedrich August von Sachsen konnte nicht entrinnen: Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm, die kurz nach der Besitznahme der Stadt ihren Einzug hielten, kündigten ihm Gefangenschaft an. 30,000 Franzosen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, fast ebenso viel Verwundete

und Kranke wurden in den Leipziger Lazarethen vorgefunden, 15,000 Mann wurden gefangen genommen, 300 Kanonen und 900 Wagen erbeutet. Aber auch die Verbündeten hatten in dieser großen Völkerschlacht schwere Verluste; die Zahl ihrer Todten und Verwundeten belief sich auf mehr als 50,000.

Die Verfolgung des französischen Heeres ward von Schwarzenberg wenig energisch angeordnet. Daher gelang es Napoleon bei Weißenfels die Saale zu überschreiten; von dort schlug er den Weg nach Freiburg ein. In wilder Flucht stürzten die Franzosen am 21. October über die Brücken der Unstrut, als York heraneilte und den Fliehenden Wagen, Geschütz und Gefangene in nicht geringer Zahl abnahm, aber freilich diesen Erfolg nicht wohlfeil erkaufte. Auch hier gingen wieder deutsche Truppen zu den Verbündeten über, Napoleon aber gewann einen solchen Vorsprung vor dem langsam folgenden Schwarzenberg, daß er die Zeit erhielt, sein Heer in Erfurt in zwei Tagen einigermaßen zu ordnen und ausruhen zu lassen. Nur Blücher erschwerte seinen ferneren Abzug bei Eisenach und schnitt ein paar Tausend Nachzügler ab.

Bayern, das nach Oesterreichs Kriegserklärung seine Truppen vom französischen Heere abberufen hatte, angeblich um die eigenen Grenzen zu decken, und dann durch den Vertrag von Ried sich sein Besitzthum und seine Königskrone gesichert hatte, hatte inzwischen am 14. October Frankreich den Krieg erklärt. Zu 32,000 Bayern stießen die 25,000 Oesterreicher, die jenen bis dahin am Inn unthätig gegenüber gestanden hatten; unter dem bayerischen Oberbefehlshaber Wrede zogen beide langsam zum Main, und schwächten sich dadurch, daß sie viele kleinere Seitencorps abschickten, bis auf 40,000 Mann. Ueberdies machte Wrede den Fehler, daß er, statt den engen Ausgang des Kinzigthales in die Wetterau bei Gelnhausen zu sperren, sich in der Ebene von Hanau aufstellte, wo er der französischen Uebermacht von 60,000 Mann gar nicht gewachsen war. Deshalb warf Napoleon am 30. October den linken Flügel und das Centrum des bayerisch-österreichischen Heeres zurück, schoß am 31. Hanau in Brand, nahm diese Stadt und setzte dann seinen Weg unverfolgt nach Mainz fort, wo er den Rhein überschritt. Schweren Verlust hatten die Verbündeten erlitten — gegen 10,000 Mann werden zugestanden —, weniger die Franzosen, doch wurden später noch viele Nachzügler aufgefangen.

Nur langsam rückte das Hauptheer nach, und erst am 9. November wurden die letzten Franzosen von dem rechten Rheinufer vertrieben, mit Ausnahme derer, die noch in den Festungen zwischen Rhein und Weichsel standen, und deren Zahl auf 190,000 zu veranschlagen war. Von ihnen ergab sich zuerst St. Cyr mit etwa 35,000 Mann am 12. November in Dresden, vom Hunger überwältigt, Rapp am 1. Januar 1814 in Danzig mit mehr als 25,000 Mann, worunter 10,000 Kranke, und mit 1300 Stück Geschütz. Um dieselbe Zeit fielen die polnischen Festungen sowie Stettin und Torgau; Wittenberg wurde am 12. Januar 1814 erstürmt, Cüstrin An-

fangs März genommen; dagegen hielten sich andere, z. B. Glogau, Magdeburg, Hamburg bis nach geschlossenem Frieden. König Jerome, der noch einmal in sein Königreich zurückgekehrt war, mußte jetzt dasselbe auf immer verlassen. Die Provinzen des Großherzogthums Berg kehrten unter ihre rechtmäßigen Herren zurück, Sachsen wurde von Preußen verwaltet, der Rheinbund löste sich auf. Während sich der Kronprinz von Schweden gegen Dänemark wandte und dasselbe zwang, für Schwedisch-Pommern und Rügen Norwegen an Schweden abzutreten, säuberte Bülow Holland von den Franzosen, und schon am 2. December konnte der Prinz von Oranien seinen Einzug in Amsterdam halten.

Napoleon hatte von 4—500,000 Mann, die er gegen die Verbündeten geführt, nur 70,000 über den Rhein zurückgebracht, unter denen überdies das Nervenfieber die schlimmsten Verheerungen anrichtete. Dennoch waren die Verbündeten zum Frieden geneigt; man hatte sich bereits daran gewöhnt, den Rhein als Grenze von Deutschland zu betrachten. Oesterreich mochte Frankreich nicht zu ohnmächtig werden lassen, damit es einen Rückhalt gegen Rußland hätte, dessen Uebergewicht es fürchtete; Rußland, das schon Anstand genommen hatte, den Krieg nach Deutschland zu tragen, zeigte auch jetzt wenig Interesse, noch über den Rhein zu ziehen, um die Franzosen in ihrem eigenen Lande anzugreifen; England war mit den gewonnenen Resultaten im allgemeinen befriedigt, und auch Friedrich Wilhelm hielt es für mißlich, die Sache auf die Spitze zu treiben. Daher machte man zu Anfang November Napoleon sehr mäßige Friedensbedingungen, die jedoch von seinem Hochmuth und Trotz zurückgewiesen wurden; freilich mußte er auch bei dem ihm wohlbekannten Charakter der Franzosen fürchten, daß sie die Niederlagen und Abtretungen ihm zum Vorwurf machen würden und daß dadurch seine Stellung gefährdet werden könnte. Der Rhein sollte nach jenen Vorschlägen die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bilden, die Bourbonische Dynastie in Spanien wieder hergestellt werden, Italien und Holland frei sein; ein Congreß sollte das Nähere bestimmen. Doch die Kriegspartei unter den Verbündeten, an deren Spitze Blücher stand, war mit diesen Anerbietungen unzufrieden. Die neuen großen Rüstungen, die gerade damals Napoleon sehr geräuschvoll betrieb, verschafften ihren Vorstellungen beim Kaiser Alexander den gewünschten Anklang; man beschloß, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Napoleon gestürzt sein würde, dabei aber versprach man dem französischen Volke durch das Manifest vom 2. December weitere Grenzen, als es jemals unter seinen Königen gehabt hätte.

Die Aussicht der Verbündeten, selbst einen Verzweiflungskampf Napoleon's siegreich zu bestehen, war allerdings sehr bedeutend. Sie hatten bedeutende Streitkräfte zur Hand, und durch den Fall der deutschen Festungen wurden noch andere zahlreich disponibel; die früheren Rheinbundsfürsten sollten ein Heer von 145,000 Mann zu ihnen stoßen lassen; König Murat von Neapel hatte sich ihnen angeschlossen,

seit er gesehen, daß die Herrschaft Napoleon's sich mit schnellen Schritten ihrem Untergange nahte; zugleich machte Wellington Anstalt, an der Spitze des spanisch-englischen Heeres über die Pyrenäen in Frankreich selber einzudringen. Napoleon dagegen standen augenblicklich nicht mehr als 60—70,000 Mann für den Felddienst an der Ostgrenze zu Gebote, die neuen Rüstungen gingen nur langsam vor sich, und die Stimmung im Lande war eine so schwierige, daß der im December zusammenberufene gesetzgebende Körper laut nach Frieden verlangte. Mit großer Heftigkeit erklärte deshalb Napoleon am 1. Januar 1814 in dieser Versammlung, daß Frankreich binnen drei Monaten den verlangten Frieden haben solle oder er untergegangen sein würde, nicht ahnend, daß das Schicksal ihn beim Worte nehmen würde.

Gleich der Anfang des Krieges war ungünstig für ihn, denn seine Hoffnung, daß die Verbündeten keinen Winterfeldzug beginnen, und daß ihm dadurch Zeit gelassen werden würde, die angeordnete neue Aushebung von 580,000 Mann in Ruhe durchzuführen, ging nicht in Erfüllung. Schon in den letzten Tagen des December und mit Anfang des neuen Jahres drang das böhmische Heer, zum Theil durch die Schweiz, in Frankreich ein und füllte den weiten Raum von Genf bis über Straßburg hinaus. Nur langsam schoben sich die einzelnen Heerhaufen vor, ließen vor den Festungen Truppen zurück und sammelten sich um die Mitte des Januar 1814 in dem Quellgebiet der Seine und Marne bei Langres. Das schlesische Heer bewerkstelligte seinen Uebergang über den Rhein in der Neujahrsnacht bei Mannheim, Caub und Coblenz, und schon um die Mitte des Januar war Blücher in Nancy, gegen Ende des Monats in Brienne an der Aube, und setzte sich mit Schwarzenberg in Verbindung, nachdem auch er überall vor den zahlreichen Festungen Truppen zu deren Einschließung zurückgelassen hatte. Erst später langten einzelne Heerhaufen des Nordheeres von dem unteren Rhein her an.

Die harte Kälte des Winters gebot, die Truppen stets in Cantonnements zu legen — nur die äußersten Vortruppen bivouakirten — und sie deshalb weit auseinander zu ziehen, so daß Napoleon, der am 25. Januar zu seinem Heere abgegangen war, darauf rechnen konnte, die einzelnen Corps der Verbündeten mit Uebermacht anzufallen und auseinander zu werfen. Mit etwa 70,000 Mann wollte er zunächst seinem gefährlichsten Gegner Blücher zu Leibe gehen. Nachdem er bei St. Dizier an der Marne eine vereinzelte Abtheilung desselben geschlagen, zog er von dort auf grundlosen Wegen zur Aube hinüber durch Gegenden, von wo Blücher keinen Angriff befürchtet hatte. Dennoch beschloß der greise Feldmarschall mit etwa 30,000 Mann bei Brienne seine Stellung zu behaupten. So unerwartet aber kam der Angriff, daß das weiter abwärts an der Aube stehende Corps des russischen Generals Sacken kaum noch Zeit hatte, vor dem ungestümen Andringen sich auf das Hauptheer zurückzuziehen. Am Mittag des 29. Januar stürmten die Massen der Feinde heran; doch die russische

Besatzung vertheidigte die Stadt mit großer Tapferkeit und bei einbrechender Dunkelheit warf die Reiterei den linken Flügel der Franzosen in die Flucht, so daß Blücher die Schlacht als geendet und gewonnen ansah. Kaum war er aber nach dem hochgelegenen Schlosse des Städtchens zurückgekehrt, als er von den Franzosen, die durch Verrath ins Schloß gekommen waren, überfallen wurde, so daß er nur mit Mühe der Gefangenschaft entging, zumal da auch feindliche Reiterei in die brennende Stadt eingedrungen war. Bis Mitternacht kämpfte man wüthend um die Stadt und das Schloß, da endlich zog sich Blücher 1½ Meilen weit Fluß aufwärts zurück und nahm dort eine neue Stellung.

Durch neuen Zuzug von Seiten Schwarzenbergs bis auf 55,000 Mann verstärkt ging er schon am 1. Februar bei La Rothière (zwischen Brienne und Bar an der Aube) wieder zum Angriff über, wo Napoleon 36,000, nach anderen Angaben 50,000 Mann aufgestellt hatte. So tapfer auch die Franzosen kämpften, sie wurden endlich in wilde Flucht geworfen und fanden erst theils in Arcis an der Aube, theils in Troyes an der Seine einigermaßen die Ruhe, ihre verworrenen Reihen wieder in Ordnung zu bringen. 5000 Todte und Verwundete, 4000 Gefangene und mehr als 70 Kanonen hatten sie eingebüßt, aber auch die Verbündeten hatten schwer gelitten, namentlich die Russen, welchen der Preis des Tages gebührte.

Wäre dieser Sieg rasch und eifrig verfolgt worden, so hätte ohne Zweifel schon damals der Krieg sein Ende genommen, da Napoleon nicht die Zeit geblieben sein würde, seine Kräfte wieder zu sammeln. Man glaubte aber den eingeleiteten Verhandlungen nicht vorgreifen zu dürfen, und so verging eine kostbare Zeit, bis endlich Kaiser Alexander sowie die Partei Blücher's es abermals durchsetzten, daß der Krieg fortgeführt werden sollte, wenn auch nur um möglichst vortheilhafte Friedens-Bedingungen zu erzwingen. Um aber so zahlreiche Truppenmassen in so ungünstiger Jahreszeit bequemer unterhalten zu können, wurde beschlossen, die jetzt vollständig vereinigte Armee abermals zu trennen. Blücher sollte mit 55,000 Mann, zu denen später noch bedeutende Verstärkungen stoßen sollten, die Marne abwärts nach Paris vordringen; seitwärts von ihm sollte das große böhmische Heer die Seine hinunter eben dorthin; beide Heere sollten aber einander zu Hülfe kommen, wenn Napoleon mit Uebermacht sich auf eins derselben würfe.

Schon am 2. Februar brach Blücher vom Schlachtfelde auf und vereinigte sich mit York, der am 3. gegen den Marschall Macdonald bei La Chaussee ein glückliches Reitertreffen geliefert und ihm die beiden festen Plätze Vitry und Chalons an der Marne genommen hatte. Der Feldmarschall jedoch, nur darauf bedacht, so schnell wie möglich Paris zu erreichen, theilte, um schneller vorwärts zu kommen, abermals sein Heer; der eine Theil folgte dem Laufe der Marne auf der Hauptstraße, mit dem andern zog Blücher selber auf Nebenwegen etwas südlich von diesem Flusse. Der Eifer, den fliehen-

den Macdonald einzuholen, sowie die Ermüdung der Truppen veranlaßte, daß die einzelnen Corps in großen Zwischenräumen vorrückten. Blücher hielt nämlich seine linke Flanke dadurch für vollständig gedeckt, daß die dortige Gegend in der damaligen Jahreszeit fast nicht zu passiren war; zugleich aber rechnete er darauf, daß Schwarzenberg verabredeter Maßen das Corps von Wittgenstein zur Verbindung der beiden Hauptheere aufstellen würde. Daß letzteres nicht geschehen, veranlaßte Napoleon, sich in Blücher's Flanke zu drängen um dessen Corps womöglich aufzureiben. Er brach deshalb von Troyes auf, ging bei Nogent über die Seine und stellte an diesem Flusse 30,000 Mann auf, um dem äußerst langsam nachrückenden Schwarzenberg den Uebergang zu wehren, der seine größere Macht links bis zur Yonne vorschob, statt rechts die Verbindung mit Blücher festzuhalten. Mit außerordentlicher Anstrengung überwand Napoleon an der Spitze von etwa 40,000 Mann die Unwegsamkeit des Bodens nördlich der Seine zur Marne hin, schlug am 10. Februar bei Champeaubert ein 4—5000 Mann starkes russisches Corps unter Olsuwieff so gänzlich, daß nur 1600 Mann mit Verlust von 9 Kanonen sich zu Blücher retteten, und brachte am 11. dem Corps von Sacken bei Montmirail einen Verlust von 2—3000 Mann und 13 Kanonen bei, da York erst spät von der Marne zur Hülfe herbeikam; auch er verlor noch dabei gegen 1000 Mann. Als dann beide bei Château Thierry nach dem rechten Ufer der Marne auswichen, büßten sie ungeachtet aller Tapferkeit abermals 3000 Mann ein. Darauf ließ Napoleon von weiterer Verfolgung ab, um sich gegen Blücher selber zu wenden, der mit 16,000 Mann auf dem Wege nach Montmirail war. Er zwang ihn am 14. nicht nur zum Rückzuge, sondern brachte ihm auch bei Vauchamps, Champeaubert und Etoges die empfindlichsten Verluste bei, ja bei dem letztgenannten Dorfe gerieth der Feldmarschall in die größte Gefahr, mit seinem ganzen Stabe gefangen genommen zu werden. Der ganze Verlust des schlesischen Heeres in diesen verhängnißvollen Tagen wurde auf 15,000 Mann und 50 Stück Geschütz berechnet.

Napoleon war der Meinung, Blücher auf lange Zeit kampfunfähig gemacht zu haben; zu seinem größten Nachtheil ließ er deshalb von dessen Verfolgung ab und wollte nun auf ähnliche Weise das böhmische Heer vernichten, das seine Marschälle bis auf etwa zwei Tagemärsche von Paris zurückgetrieben hatte. Er warf es am 18. Februar bei Montereau über die Seine zurück und brachte dem eiligst nach Troyes retirirenden Schwarzenberg einen Verlust von 7000 Mann bei; seinen Zweck jedoch, das böhmische Heer zu vernichten oder doch zu zersprengen, erreichte er nicht, und außerdem stand Blücher, der bei Chalons sein Heer wieder auf mehr als 50,000 Mann ergänzt hatte, schon am 21. wieder kampfbereit bei Mery an der Seine, etwas oberhalb der Einmündung der Aube in dieselbe, und forderte Schwarzenberg, wiewohl vergeblich, auf, mit der nunmehr vorhandenen Uebermacht Napoleon anzugreifen.

So höchst niederschlagend auch diese Verluste für den Augenblick waren, so führte doch gerade dieses Unglück Umstände herbei, welche schließlich als vortheilhaft für die Verbündeten sich herausstellten. Es waren nämlich die schon zu Ende des vorigen Jahres eingeleiteten Friedens-Unterhandlungen aufs neue aufgenommen, und am 5. Februar zu Châtillon an der Seine ein Congreß eröffnet worden, bei dem französischer Seits der damalige Minister des Auswärtigen, Caulaincourt, Herzog von Vicenza, betheiligt war. Die Niederlage bei La Rothière hatte Napoleon zu Bewilligungen bereit gemacht, doch bestand er noch immer darauf, daß der Rhein die Grenze Frankreichs sein müsse, und vor allen Dingen verlangte er einen Waffenstillstand. Die Erfolge jedoch, die er in der Mitte Februar errang, machten ihn jetzt so übermüthig, daß er mit immer größeren Forderungen auftrat; unter solchen Umständen verlor die österreichische Ansicht, daß man mit Napoleon möglichst milde verfahren müsse, immer mehr Boden, und es überwog die Anschauung Alexanders, daß jener vom Throne gestürzt werden müsse. So mußten denn die Waffen abermals die Entscheidung herbeiführen.

Da Schwarzenberg den Rückzug noch weiter fortsetzen wollte, brachte es Blücher bei dem Kaiser Alexander und dem Könige Friedrich Wilhelm dahin, daß er wieder mit gesondertem Commando auf Paris losrücken durfte, und daß zu dem Ende sein Heer, durch die Corps von Winzingerode und Bülow verstärkt, auf 100,000 Mann gebracht werden sollte. Schon am 24. brach er eiligst nach der Marne auf, während Schwarzenberg seinen Rückzug weiter fortsetzte und sogar wegen eines Waffenstillstandes unterhandelte, den Napoleon jedoch verweigerte. Nur durch König Friedrich Wilhelm bewogen entschloß sich Schwarzenberg endlich, bei Bar an der Aube Stand zu halten und eine Schlacht gegen 30,000 Mann des Marschalls Oudinot anzunehmen. Letzterer wurde am 27. von etwa nur 17,000 Mann Fußvolk der Verbündeten geschlagen und büßte dabei mehr als 3000 Mann ein.

Napoleon war bei dieser Schlacht nicht gegenwärtig gewesen; er setzte vielmehr dem überlästigen Blücher nach, der bereits einen Vorsprung von 3 Tagemärschen hatte und vor dem die Marschälle Marmont und Mortier bis Meaux zurückgewichen waren, um sich dort zum Schutze von Paris aufzustellen. Die Ankunft Napoleon's bewog Blücher, auf das rechte Ufer der Marne zu gehen und sich von dort weiter nach der Aisne zurückzuziehen, um die Ankunft Bülow's und Winzingerode's abzuwarten. In der That überschritt er bei Soissons, das am Tage zuvor sich an die Nordarmee ergeben hatte, die Aisne am 4. März und vereinigte sich mit jener, so daß er jetzt eine Macht von 110,000 Mann beisammen hatte. Die Erwägung jedoch, daß man die preußischen Kräfte schonen müsse, um beim künftigen Frieden um so mächtiger dazustehn, und der Hauptarmee doch auch einmal etwas zutrauen müsse, sowie die vielfach gehegte Besorgniß, daß der Kronprinz von Schweden, der nach dem dänischen Feld-

zuge damals in Belgien Festungen belagerte, zu Gunsten Napoleon's eine Diversion machen könnte, riethen zunächst zu langsameren Schritten. Der Kaiser suchte indeß die Aisne weiter aufwärts zu überschreiten, um den linken Flügel Blücher's zu umgehen. Er bewerkstelligte seinen Uebergang auf der großen Straße von Reims nach Laon, und warf die bei Craonne auf dem äußersten linken Flügel aufgestellten Russen am 7. März mit einem Verluste von 5000 Mann zurück; doch so tapfer hatten die Russen sich geschlagen, daß Napoleon seinen Verlust auf 8000 Mann berechnete, was ihm bei seinen beschränkten Mitteln doppelt fühlbar sein mußte. Blücher hatte sich darauf nach Laon zurückgezogen und eine äußerst feste Stellung gewählt; dennoch beschloß Napoleon den Angriff. Leider erkrankte Blücher gleich am ersten Schlachttage, am 9. März, so daß dem Heere der Verbündeten in Folge dessen die Einheit fehlte. Demungeachtet waren alle wüthenden Angriffe Napoleon's an diesem Tage wie am 10. ohne Erfolg. Nach einem Verluste von 9000 Mann mußte er über die Aisne zurückgehen, namentlich da das Corps Marmont's durch einen nächtlichen Ueberfall York's zersprengt und fast vernichtet wurde; die nahe Aussicht aber, Napoleon hier gänzlich zu vernichten, ward durch Anordnungen aus dem Hauptquartier so gänzlich vereitelt, daß York, im höchsten Grade darüber aufgebracht, sein Commando niederlegte und bereits auf dem Wege nach den Niederlanden war, als er durch das briefliche Zureden Blücher's zur Umkehr bewogen wurde.

Napoleon schwankte lange, was für einen Entschluß er in seiner bedrängten Lage ergreifen sollte, plötzlich aber wandte er sich nach Reims und warf sich am 13. März auf ein Corps von 14,000 Mann unter dem russischen General St. Priest, dem er schweren Verlust beibrachte; dann ordnete er sein Heer aufs neue, ließ Marmont und Mortier mit 30,000 Mann zurück, und brach selber nach der Aube auf, wo er sich mit Oudinot vereinigte, um mit etwa 70,000 Mann gegen Schwarzenberg zu marschiren. Dieser hatte seinen Sieg bei Bar so wenig benutzt, daß er nur einige Corps nördlich der Seine und Aube vorschickte, nachdem er seinem Heere volle acht Tage Ruhe gegeben hatte. Auf Alexander's Rath zog er dann seine Truppen nach dem Winkel zwischen Seine und Aube zusammen und beschloß, hier Napoleon eine Schlacht zu liefern, doch selber zum Angriff überzugehen, dazu konnte er sich nicht entschließen. Er stellte sein Heer etwas südlich von Arcis an der Aube in Schlachtordnung, und Napoleon, der bei dieser Stadt den Fluß überschritten hatte, zog sich beim Anblick der furchtbaren feindlichen Uebermacht eiligst wieder zurück, nachdem er am 20. und 21. nur mit den Vortruppen gekämpft hatte; er war froh, mit einem Verluste von 4000 Mann davon gekommen zu sein.

Zu schwach sich fühlend, um den Verbündeten den Weg nach Paris zu sperren, faßte er den verzweifelten Entschluß, sich in den Rücken derselben zu werfen, ihnen alle Verbindungslinien abzuschneiden, die Bevölkerung in Aufstand zu bringen und sie dadurch zum

Rückzuge zu zwingen, der ihnen unter solchen Verhältnissen allerdings höchst verderblich hätte werden müssen. Um noch größere Macht um sich zu sammeln, ertheilte er den Marschällen Marmont und Mortier den Befehl, mit allen ihren Truppen zu ihm zu stoßen. Blücher war inzwischen schon am 18. über die Aisne gegangen und hatte am 23. südlich der Marne zwischen Chalons und Arcis den Anschluß an die Haupt-Armee bewerkstelligt. In dem Kriegsrathe der Verbündeten schwankte man lange über das, was zu thun sei, als man erfuhr, daß Napoleon so unerwartete Bewegungen unternahm. Der General Toll war es, der den Plan vorlegte, mit dem vereinigten Heere nach Paris vorzudringen; Kaiser Alexander faßte denselben begierig auf, der Kaiser Franz aber war durch den kühnen Marsch Napoleon's von seinem Heere getrennt und mit ihm das ganze Diplomatencorps, so daß von dieser Seite kein Einspruch erfolgen konnte. Friedrich Wilhelm, der am 24. mit dem russischen Kaiser bei Vitry zusammentrat, gab zu dem gefaßten Entschluß seine Zustimmung, der auch Schwarzenberg sich anschloß. So wurde denn Winzingerode mit 8000 Reitern, 800 Jägern und 46 Kanonen Napoleon nachgeschickt, um diesen glauben zu machen, das ganze Heer folge ihm; die Hauptmacht aber, 170,000 Mann stark, setzte sich am 25. März nach Paris in Bewegung.

Die Marschälle Marmont und Mortier fanden auf ihrem Marsche zu Napoleon bereits die Straße von Chalons an der Marne nach Arcis an der Aube gesperrt. Sie zogen sich deshalb zurück, wurden aber dabei bei Fère Champenoise geschlagen; ebenso wurde der General Pacthod, der dem Kaiser einen großen Transport von Kriegsbedürfnissen zuführen sollte, mit den Seinen gefangen; 80 Kanonen, 250 Pulverwagen und unzähliges anderes Fuhrwerk fielen den Verbündeten in die Hände. Darauf wurde der Zug gegen Paris fortgesetzt. Das schlesische Heer zog sich rechts hinüber auf die Straße von Soissons nach Paris, das böhmische Heer nahm den linken Flügel ein, indem es sich an die Marne lehnte, um eine gesicherte Stellung zu haben, wenn etwa Napoleon in Eilmärschen heranrückte.

Dieser hatte gerüchtweise von dem Marsche der Verbündeten auf Paris erfahren; deshalb griff er, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob er die große Armee hinter sich habe, Winzingerode bei St. Dizier an (den 26. März); aber auch nach dessen Zurückweichen noch nicht überzeugt ging er die Marne weiter abwärts nach Vitry vor, und erst dort, am 27., wurde zu seiner größten Bestürzung jene Nachricht bestätigt. Zweifelhaft, ob er sich nach Lothringen und den Vogesen werfen solle oder nach Paris zurückwenden, wurde er von seinen Generalen bestürmt, der Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Noch an demselben Tage brach er denn nach dorthin mit nie gesehener Eile auf, obgleich die Wege grundlos waren und die Hälfte der Truppen unterweges vor Ermattung liegen blieb. Am 29. war man in Troyes; von dort eilte Napoleon am 30. über Sens vorauf nach Fontaine-

bleau; und dennoch kam er zu spät, sein Schicksal war bereits entschieden.

Die beiden Marschälle Marmont und Mortier hatten etwa 23,000 Mann nach Paris zurückgebracht; so mochten, die dortigen schwachen Bestände und die National-Garde eingerechnet, etwa 40,000 Mann zur Vertheidigung der Hauptstadt vorhanden sein. Die Kaiserin verließ am 29. mit ihrem jungen Sohne, dem Könige von Rom, die Stadt; ihrem Beispiele folgten die Großwürdenträger und unendlich viele bemittelte Einwohner, während große Schaaren von Flüchtlingen vom Lande in der Hauptstadt Schutz vor dem Heere der Verbündeten suchten. König Joseph suchte zwar zu beruhigen und mit der nahen Ankunft des Kaisers zu trösten, doch auch Proclamationen der Verbündeten wurden zahlreich in der Stadt durch Royalisten verbreitet, die von jedem Widerstand abmahnten. Dennoch fiel die Stadt nicht ohne ernstlichen Kampf, da man es nicht mit dem ganzen Heere der Verbündeten zu thun zu haben meinte, sondern nur mit einem abgeschnittenen Corps, und außerdem auf Hülfe durch Napoleon rechnete. Marmont hatte die Ostseite, Mortier die nördliche zu vertheidigen übernommen; auf jener begann am Morgen des 30. der Kampf, doch anfänglich mit so schwachen Kräften, daß selbst die sonst sorgsam geschonten preußischen Garden herangezogen werden mußten, da diese zunächst zur Hand waren. Erst nach Mittag waren größere Streitkräfte herangekommen, und der Angriff wurde nun ein allgemeiner. König Joseph, dem Napoleon den Oberbefehl in Paris anvertraut hatte, verließ Paris und eilte der Kaiserin nach; er bevollmächtigte jedoch die Marschälle zu unterhandeln und sich nach der Loire zurückzuziehen. Schon um 4 Uhr mußte Marmont seine Stellung aufgeben, ebenso Mortier auf der Nordseite der Stadt; überall wurden die Franzosen bis an die Barrieren zurückgetrieben. Doch theuer genug ward dieser letzte Sieg erfochten; die Verbündeten zählten 8000 Todte und Verwundete, die Franzosen hatten einen doppelt so großen Verlust. Ein Waffenstillstand machte dem weiteren Kampfe ein Ende, und eine Uebereinkunft setzte fest, daß bis zum 31. März Morgens 7 Uhr die Stadt von den französischen Truppen geräumt sein müsse; die, welche später noch darin vorgefunden würden, sollten kriegsgefangen sein.

Napoleon, in der Nacht von Fontainebleau nach Paris eilend, traf auf Reiterei und Geschütz, das, dem Corps Mortier's gehörig, abgeführt wurde, und erfuhr hier von dem Abschluß der Verhandlungen. Man rieth ihm dringend, nicht in die Stadt zu gehen, und dies bestimmte ihn, den ihn begleitenden Caulaincourt zum Kaiser Alexander zu senden, um neue Unterhandlungen mit diesem anzuknüpfen. Sein Abgesandter wurde jedoch gar nicht vorgelassen. Denn da — wie wir oben gesehen — Napoleon in den Friedens-Verhandlungen zu Châtillon alle doch so mäßigen Forderungen zurückgewiesen hatte, waren England, Rußland, Oesterreich und Preußen schon am 1. März zu Chaumont (an der oberen Marne) ein neues Bündniß auf 20 Jahre eingegangen, die Unabhängigkeit und das Gleichgewicht Euro-

pa's mit vereinter Macht aufrecht zu erhalten, und es war der Congreß zu Châtillon am 19. März vollständig aufgehoben worden, als Napoleon als endgültige Erklärung die übertriebensten Forderungen gestellt hatte. So geschah es, daß, nachdem am 31. März Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm an der Spitze ihrer Truppen ihren siegreichen Einzug in Paris gehalten und an demselben Tage in einer Zusammenkunft mit französischen Diplomaten beschlossen war, die Bourbons zurückzurufen, zunächst Alexander erklärte, er werde hinfort nicht mehr mit Napoleon unterhandeln. Der Senat erwählte darauf am 1. April eine provisorische Regierung und erklärte am 2. April Napoleon und seine Familie für des Thrones entsetzt.

Napoleon hatte unterdeß bis zum 3. seine Truppen bei Fontainebleau versammelt und wollte mit 60,000 Mann gegen Paris aufbrechen; da jedoch kündigten ihm seine Marschälle, Ney an der Spitze, den Gehorsam auf; er verzichtete deshalb am 4. zu Gunsten seines Sohnes. Da jedoch dieser Vorbehalt verworfen wurde, ging er in dem Vertrage von Fontainebleau am 11. April auf unbedingte Verzichtleistung ein, nahm am 20. von seinen Getreuen Abschied, reiste nicht ohne Gefahr durch das gegen ihn erbitterte südliche Frankreich nach Frejus und landete am 4. Mai auf der Insel Elba, die ihm als Eigenthum zugesprochen worden war. Schon am 12. April erschien der Graf Artois in Paris als königlicher Statthalter, und am 3. Mai hielt sein Bruder, König Ludwig XVIII., seinen feierlichen Einzug. Der Krieg war auf diese Weise beendet. Die Verbündeten schlossen am 23. April mit dem Grafen von Artois einen Waffenstillstand, in welchem Frankreich die Grenzen von 1792 zugesichert erhielt; ja in dem am 30. Mai zu Paris geschlossenen Frieden wurde sogar sein Gebiet um etwa 150 Quadrat-Meilen und ½ Mill. Einwohner vergrößert, um dasselbe besser abzurunden. Ferner wurde für alle die schweren Kriegssteuern, welche die siegreichen Franzosen früher den Besiegten oft mit empörender Härte auferlegt hatten, kein Ersatz gefordert, und selbst die geraubten Kunstschätze wurden, mehr als großmüthig, ihnen auch ferner gelassen. Unter dem Wenigen, was man zurück nahm, war namentlich die Siegesgöttin, die Napoleon aus Berlin geraubt hatte; ihre Wiederaufstellung an ihrem alten Platz vergegenwärtigte lebhaft die Großthaten, durch welche Preußen die Zeiten der Erniedrigung und der Schmach glänzend gesühnt hatte. Schade nur, daß seine Diplomaten an Tüchtigkeit weit hinter den Männern des Schwertes zurückstanden. Deshalb sprach sich bei letzteren sowie fast allgemein im Heere und im Volke die Unzufriedenheit darüber aus, daß man mit den früheren Unterdrückern so überaus glimpflich umgegangen sei; es war aber dieser Wunsch, daß man sie hätte fühlen lassen sollen, wie schwer sie an dem gesammten Europa gesündigt, sehr erklärlich nach den Strömen von Blut, die geflossen waren, um das verhaßte Joch abzuwerfen.

Ein Congreß in Wien sollte die europäischen Angelegenheiten im allgemeinen sowie die von Deutschland insbesondere ordnen.

Seine Eröffnung verschob sich bis zum 1. November, und dabei war vorauszusehen, daß die Verhandlungen geraume Zeit in Anspruch nehmen würden, denn seit dem westfälischen Frieden waren nicht so umfassende Verhältnisse bei irgend einem andern Friedensschlusse neu zu gestalten gewesen, wie jetzt der Fall war. Fast alle Fürsten Europa's waren entweder persönlich gegenwärtig oder durch ihre Gesandten vertreten, außerdem aber kamen aus Deutschland die Mediatisirten, die Reichsritterschaft, die Stifter ꝛc., die alle Wiederherstellung ihres früheren Rechtes oder Entschädigung für das Verlorene beanspruchten. Die Bildung des Königreichs der Niederlande unter den Oraniern, die neue Constituirung der Schweiz und ähnliche Anordnungen boten noch die geringsten Schwierigkeiten dar; weit häkliger war es, für ganz Deutschland einen neuen Zustand anzubahnen und die Anforderungen der Hauptmächte zu befriedigen, welche als Sieger aus dem schweren Kampfe hervorgegangen waren. Für keine von ihnen stellte sich aber das Verhältniß so überaus ungünstig wie für Preußen, das doch durch seine großartigen Anstrengungen zu dem Gelingen des Kampfes nicht zum wenigsten beigetragen hatte. Das Rechtsgefühl des Königs, das Keinem wehe thun wollte, die geringe Energie, welche Hardenberg den Intriguen Metternich's, Talleyrand's und des äußerst keck auftretenden Bayern gegenüber entwickelte, ließen wenig Gutes für Preußen hoffen, und während die andern Staaten Abrundung oder auch sonstige Erweiterung ihres Gebietes erhielten, schien für Preußen kaum die Möglichkeit vorhanden, auch nur die frühere Größe wieder zu erlangen.

Es wäre das Natürlichste gewesen, daß dem Könige Friedrich Wilhelm wenigstens alle seine früheren Besitzungen wieder zugewiesen wurden, da sie ja alle den feindlichen Händen entrissen waren, wenn er auch sonst für alle schweren Opfer, die sein Volk mit so großer Hingebung gebracht hatte, keine anderen Entschädigungen erhalten hätte, auf die er mehr als viele andere gerechten Anspruch hatte. Daß das nicht geschah, daran war zunächst England schuld, das sich, wie oben gesagt, schon zu Anfang 1813 Ostfriesland ꝛc. ausbedungen hatte; dann auch Rußland, welches das gesammte bisherige Herzogthum Warschau für sich in Anspruch nahm. Während aber Rußland darauf drang, daß Preußen für seinen Verlust in Polen durch ganz Sachsen entschädigt würde, da dessen König durch sein starres Festhalten an Napoleon alles Recht verwirkt habe und das Land durch Eroberung in die Gewalt der Verbündeten gekommen sei, schloß sich Lord Castlereagh dem Fürsten Metternich an, der bald genug seine desfallsigen früheren Zusagen zurücknahm. Friedrich Wilhelm war mit dem russischen Vorschlage nicht unzufrieden. Seine ehemaligen polnischen Länder verlangten zu ihrer Cultivirung einen nicht geringen Geldaufwand und waren von einer fremdartigen Nationalität bewohnt, deren abweichende religiöse Ueberzeugung mancherlei Schwierigkeiten verursachte, während er in Sachsen ein hoch cultivirtes Land mit einer betriebsamen deutschen und protestantischen Bevölkerung fand. Er

wollte sogar für diese Erwerbung dem Könige von Sachsen in Westfalen oder auf dem linken Rheinufer ein Gebiet überwiesen wissen, das dieser als König, seine Nachkommen als Großherzöge besitzen sollten. Anders dagegen faßte namentlich Oesterreich die Sache auf. Einerseits fürchtete es das Uebergewicht Rußlands, wenn dies in den Besitz des ganzen Herzogthums Warschau käme, andererseits sah es aber auch in Preußen einen gefährlichen Nachbar, wenn dasselbe auch auf der Nordseite unmittelbar mit ihm zusammenstieße und dadurch neue, wohlgelegene Angriffspunkte auf die österreichische Monarchie gewönne. Ueberdies wurde auf den Umstand aufmerksam gemacht, welche Bedenken es habe, wenn der König von Sachsen, dessen Hinneigung zu Frankreich so hart gestraft würde, jetzt dicht an der französischen Grenze Besitzthum erhalten sollte; dadurch müsse die Sicherheit Deutschland's aufs ärgste bedroht werden.

Talleyrand benutzte diese Umstände vortrefflich, um bei den Verhandlungen für Frankreich eine Stellung zu gewinnen, die eine ganz unnatürliche genannt werden muß; er hat nicht wenig dazu beigetragen, die Angelegenheiten zu verwirren, da er durch diplomatische Verhandlungen für Frankreich womöglich den Einfluß wieder erobern wollte, den es durch den so eben beendigten Krieg verloren hatte. Er hoffte nämlich einerseits die kleineren Fürsten wieder zum Anschluß an Frankreich zu veranlassen, andererseits die Nachbarschaft Preußens, die selbstverständlich den Franzosen sehr unbequem war, abzuwenden. Unter den kleineren deutschen Staaten, deren Mißgunst gegen Preußen unter solchen Umständen erwünschte Nahrung fand, war es besonders Bayern, das entschieden gegen die Vereinigung Sachsens mit Preußen protestirte, nachdem es selber nicht unbedeutende Vortheile zugestanden erhalten hatte, trotzdem aber sich noch immer nicht befriedigt erklärte. Daß auch Friedrich August von Sachsen, obgleich damals noch zu Friedrichsfelde bei Berlin in Gefangenschaft gehalten, gegen Abtretung seines Königreichs Protest einlegte, war erklärlich genug. Die Verhandlungen gewannen bald ein so gefährliches Ansehen, daß das Schlimmste zu befürchten stand. König Friedrich Wilhelm hielt es für das Rathsamste, mit Rußland gemeinschaftliche Sache zu machen, als er sah, wie Oesterreich Alles anwandte, die preußischen Absichten auf Sachsen scheitern zu lassen. Metternich nahm darauf Veranlassung, am 3. Januar 1815 ein Bündniß mit Frankreich und England zu schließen; jede Macht versprach 150,000 Mann zu stellen, um die gemeinschaftlichen Absichten, Rußland und Preußen zum Trotz, durchzusetzen; man suchte noch andere, kleinere Staaten an sich heranzuziehen, und schon trat eine Commission zusammen, um den Kriegsplan zu berathen. Doch da, als man schon offen von Krieg gegen Rußland und Preußen sprach, und als bereits Rüstungen und Truppen-Bewegungen stattfanden, lenkte Lord Castlereagh ein und drang darauf, daß man die Wiederherstellung Preußens in Bezug auf Einwohnerzahl und Größe der Einkünfte ernstlich betreiben möchte, indem er zugleich erklärte, daß der König von Sachsen wohl einen Theil seines Landes

abtreten könne um das Uebrige wieder zu erhalten. Dieses Auftreten Englands sowie die bedenklichen Nachrichten aus Frankreich über die schwierige Stellung der bourbonischen Regierung bewogen auch Oesterreich zum Nachgeben. Bayern und die andern kleinen Staaten, die emsig das Feuer geschürt hatten, wurden dabei nicht weiter berücksichtigt.

In der ersten Hälfte des Februar erklärte sich darauf König Friedrich Wilhelm bereit, sich mit der größeren, doch weniger stark bevölkerten Nordhälfte von Sachsen begnügen zu wollen und den Rest seiner Entschädigung am Rheine anzunehmen. Der Abschluß der Verhandlungen wurde beschleunigt durch die Meldung, welche in den ersten Tagen des März in Wien eintraf, daß Napoleon von Elba nach Frankreich zurückgekehrt sei. So wurde denn Preußen am 22. März von den acht Congreßmächten autorisirt, das ihm überwiesene sächsische Gebiet nöthigenfalls gewaltsam in Besitz zu nehmen, und Friedrich August sah sich genöthigt, am 2. Mai in die ihm auferlegten Opfer zu willigen. Am 18. Mai erfolgte dann ein Friedens- und Freundschafts-Bündniß Preußens mit Sachsen, in welchem die Grenzlinie der abzutretenden Gebiete im Einzelnen bestimmt wurde.

Unwillkürlich drängt sich bei dieser schließlichen Anordnung der preußischen Entschädigungen das Andenken an die Verhandlungen auf, welche von dem großen Kurfürsten im westfälischen Frieden geführt worden waren. Mit all der Energie, die ihm eigen war, hatte er darauf gedrungen, ganz Pommern, das ihm rechtmäßig zustand, in seinen Besitz zu bringen, und doch hatte die Gewalt der Umstände ihn genöthigt, für einen Theil desselben im mittleren Deutschland Entschädigung anzunehmen, deren zerstückelte Lage zuerst äußerst ungünstig erschien, schließlich aber im Laufe der Zeit den Einfluß Brandenburgs auf die deutschen Angelegenheiten nicht wenig befördert hat. Auf ähnliche Weise verlor jetzt Preußen wider seinen Willen den größten Theil seiner zusammenhängenden polnischen Besitzungen und erhielt dafür in Sachsen und am Rhein Länder, die zum Theil völlig isolirt lagen, und zugleich wurde ihm dadurch die schwierige Aufgabe zu Theil, die Beschützung der offenen deutschen Grenzen gegen Frankreich zu übernehmen; dagegen gewann es den großen Vortheil, daß es durch Abtretung der fremdartigen Bestandtheile und Gewinnung von deutschen Ländern der größte rein deutsche Staat wurde, dem in Folge dessen naturgemäß die Führung Deutschlands über kurz oder lang zu Theil werden mußte.

Mit der größten Spannung war Napoleon auf Elba den Berathungen in Wien gefolgt und mit unverhohlener Schadenfreude sah er das Zerwürfniß der Mächte unter einander, durch die er vom Throne gestoßen worden war. Dazu kam noch, daß die Bourbons, in kläglichen Reactionsgelüsten befangen, ganz Frankreich gegen sich aufgeregt hatten. Erwünschter konnten demnach nicht die Zustände für ihn sein; er hielt den Augenblick für ganz geeignet, nach Frankreich zurückzukehren und sich in den Besitz seiner alten Macht zu setzen. Am

26. Februar verließ er mit etwa 900 seiner alten Getreuen die Insel Elba, landete am 1. März bei Cannes und wurde überall mit so großem Enthusiasmus empfangen, daß er bereits am 20. seinen Einzug in Paris hielt, nachdem in der Nacht zuvor die Bourbons aus Paris flüchtig geworden waren. Doch war er nicht so verblendet, daß er übersehen hätte, wie die Stimmung in Frankreich eine ganz andere als früher war, und wie man sich keineswegs geneigt zeigte, das alte imperialistische Joch wieder auf sich zu nehmen, sondern vor allen Dingen von ihm erwartete, er werde in Frieden für die bürgerliche Freiheit und das Wohl seines Landes leben. Wenn auch mit innerem Widerstreben bewilligte Napoleon doch alle Forderungen, die an ihn gestellt wurden, indem er auf die Zeit hoffte, um sich seine frühere Macht wieder anzueignen.

Anders jedoch sahen die Verbündeten die Sache an; sie erklärten seine Rückkehr für einen Bruch der geschlossenen Verträge und sprachen schon am 13. März die Acht über ihn aus, als sie noch die Hoffnung hegten, daß sein Unternehmen mißglücken würde. Und als sie später sahen, wie Alles die Bourbons verließ, zögerten sie keinen Augenblick mit den nöthigen Maßregeln, um ihrer Achts-Erklärung Nachdruck zu geben. Am 25. März vereinigten sich Oesterreich, Preußen, Rußland und England zu einem neuen Bündniß, wonach jeder dieser Staaten 150,000 Streiter stellen und nicht eher ruhen wollte, als bis Napoleon für immer unschädlich gemacht worden wäre. England erbot sich überdies auf ein Jahr 35 Mill. Thaler Subsidien zu zahlen, die unter seine drei Bundesgenossen gleichmäßig vertheilt werden sollten. Nicht nur die deutschen Staaten, sondern auch Portugal und Sardinien traten gleich darauf dem Bündnisse bei. Napoleon war es deshalb darum zu thun, Frankreich wenigstens vorläufig vor neuem Kriege zu bewahren, bis er vollständig gerüstet sei. Ein Manifest vom 2. April setzte auseinander, wie er nur zurückgekehrt sei, um Frankreich vor der Unterdrückung der Bourbons zu sichern, und wie er von jetzt an nur für das innere Wohl Frankreichs leben werde; Rundschreiben an alle Regierungen sprachen noch insbesondere diese Erklärung aus. Man war aber zu oft und zu schwer von Napoleon getäuscht worden, als daß man solchen Versicherungen hätte Glauben schenken mögen, vielmehr wurden am 12. Mai alle Anträge Napoleon's von sämmtlichen Mitgliedern des Wiener Congresses abgelehnt; damit wurde aber auch zugleich der Krieg zum Ausbruch gebracht.

Die Zahl der Kämpfer, welche die Verbündeten ins Feld zu stellen gedachten, belief sich auf 7—800,000 Mann; doch mußten die Heere erst, zum Theil aus weiter Entfernung, auf den vorigen Kriegsschauplatz zurückgeführt werden, so daß man vor dem 1. Juli nicht gut den Angriff eröffnen konnte. Diesen Umstand benutzte Napoleon, um womöglich durch Schnelligkeit Vortheile zu erringen, bevor die ganze Macht der Verbündeten gegen ihn heranrückte. Die Truppen, über die er zu verfügen hatte, waren wesentlich verschieden von denen, welche er in den beiden vorigen Jahren hatte verwenden müssen, nach-

dem die große Armee auf den Eis- und Schneefeldern Rußlands ihren Untergang gefunden hatte. Es waren alte, versuchte Soldaten, namentlich solche, welche nach dem Pariser Frieden aus Hamburg und den übrigen festen Plätzen in die Heimath zurückgekehrt waren. Außerdem war der vorhandene Bestand der französischen Armee kein geringer, so daß Napoleon jetzt mehr als 360,000 Mann um sich sammelte, von denen er etwa zwei Drittel ins Feld führte, während der Rest zum Nachrücken in den Depots zurückbleiben sollte. Das Aufgebot des ganzen Volkes kam durch die schnelle Entscheidung der Dinge nicht zur Ausführung; es wurden zwar allmählich 150,000 Mann frischer Truppen zusammengebracht, sie gelangten aber zu keiner Thätigkeit.

Glücklicherweise hatte Preußen noch drei Armeecorps an der französischen Grenze stehen lassen, die zwar nicht mehr vollständig waren, doch gegen den ersten Anprall Schutz gewähren konnten. Nachdem sie sich schnell gesammelt, breiteten sie sich von Charleroi an der Sambre bis nach Luxemburg aus, während ein viertes Corps bei Coblenz zusammengezogen wurde. Ihre Gesammtstärke mochte 100,000 Mann zu Fuß und 12,000 Reiter betragen; ein Fünftel des Fußvolkes bestand aus Landwehren, die noch keine Schlacht mitgemacht hatten. Rechts neben ihnen standen in den Niederlanden englisch-hannöversche Truppen, die schnell durch niederländische ꝛc. auf etwa 100,000 Mann gebracht wurden; ihr Ober-Anführer, der Herzog von Wellington, nahm sein Hauptquartier in Brüssel. Der preußische Oberfeldherr, Fürst Blücher, der sein Hauptquartier in Lüttich hatte, gerieth gleich anfangs in persönliche Gefahr. Nach den im Februar getroffenen Bestimmungen sollte das sächsische Corps in seinem Heere zu Anfang Mai getheilt werden, so daß ein Theil desselben in die preußischen Regimenter eingereiht wurde, bevor noch die Einigung mit dem sächsischen Könige stattgefunden und letzterer die Truppen aus den abgetretenen Landestheilen ihres Eides entbunden hatte. Darüber kam es zu einem so gefährlichen Aufstande, daß Blücher sich genöthigt sah, die Sachsen nach dem Rhein zurückzuschicken. Um die entstandene Lücke zu füllen wurden andere Truppen, zum Theil auf Wagen, herangezogen. In den letzten Tagen des Mai besprachen dann Wellington und Blücher die Maßregeln, welche bei einem Angriffe Napoleon's zu ergreifen wären, und die Preußen rückten näher der Grenze zusammen, während die Engländer ziemlich weit ausgedehnte Stellungen einnahmen.

Unterdeß hatte sich die französische Armee, etwa 130,000 Mann stark, an der oberen Sambre concentrirt und brach bereits am 15. Juni unter Napoleon's persönlicher Leitung zunächst gegen die Preußen auf, da Blücher der gefährlichere Gegner zu sein schien. Ungeachtet der tapfersten Gegenwehr mußten die preußischen Vortruppen den Rückzug von Charleroi nach Fleurus antreten; wenig weiter rückwärts, bei Ligny, beschloß Blücher eine Schlacht anzunehmen, obgleich er nur drei Armeecorps bei sich hatte, nachdem ihm von

Wellington Hülfe zugesagt worden war. Sein linker Flügel unter Thielmann hatte auf den steilen Rändern des Lignybaches am 16. Juni eine sehr feste Stellung eingenommen und wurde deshalb vom Feinde weniger angegriffen; sein rechter Flügel unter Zieten war namentlich durch das Dorf St. Amand wohl geschützt, und die jungen preußischen Soldaten fochten hier gegen altversuchte französische Truppen so tapfer, daß Napoleon nur mit der größten Anstrengung das Zurückweichen der Seinen verhindern konnte. Deshalb beschloß er seine Hauptmacht gegen Ligny selber zu richten und dort das Centrum der preußischen Stellung zu sprengen. Die Südseite dieses Dorfes auf dem rechten Ufer des Ligny-Baches wurde namentlich der Schauplatz des furchtbarsten Kampfes. Sechs Stunden lang hielt man einander das Gleichgewicht, bis endlich im Abenddunkel während eines schweren Gewitters, als die Preußen schon die Schlacht für beendigt hielten, es Napoleon gelang mit seinen Garden und zahlreicher Artillerie unterhalb des Dorfes über den Bach zu dringen. Vergeblich waren die Versuche Blücher's, den Feind zurückzuwerfen. Hier war es, wo der greise Feldherr an der Spitze seiner Reiterschaaren mit dem getroffenen Pferde zusammenbrach, doch glücklich sammt seinem Adjutanten, dem Grafen Nostiz, gerettet wurde. Ligny mußte geräumt werden, doch schon in kurzer Entfernung von demselben nahm mit dem Anbruch der Nacht das preußische Heer eine so feste Stellung, daß die Verfolgung der Franzosen glücklich aufgehalten wurde.

Weder über die Stärke der beiderseitigen Armeen noch über ihren Verlust in der Schlacht sind die Berichte einig; nur das steht fest, daß Napoleon etwa 10,000 Mann weniger zählte als Blücher, wie auch daß der preußische Verlust bedeutender war als der französische. Die geringe Theilnahme Thielmann's an der Schlacht, die Vorsicht Napoleon's, einen Theil seiner Garden für den letzten Stoß aufzusparen, und die um die Hälfte stärkere französische Artillerie ließen die Schlacht für die Preußen unglücklich ausfallen. Merkwürdig genug hielt Napoleon die Preußen für so gänzlich geschlagen, daß sie sich vor drei Tagen gar nicht wieder würden sammeln können, und meinte deshalb, daß der Marschall Grouchy mit 32,000 Mann durchaus stark genug sei, sie in beständigem Laufen zu erhalten. Auch betrieb er die Verfolgung so lässig, daß man gar nicht einmal wußte, wohin eigentlich die Preußen sich gewendet hätten. Erst am 17. Abends erfuhr man, daß ein Theil der preußischen Armee seinen Rückzug auf Wavre an der Dyle genommen habe, während schon am 16. Abends das ganze Heer Blüchers dorthin sich gewendet hatte, um nicht die Verbindung mit der englischen Armee aufgeben zu müssen. Und so frisch und muthig war die Stimmung im Heere, trotz der eben erlittenen empfindlichen Niederlage, trotz der furchtbarsten Strapazen und trotz der durch den Regen grundlos gewordenen Wege, daß auf die Meldung Wellington's, er wolle am 18. eine Schlacht annehmen, falls Blücher ihm einen Theil seines Heeres zur Hülfe schicken wolle, letzterer erwidern konnte, daß er mit seinem ganzen Heere da sein werde,

damit man gemeinschaftlich am 19. die Franzosen angreifen könne, wenn diese nicht ihrerseits am 18. eine Schlacht lieferten.

Gleichzeitig mit seinem Angriffe auf Blücher hatte Napoleon den Marschall Ney am 16. früh abgesandt, um mit 50,000 Mann auf der großen Straße von Charleroi nach Brüssel vorzugehn, die englischen Truppen, die sich ihm in den Weg stellen würden, zurückzuwerfen und jede Verbindung zwischen Wellington und Blücher abzuschneiden. Im Laufe des Tages erhielt er dann von Napoleon den Befehl, den Preußen bei Ligny in die Flanke oder in den Rücken zu fallen. Er konnte jedoch weder das eine noch das andere möglich machen, vielmehr wurde er bei Quatrebas d. h. da, wo sich die Chaussee von Namur nach Nivelles mit der von Charleroi nach Brüssel durchkreuzt, mit niederländischen Truppen in ein Gefecht verwickelt, welches dadurch ein sehr hartnäckiges wurde, daß beide Theile allmählich Unterstützung heranzogen. Hier war es, wo der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, von einer feindlichen Kugel getroffen, seinen Heldengeist aushauchte. Als endlich Wellington selber mit neuer Verstärkung erschien, mußte Ney vor der Uebermacht weichen und sich in die Stellung zurückziehen, die er am Morgen inne gehabt hatte. Die Engländer waren zwar durch ihn verhindert worden, Blücher Hülfe zu bringen, andrerseits war es aber auch ihm nicht möglich gewesen, das preußische Heer durch Umgehung in Auflösung zu bringen.

Am 17. brach Ney abermals gegen Quatrebas auf, während Napoleon von Ligny aus heranrückte, um den Engländern in die linke Flanke zu fallen. Diese jedoch zogen sich zurück, und Wellington stellte am 18. sein Heer auf dem Höhenrücken auf, der südlich von Waterloo bei dem Vorwerke Mont St. Jean von der Brüsseler Chaussee überschritten wird. An dem Süd-Abhange lag auf seinem rechten Flügel das Schloß Hougomont, vor dem Centrum das Vorwerk la Haye Sainte, und vor dem linken Flügel die Vorwerke Smouhen, Papelotte und la Haye, die alle von seinen Truppen besetzt waren. Wellington hatte 68,000 Mann vereinigt, unter ihnen 24,000 Briten, die übrigen Deutsche und Niederländer. Gegen sie führte Napoleon 72,000 Mann heran, und auch hier übertraf die Zahl seiner Geschütze die der Gegner um mehr als 50. Da der heftige Gewitterregen während der Nacht den Boden aufgeweicht hatte, eröffnete Napoleon den Angriff erst gegen Mittag und hielt seinen Gegner, ungeachtet der kräftigsten Gegenwehr desselben, bereits um 2 Uhr für so erschüttert, daß er bei einem allgemeinen Angriffe sein Centrum zu durchbrechen hoffte. Fürchterlich war deshalb in den beiden nächsten Stunden das gegenseitige Morden bei dem Hin- und Herwogen der Massen gegen einander; Wellington mußte seine Flügel, namentlich den linken, schwächen um nicht in seiner Mitte durchbrochen zu werden; dennoch neigte sich der Sieg zu Gunsten Napoleon's. Die gewaltige Zähigkeit der Engländer aber gab den Preußen die Zeit, mit ganzer Macht in die Endscheidungsschlacht einzugreifen.

Am Abend des 17. hatte Blücher seine Armee zu beiden Seiten der Dyle bei Wavre gesammelt; auch Bülow's Corps war dort angelangt, und ihm wurde der erste Angriff auf die Franzosen bestimmt, da es an Kräften das frischeste war. In aller Frühe des 18. Juni brach es auf, um nach den Waldhöhen von Frischermont zur Rechten der französischen Stellung zu gehen; das zweite Armeecorps unter Pirch folgte ihm. Das erste Corps unter Zieten setzte sich auf einer etwas nördlicheren Straße in Bewegung, um sich dem linken Flügel der Engländer bei la Haye anzuschließen; das dritte unter Thielmann behielt die Defileen von Wavre besetzt, um den herannahenden Grouchy aufzuhalten. Napoleon hätte mit leichter Mühe den Preußen die schwierigen Zugänge zum Schlachtfelde sperren können; er hatte es aber unterlassen, weil er bestimmt darauf rechnete, daß er mit den Engländern fertig sein würde, ehe die Hülfe herangekommen wäre. Er begnügte sich deshalb damit, einen Theil seiner noch zahlreichen Reserve nach der Gegend Front machen zu lassen, von wo die Preußen zu erwarten waren. Und in der That schien es, als ob das Glück sich seiner Berechnung fügen wolle. Der Marsch der Preußen auf den von Regengüssen grundlos gemachten Wegen war so äußerst schwierig, daß nur die belebende Gegenwart des greisen Feldherrn den Soldaten ermuthigen konnte, seine ganze Kraft zusammen zu nehmen. Deshalb blieb denn auch keine Zeit, erst alle Truppen zu sammeln, um mit vereinter Macht anzugreifen; die Gefahr für die Engländer war so groß, daß Blücher beschloß, mit den Truppen den Angriff zu beginnen, die eben zur Hand waren.

Es war um ½5 Uhr, als dieselben aus ihrer verdeckten Stellung hervorbrachen, das Geschütz feuernd voran, um den Engländern die Ankunft der Preußen zu melden und die Franzosen abzuhalten, noch mehr Kräfte gegen jene zu verwenden. Mit großer Heftigkeit drangen die Preußen gegen das Dorf Planchenoit vor, das auf der Ostseite der Chaussee liegt, auf und längs welcher den Franzosen der Rückzug allein möglich war. Zugleich schlossen sich die ersten Truppen von Zieten dem linken Flügel der Engländer an, und Pirch war im Begriff, den Raum zwischen ihnen und Bülow auszufüllen. In diesem bedenklichsten Augenblicke verstärkte Napoleon seine Reihen gegen die Preußen und sammelte den Rest seiner Garden, um Wellington den Todesstoß zu versetzen. Schon waren die Vorwerke vor dem Centrum und dem linken Flügel genommen, schon die erste englische Schlachtreihe durchbrochen, als das siegreiche Vorgehen des rechten Flügels der Engländer und die gerade jetzt erfolgende Ankunft Zieten's auf dem linken Flügel die glücklichste Wendung der Dinge herbeiführte. Denn auch die Garden Napoleon's mußten weichen, doch zogen sie sich vor der ganzen vorwärts dringenden Linie der Engländer in ziemlich guter Ordnung bis zur Meierei Belle Alliance in der Nähe von Planchenoit zurück. Als aber gerade da dies Dorf von den Preußen gestürmt wurde, begann die heillosesste Verwirrung in dem französischen Heere, in der auch die Trümmer der Garde keine

Ordnung mehr aufrecht zu erhalten vermochten; jeder suchte auf dem kürzesten Wege sich zu retten. Da war es, wo Wellington und Blücher sich bei Belle Alliance trafen, ein Umstand, der Blücher bewog, nach diesem Punkte die Schlacht zu benennen, während die Engländer sie nach ihrem letzten Hauptquartier als die von Waterloo bezeichneten.

War schon der Sieg selber ein glänzender, so wurden es noch mehr seine Erfolge durch die unermüdliche Verfolgung der geschlagenen Armee. Da die Engländer zu erschöpft und aufgelöst waren, übernahm Gneisenau diese Arbeit. Unaufhaltsam stürmten seine Schaaren den flüchtigen Franzosen nach, ließen ihnen nirgends Ruhe und erbeuteten außer unabsehbaren Reihen von Gepäck und Geschütz auch den Reisewagen Napoleon's. Selbst Hut und Degen hatte der fliehende Kaiser im Stiche gelassen, um nicht den Preußen in die Hände zu fallen. Erst jenseit Quatrebras gebot die gänzliche Erschöpfung der Sieger Halt, und zugleich verschwand der Feind gänzlich aus den Augen der Verfolger; in dem Dunkel der Nacht hatten sich die Fliehenden nach allen Seiten hin zerstreut. Es war die Sühne, welche die Preußen auf ausgezeichnete Weise für die Schlacht bei Jena nahmen. Abgesehen von dem übrigen ungeheuren Kriegsmaterial war fast alles Geschütz der Franzosen verloren gegangen, und wenn diese ihren Verlust nur auf 25,000 Mann angeben, so stimmt das wenig mit dem überein, was sich später von Flüchtlingen wieder zusammenfand. Aber auch nicht gering war der Verlust der Verbündeten; alle Angaben übersteigen weit 20,000 Mann, darunter 7000 Preußen. Schlimm genug, daß später von englischer Seite die Ehre des Tages allein in Anspruch genommen worden ist, während es doch feststeht, daß fast die Hälfte von Napoleon's Armee mit noch frischer Kraft gegen die Preußen verwendet wurde. Der rechtzeitigen Ankunft und dem ungestümen Muthe der Preußen im Verein mit der zähen Ausdauer der Engländer war das glückliche Resultat des Kampfes zu danken.

Ist aber auch der Ruhm der Preußen bei Belle Alliance von ihren Bundesgenossen geschmälert worden, so steht doch um so unzweifelhafter fest, daß ihnen die Ehre gebührt, die Macht Napoleon's vollends vernichtet und den Frieden herbeigeführt zu haben, und zwar durch eine eifrige Verfolgung, die lebhaft an den Ungestüm erinnert, mit welchem Friedrich der Große den Sieg bei Leuthen auszubeuten wußte. Dem Fürsten Blücher und seinen tapferen Waffengefährten war es vorbehalten, das Unglück und die Schmach Preußens bei Jena an eben dem Feinde zu rächen, der sich damals gerühmt hatte, in wenig Tagen die Monarchie Friedrich des Großen zu Boden geworfen zu haben. Und wie wenn es auch nicht zu einem Seitenstück zu der damaligen schimpflichen Uebergabe der Festungen fehlen sollte, so wurden auch jetzt im Vorüberfluge mehrere feste Plätze genommen, da deren Befehlshaber ebenfalls Alles verloren glaubten. Mit vieler Mühe sammelte Soult die Trümmer der französischen Armee in Laon und bewegte sich demnächst schnell rückwärts, um sich bei Soissons

mit Grouchy zu vereinigen. Dieser war am 18., während Napoleon bei Belle Alliance kämpfte, mit dem dritten preußischen Armeecorps unter Thielmann bei Wavre in ein heftiges Treffen verwickelt worden. Mit der lobenswerthesten Tapferkeit hatten 15,000 Preußen daselbst die dreizehnmal wiederholten Angriffe von 32,000 Franzosen abgewehrt, bis es endlich Grouchy gelungen war, oberhalb Wavre über die Dyle vorzudringen und die Preußen zurückzuwerfen, nachdem sie einen Verlust von 2—3000 Mann erlitten hatten. Als dann am 19. die Nachricht von der Niederlage Napoleon's eingetroffen war, hatte Grouchy seinen Rückmarsch nach Namur angetreten, war an der Maas unter dem Schutze der dortigen Festungslinie aufwärts gezogen und hatte sich dann an der Aisne abwärts nach Soissons gewendet, um möglichst schnell nach Paris zu gelangen. Blücher scheute indeß selbst Nachtmärsche nicht, um den Franzosen zuvorzukommen, so daß die englische Armee um zwei Tagemärsche hinter ihm zurückblieb. Von der Sambre wandte er sich zur Oise hinüber und warf sich auf die Rückzugslinie der Franzosen; nach Verlust von mehreren Tausenden gelang es letzteren jedoch, vor den Preußen Paris zu erreichen. Vor dieser Stadt traf Blücher schon am 28. Juli ein, nachdem er jeden Antrag auf Waffenstillstand abgelehnt und sich auch nicht durch die Nachricht hatte aufhalten lassen, daß Napoleon zu Gunsten seines Sohnes abgedankt habe.

In Paris mochten, die Reserven und die Nationalgarde eingerechnet, wohl 80—90,000 Mann vereinigt sein, von denen etwa 60—70,000 im Stande gewesen wären, Blücher's 62,000 Preußen im offenen Felde entgegen zu treten, ehe noch die 50,000 nachrückenden Engländer herangekommen wären; die allgemeine Bestürzung ließ aber solche Maßregel nicht wagen, vielmehr zog man es vor, hinter starken Verschanzungen den Angriff abzuwarten. Blücher jedoch führte seine Armee mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit seitwärts an Paris vorüber, nachdem die Engländer in seine bisherige Stellung eingerückt waren, überschritt bei St. Germain die Seine und rückte über Versailles gegen die Südseite der Hauptstadt vor. Vergeblich stellte sich hier die Hälfte der französischen Armee den Preußen entgegen; sie wurde bei Sèvres und bei Issy, noch näher zur Stadt, geschlagen. Das führte schnell zu Unterhandlungen mit der provisorischen Regierung, die am 4. Juli ihren Abschluß erhielten; Paris mußte übergeben werden, die Armee sich in ungefährliche Stellungen hinter der Loire zurückziehen.

Erst nachdem der Hauptschlag bei Belle Alliance bereits gefallen war, schickten sich die übrigen verbündeten Armeen an, in Frankreich einzudringen. Wrede überschritt bei Mannheim am 19. Juni zuerst den Rhein, die russische Hauptarmee acht Tage später. Die Franzosen waren viel zu schwach, als daß sie ernstlichen Widerstand hätten leisten können. Die Südarmee, aus Oesterreichern bestehend, hatte inzwischen die schwachen Kräfte Suchet's über die Alpen getrieben und nahm am 12. Juli Lyon durch Vertrag. Andere Truppentheile rück-

ten nach, so daß allmählich sich gegen 900,000 Mann auf französischem Boden festsetzten. Die Preußen dehnten ihre Stellung zwischen der Loire und dem Kanal bis in die Halbinsel Bretagne aus, neben ihnen bis an die niederländische Grenze hielten die Engländer das Land besetzt. An der Saone und dem Rhone bis zum Meere hinab waren Oesterreicher aufgestellt, und endlich zwischen ihnen und dem englischen Heere die Russen, die Bayern und die übrigen deutschen Truppen. Da sich die Friedens-Unterhandlungen bedeutend in die Länge zogen, so wurde den Franzosen auch der bittere Schmerz nicht erspart, den breiten Festungsgürtel an ihrer Ostseite bis zum September allmählich in die Gewalt der Verbündeten fallen zu sehen. Den Preußen war die Ueberwältigung der Festungen im Sambre- und Maasgebiet zugewiesen, und der Prinz August löste diese Aufgabe mit so vieler Umsicht und Kraft, daß nur noch wenige feste Plätze unerobert waren, als endlich die Vorberathungen zum Friedens-Entwurfe so weit gediehen waren, daß die Feindseligkeiten eingestellt werden konnten.

Napoleon hatte, wie oben erwähnt, nach seiner Niederlage Soult den Auftrag gegeben, die Armee wieder zu sammeln. Dann war er nach Paris gegangen, wo er am 21., dem Tage seiner Ankunft, den Verlust bekannt machen ließ, der durch die Kopflosigkeit oder den Verrath von Uebelgesinnten herbeigeführt worden sei. Darauf erklärte er seine Abdankung zu Gunsten seines Sohnes Napoleon II., der damals vier Jahre alt war, setzte für denselben die derzeitigen Minister als Regierungsrath ein und verlangte für sich selber zwei Fregatten zur Ueberfahrt nach Amerika. Die vorhandenen Kammern billigten diese Anordnungen nicht, erklärten den Thron für erledigt und setzten eine provisorische Regierung ein, an deren Spitze Fouché stand. Napoleon erhielt vorläufig das nahe Schloß Malmaison zum Aufenthaltsort angewiesen. Die Besorgniß, hier von den nahe stehenden Preußen aufgehoben zu werden, bewog ihn, sich am 29. früh auf den Weg nach Rochefort zu begeben; als er jedoch erfuhr, daß die Engländer diesen Hafen streng blokirten, machte er Halt und bot sich der provisorischen Regierung als General an, um wo möglich von den Verbündeten bessere Bedingungen zu erkämpfen. Unterdeß hatte sich aber Paris ergeben und die verbündeten Truppen nach ihrem Einmarsch die ferneren Sitzungen der Kammern verhindert, und schon am 8. Juli hielt Ludwig XVIII., der dem englischen Heere gefolgt war, seinen Einzug. Für Napoleon wuchs dadurch die Gefahr, in die Gewalt der Bourbons zu gerathen; nachdem er in einem Schreiben an den Prinz-Regenten von England um Aufnahme und Schutz gebeten hatte, begab er sich am 16. an Bord des englischen Kriegsschiffes Bellerophon vor Rochefort, das ihn nach England hinüberbrachte. Dort wurde er nicht ans Land gelassen, vielmehr wurde ihm am 3. August die Meldung, daß ihm St. Helena zum Wohnsitze angewiesen sei. Am 7. August geschah seine Einschiffung auf dem Northumberland, und am 17. October landete er auf St. Helena, wo er nicht als gefangen gehaltener Kaiser, sondern als General be-

handelt wurde. — Sein Tod erfolgte daselbst etwa sechs Jahre später, am 4. Mai 1821.

Seine Familie wurde flüchtig und 1816 aus Frankreich verbannt. Sein Schwager Murat, der im Jahre zuvor sein Königreich Neapel durch rechtzeitigen Abfall von Napoleon für sich gerettet hatte, bei der Rückkehr desselben aber durch voreiligen Angriff auf Oesterreich dessen Gunst wieder hatte gewinnen wollen und darüber schon im Mai aus seinem Reiche vertrieben worden war, faßte jetzt den abenteuerlichen Plan, dasselbe wieder zu erobern. Er wurde jedoch bei seiner Landung in Calabrien ergriffen und nach dem Ausspruch eines Kriegsgerichts am 13. October 1815 erschossen.

Erst im September hatten sich die Verbündeten über die Forderungen geeinigt, auf Grund deren sie mit Frankreich verhandeln wollten; die Präliminarien wurden zwar am 2. October entworfen, doch erst am 20. November kam der zweite Pariser Friede zum Abschluß. So beharrlich auch Preußen darauf gedrungen hatte, jetzt Elsaß und Lothringen wieder an Deutschland zu bringen, so wenig wurde es von Oesterreich und selbst den übrigen deutschen Staaten in dieser Forderung unterstützt. Für sich selber mußte es sich mit einer unbedeutenden Vergrößerung begnügen und einwilligen, daß Frankreich die Grenzen behalte, welche es 1789 besessen hatte. Auch die Contribution, die Preußen in einer Höhe von 1200 Mill. Franken Frankreich auferlegt wissen wollte, wurde durch Kaiser Alexander's Vermittelung auf 700 Millionen herabgesetzt, die in fünf Jahren zahlbar sein sollten. Ein Sechstel dieser Summe wurde zu den Grenzbefestigungen gegen Frankreich bestimmt, der Rest wurde unter die Verbündeten vertheilt. Bis zur vollständigen Abtragung dieser Kriegssteuer sollten Truppen der Verbündeten in der Stärke von 150,000 Mann unter Wellington's Oberbefehl auf französischem Boden bleiben und auf Kosten des Landes unterhalten werden; es wurden ihnen 18 Festungen an der niederländischen und deutschen Grenze eingeräumt. Durch Blücher's Bemühen war auch die Forderung durchgegangen, daß die von den Franzosen geraubten Kunst- und litterarischen Schätze den betreffenden Eigenthümern zurückgestellt werden sollten.

Schon oben ist der verwickelten Verhandlungen Erwähnung geschehen, welche auf dem Wiener Congreß in Bezug auf die Entschädigung Preußens, namentlich für seine früheren polnischen Besitzungen, durch Sachsen hervorgerufen worden waren, und wie kaum die Mittel sich fanden, Preußen auf seine frühere Größe zurückzubringen, geschweige denn, ihm für seine außerordentlichen Anstrengungen eine besondere Genugthuung zu verschaffen, wie es billig gewesen wäre. Daß Preußen sich durch seine Großthaten außerordentlich hervorgethan hatte, das konnte Niemand in Abrede stellen; es fehlte aber viel daran, daß es

bei den für ihn so ungünstigen Verhandlungen sich auch als Großmacht gezeigt hätte. Seine Diplomaten verstanden es nicht oder verschmähten es, wie es nöthig gewesen wäre und wie es selbst von kleineren Staaten mit großem Erfolge geschah, sich vorzudrängen und das große Wort zu führen, und erst einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, dem Staate das Gewicht unter den Großmächten Europa's zu sichern, welches bereits Friedrich II. bei einer halb so großen Macht mit allgemeiner Anerkennung behauptet hatte. Zunächst mußte es sich damit begnügen, wenigstens äußerlich seinen alten Platz einzunehmen. Die Wiener Congreß-Akte, die am 9. Juni 1815 unterzeichnet wurde, räumte ihm denselben wieder ein. Die Besitzungen, durch welche es für seine früheren Abtretungen jetzt entschädigt wurde, waren die nachstehenden.

Von dem Herzogthum Warschau erhielt Preußen die altpreußischen Gebiete, das Culmerland nebst Thorn sowie den ihm 1807 entzogenen Theil des Netz-Districts, zurück; ferner die jetzige Provinz Posen, deren Länder-Complex mit dem Titel „Großherzogthum" bezeichnet wurde, und außerdem das im Jahre 1807 zu einer freien Stadt erklärte Danzig.

Von den sächsischen Gebieten, die ihm jetzt überwiesen wurden, hatte es schon im März 1813 die ihm vor 1807 zugehörig gewesenen Länder Cottbus und Peiz wieder an sich genommen; mit ihnen wurden andere Gebiete verbunden, welche ebenfalls, wenn auch in noch früherer Zeit, zur Mark gehört hatten. Es war dies zunächst die Nieder-Lausitz, die von 1303—1368 Eigenthum der Mark gewesen, dann von Kaiser Karl IV. mit Böhmen verbunden und im Prager Frieden 1635 an Sachsen als Eigenthum überlassen worden war. Gleichzeitig fielen auch von der Ober-Lausitz zwei Fünftel zurück, namentlich Lauban und Görlitz, und der Kaiser entsagte am 18. Mai 1815 der Lehnshoheit, die er als König von Böhmen bis dahin über die gesammte Lausitz behauptet hatte, behielt sich jedoch das Rückfalls-Recht nach dem Aussterben der Hohenzollern vor. Die Abtei Neuzelle, zu der außer dem Städtchen Fürstenberg an der Oder noch 40 Dörfer gehörten und die 1268 von dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen gestiftet worden war, wurde 1818 auf Grund der Verordnung vom 3. October 1810 wegen der geistlichen Stifter eingezogen.

Westlich neben der Lausitz liegt ein zweites Gebiet, das früher, wenn auch nicht der Mark, doch lange Zeit dem askanischen Hause angehört hatte und jetzt als „Wittenberger Kreis" an Preußen fiel. Ein verhältnißmäßig kleines Gebiet um Wittenberg war es, auf welches nach Heinrich des Löwen Sturz die Würde eines Herzogs von Sachsen übertragen worden war. Mit demselben wurde um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nach dem Aussterben der Grafen von Dornburg, welche die Burggrafen-Würde in Brandenburg besessen hatten, die ihnen zugehörige Grafschaft Belzig an der oberen Plaue (einem südlichen Zufluß der Havel) verbunden, und 1290 auch die

Grafschaft Brehna, zu beiden Seiten der Mulde, Elbe und schwarzen Elster, deren Hauptort zuletzt Herzberg gewesen war. Dies gesammte Land wurde 1422 nach dem Aussterben der dortigen Askanier dem Hause Wettin übertragen und erhielt damals den Namen „Kurkreis", da auf ihm die Kurwürde beruhte; bei der Erhebung Sachsens zur Königswürde 1807 wurde sein Name in „Wittenberger Kreis" geändert. — Zu diesem Kreise gehörten zwei kleine Gebiete an der Elbe unterhalb der Saale-Mündung, rechts das Amt Gommern, links die Grafschaft Barby, welche beide jetzt ebenfalls an Preußen kamen. Das Amt Gommern nebst einigen kleineren Besitzungen war zum Unterhalt der Burggrafen von Magdeburg ausgesetzt worden und, wenn auch erblich, magdeburgisches Lehn. Als 1269 die Linie der Herren von Querfurt, die mehr als 100 Jahre lang das Burggrafen-Amt verwaltet hatte, ausgestorben war, ging die Würde an die damaligen askanischen Herzöge von Sachsen über, von denen Albrecht II. schon 1294 seine Jurisdiction käuflich der Stadt Magdeburg abtrat, und Albrecht III. 1419 auch die burggräflichen Besitzungen für 5000 Schock Groschen verpfändete. Mit der Erhebung des Hauses Wettin zur Kurfürstenwürde von Sachsen ging auch die burggräfliche Würde an dasselbe über, das 1538 die verpfändeten Güter für 22,000 Rfl. wieder einlöste. Im Eisleben'schen Permutations-Vertrag 1597 entsagte zwar Kurfürst August allen burggräflichen Rechten im Erzstifte, behielt aber die burggräflichen Besitzungen, über welche Magdeburg seine Lehnsherrschaft aufgab, als es durch den westfälischen Frieden ein weltliches Herzogthum wurde. — Das seit 1497 zur Grafschaft erhobene Barby gehörte zu den ältesten Besitzungen der Abtei Quedlinburg; die Besitzer derselben, zugleich Grafen von Mülingen, starben 1659 aus. Darauf zog Sachsen, das seit 1366 die Schutzgerechtigkeit über das Stift ausgeübt und die Lehnsherrschaft über Barby gewonnen hatte, diese Grafschaft ein. Sie wie das Amt Gommern hatten 1808 von Sachsen für Cottbus an das Königreich Westfalen überlassen werden müssen.

Nach der Mühlberger Schlacht 1547 hatte Johann Friedrich der Großmüthige, aus der älteren, Ernestinischen Linie, ins Besondere den Kurkreis und damit die Kurwürde an seinen Vetter Moritz aus der Albertinischen Linie des Hauses Wettin abtreten müssen. Das Gebiet, welches ihm geblieben war, wurde dadurch noch bedeutend zerstückelt, daß eine Zeit lang nicht weniger als elf Zweige dieser älteren Linie sich bildeten, von denen jetzt nur noch vier vorhanden sind. Aber auch in dem Kurhause bildeten sich durch die vier Söhne des Kurfürsten Johann Georg I. vier Zweige, von denen jedoch die drei jüngeren herzoglichen innerhalb 100 Jahre ausstarben. Während nämlich Johann Georg II. (1656—1680) die Kurlinie fortpflanzte, stiftete August die Linie Weißenfels (1652—1746), Christian I. die Linie Merseburg (1656—1738), und der jüngste Moritz die Linie Naumburg-Zeiz (1653—1717). Nach ihrem Aufhören fiel ihr gesamm-

ter Besitz wieder dem Kurhause anheim; diese Besitzungen nun sind es, die mit geringen Ausnahmen 1815 sämmtlich an Preußen kamen.

Kaiser Otto I. hatte 968 das Bisthum Zeiz gestiftet, das 1029 nach Naumburg verlegt wurde. Die Reformation fand hierselbst so allgemeinen Eingang, daß das Hochstift seit 1564 von Sachsen administrirt und 1653 für den genannten Herzog Moritz als das Hauptland einer besonderen Regierung abgezweigt wurde. Da dessen Sohn Moritz Wilhelm wieder zur katholischen Kirche übertrat, ward er abgesetzt und das Land mit dem Kurlande vereinigt. Dieser Linie hat auch ein Theil der Grafschaft Henneberg angehört, von der oben erwähnt worden, daß ein Theil von ihr eine Zeit lang bei der Mark gewesen ist. Zwischen den Grafen derselben und dem Hause Sachsen und Hessen war 1544 ein Erbvertrag geschlossen worden, den Kaiser Maximilian II. 1572 bestätigte; als aber kurz darauf die Henneberger Grafen 1583 ausstarben, entstand über die Erbschaft ein Streit, der 1660 dahin beigelegt wurde, daß namentlich die Aemter Suhl und Schleusingen (auf der Südseite des Thüringer Waldes) der Albertinischen Linie und zwar den Herzögen von Sachsen-Zeiz zugewiesen wurden. Sie fielen jetzt mit dem Hauptlande an Preußen.

Gleichzeitig mit Zeiz war das Bisthum Merseburg gegründet worden, dessen Besitzthum wie jenes von der Saale nach der weißen Elster hinüberreichte. Als mit der Reformation auch hier 1561 die Bischöfe aufhörten, administrirte der Kurfürst von Sachsen das Hochstift, und an ihn fiel es auch 1738 wieder zurück, als die hier regierende Nebenlinie ausgestorben war. Es behielt wie Zeiz seine eigene Verwaltung und fiel mit geringer Ausnahme jetzt an Preußen.

Die Herzöge von Sachsen-Weißenfels hatten fast ganz Thüringen besessen, so weit es der Albertinischen Linie angehörte. Bei der Theilung der sächsischen Lande 1485 war nämlich die Nordhälfte von Thüringen an der Unstrut entlang von der Saale bis zur Werra hinüber der jüngeren Linie zugefallen, mit welchem Gebiete, dem Thüringer Kreise, dann später die Weißenfelser Nebenlinie ausgestattet wurde. Mit dem Anfall dieses Landes an Preußen kamen zugleich Theile der alten Pfalz Sachsen (an der unteren Unstrut) zur Monarchie, die früher der Mark angehörig gewesen waren; außerdem aber auch die früheren Weißenfelsischen Besitzungen: der sächsische Antheil an der Grafschaft Mansfeld und das Fürstenthum Querfurt.

Als erster Graf von Mansfeld, einem nicht unbedeutenden Gebiete am Ost-Abhange des Harzes und an der oberen Wipper, wird Riddag genannt, den Kaiser Otto I. zum Markgrafen von Meißen bestellte und der 985 starb. Als seine Familie 1230 erlosch, brachte die Erbtochter das Land an die Herren von Querfurt, die das neue Besitzthum noch beträchtlich erweiterten und sich 1475 in zwei Hauptlinien spalteten, die „vorder- und hinterortische".

Erstere wurde so zahlreich, daß sie sich wieder in nicht weniger als sechs Linien theilte, von denen die Bornstädt'sche 1690 das Fürstenthum Fondi in Neapel und gleichzeitig die deutsche Reichsfürsten-Würde erhielt. Sie blieb katholisch, überdauerte die anderen Nebenlinien und starb 1780 aus; die zweite Nebenlinie, die Eisleben'sche, lutherisch, schon 1710. Die anderen waren schon etwa 100 Jahre früher erloschen. Der bekannte Parteigänger im dreißigjährigen Kriege Peter Ernst v. Mansfeld gehörte, wenn auch nicht als ebenbürtiger Sohn, doch vom Kaiser für legitim erklärt, der dritten Nebenlinie Friedeburg an. Von der zweiten Hauptlinie, der hinterortischen, trennte sich auf kurze Zeit die mittelortische; beide sind jedoch ebenfalls im Laufe des 17. Jahrhunderts ausgestorben. Die vielfachen Theilungen der älteren, vorderortischen Linie, der ungemessene Aufwand, den die Familie trieb, die mannichfachen Kriege, in welche sie verwickelt wurde, hatten die Grafen in so schwere Schuldenlast (mehr als 2 Mill. Rfl.) gestürzt, daß zu befürchten stand, die Gläubiger würden zum Nachtheil der Lehnsherren das Land unter sich theilen. Es wurde deshalb mit Einwilligung der Grafen das Besitzthum der vorderortischen Linie, etwa $^3/_5$ des Ganzen, seit 1570 von den Lehnsherren sequestrirt, nämlich von Magdeburg und von Kursachsen, das 1573 auch die Halberstädter Lehnsstücke eintauschte. Als dann 1710 die jüngere Linie ausstarb, wurde auch deren Antheil mit Sequester belegt, doch wurde derselbe schon 1716 von Magdeburger d. h. damals bereits preußischer Seite aufgehoben, während der sächsische Antheil in dem alten Verhältnisse bis zum völligen Aussterben der Mansfelder Grafen (1780) blieb. Damals zogen beide Lehnsherren ihre eröffneten Lehen ein, Preußen etwa $^2/_5$, Sachsen $^3/_5$; jetzt 1815 kam auch dieser sächsische Antheil an Preußen.

Als Brandenburg zufolge des westfälichen Friedens das Hauptland von Magdeburg, den Saalkreis längs der Saale mit dem Hauptort Halle, den Holzkreis weiter abwärts an der Elbe um Magdeburg, den Jerichow'schen Kreis auf dem rechten Elbufer bis zur Havelmündung, und den Luckenwaldischen Kreis der oberen Dahme in Besitz nahm, wurde Sachsen der Besitz der Aemter Querfurt, Jüterbog, Dahme und Burg bestätigt, die ihm bereits im Prager Frieden 1635 zugesprochen worden waren. Da der Große Kurfürst die Lehnsherrschaft über diese Aemter in Anspruch nahm, einigte man sich 1687 dahin, daß er sich mit dem Besitz von Burg begnügte und die Lehns-Ansprüche auf die drei anderen Aemter aufgab. Von diesen waren Jüterbog und Dahme schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts durch die Erzbischöfe den Slaven abgenommen worden, Querfurt war 1496 nach dem Aussterben seiner Besitzer, eines Nebenzweiges der Mansfelder, von Magdeburg eingezogen worden, ungeachtet des Protestes der Grafen. Als Sachsen in den Besitz dieser Aemter gekommen war, legte es namentlich noch das Amt Heldrungen (am Durchbruch der Unstrut aus der thüringischen Ebene) hinzu, das seit 1484 den Grafen v. Mansfeld gehört hatte, bei der eingetretenen Sequestration ihrer

Güter aber von Sachsen angekauft worden war. Sämmtliche Aemter wurden 1663 zum Reichsfürstenthum Querfurt erhoben und fielen jetzt an Preußen.

Es waren aber nicht allein der Wittenberger und der Thüringer Kreis, die zugleich mit den beiden Hochstiftern Merseburg und Naumburg an Preußen überlassen werden mußten, sondern auch von den übrigen Kurländern trat Sachsen nicht unbedeutende Gebiete ab, namentlich von dem Meißner, Leipziger und Neustädter Kreise.

Der Meißner Kreis zu beiden Seiten der Elbe war aus der Markgrafschaft Meißen hervorgegangen, die bekanntlich 1127 von Kaiser Lothar dem Grafen Conrad von Wettin verliehen worden war. Von den 14 Aemtern dieses Kreises kam Torgau ganz an Preußen, ebenso Theile von Großenhayn und Mühlberg, desgleichen die beiden Aemter Senftenberg und Finsterwalde, die eigentlich zur Lausitz gehörten, von Sachsen aber angekauft (ersteres im 15., letzteres im 17. Jahrbundert) und zu Meißen geschlagen worden waren. Finsterwalde hatte der Merseburger Linie zugehört. — Neben diesem Kreise lag zu beiden Seiten der Mulde, Elster und Pleiße der Leipziger Kreis, mit dem die alte Mark Landsberg vereinigt worden war. Von seinen 14 Aemtern fielen Delitzsch und Zörbig (die der Merseburger Linie überwiesen gewesen), Düben und Eilenburg ganz, Leipzig und Pegau (welches letztere der Zeizer Linie angehört hatte) zum Theil an Preußen, welches auch als eine Enclave von dem Neustädter Kreise das Amt Ziegenrück an der Saale erhielt, sowie eine noch kleinere diesen Fluß aufwärts im Vogtländischen Kreise. Beide Kreise waren Eigenthum der Zeizer Linie gewesen. — Außerdem ging die sächsische Oberhoheit über die Grafschaft Stolberg, über die Solms'schen Herrschaften Baruth und Sonnewalde sowie über Anhaltische und Schwarzburgische Lehnsstücke an Preußen über; durch Austausch wurden letztere beide mit Preußen verbunden. Von den Grafen von Solms wird unten gesprochen werden; in Bezug auf die Grafschaft Stolberg genüge die Bemerkung, daß ihre Grafen zu den angesehensten Grafengeschlechtern Deutschlands gehören, die ihr ursprüngliches Besitzthum im Laufe der Zeit nicht wenig vergrößert haben, namentlich 1429 nach dem Aussterben der alten Grafen von Wernigerode, mit denen sie einen Erbvertrag geschlossen hatten. Sie spalteten sich in verschiedene Linien; bei der letzten Theilung 1683 bildete sich die ältere Linie Stolberg-Gedern (Schloß am Vogelsberge), von deren drei Zweigen nur noch einer, Stolberg-Wernigerode, übrig ist. Die jüngere Linie theilt sich seit 1706 in die beiden Zweige Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla.

Aus Anlaß der Erwerbung dieser Gebiete nahm hinfort Friedrich Wilhelm den Titel „Herzog von Sachsen, Markgraf der Ober- und Nieder-Lausitz, Landgraf von Thüringen und gefürsteter Graf von Henneberg" an; die völlige Grenztheilung mit Sachsen erfolgte übrigens erst im August 1819.

Während Preußen durch diese Erwerbungen seine Besitzungen an der Elbe, wo ihm selbstverständlich die Altmark, Magdeburg, Halberstadt ꝛc. wieder zufielen, bedeutend erweiterte und abrundete, verlor es nicht unwichtige Gebiete gegen Hannover, da es nicht nur dies Land selber dem Könige von Groß-Britannien überlassen mußte, sondern auch namentlich die niedere Grafschaft Lingen und das Fürstenthum Ostfriesland, die ihm seit längerer Zeit angehörten, sowie einen Theil von Münster, das Bisthum Hildesheim und die Stadt Goslar, die ihm 1803 zugefallen waren, an ebendenselben abtrat. Wie oben erzählt, hatte Preußen diese Abtretung 1813 versprechen müssen, als es von England Hülfsgelder zugesagt erhielt. Der Ersatz, der Preußen für diese Abtretung wurde, war von hannöverscher Seite ein sehr geringer. Außer kleinen Austauschungen war es das altmärkische Amt Klötze zwischen der Aller und Ohre, welches der Mark im 14. Jahrhundert entfremdet worden war, und das kleine Herzogthum Lauenburg auf dem rechten Ufer der unteren Elbe, welches Hannover nach dem 1689 erfolgten Aussterben der dort regierenden Askanier durch Geld-Entschädigung von Sachsen an sich gebracht hatte. Außerdem wurden ihm drei Heerstraßen durch Hannover bewilligt und Handels-Erleichterungen im Hafen von Emden. Weil Lauenburg jedoch für Preußen sehr unbequem gelegen war, suchte es durch Verhandlungen mit Dänemark einen Austausch zu treffen, da letzteres inzwischen in den Besitz von Ländern gekommen war, auf welche Brandenburg-Preußen alte Ansprüche hatte. Der Kronprinz von Schweden nämlich hatte sich, wie oben erzählt worden ist, nach der Leipziger Schlacht mit schwedischen, russischen und deutschen Truppen gegen die Dänen gewendet und diese im Januar 1814 zu einem Frieden genöthigt, in welchem sie Norwegen an Schweden abtreten mußten, und dafür das schwedische Pommern nebst der Insel Rügen erhielten. Diesen letzten Theil von Pommern tauschte nun Preußen durch den Vertrag vom 4. Juni 1815 gegen Lauenburg von Dänemark ein, mußte aber außerdem noch bedeutende Geld-Entschädigung hinzufügen. Es hatte nämlich an Dänemark 600,000 Rthlr. in 2 Monaten und 2 Mill. Rthlr. innerhalb 2 Jahren zu zahlen. Außerdem mußte es noch an Schweden 3½ Mill. Rthlr. und dem Kronprinzen insbesondere 1½ Mill. Rthlr. entrichten, so daß diese Erwerbung mit den sonstigen Nebenkosten und Zinsen einen baaren Aufwand von fast 8,100,000 Rthlrn. nöthig machte, abgesehen von der Abtretung Lauenburgs.

Die aufgeführten Entschädigungen reichten, wie leicht einzusehen, nicht hin, den Verlust zu decken, den Preußen durch seine Abtretungen an Rußland und Hannover erlitten hatte; am einfachsten war es nun, das Fehlende aus den Besitzungen zu entnehmen, die nach dem Aufhören der französischen Gewalt wieder für Deutschland disponibel geworden waren, d. h. aus den Gebieten im Westen des Rheins, deren erbliche Besitzer durch Länder im Osten dieses Flusses entschädigt worden waren, sowie aus den früher geistlichen Besitzungen, deren Herren nicht wieder mit weltlicher Macht bekleidet wurden. Da aber

auch dies noch nicht hinreichte, so wurde durch weitere Mediatisirung das Fehlende ersetzt, bis endlich Preußen auf seine frühere Einwohnerzahl von etwa 10 Mill. gebracht worden war.

Den Kern zu diesen neuen Erwerbungen bildeten die alten preußischen Besitzungen an der Weser und dem Rhein, die Grafschaften Lingen (zum Theil), Tecklenburg, Ravensberg und Mark, die Fürstenthümer Minden und Mörs und das Herzogthum Cleve nebst dem Ober-Quartier von Geldern. Daran reihten sich dann von den Entschädigungen, die Preußen 1803 für seine damals aufgegebenen westrheinischen Besitzungen erhalten hatte, das Bisthum Paderborn, Theile von Mainz und Münster, die Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen sowie die Abteien Quedlinburg, Herford, Elten, Essen, Werden und die Propstei Cappenberg. Dazu kamen ferner die Herzogthümer Jülich und Berg, die für Anspach-Baireuth von Bayern eingetauscht wurden. Innerhalb der Grafschaft Ravensberg wurde Preußen die Abtei Herford zugesprochen, eine Stiftung aus den Zeiten Karl's des Großen, der bereits 1647 die gleichnamige Stadt durch den Großen Kurfürsten entzogen worden war, und ebenso kamen an Preußen die drei Abteien, die früher unter dem Schutze von Cleve gestanden hatten: das reichsfreie adlige Frauenstift Elten am Rhein, an der äußersten Nordwest-Ecke des preußischen Staates, 968 gegründet und reich ausgestattet; die reichsfreie Benedictiner Manns-Abtei Werden, 778 gegründet; und die gefürstete Benedictiner Nonnen-Abtei Essen, 877 gestiftet, an der Ruhr gelegen. Zur Grafschaft Mark gehörte das halbe Lippstadt. Diese Stadt war 1150 durch den Grafen Bernhard II. von Lippe erbaut worden und 1376 als Unterpfand an die Grafen von der Mark übergegangen. Erst 1445 gaben letztere die eine Hälfte der Stadt an Lippe zurück und behielten die andere Hälfte erb- und eigenthümlich für sich. Von ihnen ging dieser Besitz an Brandenburg über, das namentlich das Besatzungs- und Festungsrecht allein ausübte; 1850 hat dann Lippe seinen Antheil gegen eine Geldrente an Preußen überlassen. Mit dem Herzogthum Jülich fielen zugleich die Herrschaften Wickerath und Kerpen an Preußen, und mit dem Herzogthum Berg die Herrschaften Broich, Hardenberg und Schöller zwischen Ruhr und Wipper, die Herrschaften Odenthal und Wildenburg sowie Homburg und Gimborn zwischen Wipper und Sieg, welche letztere 1818 von den Grafen v. Wallmoden der preußischen Krone durch Verkauf überlassen worden ist. Es ist dies dieselbe Herrschaft, die im 16. Jahrhundert durch Heirath an die Familie Schwarzenberg gekommen war, aus welcher der in der brandenburgischen Geschichte so bekannte Graf Adam noch das ganze Amt Neustadt und andere kleine Besitzungen dazu erworben hatte.

Von den zu Anfang dieses Jahrhundert säcularisirten Bisthümern wurde zunächst Münster dem preußischen Staate einverleibt. Dasselbe war 791 von Karl dem Großen gestiftet worden und hatte im 12. Jahrhundert seinen ursprünglichen Namen Mimigardevorde

in den noch jetzt üblichen verwandelt. Das Besitzthum des Hochstiftes zog sich von der Lippe nach der Yssel, Vechte und Ems hinüber, so daß es nachmals in das Ober- und Unterstift getheilt wurde. Der Sturz Heinrich's des Löwen (1180) verschaffte auch dem Bischofe die Reichs-Unmittelbarkeit, und Kaiser Otto IV. erhob ihn zum Reichsfürsten. Kaiser Friedrich II. gab dem Domcapitel freie Bischofswahl, bei welcher lange Zeit hindurch die benachbarten gräflichen Familien vorzugsweise berücksichtigt wurden. Ihr kriegerisches Auftreten erwarb dem Hochstifte bedeutendes Gebiet, das noch durch Kauf vergrößert wurde. Der gewöhnliche Sitz der Bischöfe war Coesfeld, westlich von Münster. Die Reformation, die hier zahlreiche Anhänger fand, führte durch das Auftreten der Wiedertäufer, namentlich des fanatischen Johann von Leyden, die furchtbarsten Excesse herbei. Erst im Juni 1535 gelang es dem bischöflichen Heere sich der Stadt Münster zu bemächtigen, wo Johann seinen Königssitz aufgeschlagen hatte. Nicht minder große Beschwerden mußte das Land im dreißigjährigen Kriege erdulden. Neues Unglück brachte der kriegerische Bischof Bernhard v. Galen, welcher längere Zeit auf Seiten König Ludwig's XIV. kämpfte, über das Land. In der letzten Zeit seines Bestehens war das Hochstift mit Cöln vereinigt und wurde zugleich mit diesem 1803 durch den Reichsdeputations-Hauptschluß säcularisirt. Damals erhielt Preußen die Osthälfte des Stiftes nebst der Prämonstratenser Propstei Cappenberg an der Lippe; die Westhälfte wurde zur Entschädigung für das benutzt, was mehrere Fürsten auf dem Westufer des Rheins eingebüßt hatten. 1809 zog Napoleon das Fürstenthum Münster großentheils zum Großherzogthum Berg, 1810 zum französischen Kaiserthum selber. 1815 ging es fast ganz an Preußen über, indem auch die kleineren Herrschaften des westlichen Theiles seiner Oberhoheit untergeordnet wurden. Es waren dies die Besitzungen der Häuser Croy, Looz, Salm und Bentheim.

Als durch den Frieden zu Luneville 1801 der Rhein als Grenze zwischen Deutschland und Frankreich festgesetzt und die erblichen Fürsten für ihre Verluste auf dem linken Rheinufer entschädigt wurden, blieb auch den kleineren unter ihnen die Reichsunmittelbarkeit. Als aber 1806 das deutsche Reich aufgelöst, der Rheinbund gebildet, und Preußen schmählich zu Boden geworfen worden war, retteten nur drei von diesen kleineren Fürsten innerhalb des preußischen Staates ihre Souveränität, der Herzog von Aremberg und die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg. Doch auch diese wurden mediatisirt, als durch Senats-Beschluß vom 13. December 1810 Holland und das deutsche Küstengebiet nördlich der Linie von Wesel bis Lübeck dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde, und sie erhielten auch 1815 ihre Souveränität nicht zurück; nur gewisse Vorrechte wurden ihnen zugestanden, namentlich wie den anderen früher reichsunmittelbaren Fürsten der Titel „Durchlaucht", den Grafen der Titel „Erlaucht". Die Herzöge von Croy und die von Looz, besonders in den Niederlanden begütert, waren im Münster'schen entschädigt worden; erstere hatten

einen Theil des Amtes Dülmen im Südwesten der Stadt erhalten, letztere einen Theil von den Aemtern Rheina und Wolbeck an der Ems, wegen welcher Besitzungen sie nun preußische Standesherren wurden. Die Besitzungen des Hauses Salm waren aus denen der Grafen von Salm und von Reifferscheid sowie aus denen der Wild- und Rheingrafen allmählich zusammengewachsen, lagen jedoch vereinzelt vom Oberrhein bis in die Niederlande hinein. Der Ursprung der Grafen von Salm geht in sehr frühe Zeiten hinauf; schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts wurden ihre Besitzungen der Art getheilt, daß die eine Linie die obere Grafschaft Salm im Wasgau, westlich von Straßburg, erhielt, die andere die niedere Grafschaft am Fluß gl. N., der zur Ourthe abfließt, auf der Grenze der jetzigen belgischen Provinzen Lüttich und Luxemburg. Diese letztere Linie erlosch 1413; ihr Besitzthum ging an die verwandten Herren von Reifferscheid über, welche in der Eifel, im Quellgebiet der Ahr, begütert waren und welche noch vielfach Besitzungen hinzuerwarben. sie spaltete sich später in zwei Hauptlinien, von denen jedoch nur die jüngere, Salm-Reifferscheid-Dyck (das Schloß liegt südwestlich von Düsseldorf) unter preußischer Oberhoheit steht und 1816 in den Fürstenstand erhoben worden ist. Die Grafschaft der älteren Linie Salm ging 1475 durch Heirath der Erbtochter in den Besitz der Wild- und Rheingrafen über, die auf dem Hundsrück begütert waren und von denen ein Zweig nun den Titel der Grafen von Salm annahm. Auch diese ältere Linie erwarb in den Niederlanden Besitzungen und spaltete sich wieder in mehrere Zweige. Salm-Salm und Salm-Kyrburg (Schloß bei Kirn an der Nahe) wurden in den Fürstenstand erhoben und erhielten 1803 die Münster'schen Aemter Ahaus und Bocholt, hart an der jetzigen preußischen Grenze gegen die Niederlande, zur Entschädigung; 1825 hat Kyrburg seinen Antheil gegen eine Rente an Salm abgetreten. Von den anderen Linien, welche den Titel der Wild- und Rheingrafen beibehalten hatten, starb Dhaun (auf dem Hundsrück) 1750 aus; die Linie Grumbach (an der Glan) erhielt 1803 das Münster'sche Amt Horstmar, wurde 1815 in den Fürstenstand erhoben, nennt sich jetzt Salm-Horstmar und hat ihren Sitz in Coesfeld.

Von Münster'schem Gebiet umgeben lagen auch die Besitzungen der Grafen v. Bentheim, die ebenfalls preußische Standesherren und 1817 in den Fürstenstand erhoben wurden. Der Ursprung der Grafen (an der Vechte begütert) geht ins 10. Jahrhundert hinauf; 1122 starben diese alten Dynasten aus, 100 Jahre später kamen ihre Güter an die Herren von Gyterswyck, welche durch Heirath auch die Herrschaft Steinfurt erwarben. Dieselbe wurde 1495 zur Reichsgrafschaft erhoben, jedoch nur in Bezug auf Schloß, Stadt und Kirchspiel, während die übrigen Ortschaften unter Münster'scher Oberhoheit blieben. Ebenfalls durch Heirath erwarben die Grafen im 16. Jahrhundert die Grafschaften Tecklenburg, Rheda an der oberen Ems, Limburg an der Lenne ꝛc., doch wurde dieser nicht unbedeutende

Besitz durch Theilungen des Hauses zersplittert. Es ist schon oben erzählt, wie Tecklenburg 1707 an Preußen überlassen werden mußte. Die Linie, die es bis dahin besessen, behielt nur den Titel; von den beiden anderen starb Bentheim 1803 aus; die beerbende Linie Steinfurt löste erst 1823 das an Hannover verpfändete Erbe ein, blieb jedoch für Bentheim der hannöverschen Oberhoheit unterworfen, wegen Steinfurt der preußischen.

Das zweite säcularisirte Bisthum, das an Preußen fiel, war Paderborn. Dasselbe war gegen Ende des 8. Jahrhunderts gegründet worden und hatte die Aufgabe erhalten, die Sachsen an der Diemel, von den Quellgegenden der Lippe und Ems bis zur Weser hin, zum Christenthum hinüber zu führen. Seine vollständige Einrichtung erhielt das Hochstift erst durch den angesehenen und reichen Bischof Meinwerk zu Anfang des 11. Jahrhunderts; nach Heinrich's des Löwen Sturz wurde er reichsunmittelbar und vermehrte seitdem sein Besitzthum so, daß es 4 größere und 20 Landstädte umfaßte. Das Eggegebirge theilte es in den ober- und unterwaldischen Kreis. Die Reihe von mehr als 50 Bischöfen schloß mit Franz Egon von Fürstenberg, der 1802 das stark verschuldete Land an Preußen überließ, doch eine Rente von 5000 Rthlrn. erhielt. Vorübergehend gehörte Paderborn zum Königreich Westfalen. — In dem Sprengel des Hochstifts lag die Benedictiner-Abtei Neu-Corvey, die von Kaiser Ludwig dem Frommen 815 im Sollinger Walde auf dem rechten Weserufer gegründet, einige Jahre später aber nach dem linken Ufer bei Höxter verlegt wurde. Die ersten Mönche waren von Corbie bei Amiens hergekommen; schon in den ersten Jahren seines Bestehens zeichnete sich das Kloster durch die fromme und gelehrte Richtung seiner Mönche aus, von denen der berühmte Ansgar der Apostel des Nordens wurde (von 826 bis 855 thätig). Wenn auch das Kloster nur einen kleinen Länderbesitz hatte (5 Quadr.-Meil.), so war es doch sonst mit reichen Einkünften versehen und wurde 1782 unmittelbar unter den Papst gestellt, der 1794 den Abt zum Bischof erhob. 1803 wurde es säcularisirt und fiel mit anderen Entschädigungen an die Oranier, die damals ihrer Erbstatthalterschaft in Holland entsagten. Durch Austausch gelangte es 1815 an Preußen und wurde 1840 zum Fürstenthum erhoben.

Die Bisthümer Trier und Cöln sind der Sage nach schon zur Zeit der Apostel gegründet worden. Petrus soll nämlich von Rom drei Boten über die Alpen den Rhein abwärts gesendet haben, um dort das Christenthum zu predigen. Der eine von ihnen, Maternus, derselbe, der als Jüngling von Christus zu Nain vom Tode auferweckt worden, soll im Elsaß gestorben, durch Auflegung des Bischofstabes Petri jedoch zum zweiten Male ins Leben zurückgerufen und 30—40 Jahre lang Bischof von Cöln und Trier gewesen sein. Historisch läßt sich in Cöln erst 314 ein Bischof nachweisen. Diese Stadt war eine Anlage des deutschen Volksstammes der Ubier, welche im Jahre 36 v. Chr. auf dem linken Ufer des Rheins von den

Römern angesiedelt wurden. Agrippina, die Gemahlin des Kaisers Claudius, schickte 50 n. Chr. eine bedeutende Anzahl von Veteranen hierher, und seitdem hieß der Ort nach ihr Colonia Agrippina. Sie blühte bald zu bedeutendem Ansehn auf, gerieth 462 in die Gewalt der Franken, und wurde später durch Kaiser Otto I. zur freien Stadt erhoben. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts war sie ein Hauptort der deutschen Hanse, nämlich die Hauptstadt des niederrheinisch-westfälischen Quartiers. Dieser Wohlstand brachte sie in feindliche Stellung zu den Erzbischöfen; standhaft wußte sie ihre Reichsunmittelbarkeit zu behaupten, so daß die Erzbischöfe 1261 ihren Sitz nach Bonn verlegten.

Karl der Große hatte ums Jahr 808 Cöln, das früher unter Mainz stand, zum Erzbisthum erhoben und ihm die sächsischen Bisthümer Bremen, Minden, Osnabrück und Münster sowie die friesischen Utrecht und Tongern oder Lüttich untergeordnet. Bremen ward jedoch 858 selber ein Erzstift, desgleichen Utrecht 1560; Minden wurde 1648 säcularisirt. Das Ansehn der Erzbischöfe von Cöln stieg, als Papst Leo IX. dieselben 1052 als Erzkanzler des römischen Stuhles bestätigte, in Folge dessen ihnen auch die Würde eines Erzkanzlers des Heiligen Römischen Reiches durch Italien übertragen wurde. Seitdem war es Sitte, daß die Erzbischöfe die Kaiser auf ihren Zügen nach Italien begleiteten. Da ferner der alte Königssitz Aachen in ihrer Diöcese lag, so stand ihnen auch das Recht zu, den Römischen König zu krönen. Da aber auch Mainz dasselbe für sich in Anspruch nahm, so wurde der Streit 1657 der Art geschlichtet, daß die Krönung abwechselnd von beiden Erzbischöfen erfolgen sollte, sobald sie außerhalb ihrer Sprengel stattfände. Bei so ausgezeichneter Stellung der Erzbischöfe kam es, daß sie auch da zur Kaiserwahl herangezogen wurden, als diese das Vorrecht der mächtigsten deutschen Fürsten geworden war. Seit dem 13. Jahrhundert übten sie dieses Recht, das ihnen 1338 zu Rense und 1356 durch die goldene Bulle ausdrücklich bestätigt wurde.

Unter den Erzbischöfen von Cöln sind nicht wenig berühmte Namen. Anno, der sich die Vormundschaft über den jungen Heinrich IV. angemaßt hatte, verschaffte in dieser Stellung seinem Erzstifte bedeutende Bereicherungen, welche in der Folge noch ansehnlich vermehrt wurden. Philipp von Heinsberg erhielt 1180 nach dem Sturze Heinrich's des Löwen das Herzogthum Westfalen an der oberen Ruhr und Lenne und — gegen bedeutende Zahlungen — den Titel eines Herzogs von Engern und Westfalen. Damit vereinigte Kuno v. Falkenstein 1368 die Grafschaft Arnsberg, die er von dem damaligen Grafen, seinem Vasallen, für 130,000 Goldgulden erkaufte. Conrad v. Hochsteden legte 1248 den Grund zum Cölner Dom, sein Nachfolger Engelbert II. von Falkenberg brachte 1262 das Vest oder die Grafschaft Recklinghausen, zwischen Ruhr und Lippe, zum Erzstift, die zwar 1449 an die Grafen von Schauenburg verpfändet, doch 1576 wieder eingelöst wurde. Vergeblich versuchte Gebhard II.

Truchseß von Waldenburg die Reformation einzuführen; er wurde 1583 abgesetzt, und seitdem waren es etwa 200 Jahre lang bayerische Prinzen, welche zu Erzbischöfen gewählt wurden. Sie hielten während des dreißigjährigen Krieges die katholische Partei in Nord-Deutschland aufrecht, schlossen sich später Ludwig XIV. an, und standen auch König Friedrich II. feindlich gegenüber. Das Jahr 1801 hob das Erzstift auf, als alle seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer an Frankreich gefallen waren.

Dieser Haupttheil des Erzstiftes zog sich von Andernach 20 Meilen weit den Rhein hinab in einer nur unbedeutenden Breite, die durchschnittlich 3 Meilen betragen mochte. Eine Querlinie oberhalb Cöln theilte das Land in das Ober- und Unterstift, welche eben sowie das westfälische Erzstift 1815 unmittelbar an Preußen fielen, das Lippesche Niederstift Recklinghausen jedoch nur mittelbar, nämlich als Standesherrschaft der Herzöge von Aremberg. Dieses Haus, ursprünglich in den Niederlanden begütert, gelangte 1547 durch Heirath in den Besitz der kleinen Grafschaft Aremberg (auf der Eifel an der Ahr)r die 1644 zu einem Herzogthum erhoben wurde. Bei Abtretung dieser und einiger anderen Besitzungen auf dem linken Rheinufer, z. B. debenachbarten Grafschaft Schleiden, erhielten die Herzöge jene Grafschaft Recklinghausen sowie das Münster'sche Amt Meppen; wegen der ersteren traten sie unter preußische Oberhoheit, wegen letzterer unter hannöversche, da jener nördliche Theil des Hochstiftes Münster an Hannover überwiesen worden war.

Noch älter als Cöln ist die Stadt Trier; schon Cäsar nennt sie die Hauptstadt der Trevirer, und eine Zeit lang, namentlich unter Kaiser Constantin, war sie die Hauptstadt von ganz Gallien. In der Mitte des 5. Jahrhunderts kam sie wie Cöln in die Gewalt der Franken, und seit 870, wo Lothringen zwischen Frankreich und Deutschland getheilt wurde, gehörte sie zum deutschen Reiche. Ihr Streben nach Reichsunmittelbarkeit hatte keinen Erfolg; nach langem Streite wurde sie 1585 ausdrücklich der erzbischöflichen Gewalt untergeordnet. — Der erste Bischof, der sich hierselbst historisch nachweisen läßt, war Agroetius, der auf den Wunsch der Kaiserin Helena, der Mutter von Kaiser Constantin, hier eingesetzt worden sein und zwei werthvolle Reliquien, einen Nagel vom Kreuze Christi und dessen ungenähten Rock, als Geschenk der Kaiserin 314 hierher gebracht haben soll. Wann Trier zum Erzbisthum erhoben wurde, ist ungewiß; ihm waren die drei lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun untergeben. Es besaßt die Erzkanzlerwürde des H. R. Reiches durch Gallien und das Königreich Arelat und behielt diesen Titel auch da noch bei, als nur noch wenige Stücke von letzterem Königreich zum deutschen Reiche gehörten. Bei der Kaiserwahl hatte es nach Mainz seine Stimme als die zweite im Kurfürsten-Collegium abzugeben und wechselte bei anderen Berathungen mit Cöln im Vorrange ab.

Die weltliche Macht der Erzbischöfe von Trier war durch königliche Schenkungen im 9. Jahrhundert begründet worden; anderweitige

Schenkungen, Eroberungen und Ankäufe vermehrten allmählich das Besitzthum, das sich zu beiden Seiten der Mosel von der Saar bis über den Rhein bei Coblenz 20 Meilen weit hinabzog und in das Ober- und Niederstift getheilt wurde. Da der Erzbischof sich zur Zeit der ersten französischen Revolution besonders der Emigranten annahm und sich für ihre Rückkehr nach Frankreich thätig zeigte, bemächtigten sich schon 1794 die Franzosen seines Landes. — Die gefürstete Abtei Prüm (an dem gleichnamigen Flusse, der von der Schnee-Eifel zur Sure und Mosel hinabfließt), welche von König Pipin 762 gestiftet sein soll, hatte sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts in den Schutz von Trier begeben und war 1579 durch den Papst dem Erzstifte einverleibt worden. Auch sie kam gleichzeitig mit Trier an Preußen.

Die Gründung des Erzbisthums Mainz verlegt zwar die Sage ebenfalls in die Apostelzeit, historisch läßt sich jedoch das Bestehen desselben erst seit 368 nachweisen. Die Erzbischöfe nahmen unter den Kurfürsten des Reichs die erste Stelle ein, und wie der größte Theil von Deutschland ihrer geistlichen Obhut unterworfen war, so hatten sie auch das Erzkanzleramt durch Germanien und leiteten alle Reichsgeschäfte. Die Säcularisirung des Erzstiftes erfolgte 1803; von seinen Besitzungen, die weit zerstreut lagen, kamen namentlich Erfurt und das Eichsfeld mit Treffurt an Preußen.

Die Stadt Erfurt, früher Erphesfurt genannt, war 741 durch den Apostel der Deutschen Bonifacius zum Sitz eines Bischofs für Thüringen bestimmt worden, doch kam das Bisthum trotz päpstlicher Genehmigung nicht zu Stande, und Mainz übernahm deshalb selber die geistliche Aufsicht in diesen Gegenden. Die Stadt strebte zwar nach Reichs-Unmittelbarkeit, doch gelang es ihr nicht, dieselbe zu erringen, wenngleich sie sich bedeutender Vorrechte zu erfreuen hatte. 1483 übernahm das Haus Sachsen die Schirmvogtei über die Stadt und deren bedeutendes Gebiet, überließ jedoch 1667 seine Rechte an Kurmainz, als dasselbe seine Oberhoheit durchzusetzen suchte, die Reichsacht über die Stadt herbeigeführt und letztere erobert hatte. Seitdem war ein erzbischöflicher Statthalter hierselbst. 1803 wurde die Stadt Preußen überwiesen, und 1807 nahm sie Napoleon in seinen unmittelbaren Besitz, aus dem sie 1813 wieder in preußischen überging.

Das Eichsfeld, auf der Grenze von Thüringen und Sachsen in dem Quellgebiet der Leine und Unstrut gelegen, zerfiel stets in zwei Theile. In dem südlichen, dem oberen Eichsfelde mit dem Hauptorte Heiligenstadt, hatte Mainz schon früher Güter erworben und kaufte 1294 das übrige Land von den damaligen Besitzern, den Grafen von Gleichen, an sich. Der nördliche Theil, das untere Eichsfeld mit dem Hauptorte Duderstadt, war durch Schenkung des Kaisers Otto II. 974 an das Stift Quedlinburg gekommen, dessen Aebtissin 1236 den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen für 1120 Mark Silber damit belehnte. Als nach dessen Tode 1247 das eröffnete Lehn an

das Stift zurückfiel, verlieh die Aebtissin dasselbe für 500 Mark an die Herzöge von Braunschweig, die es theils im 14., theils im 15. Jahrhundert an Mainz verkauften, so daß dies seitdem das ganze Eichsfeld besaß. 1802 kam es als „Fürstenthum" an Preußen, das 1815 bei der Wiedererwerbung das untere Eichsfeld an Hannover abtrat. — Zugleich mit dem Eichsfeld kam auch die daneben liegende Vogtei Dorla und die Gan- (d. h. Gemein-) Erbschaft Treffurt an der Werra zu Preußen. Die früheren Herren der letzteren, denen auch ein Theil von Dorla gehörte, verloren 1329 ihr Besitzthum, als sie wegen ihrer Raubzüge von den Landgrafen von Hessen und Thüringen sowie von dem Erzbischof von Mainz angegriffen wurden, die das eroberte Ländchen gemeinschaftlich verwalteten, bis Hessen 1736 sein Drittel an Kursachsen abtrat, das wiederum später seine beiden Antheile an Treffurt im Austausche für Cotbus dem Königreiche Westfalen überließ, daß so jetzt das Ganze an Preußen kam.

Außer diesen fünf säcularisirten Erz- und Bisthümern und den genannten kleineren Stiftern war es noch namentlich Quedlinburg, das jetzt Preußen überwiesen wurde und von dem schon oben die Rede war, ferner die Benedictiner-Abtei Cornelius Münster bei Aachen, aus der Zeit Karl's des Großen herrührend, und endlich die Benedictiner-Abtei Malmedy auf der Eifel in Luxemburg. Dieselbe war nebst der nahe gelegenen Abtei Stablo schon um die Mitte des 7. Jahrhunderts gestiftet, und beide standen unter Einem Abte, der als Reichsfürst vom Kaiser belehnt wurde. Stablo gehörte dem Sprengel von Lüttich, Malmedy dem von Cöln an. 1815 wurden beide von einander getrennt, indem jenes den Niederlanden, dieses Preußen zugewiesen wurde.

Was die mediatisirten Reichsstädte betrifft, die an Preußen kamen, so ist von Nordhausen und Cöln bereits die Rede gewesen. Außerdem waren es noch vier andere. Mühlhausen an der oberen Unstrut erscheint schon im 10. Jahrhundert als Stadt und im 12. als reichsunmittelbar. Hier war es, wo Thomas Münzer so bedeutenden Anhang fand, daß er der Schrecken Thüringens wurde. Als er 1525 bei Frankenhausen geschlagen und hingerichtet worden war, mußte die Stadt schwer büßen und verlor auf längere Zeit ihre Selbständigkeit; später begab sie sich in sächsischen Schutz. Ihr Gebiet umfaßte auf 4 Quadr.-Meilen mehr als 20 Orte. — Wetzlar an der Lahn, eine sehr alte Stadt, wurde durch Kaiser Friedrich I. zu einer freien Stadt erhoben und zahlte anfänglich den Grafen von Nassau, später den Landgrafen von Hessen Schutzgeld. Sie erlangte dadurch eine größere Bedeutung, daß 1693 der Sitz des Reichskammergerichts von Speyer hierher verlegt wurde. Dies verlangte zwar 1751 seine Verlegung nach Frankfurt, doch machte die Auflösung des deutschen Reiches den desfallsigen Verhandlungen ein Ende. — Aachen gehört zu den ältesten Städten in der preußischen Monarchie; ihr Ursprung geht in's 2. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung

zurück. Schon die Merovingischen Könige wählten diesen Ort längere Zeit zu ihrem Sitze; noch größeres Ansehn erhielt sie, seit Karl der Große diese seine Geburtsstadt zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte nahm. Von Ludwig dem Frommen bis auf Ferdinand I., von 813 bis 1531, wurden hier die deutschen Könige gekrönt; das Münster bewahrte die königlichen Insignien auf, und die Stadt führte deshalb auch den Ehrennamen „Königlicher Stuhl". Ihre Bürger genossen durch das ganze Reich die größten Vorrechte; selbst Geächtete fanden innerhalb ihrer Mauern sichern Schutz. Wie sie von den Normannen zur Zeit Karl's des Dicken verheert wurde, so hat sie auch im Laufe der folgenden Jahrhunderte durch Krieg wie durch innere Unruhen vielfach zu leiden gehabt, namentlich zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wo die Protestanten gewaltsam vertrieben wurden, denen auch später nicht erlaubt war, öffentlich Gottesdienst zu halten. Die Stadt selber war in neun Grafschaften getheilt, ihr umliegendes Gebiet wurde das „Reich von Aachen" genannt. Sie stand unter der Schirmvogtei von Jülich, das noch 1769 seine Rechts-Ansprüche gewaltsam durchsetzte. — Die Stadt Dortmund an der Emscher verdankte Karl dem Großen ihre städtischen Freiheiten, und gelangte dadurch zu bedeutendem Ansehn, daß sie der Hanse beitrat und daß sie der Hauptstuhl des Vehmgerichtes wurde. Ihr Gebiet ist aus einer alten Grafschaft hervorgegangen, deren eine Hälfte 1343, die andere 1504 der Stadt bestätigt wurde. Die Grafen von der Mark besaßen seit 1300 die kaiserliche Schirmgerechtigkeit über sie, die nachmals an Brandenburg-Preußen überging.

Außer den vorhin erwähnten mediatisirten Herrschaften, welche innerhalb der beschriebenen Hauptländer an Preußen fielen, waren es noch die Grafschaften Sayn, Solms und Wied, die jetzt ebenfalls dem preußischen Staate einverleibt wurden.

Die alten Grafen von Sayn (das Stammschloß liegt nördlich von Coblenz auf dem Westerwald), welche 1246 ausstarben, gelten für einen Seitenzweig des Nassauischen Hauses. Eine Erbtochter brachte dies Land an die Grafen von Sponheim, und ihre Enkel theilten 1264 der Art, daß der ältere Sponheim, der jüngere Gottfried Sayn erhielt, das er noch durch die Grafschaft Homburg „an der Mark", zwischen Berg und der Mark nördlich von der Sieg, vergrößerte. Seine Söhne Johannes und Engelbert theilten abermals, doch beerbte 1606 die jüngere Linie die ältere und erwarb noch die Grafschaft Wittgenstein (an der oberen Lahn und Eder). Von ihr bestehen noch drei Zweige. Der älteste erhielt das Amt Berleburg an der Eder sowie die Herrschaft Homburg nebst anderen kleinen Besitzungen, und wurde 1702 zur Reichsfürstenwürde erhoben. Der jüngste Zweig erhielt den südlichen Theil von der Grafschaft Wittgenstein; aus ihm stammt der oben genannte Graf Johann, der von dem großen Kurfürsten die Herrschaften Lohra und Klettenberg bekam und sich auch da noch Sayn-Wittgenstein-Hohenstein nannte, als diese Herrschaften wieder an Brandenburg

zurückgingen. 1804 wurde auch diese Linie gefürstet. Der mittlere Zweig starb schon 1636 aus; sein Besitzthum wurde zersplittert. Sayn fiel an Trier und dadurch jetzt an Preußen, das auch noch einen zweiten Theil, Sayn-Altenkirchen (nördlich von dem ersteren), von Nassau eintauschte.

Auch die Grafen von Solms stammen von dem Hause Nassau ab, und ihre Güter liegen an der Lahn und in der Wetterau, wurden jedoch durch wiederholte Theilungen in der zahlreichen Familie sehr zersplittert. 1409 bildeten sich zwei Hauptlinien, die Bernhard'sche und Johannische. Von den drei Zweigen jener älteren blüht noch der jüngste, der den Namen Solms-Braunfels (Schloß südlich der Lahn in der Nähe von Wetzlar) angenommen hat, 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben und 1815 zu preußischen Standesherren erklärt wurde. Die jüngere Linie erwarb theils durch Heirath theils durch Kauf (so 1532 Sonnewalde und 1596 Baruth in der Lausitz) ansehnliches Besitzthum, spaltete sich aber in nicht weniger als sieben Zweige, von denen ein älterer seit 1718 den Titel Solms-Lich und Hohensolms (Hohensolms nördlich, Lich östlich von Wetzlar, an der Wetter) annahm, 1792 gefürstet wurde und 1815 zufolge eines Vertrages mit Nassau an Preußen kam. Dasselbe geschah mit den Grafen von Solms-Baruth und Solms-Sonnewalde, die dem jüngeren, dem Laubach'schen, Zweige angehören.

Die Grafschaft Wied an dem gleichnamigen Flusse, der bei der 1653 gegründeten Stadt Neuwied in den Rhein fällt, kam um's Jahr 1250 durch eine Erbtochter an die benachbarten Grafen von Isenburg und 1595 auf gleiche Weise an die Herren von Runkel (an der Lahn). 1698 theilte sich die Familie in die beiden Linien Wied-Runkel und Wied-Neuwied, von denen jene die obere, diese die untere Grafschaft erhielt; letztere wurde 1784, erstere 1791 in den Reichsfürstenstand erhoben. Für ihre westrheinischen Besitzungen erhielten sie 1803 Stücke von Trier und Cöln und wurden 1806 mediatisirt, da sie sich dem Rheinbunde nicht anschließen wollten. Neuwied dagegen wurde gegen oranische Stammlande von Preußen eingetauscht. Jetzt besitzt diese jüngere Linie auch die obere Grafschaft, da jene ältere Linie 1824 ausstarb.

Zwischen den säcularisirten Erzbisthümern Cöln und Trier sowie dem Herzogthum Jülich lagen auf der Eifel das Fürstenthum Aremberg, die Grafschaften Schleiden, Reifferscheid, Manderscheid ꝛc., deren frühere Besitzer anderweitig entschädigt worden waren, und die nun Preußen überwiesen wurden. Dazu kamen noch Theile der beiden Provinzen Limburg und Luxemburg, die von Oesterreich an das neu gebildete Königreich Holland überlassen worden waren, sowie nach dem zweiten Pariser Frieden, als Frankreich auf seine Grenzen von 1789 zurückgeführt wurde, ein kleiner Theil von Lothringen an der Mosel und Saar mit Saarlouis; ferner einige Theile von früher nassauischem und pfälzischem Gebiete.

Die Herren von Laurenburg an der Lahn, die sich auf einen

Bruder des deutschen Königs Conrad I. zurückführen lassen, nahmen seit 1158 den Namen von der Burg Nassau an, mit der sie von dem Erzbischof von Trier beliehen worden waren. Von ihrer Spaltung in die Walram'sche und Ottonische Linie (1255) ist schon oben gesprochen worden. Der älteren von beiden Linien gehörte die Grafschaft Saarbrück, und zwar dem Zweige Usingen (der 1816 ausgestorben und von dem allein übrig gebliebenen Zweige Weilburg beerbt worden ist, dem noch jetzt in Nassau regierenden herzoglichen Stamme); derselbe hatte diese Grafschaft im Frieden zu Luneville gegen anderweitige Entschädigung an Frankreich abgetreten. Von der jüngeren Ottonischen Linie, in welcher der Zweig Dietz der Erbe des Namens und Landes des ältesten Zweiges derselben Linie, Nassau-Oranien, geworden war, wurden alle Erbländer und früheren Entschädigungen theils an Preußen, theils an die beiden Zweige der älteren Linie Usingen und Weilburg überlassen. Unter diesen Besitzungen war es namentlich das Fürstenthum Siegen (auf dem Westerwalde im Quellgebiet der Sieg), das mit einem Theile des anstoßenden Fürstenthums Dillenburg Preußen zufiel.

Die Pfalzgrafen am Rhein, welche im Namen des Kaisers in der königlichen Pfalz Aachen Recht zu sprechen hatten, waren zu ihrem Unterhalte mit Gütern am Mittelrhein ausgestattet worden, die namentlich durch Conrad, den Bruder des Kaisers Friedrich I. Barbarossa, bedeutend erweitert wurden. Seine Tochter Agnes brachte das Erbe durch Heirath an Heinrich den Schönen, einen jüngeren Sohn Heinrich's des Löwen, und dessen Tochter wieder, ebenfalls Agnes genannt, an Otto den Erlauchten von Bayern, bei dessen Hause seitdem die Rheinpfalz verblieben ist. Ruprecht III. von der Pfalz aus der älteren Linie des bayerischen Hauses, der von 1400—1410 als Kaiser regierte, kaufte die Grafschaft Simmern auf dem Hundsrück, nachdem kurz zuvor die Grafschaft Zweibrück der Pfalz theils durch Kauf theils durch Anfall einverleibt worden war. Seine vier Söhne theilten das Land der Art, daß der älteste das Kurland erhielt, die drei jüngeren mit Nebenländern abgefunden wurden. Von diesen vier Zweigen beerbte der von Simmern-Zweibrück bis zum Jahre 1569 die übrigen. Darauf spaltete sich das Haus abermals in die beiden Linien Simmern und Zweibrück, von denen die ältere, die kurfürstliche, unter Friedrich V. (zugleich König von Böhmen) nach der Schlacht auf dem weißen Berge auf einige Zeit die Kurwürde verlor und 1685 ausstarb. Der Erbe war die jüngere Linie Zweibrück, die sich auf's neue und zwar in drei Zweige spaltete, von denen der jüngste Birkenfeld bis 1799 die übrigen beerbte und noch jetzt mit königlichem Titel in Bayern regiert, wo die jüngere Wittelsbach'sche Linie, von Kaiser Ludwig herstammend, mit Kaiser Karl Albert zur Zeit des zweiten schlesischen Krieges ausgestorben war, wie oben erzählt worden ist. Im Frieden zu Lüneville waren dann sämmtliche pfälzische Länder gegen bedeutende Entschädigungen im Donaugebiete an Frankreich abgetreten worden; jetzt nun erhielt Bayern die heutige Rheinpfalz

zurück, an Preußen aber kam Bacharach und Kaiserswerth (unterhalb Düsseldorf, früher zur Kurpfalz gehörig), von dem Fürstenthum Simmern der größere Theil, von dem Fürstenthum Veldenz, das 1444 als Grafschaft durch Heirath an das pfälzische Haus gekommen war, der Theil an der Mosel, von der Grafschaft Sponheim, die im 15. Jahrhundert zum Theil an die Pfalz gefallen war (den anderen Theil hatten die Markgrafen von Baden erhalten), die ganze vordere Grafschaft, vom Soonwald bis zur Nahe, mit Kreuznach ꝛc., und der größere Theil der hinteren Grafschaft an der Mosel mit Trarbach ꝛc., die früher theils zu Baden, theils zu Pfalz-Zweibrück gehört hatte.

Wie Oldenburg mit früher Sponheim'schen Besitzungen (Fürstenthum Birkenfeld), Homburg daneben mit dem Zweibrück'schen Ober-Amte Meisenheim ausgestattet wurde, so erhielt ebenfalls von dem letzteren Fürstenthume Sachsen-Coburg einen Antheil, der als Fürstenthum Lichtenberg (jetzt Kreis St. Wendel) 1834 gegen eine jährliche Rente von 80,000 Rthlrn. an Preußen abgetreten wurde. Ebenso überließ und zwar schon 1815 der Graf Pappenheim, dem die nassauische Herrschaft Ottweiler bestimmt war, dieses Land gegen eine Rente von 30,000 Rthlrn. an Preußen; endlich wurde auch Mecklenburg-Strelitz mit einer Summe von 1 Mill. Rthlrn. für die Gebiete abgefunden, welche ihm im Quellgebiet der Ahr und Roer zugesprochen worden waren.

In Folge dieser neuen Erwerbungen wurde nach einer königlichen Verordnung vom Jahre 1817 dem bisherigen Titel die Bezeichnung „Großherzog vom Niederrhein, Herzog zu Engern und Westfalen, Fürst von Paderborn, Münster, Eichsfeld und Erfurt" hinzugefügt. Der Titel „Graf von Hohenzollern", der seit 1684 vom großen Kurfürsten angenommen worden war und der ursprünglich nur die Ansprüche auf dieses Gebiet bezeichnen sollte, wurde unter König Friedrich Wilhelm IV. vollständiger Besitztitel, da die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen im April 1850 ihre Länder an Preußen abtraten zufolge des Vertrags vom 7. December 1849, durch welchen ihnen eine Rente von 35,000 Rthlrn. zugesichert wurde. Endlich — um auch dies gleich hier anzuschließen — ward 1854 ein kleines Gebiet am Jade-Meerbusen zur Anlegung eines Kriegshafens in Besitz genommen, nachdem Preußen für dasselbe dem Großherzog von Oldenburg ½ Mill. Rthlr. zugesichert hatte.

Es mußte die erste Sorge der Regierung sein, die Verhältnisse der alten Provinzen auf's neue zu ordnen und die neu erworbenen Länder, wenn auch zunächst nur äußerlich, mit den älteren Staats-Gebieten zu Einem Ganzen zu verschmelzen. Deshalb wurde durch die Verordnung vom 30. April 1815 der Staat in zehn, nachmals

in acht Provinzen getheilt, diese in Regierungs-Bezirke und letztere wieder in landräthliche Kreise. In jedem Bezirke leitete die „Regierung" mit einem Präsidenten an der Spitze die Geschäfte, und die Ober-Regierungsräthe theilten sich die einzelnen Zweige der Verwaltung; an die Spitze der Provinzen wurden Ober-Präsidenten für die Civil-, Generale für die Militär-Angelegenheiten gestellt. Schon früher, im Juni 1814, war das Staats-Ministerium neu geordnet; dem Staatskanzler blieb jedoch die Oberleitung. Am 31. März 1817 endlich trat der Staatsrath, ebenfalls neu in's Leben gerufen, in Thätigkeit und begann seine legislatorische Wirksamkeit mit der Berathung eines neuen Steuersystems und der Entwerfung einer Verfassungs-Urkunde. Außer den Prinzen des königlichen Hauses und den Ober-Präsidenten bestand derselbe auch aus solchen Personen, die das besondere Vertrauen des Königs besaßen.

In welchem Zustande sich das Land nach so schweren Kriegen und nach so lang andauerndem Drucke befand, läßt sich leicht ermessen. Die Anforderungen, welche an dasselbe gemacht worden, waren in's Unglaubliche gegangen, und wenn man versucht hat, auch nur annähernd die Last zu berechnen, welche die 1807 dem Staate gebliebenen Provinzen in dem Zeitraume von 1806—14 zu tragen gehabt haben, und dabei auf die Summe von 330 Mill. Rthlrn. gekommen ist, so läßt sich wohl annehmen, daß hierbei verhältnißmäßig nur ein geringer Theil in Rechnung gebracht worden ist. Aus der französischen Contribution, aus den englischen Subsidien, durch den Verkauf von Gütern sowie durch Anleihen gewann zwar der Staat die Mittel, dem Lande auf seine Verluste 130 Millionen baar zurückzuzahlen, doch mußte man sehr haushälterisch mit den Geldern umgehen, um nach Möglichkeit für die Wiederaufnahme des Landes Sorge tragen zu können. Viele Festungsstädte waren bombardirt, ihre Vorstädte niedergebrannt; Heerstraßen, Kanäle und Häfen bedurften dringend der Herstellung; neue Chausseen mußten angelegt, die Festungen zum Theil neu gebaut, die Kriegsvorräthe ergänzt, alle Verwaltungszweige neu eingerichtet werden. Der Landbau bedurfte der Aufhülfe, zur Regelung der dänisch-schwedischen Angelegenheiten, zur Entschädigung der Mediatisirten ꝛc. waren bedeutende Summen nothwendig, so daß in der Zeit von 1815—19 nicht weniger als 70—80 Millionen zu diesen Zwecken verwendet werden mußten.

So erklärt es sich, daß in der nun folgenden Zeit die Sorge für die materiellen Interessen scharf in den Vordergrund trat und daß — da die äußerste Sparsamkeit nothwendig war — das geistige Leben, Kunst und Wissenschaft verhältnißmäßig wenig Förderung erfuhr.

Es war eine Riesenarbeit, in dies Chaos Licht zu bringen, alle diese Verhältnisse zu ordnen und endlich die Höhe der Staatsschulden endgültig festzustellen, um von nun an einen geregelten Haushalt führen zu können und nicht mehr von der Hand in den Mund leben zu müssen. Mit der größten Anstrengung hatte man endlich im Laufe des Jahres 1819 alle Schwierigkeiten überwunden. Laut

Bekanntmachung vom 17. Januar 1820 wurde die Schuldenlast auf 218 Millionen Rthlr. normirt, 11¼ Million unverzinslicher Papiergelder eingerechnet. Zugleich setzte der König fest, daß hinfort die Aufnahme eines neuen Darlehns nur unter Bewilligung und Garantie der einzuberufenden Reichsstände geschehen könne, und daß eine selbständige Commission das Staatsschuldenwesen controlliren und für die richtige Abführung der Zinsen sowie die gesetzmäßige Tilgung des Schuldcapitals Sorge tragen solle. Und mit so großer Gewissenhaftigkeit ging man hierbei zu Werke, daß von jenen 218 Millionen zu Anfang des Jahres 1848 nur noch 137½ Mill. Rthlr. Schulden übrig waren, nachdem bis dahin 80½ Mill. getilgt und an Zinsen 173½ Mill. gezahlt worden. Und dabei war in eben dieser Zeit noch überdies ein Schatz von mehr als 40 Mill. Rthlrn. baar gesammelt, der allerdings durch die politischen Verhältnisse im Jahre 1830 und 1840 um die Hälfte vermindert wurde.

So glänzende Erfolge in den Finanz-Verhältnissen konnten nur durch die große Ordnung und Sparsamkeit ermöglicht werden, welche für alle Zweige der Verwaltung in Anwendung kamen. Der König ging mit seinem eigenen Beispiele rühmlich voran. Von dem Kron-Fideicommiß d. h. dem Ertrage aus den Domainen der alten Provinzen, welche stets als Eigenthum der königlichen Familie gegolten haben, wurde nur ein Theil zum Unterhalt des königlichen sowie der sämmtlichen prinzlichen Hofstaaten verwendet, während der Ueberschuß in die allgemeine Staatskasse floß. Zugleich erfuhr das Steuersystem eine gänzliche Umgestaltung, obgleich es Vielen gewagt erschien, eine sichere Einnahme aufzugeben und dafür eine Abgabe einzuführen, deren Ertrag noch ungewiß war. Mit der vollen Gewerbefreiheit, wie sie bereits in Preußen bestand, konnten aber die alten Hemmnisse nicht ferner bestehen, die mit der Erhebung der bisherigen Accise unzertrennlich verbunden waren. Das Gesetz vom 26. Mai 1818 hob nun die Thoraccise auf, und sprengte damit alle inneren Zoll- und Acciselinien und verlegte sie an die Grenzen des Reiches. Nur für Branntwein, Bier, Most und Taback ward auch ferner die innere Besteuerung beibehalten; ebenso das Salz-Monopol. Zugleich wurde die Gewerbe- und Stempelsteuer neu geordnet, die Revision der Grundsteuer dagegen nach dem Gesetze vom 30. Mai 1820 verschoben, da sie die größten Schwierigkeiten darbot, und deshalb eine gründliche Berathung mit den Provinzialständen vorangehen sollte. Statt aller andern indirecten Steuern wurde für 136 Städte der Monarchie die Schlacht- und Mahlsteuer eingeführt, für das platte Land aber, wo die Erhebung dieser Steuer unmöglich war, die Klassensteuer. Indem aber die bisherigen Zollgrenzen fielen, war es wünschenswerth, die vielfach zerrissenen Grenzen des Staates, die zu ihrer Beaufsichtigung bedeutende Mittel erforderten, dadurch abzurunden, daß mit andern deutschen Staaten desfallsige Verträge geschlossen wurden. Der Anfang damit wurde schon 1827 gemacht, während durch gleiches Bedürfniß getrieben ähnliche Vereine auch unter andern deutschen

Staaten zum Abschluß kamen. Dennoch vergingen mehrere Jahre, ehe die Idee einer allgemeinen deutschen Zolleinigung erwünschten Eingang fand, und nur durch augenblickliche bedeutende Einbußen gelang es Preußen endlich, dieselbe zur Durchführung zu bringen. Am 1. Januar 1834 trat der preußisch-deutsche Zollverein in's Leben, der je länger je mehr seinen wohlthätigen Einfluß bewährt und die materielle Einigung Deutschlands angebahnt hat. Die Finanzminister v. Motz und Maaßen haben sich dabei außerordentliche Verdienste erworben.

Aber nicht an diese eine Seite des Staatslebens allein wurde die bessernde Hand gelegt, sondern nach allen Richtungen hin wurde der durch die Befreiungskriege unterbrochene innere Ausbau des Staats-Gebäudes mit Rüstigkeit und Kraft gefördert. Das Justizwesen erhielt neue Einrichtungen, für Kunst, Wissenschaft und Schulen wurde Beträchtliches geleistet oder doch die Bestrebungen ausgezeichneter Persönlichkeiten kräftig unterstützt. Es mag hier nur an die neu eingerichtete Universität Halle erinnert werden, mit der 1817 die ältere Wittenberg vereinigt wurde, sowie an die Begründung der Universität Bonn im Jahre 1818, in Bezug auf das Schulwesen aber an den Minister v. Altenstein, der die Kräfte tüchtiger Mitarbeiter sowohl für höhere wie niedere Schulen zu concentriren verstand und dem preußischen Unterrichtswesen eine so große Achtung verschaffte, daß aus allen Staaten Europas, ja selbst aus Amerika Männer abgesendet wurden, die dasselbe hier kennen lernen sollten. Der fromme Sinn des Königs war ferner bemüht, wahre und ungeheuchelte Gottesfurcht zu kräftigen und zu pflegen. Die lang bestandene Spaltung in der evangelischen Kirche zwischen Lutheranern und Reformirten hob er bei der Feier des Reformationsfestes 1817 durch die Union auf, ohne irgendwie Zwang anwenden zu wollen; doch fand die neue Agende, welche der König gern bei allen evangelischen Gemeinden als äußeres Zeichen ihrer Vereinigung eingeführt wissen wollte, vielfach lebhaften Widerspruch, so daß in Folge dessen mehrfach polizeiliche Maßregeln in Anwendung kamen. Nicht minder sorgte er dafür, daß auch die katholische Kirche in den königlichen Landen eine feste Einrichtung erhielt. Zufolge eines mit dem Papste 1821 abgeschlossenen Vertrages wurden für die preußischen Katholiken die beiden Erzbisthümer Cöln und Gnesen-Posen errichtet, sowie die Bisthümer Münster, Trier und Paderborn in den westlichen, Breslau, Culm und Ermland in den östlichen Provinzen. Dabei aber war er darauf bedacht, daß nicht von Seiten der Geistlichkeit Uebergriffe in die politischen Verhältnisse gemacht würden, und als z. B. der Erzbischof von Cöln, Droste zu Vischering, sich 1837 gegen sein Versprechen erlaubte, bei gemischten Ehen zwischen Katholiken und Protestanten die Erziehung sämmtlicher Kinder in der katholischen Lehre zu verlangen, ging der König sogar so weit, den Erzbischof vom Amte zu suspendiren und ihn in einer Festung unter Aufsicht zu stellen.

Während auf diese Weise der innere Ausbau des Staates mit

Eifer betrieben wurde, ward nicht weniger für die Sicherheit nach außen gesorgt. Bereits im September 1814 war bestimmt worden, daß jeder Waffenfähige, sobald er das zwanzigste Lebensjahr erreicht hätte, zum Heerdienste verpflichtet sei; alle früheren Befreiungen wurden ohne Ausnahme aufgehoben. Die bewaffnete Macht bestand fortan aus dem stehenden Heere und der Landwehr. Dem ersteren wurde die dienstfähige junge Mannschaft zugewiesen, die in dem Alter von 20—25 Jahren ausgehoben wurde, und zwar auf eine Dienstzeit von fünf Jahren, nämlich drei Jahre bei der Fahne und zwei in der Reserve. Diejenigen, welche nicht in dem Heere Platz fanden, sowie die, welche jene fünfjährige Dienstzeit beendet hatten, gehörten bis zu ihrem 32. Lebensjahre dem ersten Aufgebot der Landwehr an, das im Fall eines Krieges zur Unterstützung des stehenden Heeres dienen, in Friedenszeiten jährlich nur eine mehrwöchentliche Waffenübung machen sollte. Für den Kriegsfall sollte auch die Landwehr zweiten Aufgebots (vom 32. bis 39. Lebensjahre) herangezogen werden, doch nur für den inneren Dienst, und eine gleiche Bestimmung erhielt der dann zu bildende Landsturm, welcher aus tauglichen Männern vom 40. bis 60. Lebensjahre bestehen sollte. Das Gesetz vom 21. November 1815 enthielt die vollständige Bestimmung über die Landwehr. — Zugleich wurde durch Neubau oder Wiederherstellung von Festungen für den Schutz des Landes Sorge getragen; in's Besondere wurde zur Deckung der Rheinprovinz Coblenz und Ehrenbreitstein und gegen Rußland Posen befestigt.

Neben dieser Einrichtung und Ordnung des eigenen Landes galt es die Constituirung der deutschen und der allgemeinen europäischen Verhältnisse; letztere zu regeln, bezweckte die heilige Alliance.

Die verbündeten Monarchen waren kurz nach der zweiten Besitznahme von Paris durch Blücher und Wellington am 10. Juli 1815 in dieser Hauptstadt eingetroffen. Auf Anregung des Kaisers Alexander wurde unter ihnen hierselbst am 26. September die heilige Alliance geschlossen, welche für die Folge ähnliche Zustände verhüten sollte, wie sie in den letzten 25 Jahren zum größten Unheil ganz Europa erschüttert hatten; durch Gerechtigkeit und Liebe sollte hinfort der Frieden der Völker aufrecht erhalten werden. Es war eine sittliche Idee, welche zwar durch keine Staats-Verträge festgestellt wurde, aber doch allgemeine Anerkennung fand. Nur England und der Papst verweigerten den näheren Anschluß; auch haben einerseits die schnell auf einander folgenden Ereignisse ihr keine lange Dauer gelassen, andererseits faßte dieser Bund bald Zwecke in's Auge, welche mit den ursprünglich proclamirten Nichts gemein hatten, denn die heilige Alliance wurde bald Vorkämpfer der streng am Alten festhaltenden Reaction gegen alle, auch die bestberechtigten, Aenderungen und Reformen.

Von größerer praktischer Wichtigkeit, deshalb aber auch mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden war die Neugestaltung Deutschlands, welche auf dem Wiener Congreß ihre Erledigung fand. Die

Fürsten des früheren Rheinbundes hatten sich, als sie sich der Sache der Verbündeten anschlossen, durch besondere Verträge ihre bisherige Souverainität garantiren lassen, so daß selbst Metternich ursprünglich der Ansicht war, daß man sich mit einer einfachen Alliance der deutschen Fürsten unter einander begnügen müßte. Das schien jedoch England wie Rußland eine gefährliche Sache; sie befürchteten mit Recht, daß unter solchen Verhältnissen Deutschland jedem Angriff von Seiten Frankreichs preisgegeben sein würde, und drangen deshalb auf eine engere Vereinigung der deutschen Fürsten. Es war aber keine geringe Aufgabe, die passende Form zu finden, unter welcher diese Einigung herbeigeführt werden könnte. Die Verhandlungen darüber wurden im October 1814 einem Ausschuß übergeben, der aus Vertretern von Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Württemberg bestand; doch war gegenseitige Verständigung unmöglich, da Württemberg und noch mehr Bayern durchaus unumschränkte Freiheit in allen Staatshandlungen beanspruchten, neben welcher natürlich ein gewisses Verschmelzen der deutschen Interessen undenkbar war. Der Widerstand dieser beiden Mächte wurde durch das unklare Benehmen Oesterreichs unterstützt, das wo möglich die früheren Rheinbundsfürsten enger an sich ketten wollte. Stein war es auch damals, der wirksam eingriff; einerseits nahm er die Vermittelung des russischen Kaisers in Anspruch, andererseits zeigte er den kleineren Staaten Deutschlands die Gefahr, welche es für sie haben würde, falls keine Conföderation zu Stande käme. Dennoch löste sich nach wochenlanger vergeblicher Berathung der deutsche Ausschuß auf, und die drohende Stellung, welche damals Oesterreich, England und Frankreich im Verein mit den deutschen Mittelstaaten gegen Preußen und Rußland einnahmen, so daß der Krieg unvermeidlich schien, ließ das deutsche Verfassungswerk gänzlich bei Seite legen.

Als dann der Sturm glücklich vorüber gegangen war, wurden die Verhandlungen aufs neue aufgenommen. Den Plan, das Kaiserthum wieder herzustellen, ließ man fallen, da keine Aussicht vorhanden war, daß eine der beiden deutschen Großmächte sich der andern unterordnen würde, und da selbst viele von den Mittelstaaten nur gewaltsam zur Unterwerfung hätten gebracht werden können. Auf Antrieb der kleineren Staaten nahm dann der Congreß selber die Sache in die Hand, und die Rückkehr Napoleons und das Andringen Rußlands brachten endlich am 8. Juni 1815 den deutschen Bund zum Abschluß, obgleich die Bundesakte den Wenigsten genügte. Man tröstete sich jedoch damit, daß es besser sei, einen unvollkommenen als gar keinen Bund zu schließen, und gab sich der Hoffnung hin, daß bei den künftigen Berathungen des Bundestages die vorhandenen Mängel durch die Praxis selber würden ausgemerzt werden können. Dieser Erwartung wurde jedoch weder durch die Schlußakte vom Jahre 1820 noch durch die Erläuterungen und Ergänzungen vom Jahre 1832 genügt.

Oesterreich übernahm bei dem am 5. November 1816 eröffneten

Bundestage den Vorsitz, weil es damals unter allen deutschen Staaten die meisten Einwohner zählte, und weil man ihm im Andenken an die früher von ihm getragene Kaiserwürde eine Auszeichnung gewähren wollte. Wenn aber den griechischen Amphiktyonien des Alterthums mit Recht der Vorwurf gemacht worden ist, sie hätten deshalb keinen Halt in sich gehabt, weil die kleineren Städte oder Völkerschaften gleiches Stimmrecht mit den größeren ausgeübt, so trat derselbe Schade in dem Verhältnisse hervor, nach welchem in dem deutschen Bunde das Stimmrecht vertheilt wurde. Während in der engeren Bundes-Versammlung für jede der beiden Hauptmächte, Oesterreich und Preußen, nur eine Stimme festgesetzt wurde, ungeachtet beide fast zwei Drittel der Einwohner Deutschlands umfaßten, wurden dem letzten, wenn auch größeren Drittel 15 Stimmen zu Theil, und dasselbe auffallende Verhältniß wurde auch für die Plenar-Versammlungen festgehalten, da Oesterreich und Preußen je vier, die übrigen Staaten dagegen 61 Stimmen überwiesen erhielten.

Die Bundesakte hatte sich mit der einfachen Bestimmung begnügt, daß in allen Bundesstaaten Landstände eingerichtet werden sollten; der Antrag Preußens, daß auch zugleich das Minimum der Rechte festgesetzt würde, welche denselben bewilligt werden sollten, war nicht angenommen worden. Friedrich Wilhelm ging deshalb seinen eigenen Weg. Schon im Mai 1815 hatte er angeordnet, daß in den Provinzen, in welchen die Stände noch in einiger Wirksamkeit wären, dieselben wieder zeit- und zweckmäßig hergestellt, und wo keine vorhanden gewesen, sie neu eingeführt werden sollten. Aus ihnen sollten dann die Landes-Vertreter gewählt werden, für deren Sitzungen Berlin bestimmt wurde. Die Thätigkeit derselben sollte sich auf die Berathung der Gesetzgebung mit Einschluß der Steuer-Bewilligung erstrecken. Der inzwischen wieder ausgebrochene Krieg verschob jedoch die Ausführung dieser Verordnung, und ebenso nahmen noch längere Zeit hinterher andere dringende Geschäfte die ganze Thätigkeit der Regierung in Anspruch. Erst im März 1817 erhielt der Staatsrath die Weisung, mit dem Verfassungs-Entwurf vorzugehen. Zu dem Ende bereiste eine Commission die Provinzen, um sich an Ort und Stelle mit den Bedürfnissen und Wünschen der einzelnen Landestheile bekannt zu machen, und überdies wurden die Provinzial-Behörden aufgefordert, anderweitiges Material zu diesem Zwecke zu sammeln und einzureichen. Wurde schon dadurch die Angelegenheit nur langsam gefördert, so wurde sie noch mehr verzögert, als Symptome auftauchten, welche die Regierungen in Deutschland bedenklich machten. Die Unzufriedenheit mit der neuen Organisirung Deutschlands war so allgemein, daß sie sich überall durch die Presse Luft zu machen suchte, und daß, als ihr dies Organ entzogen wurde, sich geheime Gesellschaften bildeten, gegen welche schon zu Anfang des Jahres 1816 in Preußen ein Edict erlassen wurde, das auf die im Landrecht angeordneten Verbote und Strafen hinwies. Als dann bei der Reformations-Feier im October 1817 durch die auf der Wartburg zahlreich ver-

sammelte akademische Jugend große Aufregung entstand, als ferner im März 1819 der Studiosus Sand den russischen Staatsrath v. Kotzebue zu Mannheim ermorderte, der wegen seiner Berichte an Rußland über die deutschen Zustände als Vaterlands-Verräther verhaßt war, so glaubte man von Seiten der Regierungen den revolutionären Bestrebungen entgegentreten zu müssen, und man berieth deshalb 1819 zu Karlsbad über gemeinsame Maßregeln gegen diese „demagogischen Umtriebe". Die burschenschaftlichen Verbindungen auf den Universitäten wurden aufgehoben, letztere selber überwacht, die Turnplätze geschlossen, und Viele, darunter auch Jahn, gefänglich eingezogen; die überall angeordneten Untersuchungen zogen sich Jahre lang hin. — Durch dies Alles aber geschah es, daß erst im August 1823 das Gesetz erschien, das die Provinzialstände in Preußen anordnete und die weitere Ausbildung der ständischen Gesetzgebung auf spätere Zeit verschob.

Die Bewegung, welche man in Deutschland durch die Karlsbader Beschlüsse zu unterdrücken hoffte, durchlief in kurzer Zeit fast ganz Europa, wo in ähnlicher Weise die Unzufriedenheit mit der mangelhaften Neugestaltung der Verhältnisse eine allgemeine war; dagegen schritt die heilige Alliance ein, der sich auch Frankreich angeschlossen hatte, nachdem auf Beschluß des Congresses zu Aachen 1818 die Verbündeten ihre Besatzungstruppen aus letzterem Lande zurückgezogen hatten. Auf dem Congreß zu Troppau 1820 und zu Laibach 1821 ordnete die Alliance zunächst die italienischen Wirren; von ihr beauftragt unterdrückte Oesterreich den Aufstand in Neapel und Piemont durch Waffengewalt. Ebenso nahm der Congreß zu Verona 1822 die spanischen Angelegenheiten in die Hand, und in Folge dessen rückte eine französische Armee in die Halbinsel ein und bändigte die Revolution in kurzer Zeit. Bei dem Aufstande der Griechen 1821 zögerten jedoch die Mächte lange sich einzumischen; hier gegen die Aufständischen Partei zu nehmen, hätte der Stimmung von fast ganz Europa und vornehmlich von Rußland allzusehr widersprochen; für sie aber einzuschreiten wagte zunächst selbst Alexander nicht, obgleich sein Staats-Vortheil einen Krieg gegen die Türkei wünschenswerth machte, da sonst die Alliance zu zerfallen drohte, und in's Besondere Oesterreich von einem solchen Nichts wissen wollte. Als aber Ibrahim von Aegypten den Aufstand der Griechen mit eiserner Strenge zu Boden schlug, traten die Großmächte dazwischen, und Rußland erklärte 1828 den Türken den Krieg, bei dessen Abschluß durch den Frieden zu Adrianopel 1829 König Friedrich Wilhelm die Rolle eines Vermittlers auf ehrenvolle Weise übernahm. Alle diese Bewegungen waren aber nur das Vorspiel der Revolution, welche im Juli 1830 die Bourbons aus Frankreich vertrieb und die Orleans auf den Thron setzte. Schon einen Monat später waren die Niederlande, und im November Polen in vollem Aufstande. Damit zerfiel die heilige Alliance thatsächlich. Während Rußland in Polen vollauf zu thun hatte, Oesterreich aber in Italien die frühere Ordnung zurückführte, begnügte sich Friedrich

Wilhelm damit, am Rhein sowie an der polnischen Grenze Truppen aufzustellen, welche den Krieg von seinen Landen abhalten sollten, so daß Preußen während dieser aufgeregten Zeit sich der Ruhe erfreute, welche auch bis zum Tode des Königs nicht gestört wurde.

Die Anspruchslosigkeit und Einfachheit, welche Friedrich Wilhelm sein ganzes Leben hindurch bewahrte, sowie die Gerechtigkeitsliebe, welche er in allen Verhältnissen an den Tag legte, hatten ihm im Lande wie bei den Nachbarn außerordentliche Hochachtung und Verehrung erworben. Seine vortrefflichen Eigenschaften aber waren die Frucht einer innigen, tiefen Frömmigkeit, die ihn auch das schwerste Leiden mit Ergebung und Vertrauen hatte ertragen lassen. Das reinste Glück suchte und fand er in ländlicher Stille innerhalb seines Familienkreises, was ihn auch, als alle seine Söhne und Töchter vermählt waren, im Jahre 1824 bewog, eine morganatische Ehe mit der Gräfin Auguste v. Harrach einzugehen, der nachmaligen Fürstin zu Liegnitz. — Er stand bereits in seinem siebzigsten Lebensjahre, als im Frühjahr 1840 eine Krankheit sich in ihm entwickelte, gegen welche keine Kunst der Aerzte etwas vermochte. Am 1. Juni, als der Grundstein zum Friedrichs-Denkmal in Berlin gelegt wurde, konnte er nur von seinem Fenster aus der Feierlichkeit zusehen. Sehr bald verschlimmerte sich sein Zustand so, daß die ganze Familie sich um ihn sammelte, um Abschied von ihm zu nehmen; von ihr umgeben schlief er am 7. Juni sanft und ruhig ein. Nach seinem Wunsche fand er im Mausoleum zu Charlottenburg seine Ruhestätte an der Seite der Königin Louise, deren Bild in seinem Herzen stets lebendig geblieben war. Die Trauer des Volkes aber war eine allgemeine und ungeheuchelte; es hatte in ihm nicht den König, sondern den Vater verloren. Eine lange Reihe von mehr als 40 Jahren, in Leid und Freud' mit einander durchlebt, hatte es durch die Bande der Liebe und Verehrung fest und unauflöslich mit dem verbunden, dessen „Zeit in Unruhe, dessen Hoffnung aber in Gott" gewesen war.

XV. Preußen seit 1840.

Nachdem durch die Freiheitskriege die Unabhängigkeit Deutschlands und Preußens insbesondere unter den gewaltigsten Anstrengungen errungen worden war, trat das Bestreben hervor, für die Einigung Deutschlands festere Grundlagen zu gewinnen, als der deutsche Bund sie bieten zu können schien, und bei einer freieren Verfassung dem Volke Antheil an der Regierung zu verschaffen. Die geheimen Verbindungen, die sich zu dem Ende über ganz Deutschland verbreiteten

und durch das Wartburgfest nicht wenig neue Theilnehmer gewannen, zogen durch die Ermordung von Kotzebue und einen ähnlichen Versuch in Nassau die Aufmerksamkeit der Regierungen in dem Grade auf sich, daß — wie wir oben gesehen — im Congreß zu Carlsbad (1819) Beschlüsse gefaßt und nachmals noch verschärft wurden, diesen „demagogischen Umtrieben" überall nachzuspüren, die Theilnehmer unnachsichtlich zu bestrafen und die Presse in scharfe Controlle zu nehmen. Zum Theil deswegen, zum Theil, weil jene Agitation nur in kleine Kreise des Volkes gedrungen war, geschah es denn auch, daß, als 1830 die Juli-Revolution in Frankreich die Bourbons verjagte, Belgien von Holland trennte und zu einem selbständigen Königreich machte, und Polen in den gewaltigsten Aufruhr versetzte, Preußen von diesen Ereignissen unberührt blieb. Selbst als nachmals in vielen kleineren deutschen Staaten constitutionelle Regierungs-Formen zum Durchbruch kamen, blieb es in Preußen ruhig, da das vorgerückte Alter des Königs bei der allgemeinen Ehrfurcht, die derselbe genoß, wenig Aussicht auf Erfolg ähnlicher Forderungen hoffen ließ.

Anders dagegen gestaltete sich die Lage der Dinge nach dem Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelms IV. (1840). Hatte vielleicht auch Anfangs — abgesehen von der Persönlichkeit des verstorbenen Königs — schon die durch die Verträge von 1815 herbeigeführte bunte Zusammensetzung des Staates eine Volksvertretung, in welcher die widerstrebenden Elemente viel Rückhalt finden konnten, nicht räthlich erscheinen lassen, so lag das jetzt, nach 25 Jahren, ganz anders. So gab denn auch der König dem Andrängen zahlreicher Stimmen aus dem Volke nach, und berief am 3. Februar 1847, um das Versprechen seines Vaters zu erfüllen, eine Repräsentation des Volkes zur Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthums-Rechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung beträfen. Es war der „vereinigte Landtag", der aus sämmtlichen Provinzialständen der Monarchie zusammengesetzt wurde und vom 11. April bis 26. Juni seine Sitzungen hielt. Wenn man auch hervorhob, daß mit dem 3. Februar eine neue Phase der preußischen Geschichte anhebe, und wenn man zugestand, daß die Verhandlungen dieses Landtages, die mit Ernst und Kraft, doch mit weiser Mäßigung geführt worden seien, Erfolge erzielt hätten, welche jede Erwartung weit übertrafen, so waren doch diejenigen wenig befriedigt, welche nach dem langen Stillstand in der Entwickelung der politischen Verhältnisse unter Friedrich Wilhelm III. jetzt ein um so rascheres, kein langsames und allmähliches, Fortschreiten verlangten. Ebenso bewirkten die kirchlichen Wirren und die vielfach herrschende Noth im Lande, daß in weiteren Kreisen Unzufriedenheit mit den bestehenden Einrichtungen entstand und die ärmeren Volksklassen gegen die besitzenden aufgeregt wurden.

Da brach in den Tagen des Februar 1848 die dritte Revolution in Paris aus. Der Bürgerkönig Ludwig Philipp mußte fliehen, Frankreich verwandelte sich wieder in eine Republik.

Von dort aus verbreitete sich die Aufregung wie durch andere Staaten so namentlich durch Deutschland und wurde um so gefährlicher, als sie überall viel Zündstoff vorfand. Da nun anzunehmen war, daß die beiden Hauptstaaten Deutschlands den größten Widerstand gegen die Bewegung leisten würden, so kam es darauf an, gerade hier einen vollständigen Bruch mit der Vergangenheit herbeizuführen. So wurde denn Berlin der Sammelplatz derer, die dies zu erreichen strebten; ebenso war auch in andern Gegenden, insbesondere in den Hauptorten, ihre Thätigkeit nicht gering. Aus den verschiedensten Städten des Königreiches liefen Adressen ein, in denen verlangt wurde, zunächst den Landtag zu berufen, um über Aenderung der Verfassung das Nöthige einzuleiten, und in zahlreichen Volksversammlungen wurden die Tagesfragen in einer Art besprochen, welche die Menge erhitzte. Ungeachtet am 14. März die königliche Zusage erfolgte, der vereinigte Landtag solle einberufen werden, legte sich die Aufregung nicht, vielmehr füllten sich mehrere Tage nach einander mit einbrechender Dunkelheit die Straßen Berlins mit dichten Menschenmassen, gegen die Militair herangezogen wurde, so daß es bald zu blutigen Conflicten kam, durch welche vielfach Erbitterung hervorgerufen ward. Die Proclamation des Königs am Mittag des 18. März, welche die Forderungen des Volkes zu erfüllen versprach, schien jedem weiteren Vorgehen, wenigstens für den Augenblick, ein Ende zu machen. Da aber erfolgte, sei es durch Zufall, sei es durch Vorsatz herbeigeführt, ein neuer Zusammenstoß zwischen den Truppen und der zahlreichen Menge, die sich vor dem königlichen Schlosse versammelt hatte. Indem die Truppen den Platz mit Gewalt säuberten, vertheilte sich die Menge nach allen Stadtgegenden, schrie Verrath und rief zu den Waffen auf. Die Sturmglocke ertönte, in allen Theilen der Stadt erhoben sich Barrikaden, und es begann ein Kampf, der die ganze Nacht hindurch anhielt und etwa 200 Opfer wegraffte. Ferneres Blutvergießen zu vermeiden, befahl endlich der König den Truppen, vom Kampfe abzustehen, forderte die Einwohner zu Gleichem auf, setzte ein neues Ministerium ein, zog sämmtliche Truppen aus der Stadt und gestand die Errichtung einer Bürgerwehr zu, um die Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt aufrecht zu erhalten.

Demnächst wurde (am 2. April) der vereinigte Landtag gemäß dem Versprechen des Königs einberufen, doch war seine Thätigkeit eine nur kurze. Er bewilligte einen Credit von 40 Millionen und genehmigte das Gesetz, nach welchem alsbald Urwahlen im ganzen Lande vorgenommen werden sollten zu einer National-Versammlung, mit der die neue preußische Verfassung vereinbart würde. Die Versammlung wurde am 22. Mai eröffnet, und ihr ein Verfassungs-Entwurf zur Berathung vorgelegt. Wie wenig bestimmt gesondert jedoch damals noch die Parteien neben einander standen, dafür zeugt nichts schärfer, als der gleich Anfangs gestellte Antrag, anzuerkennen, daß in den Märztagen eine Revolution stattgefunden habe. Nach den heftigsten Debatten ging die Majorität über diesen Antrag zu

der motivirten Tages-Ordnung über, „daß man die großen Ereignisse des März und ihren Einfluß auf die gegenwärtige Staats-Entwickelung anerkenne." Erst nachmals trat die schärfere Stellung der Parteien gegen einander hervor, nicht wenig durch beständige Unruhen befördert, bei welchen sogar am 14. Juni das Zeughaus gestürmt wurde, um auch die Massen zu bewaffnen.

Die Berathung über die Verfassung mußte sich um so mehr in die Länge ziehen, als endlich der Beschluß gefaßt wurde, den Entwurf der Regierung bei Seite zu legen und im Schooße der Versammlung selber einen neuen aufzustellen. In Folge dessen dankte das Ministerium Camphausen ab und das Ministerium Auerswald trat an seine Stelle. Aber auch dies bestand nur kurze Zeit. Schon durch die Verhandlungen über die Bürgerwehr, noch mehr über das Institut der Schutzmannschaft für die Hauptstadt, sowie über das vorgelegte Aufruhr-Gesetz wurde die gegenseitige Stimmung immer gereizter; es trat aber ein vollständiger Bruch ein, als ein zu Schweidnitz ausgebrochener Conflict zwischen der Besatzung und der Bürgerwehr Veranlassung zu heftigen Anträgen gab. Die Linke in der Versammlung beschuldigte nicht nur die Rechte, die Armee gegen die neuen Zustände aufzuhetzen, sondern setzte es auch durch, daß eine Untersuchungs-Commission eingesetzt werden sollte, beantragte einen Garnison-Wechsel und forderte den Kriegs-Minister auf, die reactionären Tendenzen der Offiziere niederzuhalten und diejenigen zum Austritt aus der Armee aufzufordern, welche mit dem neuen Staats-Princip nicht einverstanden wären. Erst mehrere Wochen später erfolgte von der Regierung eine abschlägige Antwort; um so schärfer drang aber nun die Opposition auf die Ausführung ihres Beschlusses. Darauf legten die Minister am 11. September ihr Amt nieder, und die Versammlung vertagte sich auf 8 Tage, um der Bildung eines neuen Ministeriums Zeit zu gewähren, das am 21. durch den General v. Pfuel sich bildete, und alsbald eine vermittelnde Antwort ertheilte.

Seit diesem Auftritte jedoch, den die Demokratie für sich auszubeuten wußte, wurde der Bruch zwischen der Regierung und der National-Versammlung immer mehr erweitert, und eine Reihe von scharfen Beschlüssen machte ihn unheilbar. Schon beim Beginn der Berathung über den Eingang der Verfassung, das Königthum von Gottes Gnaden, erhob sich die schärfste Debatte, nicht minder über die Theilung der Provinz Posen in eine deutsche und eine polnische Hälfte, und ebenso über Abschaffung des Adels, der Orden und derjenigen Titel, die mit keinem Amte verbunden wären. Und als nun gar am 31. October der Antrag genehmigt wurde, den König aufzufordern, bei der deutschen Central-Gewalt schleunige und energische Schritte zu thun, um Wien Hülfe zu bringen, welches gegen die kaiserliche Regierung sich erhoben hatte und von deren Truppen blokirt und hart bedrängt wurde, und als während der Berathung der Pöbel den Sitzungssaal förmlich belagerte und die Abgeordneten wie den Befehlshaber der Bürgerwehr selber eingesperrt hielt, bis die

Genehmigung erfolgt wäre, aber mit Strick und Messer anderen Falls drohte: da ließ sich nicht verkennen, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen sei. Das Ministerium Pfuel trat am 2. November ab, das Ministerium Brandenburg-Manteuffel trat an seine Stelle.

Die darüber erbitterte Stimmung der Versammlung sprach sich in einer Adresse an den König aus, in welcher diese Ernennung als eine solche bezeichnet wurde, die unabsehbares Unglück über das Land bringen werde, weshalb die Bitte um ein volksthümliches Ministerium gerechtfertigt erscheine. Eine Deputation überbrachte dieselbe nach Sanssouci dem Könige, der sie schweigend annahm und sich auf keine weitere Verhandlung einließ, was einen der Deputirten zu der Aeußerung veranlaßte: es sei das Unglück der Könige, daß sie nicht die Wahrheit hören wollten. Schriftlich erfolgte Tags darauf ein abschlägiger Bescheid, und am 9. November die Mittheilung der Namen von den nun definitiv ernannten Ministern. Zugleich zeigte eine königliche Botschaft der National-Versammlung an, daß, da sie nach den Vorgängen des 31. October in Berlin nicht in Ruhe berathen könne, sie nach Brandenburg verlegt werden solle. Der Minister-Präsident erklärte demnach die fernere Berathung für ungesetzlich und forderte zur Abbrechung derselben auf. Mit ihm zugleich verließ ein großer Theil der Rechten den Saal, die Zurückgebliebenen aber legten in heftigster Aufregung Protest ein, blieben beisammen und verlangten von der Bürgerwehr Schutz, der auch zugesagt wurde. So brach der Morgen des 10., des Entscheidungstages, an. General Wrangel rückte mit 15,000 Mann in die Stadt, umzingelte den Sitzungssaal und die Bürgerwehr, die auf dem Platze aufgestellt war, und als die Abgeordneten beschlossen, einen Aufruf an das Volk zu erlassen, und demnächst den Saal verließen, ließ er das Haus besetzen und verweigerte am folgenden Tage den Eingang in dasselbe. Zugleich erfolgte die Aufhebung der Bürgerwehr und die Verhängung des Belagerungs-Zustandes für Berlin. Vergebens wählten die Abgeordneten der Linken und die, welche sich ihnen angeschlossen, verschiedene andere Säle zur Fortsetzung ihrer Berathungen; überall durch Militair verwiesen faßten sie endlich am Abend des 15. November den Beschluß, daß das Ministerium Brandenburg nicht berechtigt sei, Steuern zu erheben und Staatsgelder zu verwenden. Damit trennte sich die Versammlung in der Hoffnung, durch den gefaßten Beschluß die Regierung lahm gelegt zu haben.

War selbst von Gesinnungs-Genossen der demokratischen Linken es für unpolitisch erklärt, den oben erwähnten Beschluß wegen der Provinz Posen und in Betreff der Aufhebung des Adels zu fassen, so wurde noch mehr der letzte Beschluß in Betreff der Steuer-Verweigerung getadelt, der nothwendig, sobald er zur Ausführung kam, die Staats-Maschine in Stockung setzen und die Anarchie und den Bürgerkrieg im Lande hervorrufen mußte, wenn er aber unausgeführt blieb, die Ohnmacht der National-Versammlung klar an den Tag legte.

Und der nun folgende Umschwung der Gesinnung zeigte die Richtigkeit dieser Beurtheilung. Die Verwerfung des Königthums „von Gottes Gnaden", die Erklärung desselben für eine bankerotte Firma hatte bei gar Vielen, welche sich erinnerten, was Preußen seinen Königen verdankt, den größten Unwillen erregt; solche und ähnliche scharfe Beschlüsse hatten den Preußen-Vereinen, die sich als Gegengewicht der demokratischen vielfach bildeten, zahlreiche Mitglieder zugeführt. Als nun aber gar die Steuer-Verweigerung ausgesprochen wurde, trat ein allgemeiner Abfall auch bei solchen ein, welche es bisher mit der National-Versammlung gehalten hatten, jetzt aber gerechtes Bedenken trugen, zum Bürgerkrieg herauszufordern. Von allen Seiten her wurde der Regierung das Anerbieten gemacht, Steuern vorauszuzahlen, um ihr bei etwa eintretender Verlegenheit zu helfen, und sie gewann allmählich um so größeres Ansehen, als sie die hervorbrechenden Unruhen in den Provinzen Sachsen und Schlesien kräftig niederhielt, und als — während in anderen Provinzen nur eine laue Zustimmung zu den Schritten der National-Versammlung sich aussprach, — in Posen, Pommern und Brandenburg sogar lauter Jubel sich erhob darüber, daß die Regierung wieder Energie zeigte. Das war auch vollkommen erklärlich, wenn man bedenkt, wie die National-Versammlung einerseits, um die Macht der Regierung zu schwächen, vielfach gegen die altpreußischen Institutionen aufgetreten war, die namentlich in letzteren beiden Provinzen in Fleisch und Blut übergegangen waren, andererseits der liberalen Doctrin zu Liebe das Deutschthum in Posen ohne Schutz gegen die Polen gelassen hatte.

Am 27. November sollte die National-Versammlung in Brandenburg ihre Sitzungen wieder beginnen, doch erst am 1. December wurde sie beschlußfähig. Als aber ein Antrag, die Sitzungen bis zum 4. zu vertagen, nicht angenommen wurde, entfernten sich so viele Mitglieder, daß jede Berathung unterbleiben mußte. Da erfolgte denn am 5. die Auflösung der Versammlung, zugleich aber eine octroyirte Verfassung, die so entworfen war, daß der ungleich größere Theil des Volkes dadurch vollständig befriedigt wurde. Zu ihrer Revision wurden neue Wahlen für zwei Kammern ausgeschrieben, und bereits am 26. Februar 1849 traten diese Kammern zusammen, in deren zweite vielfach die früheren Abgeordneten entsendet worden waren. Erst im Laufe der Berathungen gelang es der Linken, mehrere schwankende Mitglieder zu sich herüber zu ziehen, so daß die Rechte, die anfänglich die Majorität hatte, sichtbar zusammenschmolz. Nachdem beide Parteien lange Zeit heftig zusammengestoßen waren, bevor man noch an die Berathung über die Verfassung selber kam, trat abermals der vollständige Bruch ein, als es am 26. April der Linken gelang, den Beschluß durchzusetzen, daß der im November 1848 über Berlin verhängte Belagerungs-Zustand ohne Zustimmung der Kammer ungesetzlich sei, und daß sie ihrerseits dazu die Einwilligung nicht ertheile, vielmehr das Ministerium auffordere, den Belagerungs-Zustand sofort aufzuheben. Die Antwort darauf wurde am folgenden Tage durch

eine königliche Botschaft ertheilt, welche die zweite Kammer auflöste und die erste vertagte.

Eine neue Kammer zu berufen, wurde ein neues Wahlgesetz erlassen, durch welches indirecte Wahlen der Art angeordnet wurden, daß die Urwähler, nach den Steuerbeträgen in drei Klassen getheilt, zunächst Wahlmänner ernannten, welche sodann die Abgeordneten zu wählen hatten. Die Demokratie, mit diesem Wahlgesetz unzufrieden, beschloß auch hier „passiven Widerstand" zu leisten, d. h. sich jeder Betheiligung zu enthalten, und so geschah es, daß die am 7. August 1849 eröffnete zweite Kammer nur Conservative und Gemäßigt-liberale enthielt. Sie mäßigte manches Bedenkliche in der Verfassung und faßte Beschlüsse über die Bildung der ersten Kammer, deren endgültige Zusammensetzung dem Könige überlassen wurde, so daß nun dieser am 6. Februar 1850 die revidirte Verfassung öffentlich beschwor. Das Gleiche thaten die Minister und die Abgeordneten beider Kammern.

War auf diese Weise etwa innerhalb zweier Jahre das Verfassungswerk in Preußen vollendet und damit ein fester Grund gewonnen, an den weiteren Ausbau zu gehen, so war inzwischen der Versuch gänzlich mißglückt, Deutschland eine neue Staatsform zu geben, und auch allen Bemühungen König Friedrich Wilhelm's gelang es nicht, dem weiteren Vaterlande einen neuen Vereinigungspunkt zu schaffen, ungeachtet allseitig zugegeben wurde, daß der bisherige Bundestag bei seiner Schwäche und Hinfälligkeit unmöglich der einende Mittelpunkt für ein starkes, kräftiges Deutschland sein könne.

Schon in den ersten Tagen des März 1848, als die Bewegung von Frankreich her sich über ganz Deutschland verbreitete, traten 51 Männer — meist aus Süddeutschland, nur drei aus Preußen — in Heidelberg zusammen, um sich darüber zu besprechen, auf welche Weise für das gesammte Vaterland eine bessere Staatsform anzubahnen sei. Sie wählten einen Ausschuß von Sieben, der, im Einverständniß mit dem Bundestage, gewesene oder noch thätige Abgeordnete ꝛc. aus allen deutschen Ländern nach Frankfurt berufen sollte, damit diese Versammlung berathe, was dem Lande noth thue. Dies sogenannte Vorparlament trat schon am Ende März zusammen und setzte nach kurzen Vorarbeiten abermals einen Ausschuß von Funfzig ein, der durch seinen moralischen Einfluß auf Herstellung der allgemeinen Ordnung hinwirken sollte, gemeinschaftlich mit dem Bundestag, der 17 Vertrauensmänner, nach Zahl der Stimmen in seiner engeren Versammlung, zu jenen Verhandlungen hergab. Seine Aufgabe gelang jedoch dem Ausschuß wenig, namentlich konnte er es nicht verhindern, daß Männer der extremen demokratischen Partei im südlichen Baden die Fahne des Aufruhrs aufpflanzten, während gleichzeitig am anderen Ende Deutschlands die Polen in der Provinz Posen ihre Selbständigkeit mit den Waffen in der Hand wieder zu gewinnen suchten. Ungeachtet inzwischen die Wahlen zur deutschen Reichs-Versammlung eifrig betrieben wurden, konnte diese doch erst am 18. Mai in Frank-

furt zusammentreten, wo die Paulskirche zu ihren Sitzungen eingerichtet worden war. Ihre Aufgabe war eine weit schwierigere als die der preußischen National-Versammlung. Letztere hatte nur mit ihrer Regierung die neue Verfassung zu vereinbaren, jene dagegen sollte eine Verfassung entwerfen, die den Beifall aller deutschen Regierungen und Landes-Vertretungen hätte, da man nicht die Mittel besaß, ihre Annahme zu erzwingen. Die übergroße Menge von Vorschlägen, Anträgen und Wünschen aller Art verzögerte die Haupt-Arbeiten der Versammlung so sehr, daß man erst am 20. Juni die Debatten wegen einer provisorischen Central-Gewalt eröffnen konnte. Sie zogen sich bis zum 29. hin, wo endlich der Erzherzog Johann von Oesterreich mit starker Majorität zum Reichsverweser ernannt wurde, der, durch eine Deputation von der Wahl in Kenntniß gesetzt und nach Frankfurt eingeladen, am 12. Juli eine überaus schwierige Stellung antrat, während sich gleichzeitig der Bundestag auflöste.

Die Schwierigkeiten, mit denen das Reichs-Parlament zu kämpfen hatte, erhoben sich von allen Seiten. Man glaubte, sie dadurch leichter überwinden zu können, daß man die Berathung über die Reichs-Verfassung mit dem sechsten Abschnitt begann, der die Grundrechte des deutschen Volkes feststellen sollte. Doch schon da kam große Bitterkeit in die Verhandlungen, zumal da dieselben eine längere Unterbrechung wegen des Waffenstillstandes erlitten, den Preußen am 26. August zu Malmöe mit Dänemark geschlossen hatte. Die Aufregung darüber beschränkte sich nicht auf die Versammlung, sondern auch außerhalb der Paulskirche wurden die Gemüther derart erhitzt, daß in Frankfurt im September ein Aufstand erfolgte, der schlimme Thaten herbeiführte. Und als man an die Berathung des ersten Abschnittes der Verfassung ging, wurde das Verhältniß Oesterreichs zur Verfassung ein neuer Stein des Anstoßes nicht nur in Bezug auf sein Gebiet, sondern noch viel mehr in Bezug auf seine Stellung zur künftigen Reichsgewalt. Noch mehr vergrößerten sich unmittelbar darauf die Schwierigkeiten durch die gewaltsame Unterwerfung Wiens unter die kaiserliche Gewalt, sowie durch den Gang der Verhandlungen in der preußischen National-Versammlung, denn in beiden Fällen wollte das Parlament einschreiten, was zu längeren Streitigkeiten und schließlich — da ein Erfolg nicht errungen wurde — zur Schmälerung des Ansehens führte. So verzögerte sich der Abschluß der Verfassung bis in den März des folgenden Jahres, wo endlich am 28. dem Könige von Preußen die erbliche Kaiserwürde übertragen wurde. Eine zahlreiche Deputation wurde nach Berlin entsendet, um dem Könige Friedrich Wilhelm den Beschluß der Versammlung zu überbringen. Aber am 3. April 1849 erklärte dieser, daß er nicht gewillt sei, diese Würde ohne die freie Zustimmung der Fürsten und freien Städte in Deutschland anzunehmen, und daß es daher an diesen sei, die Verfassung zuvor zu prüfen, ob dieselbe von ihnen allen genehmigt werden könne.

Das öffentliche Urtheil über diese Ablehnung fiel natürlich sehr

verschieden aus. Die eine Meinung ging dahin, daß der König unter allen Umständen die Wahl hätte annehmen müssen, um die Einheit des Reiches herzustellen, da nöthige Aenderungen in der Verfassung später sich hätten ermöglichen lassen, und eine gleich günstige Gelegenheit zur Einigung Deutschlands auf lange Jahre hinaus nicht zu erwarten sei. Die entgegengesetzte Meinung stellte dagegen der Erwägung anheim, ob nicht Preußen mit der Annahme der Kaiserwürde sich eine Aufgabe würde vorgesetzt haben, welche es nur dadurch hätte lösen können, daß es sich gänzlich der Revolution in die Arme warf. Sie wies dabei auf die überaus starke preußenfeindliche Partei hin, welche durch ein eigenthümliches Rechen-Exempel sogar den Beweis zu führen suchte, daß die Kaiserwahl nicht für, sondern gegen Preußen ausgefallen sei, denn von den 290 Stimmen, welche für den König abgegeben worden wären, müßten die 170 preußischen in Abzug gebracht werden, und unter den 120 übrigbleibenden Stimmen seien noch 8 ungültig gewesen; wenn man dagegen auch von den 248 Mitgliedern der Minorität, die sich der Abstimmung enthalten, die 101 österreichischen Abgeordneten abrechne, so sei doch noch durch 147 ein Nein eingelegt worden, so daß die Uebertragung der Kaiserwürde auf Preußen mit 35 Stimmen Majorität abgelehnt sei. Sie wies ferner, ganz abgesehen von der Abgeneigtheit namentlich der größeren Fürsten, auf die Erklärung des Königs von Würtemberg hin, daß er sich wohl dem Kaiser von Oesterreich, aber nie dem Hause Hohenzollern unterwerfen würde. Und welcher Art endlich bei Annahme der Kaiserwürde die Hülfe gewesen sein würde, welche allein die demokratische Partei Preußen hätte leisten können, das habe einer ihrer Führer in der Paulskirche öffentlich ausgesprochen in der Aeußerung, die Reichs-Verfassung sei die erste Sprosse der Leiter, auf welcher die deutsche Nation zur Republik hinaufklimmen werde.

Ebenso erfolglos wie die Kaiserwahl zeigte sich das ganze Verfassungswerk. Das Reichs-Ministerium, mit dem sich der Reichs-Verweser Erzherzog Johann umgeben hatte, trat zurück, und das neugebildete konnte sich selbst bei der eigenen Partei kein Ansehen verschaffen. Oesterreich, dessen Stellung zu dem Reichstage stets eine sehr unzuverlässige und zurückhaltende gewesen, wandte sich von demselben ab und rief seine Abgeordneten zurück; dasselbe that Preußen, die vier anderen Königreiche lehnten mehr oder weniger entschieden die Verfassung ab, und nur die kleineren Staaten zeigten sich, mehr gezwungen als freiwillig, willfährig. Da dem Parlamente die materiellen Mittel fehlten, das von ihm Beschlossene kraftvoll zur Ausführung zu bringen, so meinte es, daß dies nur dadurch geschehen könnte, daß durch Erhebung des Volkes für die Verfassung die Fürsten gezwungen würden, sich zur Annahme derselben zu entschließen, weshalb die Landtage, welche in verschiedenen Staaten aufgelöst worden waren, eigenmächtig zusammentreten mußten, um überall die Bewegung zu leiten. So entstand denn auch offener Aufruhr, z. B. in einigen Städten Preußens, von noch ernsterer Art aber in Sachsen, in der

Rheinpfalz und in Baden. Da war es Preußen, das den bedrängten Regierungen zu Hülfe kam. Am schnellsten wurde in Sachsen der Aufstand unterdrückt; wenige preußische Truppen reichten hin, in den Tagen des 6. bis 9. Mai die Aufrührer in Dresden zu besiegen und zu verjagen; mit größerer Hartnäckigkeit jedoch schien ein Kampf in der Rheinpfalz und in Baden geführt werden zu müssen. Durch die republikanische Presse waren dort die Gemüther schon längere Zeit zu einer Erhebung des Volkes mehr vorbereitet als in irgend einem anderen Lande; die Pfalz, unzufrieden über die Vereinigung mit Bayern, sagte sich von demselben los; in Baden übernahm der Landes-Ausschuß die Oberleitung, und der Aufstand verbreitete sich um so schneller über das Land, als das Militair großentheils zu dem Volke übertrat oder sich zerstreute, und man auf den Anschluß von Würtemberg und Hessen rechnete sowie auf französische Hülfe. Als Anführer des nicht unbedeutenden Heeres, das aus regelmäßigen Truppen, Freischaaren und Bürgerwehr bestand, rief man den Polen Mieroslawski herbei, da es gänzlich an Generälen fehlte, und traf alle Anstalten, dem heranziehenden Bundesheere kräftig entgegenzutreten. Dieses, aus Preußen, Hessen, Mecklenburgern ꝛc. bestehend, drang unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen am 12. Juni in die Rheinpfalz ein, die binnen einer Woche von den Aufständischen gesäubert wurde, und am 14. Juni in Baden gegen die Neckarlinie. Bei Waghäusel (in der Mitte zwischen Mannheim und Carlsruhe) griff Mieroslawski am 21. Juni den Prinzen an, erlitt jedoch eine solche Niederlage, daß damit die Macht der Aufständischen gebrochen wurde. Zwar mißlang zweimal der Versuch, dieselben einzuschließen, doch wurden sie durch wiederholte Gefechte nach dem südlichen Baden gedrängt und endlich am 11. Juli — noch 10,000 Mann stark — gezwungen nach der Schweiz überzutreten. Die Bundesfestung Rastadt, wohin sich schon früher ein Theil von ihnen geworfen hatte, mußte sich am 23. auf Gnade und Ungnade ergeben; der Aufstand war damit beendet.

Inzwischen hatte der Reichstag Preußens Einschreiten in Sachsen für unbefugt und für einen schweren Bruch des Reichsfriedens erklärt, und die Aufforderung erlassen, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln der preußischen Regierung entgegen zu treten. Das veranlaßte eine große Menge von Mitgliedern auszutreten, da vier Königreiche die Annahme der Reichsverfassung verweigert hätten, die provisorische Centralgewalt sich aber für inkompetent erkläre, dieselbe zu erzwingen, und deshalb ein Bürgerkrieg in Aussicht stände, den sie nie beabsichtigt hätten. Etwa nur ein Drittel von den früheren Mitgliedern der Versammlung blieb beisammen und nahm den Antrag an, daß forthin die Anwesenheit von 100 Abgeordneten genügen sollte, die Versammlung beschlußfähig zu machen, was abermals den Austritt mehrerer Mitglieder veranlaßte. Dennoch beschloß das Reichsparlament bis zum Zusammentritt einer neuen National-Versammlung die Sitzungen fortzusetzen. Zugleich beschloß es am 30. Mai seinen Sitz nach

Stuttgart zu verlegen, da es in Frankfurt von verfassungsfeindlichen Truppen umgeben sei, auf welche die ihr feindliche Centralgewalt sich stütze.

Am 6. Juni hielt es in Stuttgart seine erste Sitzung und wählte eine Regentschaft, aus fünf Personen bestehend, der Art, daß mit Anfang ihrer Amts-Thätigkeit die Wirksamkeit der Centralgewalt aufhören sollte. Vergeblich protestirte die würtembergische Regierung und Kammer, die allein noch an der Reichs-Verfassung festhielten, dagegen; am 16. erklärte die Versammlung den Reichsverweser, der ihr nicht nach Stuttgart gefolgt war, für abgesetzt und faßte die extremsten Beschlüsse. Da erklärte die würtembergische Regierung, daß sie nicht ferner die Sitzungen dulden würde, in denen 100 Personen, und zwar fast durchgängig aus den Kleinstaaten, als Vertreter des gesammten Deutschlands aufträten, und verweigerte am 18. Juni mit militärischer Gewalt den Eintritt in den Sitzungssaal; der Versammlung blieb somit kein anderer Ausweg, als sich aufzulösen.

Einen solch traurigen Ausgang nahm der erste Versuch, die Einheit Deutschlands herbeizuführen, und jede Partei legte der andern das Mißlingen zur Last. Was aber der Reichs-Versammlung nicht gelungen, das suchte König Friedrich Wilhelm, seinem Worte gemäß, im Verein mit andern Regierungen durchzuführen, und schon am 26. Mai verband er sich auf Grund einer neu entworfenen Verfassung zunächst mit Sachsen und Hannover zu dem sogenannten „Dreikönigs-Bündniß" und forderte die übrigen deutschen Staaten auf, diesem Bunde beizutreten, der unter Preußens erblicher Oberhoheit stehen sollte. Ein großer Theil der aus dem Reichsparlamente ausgetretenen liberalen Mitglieder trat darauf — 160 an der Zahl, überwiegend aus Norddeutschland — am 26. Juni in Gotha zusammen, um sich privatim über die Stellung ihrer Partei zu diesem Schritte des Königs zu besprechen, und einigte sich dahin, in ihren Kreisen für den Anschluß an dieses Bündniß und zur schleunigen Berufung eines Reichstages zu wirken. Es gelang auch in der That, die kleineren Staaten heranzuziehen, so daß die Zusammenberufung eines Reichstages in Erfurt zur Berathung des Verfassungs-Entwurfes beschlossen wurde. Dem widersetzte sich jedoch Oesterreich, nachdem es den Aufstand in Italien und mit russischer Hülfe den noch gefährlicheren in Ungarn niedergeworfen hatte. Es gewann nicht nur Bayern und Würtemberg für sich, sondern zog auch Sachsen und Hannover von dem preußischen Bündnisse ab, die mit jenen beiden das „Vierkönigs-Bündniß" schlossen, so daß also die Mittelstaaten einen — selbstverständlich vergeblichen — Versuch machten, Deutschland ohne die beiden Großmächte zu konstituiren und von sich abhängig zu machen. Friedrich Wilhelm ließ sich zwar dadurch nicht in seinen Bestrebungen irre machen, sondern hielt seine übrigen Bundesgenossen in der sogenannten „Union" zusammen, so daß am 20. März 1850 der Reichstag zu Erfurt eröffnet wurde und auf demselben die neue Verfassung angenommen und im Mai ein

Fürsten-Collegium eingesetzt wurde, die Regierungs-Geschäfte zu leiten; doch nur zu bald trat bei mehreren Bundesgenossen große Lauheit ein, und da auch inzwischen die von der Gegenpartei entworfenen Grundzüge einer künftigen deutschen Verfassung keinen Beifall fanden, so fand Oesterreichs Aufforderung an alle deutschen Staaten Anklang, den alten Bundestag wieder herzustellen, der auch am 16. Mai 1850 für eröffnet erklärt wurde, ungeachtet Preußen und die Union den Beitritt verweigerten. Da aber führte der Verfassungsstreit in Kurhessen eine Wendung der Dinge herbei. Der Kurfürst, mit seinen Ständen in Streit, wandte sich um Hülfe an den Bundestag, und dieser beauftragte Bayern, die Auflehnung gegen die Regierung mit Waffengewalt zu unterdrücken, wodurch Preußen veranlaßt wurde, ebenfalls Truppen dorthin zu schicken. Dazu kam noch ein zweites Zerwürfniß Preußens mit dem Bunde wegen der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, da Preußen das Einschreiten Oesterreichs daselbst nicht zugeben wollte. Der Krieg schien unvermeidlich. Der Kaiser Nicolaus warf sich zwar in der Konferenz zu Warschau (am 15. October) zum Nachtheil Preußens als Vermittler auf, dennoch gab der König Befehl zur Mobilmachung der Armee und zog nach einem unbedeutenden Zusammenstoß am 8. November bei Bronzell (in der Nähe von Fulda) seine Truppen zusammen, da Oesterreich gewaltige Rüstungen in Böhmen betrieb. Indessen der wenig schlagfertige Zustand der Armee und der Mangel an Bundesgenossen veranlaßte ihn, den Minister v. Manteuffel nach Olmütz zu senden und in der am 29. November abgeschlossenen Convention sich den Forderungen Oesterreichs zu fügen, dessen Minister v. Schwarzenberg mit nichts Geringerem umging als Preußen gänzlich zu erdrücken, um sich dieses gefährlichen Nebenbuhlers endlich zu entledigen. Auf den Conferenzen zu Dresden (vom 23. December 1850 bis zum 15. Mai 1851) sollten zur Herstellung der Ordnung in Hessen und des Friedens mit Dänemark gemeinschaftliche Maßregeln verabredet werden; doch auch hier sah sich Preußen so behandelt, daß es sich, um einer völligen Isolirung zu entgehen, entschloß, seine Unions-Bestrebungen gänzlich aufzugeben und den Bundestag aufs neue zu beschicken, der dadurch am 12. Mai 1851 wieder vollzählig wurde.

Gleichzeitig mit diesen inneren Wirren hatte Preußen eine wenig erfolgreiche Rolle in den schleswig-holsteinschen Angelegenheiten gespielt. König Christian VIII. von Dänemark hatte am 11. Juli 1846 einen sogenannten „offenen Brief" erlassen, in welchem er Schleswig ganz, Holstein größtentheils als zu Dänemark gehörig erklärte, um eine dereinstige Trennung der Herzogthümer von dem Königreiche zu verhindern. So befriedigt die Dänen von dieser Erklärung waren, so unwillig wurde dieselbe in den Herzogthümern aufgenommen, doch

wurde jeder Protest gegen diese Anordnung zurückgewiesen. Als nicht lange hernach (1848) Christian's Sohn Friedrich VII. den Thron bestieg, setzte er bereits am 28. Januar eine gemeinschaftliche Verfassung seiner Staaten der Art ein, daß die gemeinschaftlichen Stände abwechselnd in dem Königreiche und in den Herzogthümern ihre Sitzungen abhalten sollten. Dagegen legte der deutsche Bund um so mehr Protest ein, als von Rechts wegen nach dem Absterben Friedrich's, der kinderlos war, eine Trennung der beiden Hälften Dänemarks von einander stattfinden mußte. Nach dem dänischen Thronfolgerecht nämlich mußte dann das Königreich an den Sohn der Tante Charlotte des Königs Friedrich, an den jungen Landgrafen Friedrich von Hessen-Cassel, fallen, während die Herzogthümer, die nach früheren Bestimmungen nie von einander getrennt werden sollten und in denen das deutsche Erbrecht galt, an die ältere Nebenlinie des königlichen Hauses, Sonderburg-Augustenburg, übergehen mußten. Die Schleswig-Holsteiner, welche sich über die vielfachen Unbilden der Dänen damit getröstet hatten, daß ja doch bald ihre Trennung von Dänemark eintreten müßte, griffen im Unwillen über diese gewaltsame Vereinigung zu den Waffen, waren aber zu schwach, der dänischen Macht Widerstand zu leisten.

Da nahm sich der Bundestag ihrer an, erklärte Schleswig für untrennbar mit Holstein verbunden und beauftragte am 3. April 1848 Preußen, im Verein mit anderen deutschen Bundestruppen die Rechte der Herzogthümer zu wahren. Ein Heer von 24,000 Preußen zog darauf unter Wrangel dem 10,000 Mann starken Heere, das die Schleswig-Holsteiner aufgebracht hatten, zu Hülfe und lieferte bereits am 23. April bei Schleswig ein siegreiches Treffen, das insofern für das preußische Heer von großer Bedeutung wurde, als die Stimmung in demselben, die nach dem traurigen Abzuge aus Berlin am 19. März eine sehr gedrückte gewesen war, sich wieder hob. Das ganze Schleswig, von Rendsburg bis nach Jütland, fiel darauf in die Hände der Preußen, die bereits am 3. Mai in Jütland eindrangen, wo Wrangel erklärte, daß dies Land für jeden Schaden haften solle, den die dänischen Kriegsschiffe in Preußen anrichten würden, dessen Häfen sie blokirten. Da jedoch traten Frankreich, England, Schweden und Rußland für Dänemark ein und drohten mit Krieg, was Preußen bewog, seine Truppen aus Jütland zurückzuziehen und am 26. August den Waffenstillstand zu Malmöe auf sieben Monat zu schließen. Das Reichsparlament genehmigte, wie oben erwähnt, denselben nach den heftigsten Debatten und ungeachtet es dadurch zu dem September-Aufstand in Frankfurt Veranlassung gab.

Als der Waffenstillstand den erwarteten Frieden nicht gebracht hatte, begann am 3. April 1849 der Krieg von neuem. Den Oberbefehl hatte diesmal der General v. Prittwitz; die Schleswig-Holsteiner, welche den nördlichen Theil von Schleswig besetzt hielten, standen unter dem General v. Bonin. Die Dänen machten einen Versuch auf Eckernförde am 5. April, der aber verunglückte, indem durch die

nur schwachen Landbatterien ein dänisches Schiff in die Luft gesprengt und eine Fregatte gezwungen wurde, sich zu ergeben; dann verloren sie die Düppeler Schanzen am 13. und wurden bei Kolding am 23. April geschlagen. Schon zu Anfang Mai drang man in Jütland ein, wo zunächst Fridericia belagert wurde. Aber durch einen Ausfall, den die Dänen in der Nacht vom 5. zum 6. Juli mit überlegenen Streitkräften machten, erlitten die Schleswig-Holsteiner eine schwere Niederlage sowohl in Bezug auf den Verlust an Menschen, als auch an Geschütz und sonstigem Kriegsmaterial. Gleich darauf trat abermals ein Waffenstillstand ein, dem am 2. Juli 1850 der vollständige Frieden mit Dänemark folgte, in welchem die Herzogthümer sich selber überlassen wurden, da Preußen, dessen Seehandel vollständig gelähmt war, nicht die Gefahr eines Krieges mit auswärtigen Mächten übernehmen wollte, während seine Stellung in Deutschland selber — wie wir oben gesehen — eine höchst gefährdete war. Es begnügte sich damit, gegen die Beschlüsse der Londoner Conferenz zu protestiren, zu der Rußland, England, Frankreich und Oesterreich zusammen getreten waren, und wiederholte seinen Protest, als nach dem Einfall der Dänen in Schleswig und nach ihrem Siege (am 25. Juli) bei Idstedt (nördlich von der Stadt Schleswig) ein zweites Conferenz-Protokoll die Integrität der dänischen Monarchie aussprach und die Herzogthümer zur Unterwerfung aufforderte, mit der Drohung, sie nöthigenfalls dazu zu zwingen, für welchen Fall Oesterreich die Execution übernommen hatte. Der Druck, den Oesterreich und Rußland damals auf Preußen ausübten, nöthigte letzteres endlich zu Anfang des Jahres 1851 im Anschlusse an die Olmützer Convention, Oesterreich bei der Intervention in Schleswig-Holstein zu unterstützen sowie auch das Protokoll zu unterzeichnen, das zu London am 8. Mai 1852 ausgestellt wurde. In demselben ward die dänische Angelegenheit so geordnet, daß nach dem unbeerbten Tode des Königs Friedrich VII. der Herzog Christian aus der jüngeren Nebenlinie Sonderburg-Glücksburg — der Herzog von Augustenburg wurde wegen seiner Theilnahme an dem Aufstande übergangen und für seine eingezogenen Güter mit Geld entschädigt — als Thronfolger anerkannt wurde, so jedoch, daß die Herzogthümer dem Königreich nicht einverleibt werden sollten. Der deutsche Bund als solcher unterzeichnete das Protokoll nicht, wenn auch einzelne Mitglieder, z. B. Hannover und Würtemberg, demselben beitraten, und ebenso genehmigte er das dänische Thronfolge-Gesetz nicht, das König Friedrich am 21. Juli veröffentlichte.

Der traurige Ausgang, den die Bestrebungen Preußens genommen hatten, ein einiges Deutschland zu bilden und die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten zu ordnen, mußte natürlich auf seine Stellung in Deutschland wie in Europa einen höchst nachtheiligen Einfluß ausüben. Niemand konnte damals ahnen, daß gerade die dänische Angelegenheit, welche die Schwäche Preußens vor ganz Europa bloßgelegt hatte, schon nach wenigen Jahren die Veranlassung geben würde, daß

Preußen sich zu neuem Glanze erheben nnd die lang erstrebte Einigung Deutschlands ermöglichen sollte. Die definitive Abtretung Neuenburgs (1857), das sich 1848 für eine Republik erklärt hatte, brachte zwar dem Staate keinen materiellen Nachtheil, schädigte aber doch wiederum dessen Ansehen, da das vom Könige gewünschte bewaffnete Einschreiten aus Rücksicht auf die übrigen Großmächte unterlassen werden mußte. Ebenso wenig brachte die Erwerbung der Hohenzollernschen Lande im Jahre 1850 eine Vergrößerung seines Ansehens, denn dazu waren die Ländchen zu unbedeutend und überdies durch einfachen Familien-Vertrag erworben; eher noch mochte der Ankauf des kleinen Jade-Gebiets 1853 die Hoffnung aufs neue erwecken, daß doch eine deutsche Flotte zum Schutze des überseeischen Handels von Preußen hergestellt werden würde, nachdem das von der Reichs-Versammlung herbeigeschaffte Material 1852 unter dem Versteigerungs-Hammer vernichtet worden war. Eine etwas günstigere Stellung gewann Preußen erst während des Krim-Krieges wieder (1854 bis 1856). Wenngleich wegen seiner Weigerung, sich den Gegnern Rußlands anzuschließen, selbst im eigenen Lande vielfach getadelt und geschmäht, zeigte es sich doch weit consequenter als Oesterreich, das durch seine schwankende Haltung es mit beiden Theilen verdarb, während Preußen den gefährlichen Krieg von deutschem Boden fernhielt und auf den engen Raum der Halbinsel Krim beschränkte, und zugleich Rußland sich verpflichtete. Ebenso ließ sich die Regierung nicht in den italienischen Krieg (1859) hineinziehn, ungeachtet einerseits Anstrengungen gemacht wurden, ihre Betheiligung zu Gunsten Oesterreichs zu bewirken, andererseits Frankreich Gebiets-Erwerbungen in Aussicht stellte, falls Preußen feindlich gegen Oesterreich auftreten wollte.

König Friedrich Wilhelm konnte schon damals nicht mehr in die Leitung dieser Angelegenheiten thätig eingreifen. Im October 1857 hatte ihn eine Krankheit befallen, welche je länger je heftiger wurde und seinen Bruder Wilhelm nöthigte, am 9. October 1858 definitiv die Regentschaft zu übernehmen. Nach langem Leiden erfolgte am 2. Januar 1861 der schmerzhafte Tod des Fürsten, welcher während seiner etwa zwanzigjährigen Regierung die bittersten Erfahrungen zu machen hatte, und über den die Nachwelt ein unbefangeneres und milderes Urtheil fällen wird, als es von der Mitwelt geschehen ist. Auf dem Uebergange aus einer alten in die neue Zeit für Preußen stehend und dabei mehr für friedliche als für stürmische Verhältnisse geschaffen, mußte seine Stellung eine sehr schwierige werden, und das Wort, das er am 16. October 1840, seinem Huldigungstage in Berlin, öffentlich vor der zahlreich versammelten Menge aussprach: „Die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwerth, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gehen!" hat sich an ihm selber in seinem ganzen Umfange erfüllt. Das aber haben auch seine entschiedensten Gegner zugeben müssen, daß die Frömmigkeit, die ihn das Bekenntniß ablegen ließ: „Ich und mein Haus, wir

wollen dem Herrn dienen!" eine aufrichtige, tiefinnerste war, und ebenso haben sie die außerordentliche Gemüthlichkeit anerkannt, welche die Herzen für ihn einzunehmen wußte. Selten hat ein Fürst bei so hoher Begabung auch eine so hohe Bildung besessen, wie Friedrich Wilhelm IV., und es ist kein Zufall gewesen, daß der Aufschwung von Kunst und Wissenschaft in Preußen nie höher gewesen ist, als unter ihm. Aber das war sein Fehler, daß sein weiches Herz vielfach den klaren und scharfen Verstand mit sich fortriß, daß er, durch bestimmte, zum Theil nicht mehr zeitgemäße Principien geleitet, nicht immer zu erkennen vermochte, was Noth that, oder unfähig war, das einmal für richtig Erkannte mit eiserner Energie durchzuführen. So kam es, daß sein sonst makelloser Charakter und seine besten Absichten verkannt wurden, und daß ihm endlich darüber das Herz brach. Den Späteren aber wird es eine dankenswerthe Aufgabe sein, nachzuweisen, wie Friedrich Wilhelm ein, man möchte sagen, nothwendiges Glied in der Reihe der brandenburgisch-preußischen Fürsten gewesen ist, die seit mehr als zweihundert Jahren einander ergänzt haben, um den Staat zu seiner jetzigen Stellung zu erheben.

Der Prinz-Regent hatte allen Anforderungen der Mittel- und Kleinstaaten, für Oesterreich am Rhein gegen Frankreich in die Schranken zu treten, lange Widerstand geleistet. Und als er endlich sich dazu entschloß, waren es jene selber, welche ihn nöthigten, die Vermittlung abzulehnen, indem sie von einer Führung Preußens nichts wissen wollten. Unmöglich aber konnte er sich in den künftigen Kriegs-Operationen von den Beschlüssen des Bundestages abhängig machen, durch welche er in eine durchaus schiefe Stellung gedrängt werden mußte. Oesterreich aber, kurz nach einander zweimal von den Franzosen geschlagen, schloß lieber zu Villafranca seinen Frieden, in welchem es die Lombardei an Italien abtrat, als daß es sein Uebergewicht in Deutschland aufgab, welches — wie es richtig einsah — bei Betheiligung Preußens und der deutschen Staaten am Kriege nothwendig auf diese Macht übergehen mußte. Aber sein Groll gegen Preußen schwoll wieder hoch auf; letzteres sollte den Verlust der schönen italienischen Provinz verschuldet haben, und deshalb suchte es noch mehr als früher dasselbe zurückzudrängen und den eigenen Einfluß zu verstärken. Und als der „National-Verein" sich bildete, um das vom Reichsparlamente vergebens Erstrebte nochmals zu versuchen und mit Ausschluß Oesterreichs aufs neue die Einigung Deutschlands mit preußischer Spitze anzubahnen, da wurde bald diesen „Kleindeutschen" der großdeutsche Reform-Verein" entgegengestellt, der Oesterreich seine bisherige Stellung in Deutschland wahren wollte. Aus alle diesem erkannte König Wilhelm I. — mit Anfang des Jahres 1861 zum Throne gelangt —, daß Preußen nur dann der Führer Deutschlands werden könnte, wenn es in sich selber die Kraft gewönne, nöthigen Falls allein mit dem Schwerte in der Hand diese Stellung zu behaupten. Die Olmützer Niederlage 1850 hatte Preußen hauptsächlich darum erlitten, weil sich bei der Mobilmachung seines Heeres

Uebelstände herausgestellt hatten, die es unfähig gemacht haben würden, sich seiner Feinde auf allen Seiten zu wehren. Darum sollte das liberale Ministerium Auerswald-Schwerin, das für das entlassene Ministerium Manteuffel berufen worden war, die Zustimmung des Abgeordneten-Hauses für die Armee-Reform gewinnen, welche König Wilhelm durchzuführen gedachte und zu welcher natürlich bedeutende Mittel erforderlich waren. Die „Fortschrittspartei" weigerte sich, diese Geldmittel zu bewilligen; sie vergaß, mit welcher Freude sie bei dem Wechsel des Ministeriums die „neue Aera" begrüßt hatte; sie war es, die das Ministerium zum Rücktritt nöthigte. Ihren Anforderungen konnte auch weder das Ministerium Hohenlohe noch das v. d. Heydt genügen, und als nun das Ministerium Bismarck am 8. October 1862 definitiv eintrat, gegen die Insurrection in Russisch-Polen Front machte, wenn auch nicht thätig eingriff, und in dem Budgetstreit nicht nachgab, da erreichten die Verhandlungen eine Schärfe und Bitterkeit, wie sie bis dahin nicht vorgekommen. Denn die Regierung, der besten Absichten für die Förderung der vaterländischen Interessen sich bewußt, sah in jedem Widerstande dagegen parteisüchtige, wenn nicht landesverrätherische Bestrebungen; die Landesvertretung aber, der man selbstverständlich keine näheren Mittheilungen über jene Pläne machen konnte, war nach den Mißerfolgen der äußeren Politik bei und nach Olmütz keineswegs geneigt, zur Vermehrung der ohnehin schon so drückenden und — wie es schien — überflüssigen Militärlast ihre Einwilligung zu geben.

Unter solchen Umständen glaubte Oesterreich einen Schlag gegen Preußen führen zu können, dessen Schwere die Macht desselben am Bundestage auf immer vernichten sollte. Kaiser Franz Joseph eröffnete am 15. August 1863 einen Fürstentag in Frankfurt, welcher nach kurzer Berathung eine neue Verfassung für Deutschland genehmigte. In dem Directorium von sechs Mitgliedern sollte Preußen nur Eine Stimme haben, in dem Plenum von 65 Stimmen wie Oesterreich nur vier, dagegen die vier anderen Königreiche nebst Baden 25, die 26 kleinen Staaten zusammen 32 Stimmen. Bei solcher Vertheilung der Stimmen glaubte man Preußen bei jedem wichtigen Anlaß überstimmen zu können, zumal da ihm ein Veto nicht zugestanden wurde. Jedoch König Wilhelm, welcher der späten Einladung zu diesem Fürstentage nicht gefolgt war, versagte seine Zustimmung, nachdem er vergeblich Abänderung dieser Verfassung beantragt hatte, und so blieb dieser ohne oder richtiger gegen Preußen unternommene Versuch zu einer neuen Einigung Deutschlands erfolglos. Um so auffallender war es, daß Preußen unmittelbar darauf Oesterreich zu einem Bündniß vermochte, um gemeinschaftlich die wieder brennend gewordene schleswig-holsteinische Frage zum endlichen Abschluß zu bringen.

Am 15. November 1863 nämlich war König Friedrich VII. mit Tode abgegangen, als er ungeachtet der Bestimmungen des Londoner Protokolls vom Jahre 1852, dem Andrängen der aufgeregten „Eider-dänen-Partei" nachgebend, eine neue Reichs-Verfassung hatte erlassen

wollen, durch welche Schleswig als integrirender Theil zu Dänemark geschlagen werden sollte. Trotz aller Abmahnungen von Seiten Oesterreichs und Preußens unterzeichnete sein durch die Londoner Conferenz bestimmter Nachfolger, König Christian IX. aus dem Hause Sonderburg-Glücksburg, am 18. November dies Gesetz, das mit dem 1. Januar in Gültigkeit treten sollte. Oesterreich und Preußen protestirten gegen die Einverleibung Schleswigs in Dänemark, der deutsche Bund aber auch gegen die Thronfolge, drohte mit Execution und ließ, da Dänemark nicht nachgab, zu Weihnachten 1863 ein Heer von 12,000 Sachsen und Hannoveranern in Holstein einrücken. Die beiden deutschen Großmächte gingen jedoch noch weiter. Nach Publicirung der neuen Verfassung verlangten sie bis zum 18. Januar 1864 Zurücknahme derselben, widrigenfalls sie den Krieg erklären würden. Dänemark, auf auswärtigen Beistand rechnend, nahm letzteren an, und so ging denn am 1. Februar das vereinigte Heer von Oesterreichern und Preußen, 45,000 Mann stark, — es wurde später noch vermehrt — unter Feldmarschall v. Wrangel über die Eider nach Schleswig hinein, nachdem es schon um die Mitte Januar zum Einmarsch bereit in Holstein aufgestellt worden war. Die Preußen, 25,000 Mann stark und unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl, bildeten den rechten Flügel, die Oesterreicher, unter dem Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz 20,000 Mann stark, den linken. Die Dänen, im Ganzen etwa 35,000 Mann, glaubten durch starke Befestigungen, welche von der Schlei über die Stadt Schleswig bis nach Friedrichstadt an der Eider reichten, hinlänglich im Stande zu sein, auch der Uebermacht Trotz zu bieten, da sie namentlich das alte Danewerk, zwischen Schleswig und dem Treenefluß, zu starker Vertheidigung wiederhergestellt und mit zahlreichem schweren Geschütz besetzt hatten; doch waren sie allerdings nicht zahlreich genug, um alle Punkte dieser weit ausgedehnten Vertheidigungslinie genügend zu besetzen.

Um diese starke Befestigung wo möglich auf ihrer linken Flanke zu umgehen, machte Prinz Friedrich Carl am 2. Februar den Versuch, den kürzesten Uebergang über die Schlei bei Missunde, östlich von Schleswig, zu erzwingen; die dortigen Verschanzungen waren jedoch so fest und wurden von den Dänen durch ihr schweres Geschütz so kräftig vertheidigt, daß man von ferneren Angriffen abstand. Es wurde deshalb beschlossen, die Schlei weiter abwärts zu ziehen, um wo möglich bei Arnis und Cappeln über dieselbe zu gehen; ein starker Schneefall verdeckte dem Feinde den Marsch der Preußen, und da bereits die Dänen die dortigen Verschanzungen geräumt hatten, erfolgte am 6. der Uebergang ohne allen Verlust. Inzwischen hatten die Oesterreicher durch muthigen Angriff die Dänen aus ihren Stellungen vor den Schanzen in das Danewerk zurückgeworfen; deren Oberanführer de Meza sah ein, daß er die Befestigungslinie gegen die Uebermacht nicht würde behaupten können, und verließ deshalb der ihm gegebenen Weisung gemäß, unter allen Umständen das Heer zu erhalten, in der Nacht vom 5.—6. Februar in der größten Stille

unter Zurücklassung alles schweren Geschützes und sonstigen Kriegs-Materials das Danewerk, um einen Vorsprung vor den Verbündeten zu gewinnen, die erst spät den Abzug erfuhren. Nur bei Oeversee gelang es den Oesterreichern, den Nachtrab der Feinde einzuholen und ihm nicht unbedeutenden Verlust beizubringen, da die durch Schnee und Eis geglätteten Wege den Marsch außerordentlich verzögert hatten. Am 7. früh erreichte man Flensburg und machte dort Halt, um die ganze Armee sich sammeln zu lassen. Von den Dänen zog sich der kleinere Theil weiter nach Norden, der größere Theil wandte sich rechts nach dem Sundewitt, der Insel Alsen gegenüber.

Die Oesterreicher und ein Theil der preußischen Garderegimenter verfolgten die nach Norden abziehenden Dänen, die übrigen Preußen rückten nach dem Sundewitt vor. Daselbst waren auf einer allmählich ansteigenden Fläche überaus starke Befestigungs-Werke angelegt, welche von den Dänen für uneinnehmbar gehalten wurden. Zunächst hinter dem Dorfe Düppel waren es zehn Schanzen, die sich vom Wenningbunde auf der Südseite nach dem Alsen-Sunde im Norden hinüberzogen; sie deckten sich gegenseitig und waren mit vieler Kunst erbaut und schwer zugänglich gemacht. Dahinter folgte eine zweite Vertheidigungslinie, und den Uebergang nach Sonderburg auf Alsen verschlossen zwei Brückenköpfe; überdies war die Insel längs des Alsen-Sundes mit Batterien wohl versehen, und mehrere Kriegsschiffe, darunter das Panzerschiff Rolf Krake, deckten die Flanken. 22,000 Dänen vertheidigten diese starke Stellung, während anfänglich nur 16,000 Preußen dieselbe einschlossen.

Da diese Stellung durch gewaltsamen Angriff nicht zu nehmen war, so entschloß man sich zu einer förmlichen Belagerung. Das dazu nöthige schwere Geschütz traf in der zweiten Woche des März ein, doch verging der ganze Monat, ehe die erste Parallele ausgehoben werden konnte. Viele kleine, doch oft sehr ernste Scharmützel fielen vor, ehe es gelang, die Dänen aus ihren vorgeschobenen Stellungen zu verdrängen und sich in unmittelbarer Nähe der Verschanzungen festzusetzen. Dann wurden, um den bei der Erstürmung zu befürchtenden Menschenverlust nach Möglichkeit zu mäßigen, die Schanzen mit zahlreichem Geschütz beschossen, ja selbst die Stadt Sonderburg auf der Insel Alsen, und erst nach einigen Wochen beschloß man den Sturm. Nach einem heftigen Bombardement am Morgen des 18. April wurden die Dänen durch plötzlichen Angriff überrascht, zu dem die Sturmkolonnen schon während der Nacht in Bereitschaft gesetzt worden waren. Innerhalb zweier Stunden waren sämmtliche Schanzen genommen, die meisten sogar innerhalb der ersten 10 Minuten, und so groß war die Kampfbegierde der Truppen, daß sie auch das dahinterliegende Retranchement sowie die beiden Brückenköpfe eroberten. Die Dänen selber gaben ihren Verlust, die Gefangenen eingerechnet, auf fast 5000 Mann an, die Preußen den ihrigen auf 1200. Das hier eroberte Geschütz erhöhte die Zahl des früheren

auf 250, die neue Siegesbeute wurde später (am 4. Mai) im Triumphe nach Berlin eingebracht.

Die Nachricht von diesen glänzenden Heldenthaten gelangte in etwa einer Stunde durch den Telegraphen nach der Hauptstadt, wo die Bevölkerung, wie bald auch im ganzen Lande, in die freudigste Stimmung versetzt wurde. Der König selber begnügte sich nicht damit, ein Dank- und Belobigungsschreiben an den Prinzen Friedrich Carl abzusenden, sondern begab sich selbst am 20. auf einige Tage zum Heere, um demselben wie seinen Führern seinen und des Vaterlandes Dank mündlich auszusprechen; ihm folgten zahlreiche Züge von solchen, welche begierig waren, die Stätte zu sehen, wo Preußen sich neue Lorbeern erworben hatte.

Während der Belagerung jener festen Stellung, die wohl als ein zweites Gibraltar gerühmt worden war, hatte eine geringe Zahl von Preußen in der Mitte März durch kühnen Ueberfall die Insel Femern den Dänen entrissen, und waren die Oesterreicher, von den preußischen Gardetruppen unterstützt, nördlich gezogen und hatten bereits am 18. Februar Kolding besetzt. Da die Dänen, welche sie vor sich hertrieben, sich abermals in zwei Theile theilten, von denen der eine sich in das nördliche Jütland, der andere nach Fridericia zog, so theilten sich auch die Verbündeten und versuchten, letztere Festung zu nehmen. Es fehlte jedoch an Belagerungs-Geschütz, und da überdies 9 preußische Gardebataillone nach Düppel zur Verstärkung der Belagerungstruppen beordert wurden, so mußte man sich auf die bloße Einschließung beschränken. Als aber die dortigen Schanzen erobert waren und die preußischen Garden mit schwerem Geschütz in Eilmärschen zurückkehrten, warteten die Dänen den Angriff nicht ab, sondern räumten die Festung, indem sie nach der Insel Fünen hinübergingen. Schon am 29. April zogen die Verbündeten in Fridericia ein, dessen Festungswerke zerstört wurden; ebenso wurde ganz Jütland bis zum Lymfiord von den Verbündeten besetzt. Auch zur See war inzwischen gestritten worden. Dreimal stießen preußische Schiffe mit dänischen zusammen, und namentlich wurde am 17. März bei Rügen nicht unrühmlich gekämpft, wenn man auch der dänischen Uebermacht weichen mußte. Das Gute hatten diese kecken Unternehmungen der Preußen, daß die dänische Flotte nicht den Düppeler Schanzen Schutz gewährte, da man eine Landung preußischer Truppen auf den dänischen Inseln befürchtete. Ein bei Helgoland am 9. Mai vorgefallenes Seegefecht zweier österreichischen Fregatten mit drei dänischen Kriegsschiffen fiel zwar zum Nachtheil der ersteren aus, doch auch da war mit großer Tapferkeit gekämpft worden.

Die weiteren Unternehmungen der Verbündeten erlitten dadurch eine Unterbrechung, daß am 25. April die fünf Großmächte nebst Dänemark, Schweden und dem deutschen Bunde in London zu einer Conferenz zusammengetreten waren, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Zu dem Ende wurde ein Waffenstillstand verabredet, der am 12. Mai seinen Anfang nahm und der nachmals bis zum

26. Juni verlängert wurde. Da jedoch die Dänen sich hartnäckig weigerten, die Grenzlinie anzuerkennen, welche von Apenrade nach Tondern gezogen werden sollte und die ihnen also den nördlichen Theil von Schleswig gelassen haben würde, so nahm der Krieg auf's neue seinen Anfang.

Diesmal führte Prinz Friedrich Carl den Oberbefehl, und dieser versetzte gleich in den ersten Tagen der wieder eröffneten Feindseligkeiten den Dänen einen zweiten tödtlichen Streich. Obgleich diese die Küste der Insel Alsen an dem Sunde auf's stärkste verwahrt und mit zahlreichen Mannschaften besetzt hatten, wagten die Preußen doch am frühen Morgen des 29. Juni den Uebergang nach dem Theile der Insel, der zwischen dem Alsen-Sunde und der Augustenburger Bucht eine Halbinsel bildet. Starke Batterien an der Küste des Festlandes hielten die feindlichen Kriegsschiffe ab, sich dem Uebergang zu widersetzen, zu welchem 160 Boote und Pontons benutzt wurden, die man zu Lande herbeigeschafft hatte. In wenigen Stunden war die Halbinsel sowie die Stadt Sonderburg genommen, doch konnte man nicht verhindern, daß die Dänen an diesem und dem folgenden Tage auf ihren Schiffen entkamen, nachdem sie allein an Gefangenen 2500 Mann eingebüßt hatten, während der preußische Verlust noch nicht 400 Mann betrug. Kurz darauf, gegen die Mitte Juli, setzten die Verbündeten auch über den Lymfiord und nahmen das ganze nördliche Jütland bis zum Vorgebirge Skagen in Besitz; die dänischen Truppen hatten sich auch hier auf Schiffen gerettet.

So harte Verluste beugten endlich den Muth der Dänen; um wegen des Friedens zu unterhandeln, beantragten sie Waffenstillstand. Doch ehe derselbe (am 20. Juli) begann, wurden auch noch am 19. die kleinen bewaffneten dänischen Fahrzeuge gezwungen, sich zu ergeben, welche die friesischen Inseln auf der Westseite von Schleswig unter hartem Drucke gehalten hatten. Bereits am 1. August wurde zu Wien der Friede abgeschlossen, der am 30. October 1864 endgültig festgestellt wurde; Dänemark überließ an Oesterreich und Preußen die drei Herzogthümer Lauenburg, Holstein und Schleswig, dessen frühere Grenze gegen Jütland eine nur geringe Veränderung erfuhr. Die Rückkehr der siegreichen Truppen aber nach so rühmlichem Feldzuge verbreitete den größten Jubel durch das ganze Land, denn Preußens alte Kraft hatte sich in diesem Kriege aufs neue glänzend bewährt.

War auch mit der glorreichen Beendigung des dänischen Krieges ein auffallender Umschlag in der Stimmung des preußischen Volkes erfolgt, so verloren doch die Verhandlungen in dem Abgeordneten-Hause nichts an ihrer Heftigkeit, sondern das Verhältniß zwischen Regierung und Volksvertretung ward vielmehr immer schlimmer. Man hatte früher der Regierung nur dann die nöthigen Kriegsgelder

bewilligen wollen, wenn sie in Gemeinschaft mit dem übrigen Deutschland vorginge und namentlich den Herzog Friedrich von Augustenburg als Herrn des den Dänen zu entreißenden Landes einsetzen wollte, dessen Erbrecht anerkannt worden sei. Die Regierung hatte nichts von diesem gethan; sie bestritt noch immer dem zweiten Hause das Recht, das Budget endgültig zu bestimmen, ordnete nach ihrem Ermessen die Finanzen und hielt namenlich die Armee-Reform aufrecht. Deshalb hatten die Abgeordneten die Erklärung abgegeben, daß sie mit einem solchen Ministerium nicht ferner verhandeln und ihm auch keine Gelder bewilligen könnten, und hatten dasselbe aufgefordert, wenn es nicht selber abtreten wolle, das Haus aufzulösen. Die Weigerung des Minister-Präsidenten, zu solchem Mittel zu schreiten, welches neue Aufregung in's Land bringen mußte, hatte je länger je heftiger die Bitterkeit des Hauses gesteigert, das doch Bedenken trug, zu versuchen, ob es auf revolutionärem Wege sich das Uebergewicht sichern könne.

Dieser Zwiespalt zwischen der Regierung und dem Abgeordneten-Hause gab den Feinden Preußens Anlaß, sich fester mit einander zu verbinden, um ihm ein zweites Olmütz zu bereiten, das noch erniedrigender für Preußen werden sollte, als das erste. Ungeachtet das preußische Heer so eben seine Tüchtigkeit bewährt hatte, sah namentlich Oesterreich doch verächtlich auf dasselbe herab, da es theils aus jungen Leuten bestände, die ohne Kriegserfahrung und unfähig wären, Entbehrungen und Strapazen zu ertragen, theils aus älteren Landwehren, welche, unzuverlässig und mißvergnügt, keine Lust zum Kriege hätten, sondern am liebsten die eigene mißliebige Regierung stürzen würden. Diese Geringschätzung Preußens und die eigene Ueberhebung sollte nur zu bald den verdienten Lohn finden, indem sie diese Verächter und Stolzen in so hohem Grade verblendete, daß sie selber die Wege anbahnten, welche zu ihrem Verderben führten. Den Anlaß dazu gab der Streit um die eben eroberten Herzogthümer.

Während nämlich zu Anfang des dänischen Feldzuges Oesterreich die Gefangensetzung des Herzogs von Augustenburg, welcher Ansprüche auf Schleswig-Holstein erhob, beabsichtigt hatte, leistete es doch bald demselben, der die Huldigung der holstein'schen Stände angenommen hatte, bedeutenden Vorschub. Der Grund dazu war, daß es weder selber eins von den eroberten Ländern auf die Dauer behalten konnte, noch Preußen dieselben überlassen mochte, weil es dessen Machtzuwachs fürchtete; der Vorschlag aber, dafür Theile von Schlesien abzutreten, hatte Preußen seinerseits abgelehnt. So schien ein Bruch zwischen den beiden deutschen Großmächten unvermeidlich; doch einigte man sich in dem Vertrage zu Gastein, am 14. August 1865, dahin, daß, um Streit zu vermeiden, die gemeinsame Verwaltung der Herzogthümer aufhören sollte; außerdem überließ Oesterreich seine Anrechte auf Lauenburg gegen eine Entschädigung von 2½ Million Gulden an Preußen. Letzteres übernahm die alleinige Verwaltung von Schleswig, Oesterreich die von Holstein. Seit diesem Vertrage unterhandelte Oesterreich immer eifriger mit dem Herzoge von Augusten-

burg, und dieser, dem auch Preußen unter gewissen Bedingungen (namentlich Unterordnung in militärischer Hinsicht) die Herzogthümer überlassen wollte, war in Folge dessen wenig geneigt, irgend etwas von seinen Souveränitätsrechten aufzugeben. Der Einspruch Preußens gegen diese Verhandlungen wurde stolz zurückgewiesen, und auch da erfolgte eine kühle Antwort, als Preußen im Januar 1866 erklärte, daß es sich genöthigt sehen würde, andere Verbündete aufzusuchen. Es veranlaßte nur, daß Oesterreich gewaltig zu rüsten anfing, angeblich um Unordnungen in Böhmen zu unterdrücken und sich gegen Italien zu sichern. Das bewog den König, in einem Conseil die Maßregeln zu berathen, die etwa gegen Oesterreich zu ergreifen wären, und als Oesterreich zu Bamberg mehrere deutsche Staaten auf seine Seite zu ziehen gewußt hatte, und man so befürchten mußte, daß es durch den Bundestag seine Pläne durchführen würde, verlangte Preußen im März 1866 Aenderung der Bundes-Verfassung und im April Berufung eines deutschen Parlaments. Die Spannung zwischen den beiden Großmächten war bereits zu solcher Größe gestiegen, daß Frankreich, England und Rußland eine Conferenz vorschlugen, um eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen. Preußen und Italien erklärten sich bereit, dieselbe zu beschicken, Oesterreich dagegen verweigerte ganz entschieden seinen Beitritt.

Seitdem folgten sich die Ereignisse mit ungemein großer Schnelligkeit. Alle drei Mächte, Oesterreich, Preußen und das mit ihm verbundene Italien, rüsteten gewaltig, und schon am 12. Mai wurde Benedek zum Oberbefehlshaber der österreichischen Nord-Armee bestellt. Am 1. Juni überwies Oesterreich die schleswig-holsteinsche Angelegenheit dem Bundestage zur Entscheidung und berief am 5. die holsteinschen Stände zum 11. Juni nach Itzehoe. Beides erklärte Preußen für einen Bruch des Gasteiner Vertrages, so daß derselbe auch für Preußen seine bindende Kraft verlöre, und der frühere Stand der Dinge damit wieder eingetreten wäre — der gemeinschaftliche Besitz der Herzogthümer, welchen somit Preußen wieder antreten werde. Dem Worte folgte unmittelbar die That. Schon am 8. Juni rückte General v. Manteuffel mit den preußischen Truppen aus Schleswig in Holstein ein und veranlaßte den dort Commandirenden v. Gablenz, die seinigen, weit schwächeren, unter Protest in und um Altona zu concentriren, von wo aus er in der Nacht vom 11. zum 12. nach Harburg übersetzte, um seinen Weg durch Hannover, Hessen, Frankfurt und Bayern nach Böhmen zu nehmen. Mit ihm zugleich verließ der Herzog von Augustenburg das Land; der General v. Manteuffel aber schickte die holsteinschen Stände, die zusammentreten wollten, nach Hause. Der 14. Juni war dann der verhängnißvolle Tag, der über das Schicksal Deutschlands entscheiden sollte. Mit der (sogar zweifelhaften) Majorität von Einer Stimme sprach sich der Bundestag über den von Oesterreich am 11. eingebrachten Antrag, daß über Preußen wegen eigenmächtiger Selbsthülfe Bundes-Execution verhängt würde, bejahend aus und ordnete die Mobil-

machung der Bundes-Armee an. Der preußische Bundestags-Gesandte v. Savigny gab darauf die Erklärung ab, daß Preußen den bisherigen Bund für aufgehoben betrachte und einen neuen mit den Mächten schließen werde, welche den von ihm vorgelegten Verfassungs-Entwurf annehmen würden, und verließ die Versammlung. Schon am folgenden Tage wurden Sachsen, Hannover und Hessen aufgefordert, sich binnen 24 Stunden zu erklären, ob sie ihre Truppen wieder auf den Friedensfuß setzen, sich neutral verhalten und ihre Zustimmung zur Berufung des deutschen Parlaments geben wollten; da umgehend eine ablehnende Antwort erfolgte, erklärte ihnen Preußen den Krieg.

Wenn mit Recht vorausgesetzt werden durfte, daß Preußen nicht ruhig abwarten würde, bis seine Gegner ihre Rüstungen vollendet hatten, und wenn man weiter erwägt, daß ein feindliches Hannover und Hessen die Verbindung zwischen der Ost- und Westhälfte des Staates verhindern konnten, mithin also erster Gegenstand des Angriffs sein mußten, so ist um so mehr zu verwundern, wie diese Staaten bei ihrem Anschluß an Oesterreich ihre Truppen weder vervollständigt noch schlagfertig gemacht hatten. Der König Georg hatte wohl Sorge getragen, seine Privat- und Staatsgelder nach England zu retten, das bedeutende und schöne Kriegsmaterial jedoch, Geschütze, Gewehre, Wagen 2c., mußte er im Stiche lassen, als er in der Nacht zum 16. Juni seine Hauptstadt verließ, um sich zu seiner Armee zu begeben, die sich eiligst bei Göttingen sammelte. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen hatte es zwar ermöglicht, seine Armee nach dem Main zu den süddeutschen Bundestruppen zu senden, war aber selber in Kassel zurückgeblieben, da die Verhandlungen mit dem Stände-Ausschuß, um auch den bedeutenden Staatsschatz mit sich zu nehmen, erfolglos waren; so gerieth er in Gefangenschaft und wurde nach Stettin abgeführt.

Gleichzeitig hatten sich nämlich (am 16. Juni) von drei Seiten her die Preußen in Bewegung gesetzt, um den Widerstand von Hannover und Kurhessen zu brechen. General v. Manteuffel setzte nach Harburg über und gelangte, während kleine Kriegsfahrzeuge innerhalb vier Tage acht hannöversche Befestigungen an der Elbe, Weser und Ems (darunter die Festung Stade) wegnahmen, am 18. nach der Hauptstadt Hannover, die bereits Tags zuvor von dem General v. Goeben auf kürzerem Wege von Minden aus besetzt worden war. Endlich eilte auch General v. Beyer von Wetzlar her mit den Truppen heran, welche Preußen vorher aus Rastatt, Mainz und Frankfurt zurückgezogen hatte, und nachdem er in drei Tagen 17 Meilen zurückgelegt, zog er bereits am 19. in Kassel ein. So hatten sich mit merkwürdiger Schnelligkeit die drei Abtheilungen der preußischen Truppen nahe an einander gezogen, welche fortan die „Main-Armee", etwa in der Stärke von 50,000 Mann, bildeten, der unter ihrem Oberbefehlshaber Vogel v. Falkenstein die Aufgabe zufiel, gegen das südwestliche Deutschland vorzugehen, eine

Aufgabe, welche sie eben so vorzüglich gelöst hat wie die östliche Haupt-Armee die ihrige.

Zunächst kam es darauf an, die hannöversche Armee, etwa 19,000 Mann stark, an der Vereinigung mit der bayerschen zu hindern, welche zu dem Zwecke von Süden her nach der oberen Werra heranrückte. Wäre von König Georg der ursprüngliche Plan festgehalten worden, ohne Säumen von Göttingen nach Eisenach weiter zu gehen und dort den Thüringer Wald zu übersteigen, so hätten die Hannoveraner mit leichter Mühe die wenigen Truppen, welche jene Gegenden besetzt hielten, durchbrechen und sich etwa bei Meiningen mit den Bayern oder bei Fulda mit dem 8. süddeutschen Bundescorps vereinigen können. Man zog es aber vor, zuerst die Armee zu ordnen und die Bayern herankommen zu lassen, um wohl gar im Verein mit denselben nach Berlin hin vorzudringen. Da diese Hülfe ausblieb, setzte man sich endlich am 21. in Bewegung; aber auch da unterbrach man den Vormarsch nach dem Waldgebirge hin, zog sich nach Langensalza zurück und knüpfte Unterhandlungen an, um Zeit zu gewinnen. Dieselben wurden plötzlich durch den Angriff abgebrochen, den der General v. Flies am 27. mit 8000 Mann eröffnete; es gelang ihm jedoch nicht, die so bedeutende feindliche Uebermacht zu überwältigen, vielmehr sah er sich gezwungen, den Rückzug anzutreten. Der Vortheil aber, den die Hannoveraner hier errungen hatten, nützte ihnen nichts, denn inzwischen von allen Seiten umringt sahen sie sich genöthigt, am 29. die Waffen zu strecken. Sie wurden nicht als Gefangene zurückgehalten, sondern in die Heimath entlassen. Der König begab sich mit dem Kronprinzen zu seinem Schwiegervater, dem Herzog von Sachsen-Altenburg, später nach Wien.

Hatte auf diese Weise Preußen in wenigen Tagen zwei seiner Gegner niedergeworfen und fast ihr ganzes Land in Besitz genommen, so hatte ihm dieselbe Schnelligkeit auch auf dem östlichen Kriegsschauplatze Vortheile verschafft, welche von außerordentlicher Bedeutung sein mußten, wie sich auch das Kriegsglück gestalten mochte. An eben dem Tage, wo der Angriff gegen Hannover und Hessen begann, erfolgte auch von zwei Seiten her der Einmarsch in Sachsen. General Herwarth v. Bittenfeld überschritt am Morgen des 16. Juni die sächsische Grenze, und sein Vorrücken wurde dadurch nicht gehemmt, daß die Sachsen bei ihrem Abzuge die Elbbrücken bei Riesa und Meißen theilweise vernichtet hatten. Schon am 18. hielt er seinen Einzug in Dresden, das König Johann in Begleitung des Kronprinzen am 16. verlassen hatte, um sich den Oesterreichern in Böhmen anzuschließen. In wenigen Tagen breiteten sich die Preußen über den ganzen westlichen Theil von Sachsen aus bis in's Erzgebirge hinein, so daß nur der Königstein in sächsischer Gewalt blieb; den ganzen östlichen Theil des Landes hatte gleichzeitig Prinz Friedrich Carl von Görlitz aus besetzt, so daß auch hier die Truppen bis hart an die österreichische Grenze vorrücken konnten, und somit nicht nur der Bogen verkleinert wurde, über welchen die Truppen sich zu

vertheilen hatten, sondern auch eine feste Position gewonnen wurde, die eben so geeignet war zur Vertheidigung wie zum Angriff.

Diese günstigen Nachrichten, die in schneller Reihenfolge vom Kriegsschauplatz einliefen, mußten im ganzen Lande den besten Eindruck hervorbringen, der einen noch festeren Halt durch das herzliche und männliche Wort erhielt, das der König am 18. Juni an sein Volk richtete. Er hob darin das insbesondere hervor, was er schon früher dem mehrfachen Andringen um Aufrechterhaltung des Friedens erwidert hatte, daß er alles Mögliche gethan, den Zwist friedlich beizulegen, daß aber Preußens Ehre und Preußens Existenz auf dem Spiele stände, und daß deshalb der Kampf gewagt werden müsse, so schwere Opfer er auch kosten könne. Deshalb bestimmte er auch den 27. zu einem allgemeinen Bettag, um den göttlichen Segen zu dem schweren Werke zu erflehen, an das man zu gehen im Begriff war. Im Lande aber, wo man zuerst dem Kriege abgeneigt gewesen war und ihn gefürchtet hatte, bis Breslau in kräftiger und patriotischer Weise sich ausgesprochen hatte, trat jetzt überall eine gehobene und kriegerische Stimmung hervor.

Daß Oesterreich Sachsen nicht zum Kriegsschauplatz erwählt hatte, schrieb man den Wünschen des sächsischen Königs zu; um so mehr aber war zu befürchten, daß der feindliche Oberfeldherr Benedek es vor Allem auf Schlesien abgesehen habe, und die dortige zweite Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen war deshalb die stärkste von allen, 116,000 Mann, das Gardecorps mit eingerechnet. Sie stützte sich insbesondere auf die beiden Festungen Glatz und Neiße, während Kosel als Rückhalt der beiden fliegenden Corps diente, welche die oberschlesische Grenze sichern und den dort gegenüberstehenden Feind beunruhigen sollte. Der Vormarsch gegen Oesterreich begann am 23. Juni von Sachsen aus, und zwar rückte die erste Armee unter Prinz Friedrich Carl, 100,000 Mann stark, auf zwei Straßen in Böhmen ein, von Görlitz her über Friedland und von Zittau her nach Reichenberg, wo beide Abtheilungen sich trafen, während die Elbarmee unter General Herwarth v. Bittenfeld, 40,000 Mann stark, von Dresden her über Schluckenau nach Gabel den Weg nahm. Erst als beide letztere Armeen ihre Stellung in Böhmen genommen hatten, führte der Kronprinz am 26. sein Heer auf drei Straßen über das Gebirge nach Böhmen, von Landshut über Liebau nach Trautenau, von Frankenstein nach Braunau, und von Glatz nach Nachod.

Die Tage, die nun folgten, auf den knappen Zeitraum einer Woche zusammengedrängt (vom 27. Juni bis 3. Juli), werden ewig denkwürdig bleiben und einen Glanzpunkt in der preußischen Geschichte bilden, denn die Erfolge, welche die Armee durch fast übermenschliche Anstrengung gewann, trotz Hitze, Regen, Hunger und Ermüdung, in oft unwegsamer Felsengegend oder auf aufgeweichtem Boden, waren so bedeutend, daß sie eigentlich schon den Krieg entschieden, und man deshalb denselben wohl nicht unpassend den „siebentägigen“ ge-

nannt hat. Diese wenigen Tage nämlich haben hingereicht, Oesterreich zu Boden zu werfen und seine Armee physisch und noch mehr moralisch in Auflösung zu bringen. Nicht etwa, daß es derselben an Muth und Tapferkeit gefehlt hätte; ebensowenig beruhte das Uebergewicht, das die Preußen hatten, auf ihrer größeren Zahl — beide Heere waren etwa gleich stark —, auch nicht darauf, daß ihr Zündnadelgewehr eine so furchtbare Waffe war, sondern vielmehr darauf, daß der Plan ihres Angriffs von dem Generalstabe, an dessen Spitze der General v. Moltke stand, so außerordentlich klar, einfach und umsichtig angelegt worden war, und von den Führern so außerordentlich geschickt und pünktlich ausgeführt wurde, daß nirgend eine Stockung oder Verwirrung eintrat, sondern Befehl und Ausführung merkwürdig übereinstimmten. Die Folge davon war, daß alle Unternehmungen gelangen und dadurch wieder Muth und Selbstvertrauen sich ungemein hoben, so daß man Nichts für unmöglich hielt, sondern auch das Schwerste kühn versuchte und durchführte.

Was auch den Feldzeugmeister Benedek bewogen haben mochte, von seinem ursprünglichen Angriffsplan abzustehen, dadurch daß er in die Defensive zurückgeworfen wurde, begann das Unglück für ihn. Hatte schon das schnelle Vorrücken der Preußen bis hart an die böhmische Grenze seine Plane durchkreuzt, so wurde er noch mehr durch das kronprinzliche Heer in Ungewißheit versetzt; da er dessen Einbruch nach Mähren befürchtete, ließ er zwei von seinen sieben Armee-Corps zurück, während er mit vier anderen die schlesischen Grenzen deckte, eins aber, welches unter Clam-Gallas, durch die aus Holstein zurückgekehrte Brigade sowie durch die sächsische Armee verstärkt, auf 60,000 Mann gebracht worden war, gegen die Lausitz aufstellte. Vorbereitungen jedoch, die Uebergänge durch das Gebirge zu sperren, waren auch hier erst so spät angeordnet worden, daß die 1. und die Elbarmee auf kein nennenswerthes Hinderniß stießen, als sie am 23. Juni in Böhmen einrückten. Clam-Gallas hatte bei der Schnelligkeit dieses Einmarsches sich darauf beschränkt, die Uebergänge über die Iser von Turnau über Podol bis Münchengrätz zu besetzen. Seine schwachen Avantgarden wurden jedoch am 27. von Herwarth v. Bittenfeld bei Hünerwasser, vom Prinzen Friedrich Carl am 26. bei Liebenau über Turnau zurückgedrängt, Podol in nächtlichem Angriff genommen, und er selber sah sich nach dem hartnäckigen Kampfe bei Münchengrätz am 28. genöthigt, seine dortige überaus feste Stellung aufzugeben. Er nahm eine neue bei Gitschin, dessen bergige Umgegend ihm äußerst günstig erschien, um der preußischen Armee ein Halt zu gebieten. Aber auch der schwierige Paß von Podkost konnte die nun vereinigten beiden preußischen Armeen nicht hindern, ihm rasch zu folgen, und bereits am 29. wurde auch diese Stadt genommen. Der nächste Gewinn dieser Anstrengungen war der, daß nun die Verbindung mit der zweiten Armee und damit das gemeinschaftliche Vorrücken ermöglicht wurde.

Während der Kronprinz durch einen Vorstoß nach Süden hin

den Feind zu täuschen suchte, brachen am 27. drei Armeecorps auf den oben bezeichneten Straßen nach Böhmen auf. Den rechten Flügel bildete das erste (ostpreußische) Corps unter dem General v. Bonin, der dem ihm gegenüberstehenden Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz Trautenau entriß und damit den Uebergang über die Aupa erzwang. Als ihm das in der Nähe vorüberziehende Gardecorps Hülfe anbot, glaubte er, obgleich nicht sein ganzes Corps zur Hand war, diese ablehnen zu können, da die Oesterreicher bereits auf dem Rückzuge begriffen waren. Es war jedoch nur die eine Hälfte seiner Truppen gewesen, die Gablenz den Preußen gegenüber gestellt hatte; am späten Nachmittag, als die von dem Marsche und Gefechte ermüdeten Preußen sich der Ruhe hingeben wollten, rückte er mit frischen Truppen heran, trieb die Preußen unter schweren Verlusten zurück, entriß ihnen Trautenau, blieb aber an der Aupa stehen, da auch sein Corps hart gelitten hatte. In der Nacht erhielt der Prinz August von Würtemberg, der das Gardecorps auf dem zweiten östlicheren Wege bis zur Aupa bei Eipel geführt hatte, Nachricht von dem Unglück, von welchem das erste Corps betroffen worden war. Am 28. griff er deshalb die Feinde bei Burgersdorf und Sohr in ihrer rechten Flanke an, nahm ihnen Trautenau und zwang sie über die Elbe zurückzuweichen, nachdem sie 10 Geschütze und mehrere Tausend Gefangener in seinen Händen gelassen hatten. Durch die Erstürmung von Königinhof am 29. gewann er hier den Uebergang über die Elbe, bis wohin (bei Arnau) auch das erste Corps nun wieder vorrücken konnte.

Noch hartnäckiger waren die Kämpfe, welche auf dem linken Flügel das 5. (posensche) Corps unter dem General v. Steinmetz in eben diesen drei Tagen zu bestehen hatte. Den gefährlichen, Meilen langen Engpaß bei Nachod durchzog er zwar unbehindert, desto schwereren Stand aber hatte am 27. hinter dem Passe seine Vorhut, welche die andringende österreichische Uebermacht so lange abwehren sollte, bis das ganze Corps sich aus den Defileen herausgewunden haben würde. Und sie hielt Stand. Sobald dann Steinmetz das freie Feld erreicht hatte, ging er zum Angriff über, trieb die Feinde ungeachtet des tapfersten Widerstandes aus einer Stellung nach der andern und nahm ihnen Fahnen, Geschütz und Gefangene ab. Hier war es auch, wo zuerst die preußische Reiterei die berühmte österreichische zurückwarf und ihr zwei Standarten abnahm. Das Corps, das hier unter dem Feldmarschall-Lieutenant v. Ramming so schwere Verluste erlitten hatte, wurde nun in die zweite Linie zurückgezogen und ein zweites, frisches unter dem Erzherzog Leopold versuchte am 28. bei Skalitz die ermatteten Preußen in die Engpässe zurückzuwerfen; aber auch hier siegte General Steinmetz und nahm dem Feinde allein an Gefangenen 4000 Mann ab. Ein nochmaliger Versuch, den ein drittes österreichisches Corps unter Festetics machte, die Preußen am 29. bei Schweinschädel aufzuhalten, wurde von letzteren ebenso vereitelt wie die früheren. 10,000 Gefangene blieben in diesen drei Tagen

in den Händen des einen Armeecorps, das sich nun endlich an den Ufern der Elbe den übrigen Truppen der zweiten Armee anschließen konnte, wohin auch bald darauf unbehindert das 6. (schlesische) Corps gelangte, das von seinem Scheinangriffe auf Mähren zurückgekehrt war.

Nachdem auf diese Weise alle drei Armeen nahe bei einander festen Fuß in Böhmen gefaßt hatten, ging der König am 30. Juni von Berlin ab, um persönlich den Oberbefehl über seine gesammte Streitmacht zu übernehmen. Am 2. Juli war sein Hauptquartier in Gitschin, und er beabsichtigte dem Heere einige Tage Erholung zu gönnen, ehe er mit vereinter Macht weitere Angriffe unternähme. Doch schon am Abend dieses Tages wurde ihm vom Prinzen Friedrich Carl die Nachricht, daß Benedek die gesammte österreichisch-sächsische Armee diesseit der Elbe zwischen Josephstadt und Königgrätz zusammen gezogen habe, eben so bereit zur Abwehr wie zum Angriff; deshalb ertheilte noch in derselben Nacht der König an alle drei Armeen Befehl vorzugehen. Benedek hatte seine Stellung mit vieler Umsicht ausgewählt und ihre natürliche Festigkeit durch die Kunst verstärkt. Von dem sumpfigen Bistritz-Bache erhebt sich nämlich nach Osten hin wellenförmig der Boden bis nach Chlum, von wo er langsamer zur Elbe wieder abfällt. Auf den Höhenzügen hatte Benedek eine äußerst zahlreiche Artillerie (etwa 500 Geschütze) terrassenförmig über und hinter einander aufgestellt, seine Truppen dazwischen in den Senkungen des Bodens. Sein rechter Flügel, aus den Truppen bestehend, die noch nicht im Feuer gewesen waren, lehnte sich an die Elbe, der linke (Sachsen) südwestlich davon an die Bistritz; den weiten Bogen zwischen beiden nahm das überaus starke Centrum ein, zwei Armee-Corps und eine zahlreiche Reiterei dahinter bildeten die Reserve. Die Gesammt-Stärke betrug 170—180,000 Mann.

Ungeachtet die kronprinzliche Armee wegen des weiten Marsches erst zu Mittag erwartet werden konnte, begann die 1. und die Elbarmee, zusammen etwa 110,000 Mann stark, am 3. Juli um 8 Uhr den Angriff. Nur langsam gelang es Herwarth v. Bittenfeld auf dem rechten preußischen Flügel bei der tapferen Vertheidigung der Gegner, die Bistritz bei Rechanitz zu überschreiten, und dem zurückweichenden Feinde die Dörfer Problus und Prim zu entreißen; noch schwieriger war der Angriff im Centrum, so daß der König, der seinen Standpunkt auf der Höhe bei Dub, dem Dorfe Sadowa gegenüber, genommen hatte, auch die Reserve, das 3. (brandenburgische) Armee-Corps, in die Schlachtlinie rücken ließ. Besonders gefährlich war die Lage des General Franseky mit der Hälfte des 4. Corps, der magdeburgischen Division, auf der äußersten Linken der 1. Armee, wo sich die 2. Armee anschließen sollte. Er drang anfangs siegreich vor, mußte sich dann vor der großen Uebermacht zurückziehen, faßte aber bei Benatek Posto, entschlossen lieber zu sterben als zu weichen. Da endlich, gegen Mittag, erschien Hülfe. Trotz des strömenden Regens und des aufgeweichten Bodens war das Garde-Corps den andern vorausgeeilt und griff nun den rechten österreichischen Flügel

mit so großem Ungestüm an, daß jeder Widerstand vergeblich wurde. Ebenso heftig war der Angriff, den das 6. (schlesische) Corps auf die feindliche äußerste Rechte machte; es drängte sie zurück und umging sie, während die Garde den Schlüssel der feindlichen Stellung, das Dorf Chlum, mit Sturm nahm. Vergeblich führte Benedek seine Reserven heran, es wieder zu erobern; von allen Seiten umgangen mußte er endlich Befehl zum Rückzuge geben, der bald genug in wilde Flucht ausartete, als der König selber, von seinen Kriegern überall mit unendlichem Jubel begrüßt, sich an die Spitze der gesammten Reserve-Reiterei stellte, die Weichenden zu verfolgen. Auf der Ebene südlich von Chlum warf sich ihm die gesammte österreichische Reserve-Reiterei entgegen, die sich hier heldenmüthig aufopferte, um die Flucht der Ihrigen zu decken. Mit diesem gewaltigen Zusammenstoß war die Schlacht von Königgrätz beendet, „deren Tag ein Ehrentag für die ganze Armee geworden, auf welche das Vaterland mit Stolz und Bewunderung blickt."

Der Sieg war zwar theuer erkauft, denn 10,000 todte oder verwundete Preußen bedeckten das Schlachtfeld, ungleich größer jedoch war der Verlust der Oesterreicher; sie ließen außer 11 Fahnen, 174 Geschützen ꝛc. 18,000 Mann in den Händen der Sieger, und mehr als 20,000 waren gefallen oder verwundet. Die Armee, schon durch die früheren Unfälle entmuthigt, verlor jetzt allen Halt. Sie einigermaßen zu ordnen, beantragte Benedek am 4. einen Waffenstillstand, den der König jedoch wie einige Tage später einen zweiten derartigen Antrag verweigerte. Dadurch aber, daß dem preußischen ermatteten Heere ein paar Tage Ruhe gelassen wurden, gewann Benedek einen Vorsprung, den er benutzte, seine Armee in die feste Stellung von Olmütz zu führen, einen Theil aber unter Gablenz auf der Eisenbahn über Brünn nach Wien vorauszusenden.

Nur wenige Truppen ließen die Preußen vor Josephstadt und Königgrätz zurück, als sie am 6. zur Verfolgung der Feinde aufbrachen. Die Elb-Armee zog geraden Weges südlich über Iglau nach Znaym, das sie am 14. erreichte; die 1. Armee nahm ihren Weg nach Brünn, wohin schon am 13. der König sein Hauptquartier verlegte, die zweite Armee endlich rückte gegen Olmütz vor. Da auf diese Weise für die Oesterreicher zu befürchten stand von Wien abgeschnitten zu werden, so eilte Benedek auf höheren Befehl, seine Truppen mittelst der Eisenbahn an die Donau zu senden; doch nur die Hälfte derselben konnte diese Rückzugslinie benutzen, denn schon am 16. besetzte Prinz Friedrich Carl Lundenburg, den Knotenpunkt der beiden Bahnen, welche von Wien nach Brünn und Olmütz führen; mit dem Reste sah sich deshalb Benedek zu dem beschwerlichen Wege über die kleinen Karpaten gezwungen, jenseit deren er im Waagthale nach Presburg hinabzog. Nur an wenigen Orten waren die Preußen bei ihrem Vorrücken mit feindlichen Truppen handgemein geworden, und hatten denselben Gepäck und Geschütz abgenommen; auch in Prag war große Beute gemacht worden, als hier am 8. Juli preußische Truppen einzogen. Am 19.

waren ihre Vorposten bereits bis 3 Meilen vor Wien vorgeschoben, so daß der König sein Hauptquartier nach Nikolsburg, südlich der Thaya, verlegen konnte.

Sich der Preußen zu erwehren, hatte Kaiser Franz Joseph den Entschluß gefaßt, Venetien an Napoleon abzutreten. Er hoffte dadurch Italien von dem Bündnisse mit Preußen abzuziehen, an Frankreich einen Bundesgenossen gegen Preußen zu gewinnen und seine Süd-Armee, welche bei Custozza glücklich gegen Victor Emanuel gekämpft hatte, mit der Nord-Armee zu vereinigen. In der That beförderten die Eisenbahnen 60,000 Mann aus Italien nach der Donau, die anderen Erwartungen Oesterreichs jedoch blieben unerfüllt; Napoleon versprach nur, den Frieden vermitteln zu wollen. Seinem Andringen gab König Wilhelm nach, und es wurde zunächst eine Waffenruhe verabredet, welche am 22. Juli Mittags 12 Uhr eintreten sollte. Sie unterbrach einen neuen Sieg, den Preußen eben zu erringen im Begriff war. An eben diesem Tage nämlich hatte Franseky mit dem 4. Armee-Corps bei Blumenau, in unmittelbarer Nähe von Presburg, die Oesterreicher angegriffen; Punkt 12 Uhr jedoch mußte der Kampf abgebrochen werden, nachdem bereits die Brigade Bose dem Feinde dadurch in den Rücken gekommen war, daß sie durch unwegsame Gegenden die kleinen Karpaten überschritten hatte.

Schon am folgenden Tage begannen die Verhandlungen wegen des Friedens zu Nikolsburg, und am 26. wurden die Präliminarien unterzeichnet und zugleich ein längerer Waffenstillstand verabredet, da erst später (den 23. August) der vollständige Friede zu Prag seinen Abschluß erhielt. Abtretung von Land wurde von Oesterreich nicht gefordert, dagegen gab es sein Anrecht auf Schleswig-Holstein auf, wofür ihm 15 Millionen Thaler von den Kriegskosten abgerechnet wurden, so daß es nur 20 Millionen baar entrichten sollte. Der Kaiser versprach ferner, in die Auflösung des deutschen Bundes zu willigen, sich bei der Neubildung Deutschlands nicht zu betheiligen und die neuen Einrichtungen, einschließlich der Territorial-Veränderungen, anzuerkennen, welche der König in Norddeutschland treffen würde.

Obgleich die süddeutschen Staaten versuchten, zugleich mit Oesterreich als dessen Bundesgenossen Frieden zu schließen, so ging doch der König nicht auf diesen Wunsch ein, behielt sich vielmehr vor in Berlin Unterhandlungen mit ihnen eröffnen zu lassen. Auch sie hatten mit ebenso entschiedenem Unglück wie Oesterreich den Krieg geführt, obgleich sie an Truppenzahl doppelt, an Artillerie dreifach den Preußen überlegen waren. Die bayersche Armee unter Prinz Karl von Bayern zählte nämlich etwa 50,000 Mann, und sie war nach der Capitulation der Hannoveraner im Begriff gewesen, von Meiningen über das Rhöngebirge nach Fulda zu gehen, um sich dort mit dem 8. Bundescorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen, das mehr als 60,000 Mann stark war, zu vereinigen. Diese Vereinigung zu verhindern und jedes der beiden Heere einzeln zu schlagen machte

sich der General Vogel v. Falkenstein zur Aufgabe, und ihre Lösung gelang ihm in erwünschter Weise dadurch, daß er sich von Eisenach zwischen beide feindliche Heere warf. Er wandte sich zuerst gegen die Bayern, die ihm zunächst standen, und griff sie am 4. Juli bei Dermbach, südwestlich von Salzungen, an mehreren Punkten an; da er jedoch, nachdem er die Feinde eine Strecke zurückgedrängt, plötzlich das Gefecht abbrach, betrachteten sich die Bayern als Sieger, zogen sich aber trotzdem in südlicher Richtung zurück, um einen bequemeren Anschluß an das 8. Bundescorps zu gewinnen. Ihre Reiterei, welche diese Verbindung aufsuchen sollte, war (ebenfalls am 4.) bei Hünefeld im Nordosten von Fulda auf Preußen gestoßen und durch einzelne Granatschüsse derselben in so grenzenlose Verwirrung gebracht worden, daß sie es vorzog sich der übrigen Armee wieder anzuschließen; auf dem Wege dorthin aber wurde sie, Verrath befürchtend, von einem panischen Schreck ergriffen und löste sich in wilder Flucht auf.

Auf der nun frei gewordenen Straße rückte Falkenstein über Fulda nach Schlüchtern vor, wandte sich dann aber plötzlich nach dem Rhöngebirge und trieb am 10. die Bayern aus ihren festen Stellungen an der fränkischen Saale bei Waldaschach, Hausen, Kissingen und Hammelburg; demnächst schickte er nur die Division Manteuffel zu ihrer Verfolgung bis Schweinfurt nach, während er selbst in entgegengesetzter Richtung mit den übrigen Truppen abzog. Seine Division Goeben schlug, nachdem sie den Spessart überstiegen hatte, am 13. mit leichter Mühe bei Laufach die Truppen des 8. Bundescorps, die ihr den Ausgang versperren wollten. Heftiger war am folgenden Tage das Treffen bei Aschaffenburg, wo der Feldmarschall-Lieutenant v. Reipperg mit österreichischen, hessischen und badenschen Truppen in günstiger Stellung stand, doch von dem General v. Goeben zurückgedrängt wurde und 2000 Gefangene einbüßte. Darauf zog das ganze 8. Bundescorps nach dem Odenwalde und ließ den Preußen die Straße nach Frankfurt frei, wo dieselben am 16. einzogen, indem sie zum Theil die Eisenbahn dorthin benutzten. Stadt und Land wurden sogleich für preußisches Besitzthum erklärt und ebenso Nassau und Oberhessen, die jetzt ungeschützt waren. Vorher schon hatte die deutsche Bundes-Versammlung in aller Eile Frankfurt verlassen und war nach Augsburg übergesiedelt, wo sie ein ebenso klägliches Ende nahm wie einige Jahre früher das deutsche Parlament in Stuttgart.

Nach so außerordentlicher Anstrengung, welche die Main-Armee in den letzten 14 Tagen gehabt hatte, war ihr eine mehrtägige Ruhe nothwendig. Während derselben wechselte der Oberbefehl; Falkenstein wurde zum Gouverneur von Böhmen ernannt, und der General v. Manteuffel trat an die Spitze der Armee. Nachdem diese theils durch preußische, theils durch norddeutsche Bundestruppen um 13,000 Mann verstärkt worden war, brach er von Frankfurt und von Darmstadt, das Goeben besetzt hatte, auf, um das 8. Bundescorps zu verfolgen, das sich nun im Süden des Main den Bayern anschließen

wollte. Am 24. erzwang er die Uebergänge über die Tauber, wo sich nur bei Bischofsheim ein ernstlicheres Gefecht entspann. Jenseit des Flusses traf er am folgenden Tage auf die süddeutsche Gesammtmacht und warf sie in zweitägigen Gefechten nach Würzburg zurück, dessen Feste Marienberg er am 27. beschoß. Die Lage der Bundes-Armee, welche jetzt in den Winkel hineingedrängt war, den der Main von Frankfurt bis Gmünden bildet, wurde dadurch noch gefahrvoller, daß das zweite preußische Reserve-Corps unter dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin, etwa 24,000 Mann stark, von Sachsen über Hof heranrückend schon am 28. Bayreuth besetzte, in dessen Nähe ein Zusammenstoß mit Bayern stattfand, der letzteren einige hundert Mann kostete. Als gleich darauf auch Nürnberg von den Preußen besetzt wurde, waren die Bundestruppen in Gefahr, ganz eingeschlossen zu werden; im Hinblick darauf beeilte sich Bayern zu Nikolsburg, wenigstens in den Waffenstillstand eingeschlossen zu werden, der am 2. August seinen Anfang nehmen sollte, doch mußte es zuvor noch die Stadt Würzburg den Preußen einräumen. Da auch gleichzeitig an Würtemberg und schon vorher an Baden der Waffenstillstand bewilligt worden war, so löste sich das 8. Bundescorps vollständig auf; alles Land aber, das im Süden von der Bogenlinie eingeschlossen wird, welche von dem Rhein bei Mannheim bis hinüber nach Nürnberg und bis zur Naab sich erstreckt, blieb bis zum Frieden in preußischen Händen.

Zunächst schloß dann Würtemberg am 13. August seinen Frieden; es gab die Hohenzollerschen Lande wieder heraus, die es im Auftrage des Bundestages besetzt hatte, und zahlte 8 Millionen Gulden Kriegskosten; darauf folgte Baden am 17., das 6 Millionen zahlte, und endlich Bayern am 22., das einige Gebiete an seiner Nordgrenze zur Abrundung der preußischen abtreten und 30 Millionen zahlen mußte. Mit Hessen-Darmstadt verzögerte sich der Abschluß bis zum 3. September; es erhielt zwar Oberhessen zurück, aber nur als Bestandtheil des norddeutschen Bundes, mußte sich einige Gebiets-Abtretungen gefallen lassen und außerdem 3 Millionen Gulden zahlen. Noch mehr zogen sich die Verhandlungen mit Sachsen in die Länge. Nach den Bestimmungen des Prager Friedens sollte es zwar nicht im preußischen Besitze bleiben, doch dem norddeutschen Bunde beitreten; seine Bemühungen, wie die süddeutschen Staaten eine selbständige Stellung zu behaupten, waren vergeblich; in dem Friedensschluß vom 21. October verlor es zwar kein Land, zahlte aber 10 Millionen Thaler Kriegskosten.

Einen glänzenderen Krieg hat Preußen nie geführt als diesen deutschen, einen vortheilhafteren Frieden nie geschlossen als diesen Prager und Berliner. Die ruhmvollen Thaten seiner Heere, mit ebenso großer Schnelligkeit wie Umsicht und Tapferkeit ausgeführt, erwarben ihm die Achtung nicht nur von ganz Europa, sondern man kann sagen der ganzen civilisirten Welt, um so mehr, als man bei der verhältnißmäßig geringen Größe des Landes und nach dem wenig

energischen Auftreten Preußen in den Jahren 1840—50 ihm am wenigsten eine solche Kraftentwickelung zugetraut hatte. Jetzt nahm man mit Erstaunen wahr, wie tüchtig diese Truppen trotz kurzer Dienstzeit waren und wie den zahlreichen in's Feld rückenden Heeren Reserve-Corps, wohl bewaffnet und geübt, nachgeschickt werden konnten, um theils die Verluste zu ersetzen, welche Krankheit oder das feindliche Schwert in den Reihen der Krieger angerichtet hatte, theils die gewonnenen Landstriche zu besetzen, damit das agirende Heer nicht geschwächt würde. Und während der Kriegsminister v. Roon dies Alles still und geräuschlos zu Stande gebracht, hatte Graf Bismarck mit staatsmännischem Blicke dafür gesorgt, daß nicht, wie nach den Befreiungkriegen, die Feder verdarb, was das Schwert gewonnen. Der Gewinn aber war ein großer, ganz abgesehen von dem ungeheuren Kriegsmaterial, das man erbeutet hatte. Durch Annectirung von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt war an Preußen nicht nur eine äußerst günstige Hafenküste gefallen, sondern auch die gefährliche Lücke ausgefüllt, welche seine Ost- und Westhälfte von einander getrennt hatte. Und was nicht minder hoch anzuschlagen war, das war der Umschwung, der in der Gesinnung des Volkes bei jeder neuen Sieges-Nachricht immer gewaltiger hervorbrach. Der alte echt preußische, patriotische Sinn trat in seiner ganzen Stärke hervor, nicht stolz und engherzig, sondern offen, bieder und mildthäig. Eine unendliche Menge von Liebesgaben aller Art wurden mit freudiger Bereitwilligkeit dargebracht, und wie die Johanniter und andere edle Männer und Frauen im Felde mit Aufopferung sich der Verwundeten und Kranken annahmen, so pflegten Einzelne und Vereine daheim diejenigen, deren Zustand einen weiteren Transport aushalten konnte, und sorgten für die Wittwen und Waisen der Gefallenen. Der Empfang der siegreichen Truppen am 20. und 21. September in der festlich geschmückten Hauptstadt war unter diesen Umständen nicht nur äußerlich großartig, sondern auch durch und durch herzlich; aber nicht minder herzlich, wenn auch einfacher, war die Aufnahme, welche überall den heimkehrenden Truppen in ihren alten Garnisonen bereitet ward; das kirchliche Sieges-Dankfest am 11. November gab dieser Stimmung eine höhere Weihe.

Eben dieselbe Stimmung sprach sich auch in dem neu zusammengetretenen Landtage aus, so daß seine Stellung zu dem Ministerium eine gänzlich veränderte wurde. Er genehmigte die Einverleibung der gewonnenen Länder und die Dankesgaben, welche der Staat den Männern gewährte, durch deren Verdienste so Großes erreicht worden war; er bewilligte das Budget im Ganzen so, wie es ihm vorgelegt worden, nachdem die Regierung die Hand zur Versöhnung dadurch geboten hatte, daß sie Indemnität für ihre früheren Maßregeln in dieser Beziehung verlangte. Er genehmigte endlich das Gesetz, nach welchem die Urwahlen für die zu berufende Reichs-Versammlung des norddeutschen Bundes stattfinden sollten, so daß dasselbe bereits am 15. October veröffentlicht werden konnte.

Was Graf Bismarck früher geäußert hatte: „nur durch Blut und Eisen werde Deutschland geeinigt werden", das hat das Jahr 1866 in der That in Erfüllung gebracht. Die Fürsten und die freien Städte Nord-Deutschlands hatten mit wenig Ausnahmen nicht nur die von Preußen vorgelegten „Grundzüge" zu einer neuen deutschen Verfassung gebilligt, sondern auch ihren ernstlichen Willen, zur Ausführung derselben beitragen zu wollen, durch ihre Hülfe während des Krieges bewiesen. Nur mit ihnen schien es möglich, eine engere Verbindung einzugehen, die den Namen des „norddeutschen Bundes" erhielt; die süddeutschen Staaten, welche noch so eben im Felde den Preußen feindlich gegenüber gestanden hatten, konnten unmöglich plötzlich seine Freunde werden; die Zeit mußte erst einen Umschwung der Gesinnung herbeiführen. Daß Oberhessen und Sachsen zu dem Bunde gezogen wurden, die doch ebenfalls gegen Preußen gekämpft hatten, findet seine Erklärung zum Theil in deren natürlichen Lage, zum Theil darin, daß beide Länder bereis im Besitz der Preußen waren und nur in Folge besonderer Fürsprache aus demselben entlassen wurden. Die 21 Fürsten und Städte, die nun, freiwillig oder gezwungen, zu Preußen getreten waren, beriethen gemeinschaftlich den von Preußen aufgestellten Verfassungs-Entwurf, welcher dem am 24. Februar 1867 eröffneten Reichstage zur Berathung vorgelegt wurde. Schon am 16. April erfolgte seine Annahme mit außerordentlicher Majorität; die Aenderungen, welche der Reichstag darin vorgenommen, wurden von den Reichstags-Commissarien der Regierungen genehmigt, und nachdem auch die Landes-Vertretungen in sämmtlichen Bundesländern ihre Zustimmung gegeben hatten, erhielt er am 1. Juli Gesetzeskraft.

An die Stelle des früheren Bundestages trat nach diesem Gesetze der „Bundesrath", in welchem statt der früheren 17 jetzt 43 Stimmen so vertheilt waren, daß Preußen 17 Stimmen zufielen, Sachsen 4, Braunschweig und Mecklenburg-Schwerin je 2, den übrigen 18 Staaten je 1 Stimme. Es war dadurch der Fehler vermieden, daß die kleineren Staaten ein unnatürliches Uebergewicht gegen den Hauptstaat geltend machen konnten, denn da zu jeder Verfassungs-Veränderung $^2/_3$ der Stimmenzahl erforderlich war, wurde eine solche unmöglich, sobald Preußen seine Zustimmung versagte, während seinerseits Preußen nicht nach Willkür verfahren konnte, sobald die übrigen Staaten, wenn auch nur der größeren Zahl nach, nicht ihre Zustimmung gaben. Den Vorsitz in dieser Versammlung führte Preußen. Dem Bundesrathe zur Seite stand der „Reichstag", zu welchem 297 Abgeordnete durch Urwahlen entsendet wurden, nämlich im Durchschnitt auf 100,000 der Bevölkerung je einer, so daß hier noch mehr als bei der Zusammensetzung des Bundesrathes auf die Größe des Staates die gebotene Rücksicht genommen worden war. Wenn aber auch Preußen dadurch im Vortheil war, daß es 236 Abgeordnete wählte, Sachsen nur 23, die mittleren Staaten je 2—6, die kleinen je 1, so war doch zu hoffen, daß das gemeinschaft-

liche Interesse oder die politische Ansicht die Verschiedenheit der einzelnen Länder mit der Zeit verschwinden lassen werde.

An ihrer Selbständigkeit büßten die Einzelstaaten nur so viel ein als nöthig war, nach außen hin die Sicherheit des Bundes zu wahren und im Innern die allgemeine Wohlfahrt der Bewohner zu fördern.

Deshalb wurden in allen Zoll- und Handels-, Post- und Eisenbahn- ꝛc. Verhältnissen die Bestimmungen des Bundes für jeden Einzelstaat verbindlich, und wie es dem Könige von Preußen zugestanden wurde, für den Bund Gesandte an auswärtigen Höfen zu ernennen, so ward ihm auch die Sorge für das Consulatwesen vorbehalten. Er wurde Oberbefehlshaber der gesammten Land- und Seemacht in Krieg und Frieden, deren Einheit durch dieselbe Art der Bekleidung des Heeres bezeichnet werden sollte; ebenso trat an die Stelle der verschiedenen Flaggen der einzelnen Uferstaaten die schwarzweißrothe Flagge der deutschen Kriegs- und Handels-Marine.

Auf diese Weise „ging der Traum von Jahrhunderten und das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter in Erfüllung", wenn auch zunächst nur für Nord-Deutschland. Der neu befestigte Zollverein mit den Südstaaten sowie das Schutz- und Trutz-Bündniß, das Preußen bei dem Friedens-Abschluß mit denselben einging und in welchem man sich gegenseitig den Besitz garantirte, und der für den Fall eines Krieges auch die süddeutschen Heere unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellte, versprach schon dazumal eine Zukunft, in welcher das gesammte Deutschland Ein Ganzes bilden würde. „Das Gebäude war errichtet, der vollendetere Ausbau ward dem ferneren vereinten Wirken der deutschen Fürsten und Volksstämme überlassen."

Die nächsten Jahre nach dem österreichischen Kriege wurden vor Allem sorgfältig benutzt, um die neu gegründeten Verhältnisse auszubilden und zu festigen, denn man mußte allerdings darauf gefaßt sein, daß von mehr als einer Seite der Versuch gemacht werden würde, das Geschehene rückgängig zu machen und den alten Zustand der Dinge wieder zurückzuführen. Zunächst war in den neu erworbenen Provinzen selbst eine starke Partei gegen die Verbindung mit Preußen, dann war in Süddeutschland trotz der eben geschlossenen Bündnisse eine scharfe Antipathie gegen den Norden, ferner mußte man erwarten, daß Oesterreich jede Gelegenheit benutzen werde, um Vergeltung für seine Niederlage zu nehmen und die alte Stellung in Deutschland wieder zu erobern, und ganz besonders mußte man vor Frankreich auf der Hut sein, welches gehofft hatte, daß Preußen in dem Kriege den Kürzeren ziehen und dann seinen Beistand theuer erkaufen würde, und jetzt zu seiner Ueberraschung und zu seinem Aerger ein mächtiges Norddeutschland neben sich entstehen sah, mächtiger in vieler Beziehung als der frühere in sich uneinige und gespaltene Deutsche Bund.

So wurde vor allen Dingen darauf hingearbeitet, die neuen Provinzen durch Berücksichtigung ihrer Interessen und durch Schonung ihrer berechtigten Eigenthümlichkeiten in eine möglichst enge Verbindung mit Preußen zu ziehen. Dies Bestreben trat in den Verhandlungen mit der Stadt Frankfurt a. M. hervor, deren Staats-Eigenthum — im Gegensatz zum städtischen — als Casernen, Eisenbahnen u. s. w. jetzt selbstverständlich an den preußischen Staat fiel, wobei die Trennung beider Arten des Besitzes sowie die Entschädigungsfrage mancherlei Schwierigkeiten hervorriefen. Schließlich wurde diese Angelegenheit dadurch erledigt, daß, als die Frankfurter 3 Millionen Thaler außer Uebernahme der Schulden verlangten, der preußische Landtag aber nur 2 Millionen bewilligte, der König selbst aus seiner Chatoulle die dritte zahlte und so die Stadt zufrieden stellte. In Bezug auf Hannover wurde die ursprüngliche Absicht, einen Theil der Provinz loszutrennen und zu Westfalen zu schlagen, auf Wunsch der Bevölkerung aufgegeben, und ebenso an Stelle der beabsichtigten Eintheilung in Regierungs-Bezirke nach preußischem Muster die althergebrachte in Landdrosteien belassen, ferner der Provinzial-Verwaltung manche sonst der Staats-Regierung vorbehaltene Befugnisse übertragen, und außerdem der Provinz Behufs größerer Selbständigkeit ein eigener Fonds in der Höhe von 12 Millionen Thaler überwiesen. Zugleich wurde mit dem Könige von Hannover verhandelt und ihm — ohne daß er auf seine Ansprüche auf die Regierung verzichtete — für seine Besitzungen in seinem ehemaligen Lande eine Entschädigung von 16 Millionen bewilligt, welche Preußen allerdings zunächst in der Hand behalten und ihm davon nur die Zinsen zahlen wollte. Wie richtig diese Vorsicht gewesen, zeigte gleich die nächste Zeit: nicht nur sprach sich der König bei Gelegenheit der Feier seiner silbernen Hochzeit (Februar 1868) gegen Deputationen seiner früheren Unterthanen sehr feindlich über Preußen aus, sondern er suchte auch durch die Presse auf alle Weise Unzufriedenheit zu erregen, und hielt in der von ihm gebildeten Welfen-Legion, welche erst in der Schweiz sich sammelte und dann nach Frankreich übersiedelte, den Kern zu einer zur Bekämpfung Preußens bestimmten Heeresmacht beisammen. So wurden ihm denn die versprochenen Gelder durch Königl. Cabinets-Ordre gesperrt (2. März 1868), und dasselbe geschah gegenüber dem Kurfürsten von Hessen, der gleichfalls öffentlich Erklärungen gegen Preußen erlassen hatte; dagegen wurde dem Herzoge von Nassau, der gegen 2 Millionen Thaler auf sein Herzogthum verzichtet hatte, diese Summe, da er feindlicher Handlungen sich enthielt, selbstverständlich belassen.

Auch gegenüber den übrigen deutschen Staaten gestalteten sich die Verhältnisse günstiger als im Anfang zu erwarten war. Dieselben hatten das mehrfach erwähnte Bündniß mit Preußen geschlossen, weil letzteres ihnen mitgetheilt hatte, daß Frankreich, von dem sie Schutz und Hülfe erwartet hatten, sich Preußen gegenüber bereit erklärt habe, in dessen Vergrößerung zu willigen um den Preis der Abtretung süddeutscher Gebiete; trotzdem war — mit Ausnahme von Baden — die Stimmung

eine so erbitterte gegen die norddeutsche Großmacht, daß man schließlich noch die Verwerfung der Allianz-Verträge durch die Landes-Vertretungen und ein Zusammenschließen jener Staaten zu einem süddeutschen Bunde erwarten konnte, der nach Oesterreich oder Frankreich hin gravitirt haben, jedenfalls aber dem norddeutschen Bunde wenig zugeneigt gewesen sein würde. Doch kam ein solches Bündniß um dessentwillen nicht zu Stande, weil in demselben Bayern als der größte Staat die Führung verlangte, wovon jedoch die anderen Nichts wissen wollten, und auch die Verträge wurden nach heißen Debatten genehmigt, weil Preußen gemäß den Bestimmungen vom August 1866 bei Verwerfung derselben mit Kündigung des Zollvereins drohte. Demnächst richtete Baden sein Militärwesen — da auf eine Einigung mit den übrigen süddeutschen Staaten für lange Zeit hinaus nicht zu rechnen war — ganz auf preußischem Fuße ein; ebenso schloß Hessen nicht nur für das zum norddeutschen Bunde gehörige Oberhessen, sondern für sein ganzes Gebiet mit Preußen eine Militär-Convention (April 1867), und dasselbe thaten die kleineren norddeutschen Staaten, beide Mecklenburg und zuletzt (März 1869) auch Braunschweig, so daß hierdurch nicht nur für die Wehrfähigkeit, sondern auch für die Einigung Deutschlands ein bedeutender Schritt vorwärts gethan war.

Von größter Bedeutung aber wurde, daß Preußen die Verlängerung des Zollvereins von dessen Reformirung sowie davon abhängig gemacht hatte, daß für dessen Angelegenheiten ein durch Wahl aus allen betheiligten Staaten hervorgegangenes Zollparlament maßgebend sein sollte; damit war — wenn auch mit beschränktem Wirkungskreise — eine allgemeine Vertretung und eine einheitliche Behörde für ganz Deutschland geschaffen, denn auch die früher nicht zum Zollverein gehörigen Gebiete traten demselben in nächster Zeit bei. Dieses Zollparlament kam zum ersten Male am 27. April 1868 zusammen, und wenn auch unter den Abgeordneten einerseits heftige Opposition gegen Preußen sich aussprach, so trat doch andererseits auch vielfach die Sympathie für dasselbe scharf hervor und fand enges Aneinanderschließen der Nord- und Süddeutschen statt, obgleich aus politischen Gründen eine Fassung der Adresse, welche die politische Einigung von Deutschland betonte, abgelehnt wurde. Dieselbe sympathische Gesinnung war bereits vorher bei Gelegenheit einer Reise des Königs nach Hohenzollern vielfach in dem freundlichen Empfange desselben an den Tag gelegt worden.

Weniger günstig hatten sich die auswärtigen Verhältnisse gestaltet, ja es hatte sogar eine Zeit lang den Anschein gehabt, als ob Preußen und Deutschland sogleich in einen Krieg mit Frankreich verwickelt werden sollten. Letzteres hatte — wie oben erwähnt — überhaupt nicht auf einen Sieg Preußens, geschweige denn auf einen so schnellen, gerechnet; dazu war gekommen, daß seine Verwickelung in die Angelegenheiten Mexikos, wo es den Erzherzog Maximilian als Kaiser eingesetzt hatte, ihm die Einmischung in Deutschland und ein Einschreiten gegen die Macht-Vergrößerung Preußens nicht wohl möglich gemacht

hatte. Um so mehr wurde dieselbe jetzt übel empfunden und insbesondere von der Opposition daraus Anlaß zu Vorwürfen und zu entschiedenem Auftreten gegen die Regierung Louis Napoleons entnommen. In Folge dessen suchte letzterer durch neue Erwerbungen die aufgeregte Stimmung zu beschwichtigen und richtete zu diesem Zwecke seine Aufmerksamkeit auf Luxemburg, das sowohl durch seine Lage wie durch seine Bedeutung als Festung von größter Wichtigkeit erschien.

Herrscher in diesem eigenthümlich gestellten Ländchen ist bekanntlich der König von Holland; dieser, der vieles Geldes benöthigt war, zeigte sich bereit, das Großherzogthum gegen eine bedeutende Geldsumme an Frankreich abzutreten, wobei allerdings der Form wegen eine allgemeine Abstimmung wie seiner Zeit in Nizza und Savoyen stattfinden sollte; nachdem aber die heimlich geführten Verhandlungen schon beendigt waren, hielt er es noch für räthlich, Preußen um seine Ansicht darüber zu befragen. Letzteres, das natürlich höchst ungern den wichtigen Platz in französischen Händen sehen mußte, protestirte sofort (März 1867) gegen einen solchen Verkauf, worauf Napoleon seinerseits die Zurückziehung der preußischen Besatzung aus der Festung forderte. Nun lag die Sache so, daß Preußen dieses Besatzungrecht auf Grund der Zugehörigkeit Luxemburgs zum deutschen Bunde besaß; nach dessen Auflösung war dies Recht in der That zweifelhaft, und vor allen Dingen fragte es sich, ob wirklich die Sache so wichtig wäre, um im Nothfall deswegen auf einen europäischen Krieg sich einzulassen. So erklärt sich's, daß unter Hinzutritt der übrigen Mächte die Sache in der Londoner Conferenz (Mai 1867) friedlich geordnet wurde, und zwar in der Art, daß Preußen seine Besatzung aus Luxemburg herauszog, welches bei Holland verblieb und entfestigt werden sollte, während die Großmächte eine Collectiv-Garantie übernahmen, d. h. die Neutralität Luxemburgs anerkannten und jeden, der sie antaste, gemeinsam zu bekämpfen sich verpflichteten.

Auch mit Dänemark wurden Verhandlungen geführt, bei denen — wie man meinte — Frankreich unter der Hand thätig war. Auf Grund des Prager Friedens, der bekanntlich eine Grenz-Regulirung in's Auge faßte, verlangte Dänemark jetzt Abtretung von Flensburg, Düppel und Alsen, wogegen Preußen vor allen Dingen Garantien für die bei irgend welcher Abtretung unter dänische Herrschaft kommenden Deutschen forderte. Hierauf erklärte Dänemark zuerst sich nicht einlassen zu können, versprach dann aber, Garantien geben zu wollen, falls Preußen die Festsetzung der Grenzlinie von einer allgemeinen Abstimmung abhängig machen wolle. Davon wiederum wollte Preußen Nichts wissen und brach die schon längere Zeit hingezogenen Verhandlungen ab, indem es erklärte, daß es den Prager Frieden mit Oesterreich geschlossen habe, und daß also nur jene Macht, nicht aber Dänemark, zu irgend welchen Ansprüchen auf Grund desselben berechtigt sei. Da nun um diese Zeit französische Schriftsteller nach Kopenhagen reisten und dort festlich empfangen wurden, und auch der

dänische Kriegsminister nach Paris sich begab, glaubte man — wie gesagt — die Einwirkung Frankreichs hier zu spüren.

Ebenso ließ sich in Italien französischer Einfluß, der gegen Preußen thätig war, nicht verkennen. Obgleich Italien dem Bündnisse mit letzterer Macht ganz besonders den Erwerb von Venetien verdankte, von Frankreich hingegen namentlich in Bezug auf die Frage von der weltlichen Macht des Papstes in drückender Abhängigkeit gehalten wurde, so war doch in Regierungs- und Militär-Kreisen starke Neigung für Louis Napoleon vorherrschend. Dadurch und aus der Absicht, einerseits die Sympathien der Italiener für Preußen zu ertödten, andererseits Oesterreich gegen diese Macht zu erbittern, erklärt sich das Auftreten des ehemaligen Kriegsministers La Marmora, der im Juli 1868 eine Interpellation über einen im Jahre 1866 geschriebenen Brief des preußischen Gesandten am Florenzer Hofe einbrachte, in welchem derselbe die schlaffe Kriegführung Italiens tadelte und Anweisungen zu energischem und rücksichtslosem Vorgehen gegen Oesterreich gab. Doch hatte die ganze Angelegenheit keine weiteren Folgen, als daß sie viel Lärm machte und großes Aufsehen erregte.

Auch in Oesterreich trat eine preußenfeindliche Stimmung namentlich darin scharf hervor, daß man einen der erbittertsten Gegner Preußens, den ehemaligen sächsischen Minister v. Beust, zum Reichskanzler ernannte (Juni 1867). Dieser brachte zunächst einen Ausgleich mit Ungarn zu Stande, welches seit dem Aufstande 1848—49 hart behandelt worden und deshalb im Jahre 1866 zur Empörung bereit gewesen war. Durch weit gehende Zugeständnisse und die Einräumung einer fast ganz selbständigen Stellung wurde es jetzt für Oesterreich gewonnen, und dadurch dessen innere und äußere Macht wesentlich gehoben und gekräftigt. Auch unterstützte Beust unter der Hand den ehemaligen König von Hannover sowie den Kurfürsten von Hessen, von denen der Erstere in Hietzing bei Wien, der Andere in Prag seinen Aufenthalt genommen hatte. Und ebenso schien ein Anknüpfungsversuch mit Frankreich gemacht zu werden, denn nur durch den Wunsch, ein Bündniß zwischen beiden früher verfeindeten Mächten herbeizuführen, ließ sich die Zusammenkunft erklären, welche im August 1867 zwischen dem Kaiser von Oesterreich und Louis Napoleon zu Salzburg stattfand.

So trat überall die Unsicherheit und Gespanntheit der Verhältnisse sowie die feindliche Wirksamkeit Frankreichs hervor, und ein kleiner Funke schien den Anlaß zu einem großen Brande geben zu können. Auch würde ein solcher ohne Zweifel schon früher ausgebrochen sein, wenn nicht zunächst die Verwicklung in die mexikanischen Verhältnisse sowie die Nothwendigkeit, die französische Armee in bessere Kriegsbereitschaft gegenüber der als so furchtbar erkannten Macht Preußens zu setzen, dann der Verlauf einer Revolution in Spanien Louis Napoleon scharf in Anspruch genommen hätten. Die dortige ihm befreundete Regierung der Königin Isabella war im September 1868 gestürzt worden, und seitdem dauerten die Unruhen in diesem Lande

ununterbrochen fort und wurden von Napoleon mit aufmerksamem Auge verfolgt, während er zugleich seine Armee durch Einführung von Hinterladungs-Gewehren und durch Organisation einer Art Landwehr, der sog. Mobilgarde, tüchtiger zu machen und zu verstärken bedacht war.

Eben diese spanischen Verhältnisse waren es dann, welche — wenn sie auch nicht den Krieg veranlaßten — so doch den Vorwand zu demselben geben mußten. Denn der eigentliche Grund war wohl der, daß die Franzosen, unzufrieden damit, daß eine neue, Frankreich ebenbürtige Macht in Europa aufkam, ihren Groll hierüber gegen ihre Regierung kehrten, die sie für diese unliebsame Thatsache verantwortlich machten, und daß — obgleich Napoleon liberale Zugeständnisse machte und ein Ministerium Olivier aus dem liberalen Theile der Kammer bildete — dennoch mehr und mehr die Unzufriedenheit, ins besondere durch die Presse angefacht, hervortrat. Dazumal konnte Napoleon wohl darauf rechnen, daß er, falls sich Oesterreich oder Italien und Dänemark ihm anschlossen und Bayern und Würtemberg, wo inzwischen preußenfeindliche Majoritäten die Kammer beherrschten, sich neutral hielten oder gar zu Frankreich übertraten, einen Krieg mit Aussicht auf Erfolg führen würde, während, wenn allmählich die Differenzen zwischen Nord- und Süddeutschland sich ausgeglichen und die neuen Provinzen sich in den preußischen Staatsverband hineingelebt hatten, die Chancen für ihn weit weniger günstig lagen.

So benutzte er denn den Umstand, daß am 2. Juli zu Madrid der Beschluß gefaßt ward, die spanische Krone an Leopold von Hohenzollern, zweiten Sohn des Fürsten Anton, zu übertragen und daß dieser sich bereit erklärte, sie anzunehmen, um Preußen entweder vor Europa zu demüthigen oder zum Kriege zu treiben. Nachdem bereits am 6. Juli der Minister in der französischen Kammer erklärt, daß eine auswärtige Macht das Gleichgewicht Europa nicht stören und die Interessen und die Ehre Frankreichs nicht gefährden dürfe, und nachdem am 8. Juli der amtliche Moniteur davon gesprochen hatte, daß diese spanische Frage erweitert und daß die Freiheit Süddeutschlands, die Räumung von Mainz und Abtretungen an Dänemark ins Auge gefaßt werden müßten, erschien am 9. Juli der französische Botschafter Benedetti in Bad Ems, wo sich König Wilhelm der Cur wegen aufhielt, um denselben aufzufordern, die dem Prinzen Leopold zur Annahme der spanischen Krone ertheilte Autorisation zurückzunehmen. Der König antwortete, daß jene Verhandlungen zwischen Spanien und dem Prinzen, nicht mit ihm geführt seien, daß sie ihn nur als Haupt der Familie, nicht als König von Preußen etwas angingen, und daß seine Regierung nichts damit zu thun gehabt habe, obgleich er allerdings Bismarck davon Mittheilung gemacht habe; im übrigen habe er dem Prinzen nicht etwa zur Annahme der Krone gerathen, sondern nur dieselbe gestattet, und könne diese Erlaubniß nicht zurücknehmen. Benedetti wollte auf diese Unterscheidung zwischen der Stellung als König und als Haupt der Familie nicht eingehen und beharrte auf seinem Verlangen, daß der König den Prinzen zum Rücktritt veran-

lassen möge, weil die Erwählung eines Hohenzollern in Frankreich als Wiederherstellung der Monarchie Karl's V. angesehen werden würde; wogegen der König die Sache den Prinzen Anton und Leopold von Hohenzollern überlassen zu müssen meinte, mit denen er sich dieserhalb in Verbindung setzen wolle. Inzwischen aber verzichtete der Prinz aus eigenem Antriebe auf die Krone, was Benedetti eher als der König durch eine Depesche des Ministers Grammont erfuhr und ersterem seinerseits mittheilte, zugleich aber im Auftrage seiner Regierung verlangte, daß der König sich diesem Verzichte anschließe und erkläre, daß er auch zu keiner anderen Zeit dieser Candidatur seine Autorisation ertheilen werde. Der König — nachdem auch er inzwischen den Verzicht amtlich erfahren — sprach zunächst seine Ansicht dahin aus, daß damit die Sache definitiv erledigt sei; auf weiteres Andringen des Botschafters erklärte er, daß er ihm gestatte zu veröffentlichen, wie er den Rücktritt des Prinzen billige; auf dessen Forderung aber, auch auf weitere Garantien wegen der Zukunft sich einzulassen, ließ er ihm durch den Adjutanten Prinz Radziwill sagen, daß er darüber zu unterhandeln ablehnen müsse. Als darauf Benedetti um eine Abschieds-Audienz bat, sagte ihm bei dieser der König nochmals, daß er ihm weiter Nichts mitzutheilen habe, und der Botschafter reiste ab.

Was unter diesen Garantien für die Zukunft zu verstehen sei, das wurde inzwischen dem preußischen Botschafter in Paris klar gemacht; ihm wurde eröffnet, wie man wünsche, daß der König, um einer bleibenden Mißstimmung vorzubeugen, einen Brief an den Kaiser richten möge des Inhalts: er habe nicht beabsichtigt, den Interessen oder der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten.

Es war also auf eine Demüthigung Preußens in der Person des Königs abgesehen; da diese mißglückt war, griff man in Frankreich zum äußersten Mittel, zum Kriege. Als Grund dafür führte der Minister Olivier an, daß nicht nur der König jene für Frankreich nothwendige Erklärung verweigert habe, sondern daß er auch eine Unterredung mit dem französischen Botschafter zurückgewiesen und diese Abweisung den fremden Cabinetten — in Wahrheit allerdings nur den deutschen — durch Telegramme und dem Lande durch Extra-Blätter notificirt habe. Die Kammer nahm auch diesen Grund zum Kriege als genügend an, obgleich Thiers, Gambetta und Favre opponirten, und so wurde am 15. Juli mit einer Mehrheit von 245 gegen 10 Stimmen der Regierung Behufs des Krieges ein Credit von 50 Millionen zur Verfügung gestellt.

In Preußen wie fast überall in Deutschland hatte das herausfordernde, nicht den Frieden, sondern den Krieg bezweckende Auftreten Frankreichs allgemeine Entrüstung hervorgerufen, die ablehnende Haltung des Königs aber bei der überwiegenden Masse der Bevölkerung lebhafte Zustimmung gefunden, wie sich das bei der Rückkehr des Königs nach Berlin am 15. Juli in unzweideutigster Weise aussprach. Dieselbe Stimmung trat in dem am 19. Juli versammelten Reichs-

tage hervor: ohne Widerspruch wurden der Regierung die für den Krieg benöthigten Gelder in der Höhe von 120 Mill. bewilligt. Bedenklicher stand die Sache in Bayern; dort hatte die preußenfeindliche sog. Patrioten-Partei die Mehrheit in der Kammer, und von ihr wurde der Antrag gestellt, den casus foederis für hier nicht vorliegend zu erklären, sondern eine neutrale Haltung zu beobachten. Aber sie drang nicht durch, namentlich da es offenkundig war, daß der König Ludwig für den Anschluß an Preußen sei, und so wurde am 20. Juli der Regierung zu Kriegszwecken ein Credit von 18 Millionen Gulden zur Verfügung gestellt. Unter diesen Umständen schloß sich natürlich auch das ursprünglich nicht ganz zuverlässige Würtemberg an, während an Badens zukünftiger Haltung von vorn herein kein Zweifel war.

Während nun die Truppen eingezogen und an die Westgrenze befördert und nicht minder ein Theil der Festungen in wehrhaften Zustand gesetzt und die Küsten durch Wegnahme der Seezeichen, Versenkung von Torpedos, Anlage von Schanzen und Stiftung einer freiwilligen Seewehr zur Vertheidigung gerüstet wurden, erneuerte der König am 19. Juli, dem Sterbetage der Königin Luise, den einst von seinem Vater an deren Geburtstage gestifteten Orden des eisernen Kreuzes, erließ am 25. einen Aufruf an das deutsche Vaterland, verordnete für den 27. Juli einen allgemeinen Buß- und Bettag, und begab sich am 31., indem er einen Aufruf „an mein Volk" veröffentlichte, unter großer Theilnahme der Bevölkerung nicht nur in Berlin sondern an allen Orten, die er unterwegs berührte, zum Heere nach Mainz, wo er am 2. August eintraf.

Die Truppen waren in der Umgegend dieser wichtigen Festung aufgestellt, so daß sie einen Einbruch der Franzosen weiter nördlich oder weiter südlich in der Flanke bedrohen konnten. Es waren 3 Armeen; die erste, welche um Trier herum stand, wurde von dem General von Steinmetz commandirt und bestand aus dem westfälischen und dem rheinischen Armee-Corps. Weiter südlich, von Bingen bis Mannheim, dehnte sich die zweite Armee aus unter dem Prinzen Friedrich Carl; sie wurde gebildet durch das Garde-Corps, durch das brandenburgische, magdeburg-thüringische, hannöversche und königl. sächsische Armee-Corps, wozu noch die schleswig-holsteinsche Division kam. An diese schloß sich die dritte Armee unter dem Commando des Kronprinzen von Preußen, welche sich etwa von Speier bis Karlsruhe ausdehnte, und zwei preußische (das posensche und hessisch-nassauische) und zwei bayerische Armee-Corps und außerdem die badischen und die würtembergischen Truppen enthielt. Jedes dieser Corps zählte etwa 30,000 Mann in je 2 Divisionen; dazu kamen noch besondere Cavallerie-Divisionen in der Stärke von etwa 3000 Mann, und eine zahlreiche Artillerie. Zurückgelassen wurden — trafen aber noch zu den Hauptschlachten ein — das ostpreußische und pommersche Corps und die mecklenburgisch-hanseatische Division zur Deckung der durch die französische Flotte voraussichtlich bedrohten Küstenländer unter dem

Oberbefehl des bewährten Generals Vogel v. Falkenstein, und ebenso das schlesische Armee-Corps im Hinblick auf eine etwaige feindliche Haltung Oesterreichs. Hierzu kamen zahlreiche Ersatz-Truppen (sog. vierte Bataillone) und nicht minder zahlreiche Landwehren.

Dem preußischen Heere gegenüber standen die Franzosen in zwei Armeen, der des Rheins und der des Elsaß, erstere 5 Corps stark um Metz, letztere 3 Corps um Straßburg, unter Ober-Anführung des Kaisers selbst und des Marschalls Mac Mahon. Da die französischen Armee-Corps drei Divisionen zählten, so berechnet man ihre Stärke auf fast 320,000 Mann, die der Deutschen auf 400,000 Mann.

Das erste kriegerische Ereigniß, welches vorfiel, war sehr unbedeutend; es bestand darin, daß am 2. August das französische Corps Frossard die Stadt Saarbrücken angriff. Da die zu deren Deckung bestimmten Truppen nur 4 Compagnien zählten — abgesehen von 3 Ulanen-Escadrons, die hier nicht eingreifen konnten — so räumten sie nach kurzem Kampfe die Stadt, welche nun von den Franzosen besetzt ward. Aus diesem unbedeutenden Treffen machten die Franzosen einen großen Sieg, den sie über drei preußische Divisionen erfochten haben wollten, und bei welchem der kaiserliche Prinz angeblich sich durch Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit ausgezeichnet hatte.

Um so ernster und wirkungsvoller war die erste Unternehmung des deutschen Heeres. Sie war gegen die etwas zu weit vorgeschobene und darum vereinzelte Division des Generals Douay gerichtet, welchen am 4. August der Kronprinz von mehreren Seiten her mit überlegenen Streitkräften angriff, so daß etwa 22 deutsche gegen 11 französische Bataillone in's Gefecht kamen; doch glich die feste Stellung der Franzosen und die größere Schußfähigkeit des Chassepot-Gewehrs diesen Unterschied der Zahl so ziemlich aus. Die Feinde standen nämlich zum Theil in dem befestigten Weißenburg, zum Theil auf Höhen und Weinbergen hinter der Lauter und in dem Schlosse Gaisberg. Aber die Bayern erstürmten Weißenburg, die Preußen vom posenschen und nassau-hessischen Corps den Gaisberg, und die Franzosen mußten mit Hinterlassung von 1000 Gefangenen sich eiligst zurückziehen.

Nach der Schlacht marschirte das siegreiche Heer westlich, wo Mac Mahon mit 5 Divisionen bei Wörth hinter dem Sauerbach eine feste Stellung genommen hatte, in der Hoffnung sich hier siegreich behaupten zu können, da er auch noch auf das Armee-Corps des Generals Failly rechnete. Am 6. August griffen die Bayern den feindlichen linken Flügel in Fröschweiler an, konnten aber keine rechten Vortheile gewinnen; dasselbe war im Centrum der Fall, wo Theile des posenschen Armee-Corps vergeblich angriffen und große Verluste erlitten, so daß die Sache sehr böse werden konnte, wenn die Franzosen ihrerseits einen Vorstoß thaten. Zum Glück unternahmen sie einen solchen nicht, und so gelang es dem nassau-hessischen Armee-Corps, verstärkt durch bayerische Truppen, den französischen rechten Flügel zu flankiren und zurückzudrängen und insbesondere das Dorf Elsaßhausen zu

nehmen. Ein Versuch Mac Mahons, es wieder zu erobern, ward abgewiesen, und nun auch Fröschweiler von allen Seiten her angegriffen und erstürmt, und so die Franzosen zum Rückzug gezwungen. Der Tag hatte den Deutschen 8000 an Todten und Verwundeten, den Franzosen 6000 Gefangene, 2 Adler, 35 Kanonen und 6 Mitrailleusen gekostet. Das Corps Failly war zu spät für die Schlacht eingetroffen, hatte dann aber den Rückzug zu decken gesucht.

An demselben Tage war es auch weiter nördlich zum Kampfe gekommen. Als im Lager der Franzosen hinter Saarbrücken einige Bewegungen bemerkt wurden, glaubte man preußischer Seits, daß die Feinde abzuziehen beabsichtigten, und der General v. Kameke erbat und erhielt vom Commandirenden des westfälischen Armee-Corps die Erlaubniß, die Höhen des sogenannten Exercierplatzes zu besetzen. So wie die Preußen dort erschienen, wurden sie Seitens der Franzosen von dem weiter südlich gelegenen rothen Berg beschossen, und so entwickelte sich die Schlacht bei Spicheren, indem die Preußen jene ihnen verderblichen Batterien zu stürmen suchten, doch lange vergeblich, bis auf den Schall des Kanonendonners Truppen des rheinischen sowie des brandenburgischen Armee-Corps herbeieilten. Letzteren gelang es sich in den Besitz der umstrittenen Höhe zu setzen, worauf man, wenn auch mit großer Mühe, Artillerie herbeischaffte und dadurch den Versuch der Feinde, die verlorene Stellung wieder zu erobern, vereitelte. Hierauf zogen die Franzosen über Saargemünd in der Richtung auf Metz ab, wo sich — nachdem man den Entschluß gefaßt, beide Armeen bei Chalons zu vereinigen — die Rhein-Armee zunächst auf dem rechten Moselufer lagerte, und wo der Kaiser den Oberbefehl niederlegte und denselben dem Marschall Bazaine übertrug.

Während nun diese Truppenmassen über die Mosel zurückzugehen begannen, was aber wegen der großen Trains und der wenigen Brücken nur langsam von Statten ging, rückte die Armee des Generals v. Steinmetz heran, zu welcher inzwischen auch das ostpreußische Armee-Corps gestoßen war, während die zweite Armee weiter südlich auf Pont-a-Mousson marschierte. Die Vortruppen der ersten Armee stießen dabei auf das Corps des Generals Decaen, das sich eben zum Abmarsch anschickte, jetzt aber sich gegen die anrückenden Feinde wandte; so kam es zum Treffen bei Courcelles am 14. August. Nach längerem Kampfe wurden die Franzosen bis unter die Kanonen der Forts St. Julien und Queuleu zurückgedrängt; Trophäen wurden nicht erbeutet und überhaupt fiel der Kampf wenig entscheidend aus, doch wurde der Abmarsch der Franzosen wesentlich verzögert und dadurch die spätere Katastrophe ihres Heeres vorbereitet.

Während dessen gingen weiter südlich — wie erwähnt — Theile der zweiten Armee über die Mosel und bedrohten die Feinde, welche am 16. August von Metz nach Verdun abzumarschiren anfingen, in der Flanke, so daß Bazaine es für angemessen hielt, den Marsch aufzugeben und statt dessen eine Schlacht zu liefern. Er hatte 5 Corps zur Hand, mit denen er sich zum Glück hauptsächlich defensiv verhielt, weil er

von Metz abgedrängt zu werden fürchtete; preußischer Seits war zunächst nur das brandenburgische Armee-Corps da, welches in einen harten und verlustvollen Kampf gegen die Uebermacht verwickelt wurde. Zwar drängte es zunächst bei Rezonville und Vionville die Feinde zurück, doch nun entwickelten sich auf der linken Flanke der Preußen überlegene Streitkräfte der Franzosen bei Mars la Tour, und nur einem tapferen Angriffe von Cürassieren und Ulanen, welche hierbei zwei Drittel ihrer Leute verloren, gelang es wenigstens vor der Hand die Gefahr einer Umfassung abzuwenden. Als dieselbe durch Herbeiziehung neuer französischer Truppen sich wiederholte, griffen mit gleicher Tapferkeit aber auch mit gleichen Verlusten die Garde-Dragoner an, und später that dies eine ganze Cavallerie-Division. Inzwischen waren auf dem bedrohten Flügel Theile des hannöverschen Corps herangekommen, und jetzt trafen auch auf dem rechten Flügel Verstärkungen ein. So gelang es, sich zu halten, und der Kampf endigte unentschieden. Jede Partei hatte wohl 16,000 an Todten und Verwundeten verloren, und beide schrieben sich den Sieg zu, doch hatten die Preußen ihre Absicht, den Abmarsch der Franzosen zu hindern, vorläufig erreicht.

Ohne Zweifel hätten zwar die Franzosen am 17. August auf einer zweiten weiter nördlich gelegenen Straße abmarschiren können, doch waren sie vom Kampfe ermüdet und mußten ihre verbrauchte Munition aus den Magazinen von Metz ersetzen; so ließen sie diesen wichtigen Tag ungenutzt verstreichen, und als sie dann am 18. abrücken wollten, war der größte Theil der ersten und zweiten Armee unter persönlicher Führung des Königs bereits versammelt, um den Abzug zu hindern. So nahm Bazaine den Kampf auf und stellte seine Truppen mit der Front gegen Westen zwischen Rozerieulles und St. Privat auf; seine Stellung war eine sehr starke, einerseits durch die massiv gebauten, von seinen Truppen besetzten Dörfer, andererseits durch bewaldete, der Vertheidigung äußerst günstige Höhen sowie durch zahlreiche, in mehreren Linien hinter einander angelegte Schützengräben. Dennoch zögerte man nicht mit dem Angriff; während das posensche und westfälische Corps des Feindes linken Flügel bekämpften und das hannöversche Corps sein Centrum angriff, gingen die Garde und die Sachsen gegen den rechten Flügel vor. Zwar kam der Angriff der Garde bei großen Verlusten in's Stocken, doch wurde er von neuem aufgenommen, als die Sachsen die Umgehung der Feinde, die ihnen aufgetragen war, ausgeführt und Rencourt erstürmt hatten. Jetzt wurde St. Privat von der Garde erobert und die Franzosen auf diese Weise zurückgedrängt, während sie in der Mitte und auf ihrem linken Flügel ihre Stellungen mit Erfolg behaupteten, ja sogar Terrain gewannen, so daß das Erscheinen des pommerschen Corps auf dieser Seite noch spät am Abend freudig begrüßt wurde, obgleich auch letzteres nichts Besonderes mehr auszurichten vermochte, da Bazaine hier seine Reserven postirt hatte, die er allerdings besser auf dem anderen Flügel verwendet hätte. Indessen konnte doch General v. Moltke am Abend dem Könige den Sieg seiner Truppen melden.

Diese Schlacht bei Gravelotte — wie sie in der Regel genannt wird — war von äußerster Wichtigkeit. Bazaine wurde durch sie genöthigt, den Marsch nach Verdun aufzugeben und sich nach Metz hineinzuwerfen, wo er bekanntlich später zur Capitulation genöthigt wurde; ebenso wurde ja bei dem Versuche, ihn zu befreien, auch die andere französische Armee kriegsgefangen. In Anbetracht dieses wichtigen Zweckes hatte man geglaubt, keine Opfer scheuen zu dürfen; sie waren aber auch sehr bedeutend, denn auf 20,000 Mann belief sich der preußische Verlust an Todten und Verwundeten, während die Franzosen den ihrigen auf 12,000 Mann berechneten.

Nach der Schlacht wurden zur Einschließung von Metz und der französischen Armee die 1. und 2. Armee zurückgelassen, doch wurden zu weiteren Operationen in der Richtung auf Paris mehrere Armee-Corps (das magdeburg-thüringische, das sächsische und die Garde nebst einer Cavallerie-Division) von ihnen abgezweigt und aus denselben eine besondere Maas-Armee gebildet, welche unter das Commando des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt wurde. Es geschah dies, weil man die 3. Armee nicht für ausreichend hielt, nachdem die Franzosen Neu-Formationen begonnen und ein weiteres Armee-Corps zu Chalons gebildet hatten.

Die 3. Armee hatte inzwischen vom Schlachtfelde von Wörth aus die Vogesen überschritten und war am 16. August in Nancy eingezogen. Dort fand einiger Aufenthalt statt, weil man von den Kämpfen um Metz hörte und nicht wußte, ob man nicht dort gebraucht werden würde. Nach deren glücklichem Verlauf setzten sich am 20. August die Armeen der beiden Kronprinzen von neuem in Bewegung, und die überall weit vorauseilende und herumstreifende Cavallerie, welche bald dem Namen der Ulanen in ganz Frankreich einen gefürchteten Klang verschaffte, erreichte das Lager bei Chalons, wo man Widerstand erwartete, fand es aber verlassen und hörte, daß die Franzosen sich nordwärts nach Reims gewendet hätten. Diese Nachricht erregte großes Aufsehen im Hauptquartiere des Königs, welches dazumal zu Bar le Duc sich befand; indem nämlich die Feinde sich nordwärts wandten, gaben sie die Straße nach Paris frei; sie mußten also eine andere, wichtigere Bestimmung haben, und diese schien nur sein zu können, daß sie seitwärts an den deutschen Heeren vorbei ziehen und der in Metz eingeschlossenen Armee Hülfe bringen wollten.

Und so war es auch wirklich. Der Marschall Mac Mahon, welcher mit seinen Truppen vor Paris Aufstellung nehmen und dort erst den Kampf wieder aufnehmen wollte, war durch die Regierung, an deren Spitze nach Entlassung des Ministeriums Olivier jetzt der Marschall Graf Palikao getreten war, zu diesem ihm widerstrebenden Unternehmen veranlaßt worden, weil man bei weiteren rückwärtigen Bewegungen den Ausbruch einer Revolution befürchtete. So suchte er nördlich von der deutschen Armee vorbei zu kommen und auf dem schmalen Streifen Landes zwischen ihr und der belgischen Grenze Metz zu erreichen. Auf die Vermuthung dieser Absicht hin wurde jetzt eine

allgemeine Rechtsschwenkung der die beiden Heere bildenden Corps angeordnet, so daß dieselben jetzt nach Norden sich bewegten, und es dauerte nicht lange, so trafen die Spitzen der Cavallerie der Maas-Armee auf französische Reiterei bei Busancy (am 27. August), wo sich ein kleines Gefecht entspann; zwei Tage später kam es zu einem Recognoscirungs-Treffen bei Nouart, und man überzeugte sich jetzt, daß man in der That die französische Armee mit der Absicht, Metz zu erreichen, vor sich habe.

Die Stellung der Deutschen war dabei so, daß am weitesten rechts die Maas-Armee sich befand, welche zunächst den Auftrag hatte, das Vordringen der Franzosen gegen Metz zu durchkreuzen; weiter links standen vereinigt als Centrum die beiden bayerischen Armee-Corps; den linken Flügel, der die Franzosen gegen die belgische Grenze drängen und ihnen den Rückzug nach Westen hin sperren sollte, bildeten die übrigen $3^1/_2$ Armee-Corps des Kronprinzen von Preußen. Die Franzosen, 5 Corps stark, jedes durchschnittlich zu 3 Divisionen, standen zwischen Aisne und Maas, so daß ihre vordersten Truppen bereits Mouzon, südlich von Sedan, erreicht hatten. In dieser Stellung wurden sie von den Deutschen am 30. August angegriffen, und zwar kam es zunächst zwischen Truppen der Maas-Armee und dem Corps des Generals Failly zum Kampfe; letzteres wurde in seinen Bivouaks südlich von Beaumont überfallen, wehrte sich, schnell geordnet, auf's tapferste, wurde aber trotzdem zurückgeschlagen, ihm mehrere tausend Gefangene, 19 Kanonen und 8 Mitrailleusen abgenommen, und Beaumont von den Deutschen besetzt, während zugleich weiter westlich die Bayern das Corps Douay zurückdrängten. Hierauf zogen die Franzosen in nördlicher Richtung auf Sedan ab, wo Napoleon, der sich der Armee angeschlossen hatte, der Schlacht gewärtig einen Aufruf, tapfer zu kämpfen, an die Truppen erließ. Die Deutschen folgten, und während die Franzosen zwischen Sedan und der belgischen Grenze zwischen den drei Dörfern Illy, Floing und Bazeilles standen, schoben sie ihrerseits in einem großen Halbkreise sich vor, um die Franzosen umfassend ihnen sowohl östlich den Ausweg nach Montmedy als auch nördlich über Mezières zu sperren. Auch hier stand wieder am meisten rechts hart an der Grenze die Maas-Armee, dann folgten die Bayern, während die dritte Armee zunächst nördlich marschirte, um ein Ausweichen der Feinde nach Westen hin zu hindern, dann aber sich östlich zog und so auch von Norden her die Gegner einzuschließen begann. Unter solchen Umständen kam es zur berühmten Schlacht bei Sedan, am 1. September 1870.

Während auf dem rechten Flügel die Garde und die Sachsen langsam vordrangen, hatten die Bayern bei Bazeilles und Balan einen schweren Kampf gegen das französische Corps Lebrun, so daß längere Zeit die Franzosen den Gedanken hatten, hier durchzubrechen, die Bayern in die Maas zu werfen, und auf Metz zu marschiren; doch hielten sich die Deutschen, obgleich bei dem mit großer Erbitte-

rung geführten Kampfe das von ihnen eroberte Bazeilles in Flammen aufging. Während dessen aber fing die Armee des Kronprinzen von Preußen an, von Norden her die Franzosen zu umfassen; es kam hier namentlich zum Kampfe bei Floing, in welchem die Franzosen mehrere tapfer ausgeführte, aber vergebliche und verlustvolle Reiter-Angriffe unternahmen. Die Sache wurde für die Franzosen so bedenklich, daß, als Mac Mahon verwundet den General Ducrot zu seinem Nachfolger ernannte, dieser in richtiger Erkenntniß der Lage den Plan faßte und bereits auch auszuführen begann, nördlich über Illy abzumarschiren; doch wurde er an Ausführung dieser Absicht durch den General Wimpfen gehindert, der aus Afrika herbeigerufen war, um das Corps des Generals Failly zu übernehmen, welchem man fälschlich den Verlust der Schlacht bei Wörth Schuld gab, und jetzt seinerseits an Mac Mahons Stelle das Commando übernahm, indem Palikao ihn zu dessen Stellvertreter und Nachfolger ernannt hatte, von welcher Ernennung er jetzt Gebrauch machte. Er machte Ducrots Anordnungen rückgängig und nahm wieder Mac Mahons Plan auf, bei Bazeilles durchzubrechen; dadurch aber gab er den Gegnern Zeit und Gelegenheit, ihn jetzt auch im Norden völlig einzuschließen, so daß er selbst endlich — es war gegen 2 Uhr Mittags — die Gefährlichkeit der Lage begriff und den Kaiser auffordern ließ, sich mit ihm an die Spitze der besten Truppen zu stellen und einen Versuch zu machen, sich durchzuschlagen. Der Kaiser aber, der während der Schlacht, ohne ein Commando zu führen, mehrfach dem heftigsten Kugelregen sich ausgesetzt hatte, hielt Alles für verloren und weitere Opfer für nutzlos, und mochte auch nicht allein sich retten; so ließ er zu Sedan die weiße Fahne aufziehen und sandte den General Reille an König Wilhelm mit einem Schreiben, in welchem er ihm anzeigte, daß er persönlich sich ergäbe, nachdem es ihm nicht möglich gewesen, an der Spitze seiner Truppen zu sterben. Hieran schlossen sich Unterhandlungen zwischen den Generälen Moltke und Wimpfen, in welchen die Bedingungen der Uebergabe der französischen Armee festgesetzt wurden; diese selbst fand dann am 2. September statt, und zwar waren es etwa 100,000 Mann mit 350 Kanonen und 70 Mitrailleusen, welche hier in die Hände der Sieger fielen. Napoleon selbst begab sich an eben diesem Tage zu König Wilhelm und hatte mit demselben eine längere Unterredung in dem Schlößchen Bellevue; zum Aufenthaltsort wurde ihm Wilhelmshöhe bei Kassel, wo dereinst sein Oheim Jerome residirt hatte, angewiesen, und dort traf er am Abend des 5. September ein.

Die Nachricht von diesem großen Siege, welche der König in einem demnächst veröffentlichten Briefe der Königin Augusta mittheilte, erregte in ganz Europa das größte Aufsehen, vor allem aber in Deutschland die größte Freude sowie die sichere Hoffnung, daß nun der Opfer genug gebracht seien und daß baldigst ein günstiger und ehrenvoller Friede diesen furchtbaren Kampf beendigen werde.

Aber diese Wünsche und Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung

gehen. Zwar wurde in Paris auf die Nachricht von der verlorenen Schlacht die kaiserliche Regierung am 4. September gestürzt und die Kaiserin Eugenie genöthigt, nach England zu fliehen, doch dachte die neue revolutionäre Regierung, an deren Spitze Gambetta, Rochefort, Trochu, Jules Favre und Andere traten, keineswegs an den Frieden, sondern an den Krieg bis zum Aeußersten, und hoffte durch dieselben Mittel, welche dereinst 1793 angewendet worden waren, vor allen Dingen also durch eine allgemeine Volksbewaffnung auch jetzt noch die Feinde zum Lande hinausschlagen zu können, um so mehr als das stark befestigte Paris einen höchst bedeutenden Stützpunkt gewährte und man auch immer noch auf die zahlreiche Armee in Metz rechnete, welche, wenn sie nicht gar durchbrach und wieder im offenen Felde erschien, doch zum mindesten einen sehr bedeutenden Theil der feindlichen Armee fesselte und in Anspruch nahm. Ebenso wurden Versuche gemacht, die Intervention oder wohl gar die Hülfe des Auslandes zu gewinnen, doch führten diese Verhandlungen selbstverständlich zu keinem Erfolge.

Während nun die Sieger von Sedan begannen, auf Paris loszumarschiren, fingen sie zugleich auch an sich im übrigen Frankreich auszubreiten. In Baden war aus badischen und preußischen Truppen ein besonderes Corps zum Schutze des Landes gebildet worden, und dies ging jetzt über den Rhein und begann die Belagerung von Straßburg am 8. August. Dieselbe war zuerst wenig mehr als eine Einschließung, aber am 29. desselben Monats wurde die erste Parallele ausgehoben, und nun fing die Beschießung mit allem Ernst an. Nachdem eine gangbare Bresche gelegt war, hielt es der General Uhrich, der die Vertheidigung der Stadt tapfer und verständig geleitet hatte, für nothwendig, die Stadt zu übergeben; die Capitulation fand am 27. September statt und lieferte 17,000 Vertheidiger in die Hände der badischen und preußischen Truppen.

Von Wichtigkeit war es ferner, daß in dieser Zeit die Uebergabe von Toul erfolgte, obgleich die Festung als solche wenig bedeutend war; doch beherrschte sie die Eisenbahnlinie Straßburg — Paris und hinderte also die Benutzung dieses wichtigen Schienenweges. Deshalb wurden schon im August zwei Versuche gemacht, die Stadt durch ein Bombardement zur Ergebung zu zwingen, doch hatten dieselben keinen Erfolg. Ein dritter Versuch verlief glücklicher, und Toul sah sich am 23. September genöthigt, eine Capitulation zu schließen.

Kleinere Plätze waren zum Theil schon früher genommen worden, zum Theil geschah es jetzt; doch traten alle diese Vorfälle in den Hintergrund neben der Belagerung von Metz.

Als nach der Schlacht bei Gravelotte sich Bazaine nach Metz hineingezogen hatte, wurden zur Einschließung desselben die erste und die zweite Armee zurückgelassen, während die Armeen der beiden Kronprinzen auf Paris zu marschirten; aber bald wurde — behufs größerer Einheit im Commando — der General Steinmetz abberufen und als General-Gouverneur nach Posen versetzt, so daß

die ganze Belagerungs-Armee jetzt unter dem Prinzen Friedrich Carl stand. Da man einen Durchbruchs-Versuch in der Richtung nach Westen am meisten befürchten mußte, hatte man hier das westfälische, das rheinische, das mecklenburgisch-holsteinische und das hannoversche Corps, und hinter ihnen das pommersche und brandenburgische aufgestellt, während sich im Osten nur das ostpreußische Corps und eine Landwehr-Division befanden. Die Einschließung war einerseits durch die Ausdehnung der Befestigungen, insbesondere durch die vorgeschobenen Werke Fort St. Julien und Queuleu im Osten, Fort St. Quentin und Plappeville im Westen sehr erschwert, andererseits durch schlechtes Wetter, welches das von den Belagerern besetzte Terrain zum Theil unter Wasser setzte, sowie durch die Schwierigkeit, in genügender Weise für die Verpflegung zu sorgen, sehr beschwerlich; trotzdem harrten die Truppen aus bis Ende October, wo endlich Bazaine sich zur Capitulation bequemen mußte. Vielleicht wäre es ihm möglich gewesen durchzubrechen, doch scheint es, daß er selbst für den Fall des Gelingens die Schwierigkeit, sich im freien Felde zu behaupten, gefürchtet habe; auch hoffte er wohl, daß ein baldiger Friede ihn aus seiner mißlichen Lage erlösen werde, und wollte im Hinblick auf einen solchen die fünf ihm unterstellten Corps, die besten der französischen Armee, ungeschädigt erhalten; schließlich endlich mochte er als treuer Anhänger Napoleons mit der nach dessen Sturze eingesetzten revolutionären Regierung nichts zu thun haben wollen: genug, er machte nur einen größeren Ausfall auf die Kunde von der Annäherung der Armee Mac Mahons. Derselbe fand am 31. August vom Fort St. Julien aus in der Richtung nach Nord-Osten hin statt, doch hatte man aus der Zusammenziehung von Truppen auf dieser Seite die Absicht der Feinde erkannt und das dortige Einschließungs-Corps verstärkt; in Folge dessen gelang es zwar den Franzosen, das von den Preußen besetzte Dorf Noisseville zu erobern, doch wurde es ihnen, als Verstärkungen eintrafen, wieder entrissen, und seitdem wurde — namentlich weil man nun in Metz anfing, von Pferdefleisch zu leben, und es also an der nöthigen Cavallerie und Feld-Artillerie fehlte — kein Versuch von Bedeutung gemacht, sich durchzuschlagen. So schickte Bazaine, durch Mangel genöthigt, erst den General Boyer zum Könige nach Versailles, um womöglich günstige Bedingungen zu erhalten, und schloß dann — als die Sendung erfolglos blieb — durch den General Changarnier die Capitulation mit dem Prinzen Friedrich Carl am 27. October ab; zwei Tage später marschirte die Besatzung aus und wurde nach Deutschland in die Kriegsgefangenschaft geführt; 173,000 Mann, 73 Adler, 102 Mitrailleusen, 541 Feld- und 800 Festungs-Geschütze fielen in die Hände der Sieger.

Es war ein Glück, daß dieses Ereigniß gerade jetzt eintrat, denn die Truppen waren gerade damals anderweitig dringend nöthig, und traten darum sogleich den Marsch nach ihrem neuen Bestimmungsorte an.

Inzwischen nämlich hatten allerdings die deutschen Heere Paris

erreicht und es von allen Seiten eingeschlossen, doch hielt sich die Stadt, und zugleich wurden überall in Frankreich Truppen zusammengezogen, um die Belagerungs-Armee im Rücken anzugreifen. Deswegen wurde auf die Kunde, daß zwischen Tours und Orleans 40—50,000 Franzosen sich gesammelt hätten, der bayerische General v. d. Tann mit 1½ Armee-Corps und 3 Cavallerie-Divisionen abgeschickt, um dieselben auseinander zu jagen. Es gelang ihm in der That, die Feinde zurückzudrängen und am 11. October in Orleans einzurücken; als er aber einen Theil seiner Truppen wieder zurückgesandt hatte, sammelten sich die Feinde von Neuem und zogen verstärkt auf Orleans los. Tann ging ihnen entgegen und lieferte ihnen am 9. November das Treffen bei Coulmiers, mußte aber — da sein Corps im Laufe des Krieges sehr zusammengeschmolzen war — der Uebermacht der Gegner weichen und demnächst Orleans räumen; zwar verband er sich gleich darauf mit der Heeres-Abtheilung, welche 1 Armee-Corps und 2 Cavallerie-Divisionen stark unter das Commando des Großherzogs von Mecklenburg gestellt war, doch schien es sehr fraglich, ob man auf die Dauer den bis auf 120,000 Mann verstärkten Feinden gewachsen sein würde; da traf zum Glück am 20. November der Prinz Friedrich Carl, der von Metz über Troyes und Nemours heranmarschirt war, mit 3 Armee-Corps ein; die übrigen Truppen hatten anderweitige Bestimmung erhalten.

Der Prinz umstellte mit seinen Truppen den Wald von Orleans und lieferte 4 französischen Divisionen, welche gegen das hannoversche Corps zum Angriff vorgingen, am 28. November das Treffen bei Beaume la Rolande, in welchem die Feinde 8000 Mann verloren; ebenso wehrte er einen zweiten Vorstoß des französischen Oberbefehlshabers Aurelle de Paladines am 1. und 2. December ab, griff dann seinerseits am 3. December von mehreren Seiten concentrisch an, und rückte am 4. Abends in Orleans ein. In Folge dieser Niederlage trat Aurelle de Paladines ab, und sein Heer wurde in zwei Theile getheilt, von denen der eine unter Bourbaki nach Osten, der andere unter Chanzy nach Westen sich zog. Der Prinz schickte ersterem einen Theil seiner Truppen nach, einen Theil ließ er in Orleans, mit seiner Hauptmacht wendete er sich nach Westen und zwang die Feinde durch die Kämpfe bei Beaugency am 8., 9. und 10. December sich auf Blois zurückzuziehen, in welche Stadt die Deutschen am 13. einrückten, worauf die Franzosen in der Richtung auf Le Mans zurückgingen. Der Prinz seinerseits, der einen Angriff der Bourbaki'schen Armee gegen Orleans befürchtete, begab sich nach diesem wichtigen Punkte zurück, und es trat nun eine Pause in den kriegerischen Unternehmungen ein; doch bald (am 5. Januar) brach der Prinz von neuem gegen die inzwischen verstärkten und reorganisirten Feinde auf, um ihrem Angriffe zuvorzukommen. Seine Armee bestand aus 3½ Corps und 4 Cavallerie-Divisionen, alle durch die vorhergehenden Kämpfe sehr geschwächt, so daß man ihre Stärke auf nur 72,000 Mann berechnete, während die Franzosen

unter Chanzy 150,000 Mann zählten. Die Verhältnisse waren die schwierigsten, das Terrain ungünstig, der Boden spiegelglatt gefroren, die Kälte scharf; trotz alle dem drangen die Deutschen unter fortwährenden kleinen Gefechten vor und schlugen dann die Franzosen in den Kämpfen am 10., 11. und 12. Januar bei Le Mans, nahmen ihnen 18,000 Gefangene und 20 Kanonen und Mitrailleusen ab, und erschütterten dadurch das feindliche Heer der Art, daß es die übrige Zeit nichts weiter unternahm, und daß man ungestört um Le Mans und Orleans ruhen und ferner das Corps des Großherzogs von Mecklenburg nach Rouen hin entsenden konnte. Schon vorher hatte aus Furcht vor dem Vordringen der Deutschen die französische Regierung ihren Sitz von Tours nach Bordeaux verlegt.

Gleichzeitig hatten die Franzosen auch in dem nördlichen Theile des Landes, in Rouen, Amiens und Lille, Truppen zu sammeln begonnen, gleichfalls in der Absicht, dem Belagerungs-Heere vor Paris in den Rücken zu fallen. Gegen diese wurde nach der Capitulation von Metz die sogenannte erste Armee abgesandt, deren Commando dem General v. Manteuffel übertragen wurde; doch war es zunächst nur das rheinische und ein Theil des ostpreußischen Armee-Corps nebst einer Cavallerie-Division, mit denen er sich in Bewegung setzte, und erst später folgte der Rest des ostpreußischen Corps nebst einer Reserve-Division. Sein Marsch ging über St. Menehould, Reims und Compiegne nach Amiens, dessen Besetzung ihm die Franzosen unter dem General Farre streitig zu machen suchten; doch wurden sie am 27. November vor Amiens geschlagen, und die Deutschen zogen am folgenden Tage in diese Stadt ein, deren Citadelle am 30. capitulirte. Nun wandte sich der General v. Manteuffel nach Rouen, um die dort sich sammelnden Truppen zu zersprengen, besetzte die Stadt am 6. December und schickte von dort nach allen Seiten hin Abtheilungen in die Umgegend, um diese zu unterwerfen. Inzwischen aber erschien der General Faidherbe, dem der Oberbefehl in den nordöstlichen Departements seitens der französischen Regierung übertragen worden war, vor Hamm und zwang die schwache preußische Besatzung zur Uebergabe; deshalb wandte sich General v. Manteuffel mit Zurücklassung einer Besatzung in Rouen gegen diesen neuen Feind und nöthigte ihn in einer zweiten Schlacht bei Amiens (auch Schlacht an der Hallue genannt) am 23. December zum Rückzug. Als hierauf die Preußen Peronne zu belagern anfingen, machte Faidherbe den Versuch die Festung zu entsetzen, und so kam es am 2. und 3. Januar zu den Kämpfen bei Bapaume, in welchen 10,000 Preußen 40,000 Feinden tapfer Stand hielten, so daß diese, ohne ihre Absicht erreicht zu haben, umkehren mußten, worauf Peronne am 9. capitulirte. Später machten die Franzosen, welche einsahen, daß sie die Preußen nicht mit Gewalt zurückwerfen könnten, den Versuch, deren rechten Flügel zu umgehen und so in ihrem Rücken Paris zu erreichen; doch errieth der General v. Göben, der inzwischen an Manteuffels Stelle das Commando übernommen hatte, ihre Absicht, marschirte rechts ab, traf die Feinde

am 19. Januar bei St. Quentin und schlug sie, obgleich nur halb so stark als sie (25,000 gegen 50,000 Mann), so daß sie 10,000 Gefangene und 6 Geschütze verloren. Damit erreichte auch hier der Krieg seinen Abschluß.

Auch im Südosten war inzwischen gekämpft worden. Nach der Eroberung von Straßburg war nämlich ein besonderes, fast nur aus Landwehr bestehendes Corps gebildet worden, um die übrigen Festungen im Elsaß zur Ergebung zu zwingen, namentlich Belfort, das in seiner Lage zwischen Vogesen und Jura den Süd-Eingang zum Elsaß beherrschte; General v. Werder aber hatte Befehl erhalten, von Straßburg über die Vogesen nach Troyes und Chatillon s. Seine vorzugehen. In Ausführung dieses Auftrages drängte er am 6. October die Feinde bei Etival zurück, wandte sich dann aber — um ihnen zu folgen — nach Süden, ging über Vesoul nach Besançon, wo er die Franzosen in so fester Stellung fand, daß ein Angriff nicht räthlich erschien, und zog demnächst nach Dijon, wo sich feindliche Truppen sammelten. Deren Widerstand am 30. October war vergeblich; die Deutschen rückten nach unbedeutendem Kampfe in die Stadt ein, und hielten sie bis gegen Ende December besetzt. Unterdessen aber machten die Franzosen große Anstrengungen, neue Truppen zusammenzubringen, und auch Garibaldi verließ Caprera, bot der französischen Republik seine Dienste an, und sammelte eine großentheils aus Italienern bestehende Freischaar. Als einer seiner Söhne am 19. November einen glücklichen Ueberfall auf Chatillon s. Saone ausgeführt und dem dort stationirten Landwehr-Bataillon empfindlichen Verlust zugefügt hatte, versuchte Garibaldi selbst, durch Ueberrumpelung Dijon (24.—25. November) zu nehmen, und griff die Stadt — als dies nicht gelungen war — am 26., doch vergeblich, an. Hierauf gingen ihrerseits die Deutschen zum Angriff vor und drängten Garibaldi nach Autun zurück, waren aber zu schwach, um diese Stadt zu nehmen (1. December), und marschirten nach Dijon zurück. Unterwegs wurde vom General Cremer, der am 30. November eine badische Abtheilung aus Nuits gedrängt hatte, der Versuch gemacht, ihnen den Rückzug abzuschneiden, doch schlugen sie sich am 3. December bei Chateauneuf durch, griffen verstärkt ihrerseits die Feinde am 18. December in Nuits an, und nöthigten sie in verlustvollem Kampfe, die Stadt zu räumen. Inzwischen aber hatte Bourbaki, der — wie oben erwähnt — nach den Kämpfen bei Orleans das Commando über die halbe Loire-Armee erhalten hatte, sich von Bourges und Nevers, wo er zunächst Stellung genommen, nach Chatillon s. Saone gewandt und sich mit einem neuen in Lyon gebildeten Armee-Corps vereinigt. Solcher Uebermacht gegenüber konnte sich Werder in Dijon nicht halten, sondern ging zunächst nach Vesoul, von da auf Belfort zurück, auf dessen Entsatz offenbar Bourbaki es abgesehen hatte. Die Feinde marschirten parallel mit ihm und suchten ihm durch Besetzung von Villersexel die Straße nach Belfort zu sperren; zugleich hatte auch Werder — aus Besorgniß, die Feinde

könnten ihm zuvorkommen — die Absicht, durch einen Angriff mit seiner halben Macht ihren Marsch zu stören; so kam es zu dem im übrigen unentschiedenen Treffen zu Villersexel am 9. Januar 1871. Werder erreichte nun glücklich die westlich von Belfort fließende Lisaine, hinter der er den Angriff der Franzosen aushalten zu können hoffte, um so mehr als er Nachricht erhielt, daß eine neu gebildete Armee unter General v. Manteuffel ihm zur Hülfe heranziehe. So kam es zur Schlacht bei Belfort am 15., 16. und 17. Januar, in der die Deutschen dreifache Uebermacht gegen sich hatten und auch die Festigkeit ihrer Stellung nicht den Erwartungen entsprach, da die Lizaine und die sie umgebenden Sumpfwiesen zufroren. Trotzdem wurden auf dem linken Flügel, der sich ins besondere auf das Schloß Montbeliard (Mömpelgard) stützte, wie in der Mitte die wiederholten Angriffe der Franzosen zurückgeschlagen. Auf dem rechten nahmen zwar die Feinde das wichtige Dorf Chenebier am zweiten Tage und behaupteten dasselbe gegenüber allen Versuchen, es wieder zu nehmen; doch wurden sie durch dieselben wenigstens am weiteren Vordringen gehindert. Unter solchen Umständen verzweifelte Bourbaki, dessen Leute furchtbar von der Kälte litten, weil sie im Freien nächtigen mußten, am Erfolge, und gab den Kampf auf; seine Verluste beliefen sich auf 8—10,000, die der Deutschen auf 2000 Mann.

Schlimmer aber noch als der Kampf wurde für ihn der Rückzug, denn General v. Manteuffel war bereits mit dem westfälischen Corps, welches bis dahin in und um Metz gestanden hatte, und dem pommerschen Corps, das zur Belagerung-Armee von Paris gehört hatte, im Anzuge, um im Rücken der Feinde zu operiren. Er war schon (14.—17. December) über das Côte d'Or-Gebirge gegangen und bis an die Saone vorgedrungen, als er die Nachricht von dem Rückzuge der Franzosen nach Besançon erhielt. Unter solchen Umständen hätte er sich leicht mit den Truppen Werders vereinigen und bei der genannten Stadt den Franzosen eine Schlacht liefern können, er zog es aber vor, ihnen den Weitermarsch zu verlegen. Zu diesem Zwecke wandte er sich jetzt südlich auf Dôle und rückte dann südöstlich über den Doubs auf den Jura zu, so daß er die Straße von Besançon nach Lyon sperrte, während General Werder auf die Westseite von Besançon sich zog, andere Truppen aber unter dem General v. Schmeling im Norden erschienen. So war Bourbaki mit einer wenig tüchtigen und eben geschlagenen Armee rings umstellt und in schlimmster Lage; ein Durchbruch durch die feindliche Linie in westlicher Richtung, den ihm Gambetta telegraphisch anempfahl, schien ihm mit solchen Truppen nicht räthlich, und er hoffte nur noch, südlich dicht an der Schweizer Grenze entlang sich abzuziehen. Als er die Unmöglichkeit, dies durchzuführen, einsah, versuchte er sich selbst zu tödten, und verwundete sich dabei so schwer, daß er das Commando nicht weiter behalten konnte; sein Nachfolger Clinchant, um nicht capituliren zu müssen, führte die Truppen auf die Grenze zu und trat — nachdem er noch am 1. Februar im Kampfe bei Pontarlier 4000 Mann an Ge-

fangenen eingebüßt — bei Porrentruit am selben Tage mit 80,000 Mann in die Schweiz über, wo seine Truppen entwaffnet und internirt wurden. So war Manteuffels kühner Plan vollständig gelungen, und der General konnte in einem Aufrufe an seine Truppen rühmen, daß sie eine große Armee unschädlich gemacht, 15,000 Mann gefangen genommen und 19 Geschütze und 2 Adler erobert hätten.

Garibaldi, der mit mehr als 20,000 Mann in Dijon stand, hätte dem Heere Manteuffels leicht sehr lästig werden können; deshalb hatte letzterer 5 Bataillone unter General Kettler gegen ihn geschickt, die ihn in tapferem, aber freilich auch verlustreichem Kampfe am 21. und 23. Januar beschäftigten und festhielten; als sie dann Verstärkungen vom General Werder erhielten, räumten die Feinde Dijon, und die Deutschen besetzten am 1. Februar diese Stadt. Ebenso zogen sie am 16. Februar in Belfort ein, welches gleichfalls capitulirt hatte.

Die Hauptsache von allem aber war die gleichzeitig mit all diesen Kämpfen geführte Belagerung von Paris, welche dann schließlich auch die Entscheidung brachte. Nach der Schlacht bei Sedan war die deutsche Maas-Armee auf dem rechten Ufer der Marne, die Armee des Kronprinzen von Preußen auf dem linken Ufer dieses Flusses gegen die feindliche Hauptstadt vormarschirt; unterwegs wurde ins besondere die Citadelle von Laon zur Capitulation genöthigt, wobei eine Pulver-Explosion einen Theil der eingezogenen Truppen verwundete oder tödtete. Die Maas-Armee erschien mit ihren einzelnen Bestandtheilen am 17. und 18. September auf der Nordseite von Paris, die andere Armee am 19. auf der Südseite, und es kam dort gleich zu einem Kampfe, in dem die Schanze und das wichtige Plateau von Chatillon in die Hände der Deutschen fiel. Paris selbst war inzwischen reichlich verproviantirt worden; es hatte eine doppelte Befestigung, eine innere, aus Wall und Graben bestehend, im Umfange von 3—4 Meilen, und eine äußere, welche durch detachirte Forts gebildet wurde. Solcher lagen 5 auf der Ostseite, und zwar die stärksten von allen, 6 im Süden, 3 im Norden; nur 1, aber ein sehr bedeutendes, der Mont Valerien, im Westen. Die Besatzung betrug etwa 80,000 Linien- und Marine-Truppen, 100,000 Mobilgarden, 240,000 Nationalgarden; letztere waren im Nordosten aufgestellt, im Süden kommandirte General Vinoy, im Westen Ducrot. Die Belagerer bestanden durchschnittlich aus 7 Armee-Corps, doch wechselte die Zahl; der König und das Hauptquartier befanden sich in Versailles.

Während nun die Franzosen — wie wir gesehen haben — durch Angriffe von Orleans und von Amiens her und schließlich durch das Vorgehen Bourbaki's die Deutschen zum Aufgeben der Einschließung zu zwingen suchten, machten sie gleichzeitig zu diesem Zwecke mehrere Ausfälle; so Vinoy am 30. September gegen das schlesische Corps und am 13. October gegen das 2. bayerische Corps, beide in der Richtung nach Süden. Ebenso ging Ducrot am 21. October in westlicher Richtung gegen das posensche Armee-Corps vor; doch war

dies alles erfolglos. Mit ebenso geringem Glücke kämpften die Franzosen im Nordosten von Paris, wo sie zwar am 28. October Le Bourget der preußischen Garde entrissen, es aber schon am 30. wieder verloren. Bedeutender war — nachdem der französische Ober-Commandeur Trochu die Truppen reorganisirt hatte — ein nach Osten im Süden der Marne gegen die Würtemberger in und um Champigny am 30. November ausgeführter Angriff, den man durch Besetzung des die Umgebung beherrschenden Mont Avron vorbereitet hatte: doch wurden auch hier die Franzosen durch das Eingreifen der Pommern am 2. December wieder zurückgedrängt, und ein zweiter Kampf um Bourget (am 21. December) führte kein besseres Resultat für sie herbei als der erste. Ebenso mißglückte der große Ausfall, den sie am 20. Januar 1871 vom Mont Valerien aus nach Versailles zu gegen das posensche Corps unternahmen; nach kurzen Erfolgen wurden sie wieder zum Rückzug genöthigt.

Unterdessen war mit großen Beschwerden aus Deutschland Belagerungsgeschütz herangeschafft worden, und bereits am 27. und 28. December der Mont Avron beschossen und die Feinde zum Abzuge gezwungen worden, und seit dem 5. Januar wurde die Südfront der Stadt von etwa 130 schweren Geschützen unter Feuer genommen. Dazu fingen die Lebensmittel an auszugehen, und auf Hülfe von den Provinzen war nicht zu rechnen. So sah sich Paris genöthigt zu capituliren.

Schon am 19. und 20. September hatte J. Favre mit dem Grafen Bismarck wegen eines vierzehntägigen Waffenstillstandes verhandelt, hatte aber auf dessen Forderung, dafür Straßburg, Toul und Bitsch sowie den Mont Valerien auszuliefern, nicht eingehen wollen. Ebenso vergeblich war eine zweite, von Thiers geführte Unterhandlung abgelaufen, da auch dieser zu keinen Zugeständnissen sich hatte herbeilassen wollen. Jetzt zwang die Noth zu solchen, und so wurde am 28. Januar ein Waffenstillstand zunächst auf 21 Tage geschlossen, wonach Paris mit Lebensmitteln versehen werden, dafür aber alle Forts den Deutschen übergeben und die Waffen von sämmtlichen Truppen — mit Ausnahme einer 12,000 Mann starken Division — ausgeliefert werden sollten; ausgenommen von diesem Waffenstillstande sollten Belfort und die Gegenden sein, wo eben noch Manteuffel im Vordringen war.

Am 8. Februar fanden dann in ganz Frankreich Wahlen zu einer National-Versammlung statt, welche am 12. Februar in Bordeaux zusammentrat und Thiers zum Präsidenten der französischen Republik wählte. Dieser und Favre trafen am 21. in Versailles ein, und am 26. wurden die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Die Verhandlungen wurden später in Brüssel fortgesetzt, doch kam es hier zu keinem Abschluß, weil die Franzosen in Wechseln statt in baarem Gelde zahlen wollten, und erst am 10. Mai wurde definitiv der Friede zu Frankfurt a. M. unterzeichnet.

Die Haupt-Bedingungen waren, daß bis auf 40,000 Mann, die

in Paris bleiben durften, alle französischen Truppen hinter die Loire zurück mußten, daß Elsaß und ein Theil von Lothringen mit Metz an Deutschland abgetreten wurde, daß die Franzosen 5 Milliarden zu zahlen sich verpflichteten, und daß bis zur Abtragung von zweien ein Theil von Frankreich durch 50,000 Deutsche occupirt bleiben sollte. Auch erhielten letztere das Recht, nach Paris einzuziehen und einen Theil der Stadt zu besetzen. Den Franzosen wurde Belfort zurückgegeben.

Inzwischen waren auch für die inneren Verhältnisse äußerst wichtige Ereignisse eingetreten. Bereits im August war mehrfach in Adressen an den König von Bayern dem Wunsche des Anschlusses an den norddeutschen Bund Ausdruck gegeben worden; im October waren dann Minister der vier Südstaaten nach Versailles gegangen, um officielle Verhandlungen hierüber anzuknüpfen, und in der zweiten Hälfte November waren letztere zum Abschluß gediehen. Der am 24. November zusammengetretene norddeutsche Reichstag hatte nach längeren Debatten, welche durch die bayerischer Seits verlangte Sonderstellung hervorgerufen waren, die Vorlagen bestätigt, und am 30. December war die Ratification erfolgt. So „war erreicht, was seit der Zeit der Väter für Deutschland erstrebt worden, die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung der Grenzen und die Unabhängigkeit der nationalen Rechts-Entwickelung." Auf Anregung des Königs von Bayern nahm König Wilhelm jetzt den Titel als deutscher Kaiser an, und zwar geschah es 1871 am 18. Januar, jenem durch die preußische Königskrönung denkwürdigen Tage, zu Versailles im Beisein vieler Fürsten und der Fahnen der Regimenter, durch Gottesdienst, eine Ansprache des Kaisers an die Fürsten und Verlesung (durch Graf Bismarck) einer Proklamation an das deutsche Volk.

Am 1. März hielt der Kaiser in Longchamp eine Parade der deutschen Truppen und erfolgte der in den Präliminarien bestimmte Einzug von 30,000 Mann nach Paris und die Besetzung eines Theiles der Stadt. Am 7. verließ das deutsche Hauptquartier Versailles, und der Kaiser traf am 17. März in Berlin ein, wo er — wie überall unterwegs — aufs freudigste empfangen wurde. Sehr viel langsamer kamen natürlich die großen Truppenmassen aus Frankreich zurück; im Juni zogen sie, aufs prächtigste und herzlichste aufgenommen, in Berlin und in Stuttgart, im Juli in Dresden und München ein. In Berlin aber trat bereits am 21. März der erste deutsche Reichstag zusammen, der vom Kaiser in Person eröffnet wurde, welch' letzterer in der Thronrede aussprach, wie das neue Deutschland ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein werde, weil es stark und selbstbewußt genug sei, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbe zu wahren.

Anhang.

A. Größe des Staates.

(Nach Dieterici's Handbuch der Statistik des preuß. Staates. Berlin 1858. S. 18 ff. und Petermann's Mittheilungen vom Jahre 1876.)

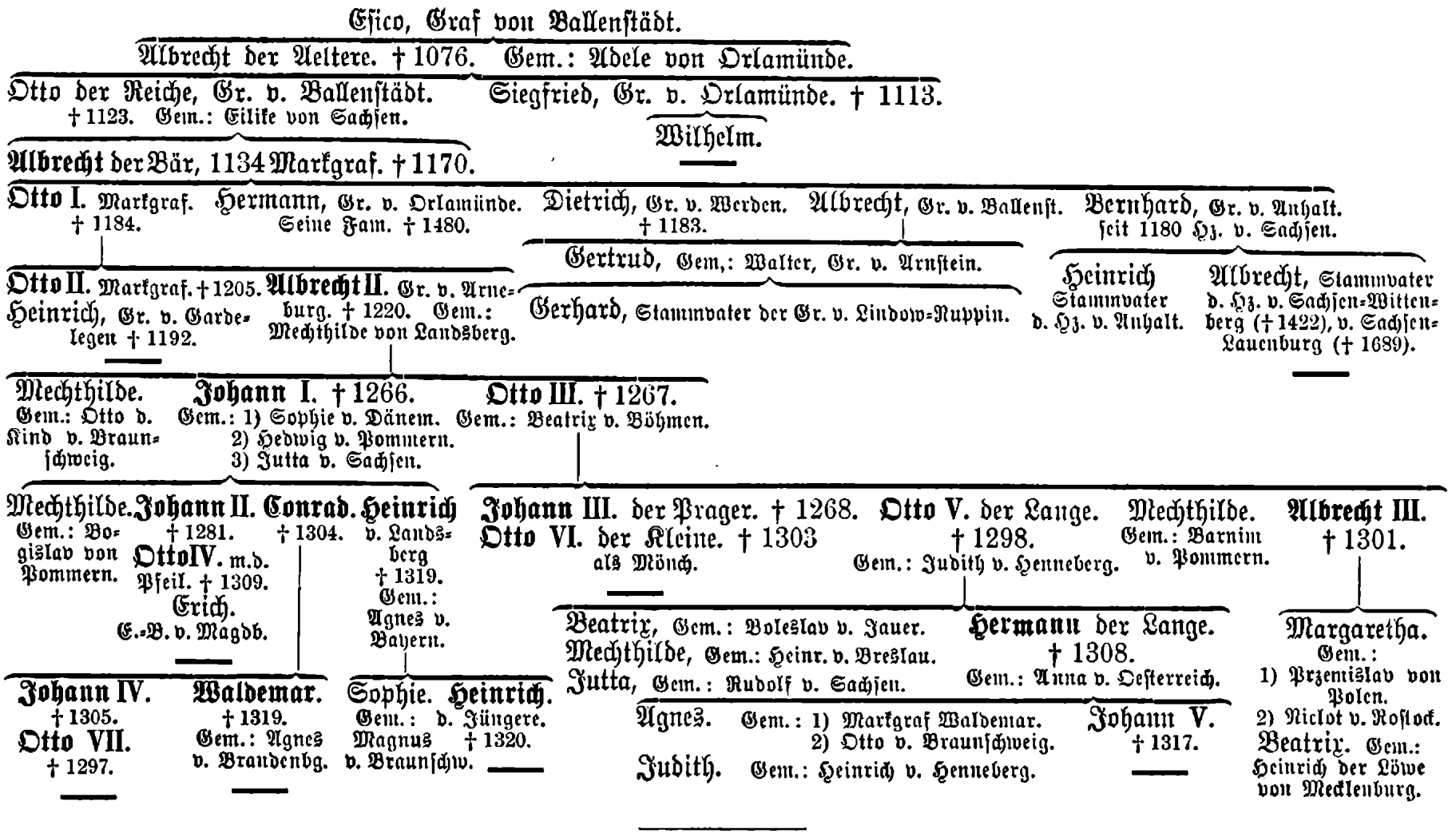
Friedrich I.	Die Altmark	81 □M.		
	Prignitz	61 "		
	Ein Theil der Ukermark	52 "		
	Mittelmark	230 "		
		424 "		
	Anspach-Bayreuth	112 "		
			536	□M.
Friedrich II.	Die Neumark	150 "		
	Theile der Ukermark	13 "		
	Cottbus und Peiz	22 "		
	Wernigerode	5 "		
			190	"
			726	"
Albrecht Achilles.	Theile der Ukermark	5 "		
	Crossen und Züllichau	34 "		
	Anspach erweitert	3 "		
			42	"
			768	"
Johann Cicero.	Zossen	7 "		
	Davon geht ab Anspach-Bayreuth	115 "		
			108	"
			660	"
Joachim I.	Herrschaft Ruppin		32	"
			692	"
Johann Georg.	Beeskow und Storkow		23	"
			715	"
Johann Sigismund.	Cleve	33 "		
	Mark	50 "		
	Ravensberg	17 "		
	Herzogthum Preußen	657 "		
			757	"
			1472	"

			Transport	1472 □Mi.
Friedrich Wilhelm.	Hinterpommern mit Cammin nebst Lauenburg und Bütow	362 □Mi.		
	Magdeburg, Halberstadt, Mansfeld, Hohenstein und Derenburg	140 „		
	Minden	22 „		
	Schwiebus	8 „		
			541	„
			2013	„
Friedrich III. (I.)	Mörs	4 „		
	Lingen	13 „		
	Tecklenburg	7 „		
	Neufchatel	14 „		
		38 „		
	ab Schwiebus	8 „		
			30	„
			2043	„
Friedrich Wilhelm I.	Geldern	22 „		
	Vor-Pommern	94 „		
			116	„
			2159	„
Friedrich II.	Schlesien mit Glatz	680 „		
	Ostfriesland	54 „		
	Westpreußen (ohne Danzig und Thorn) nebst dem Netz-Distrikt	645 „		
			1379	„
			3538	„
Friedrich Wilhelm II.	Anspach-Bayreuth	159 „		
	Neu-Ostpreußen 819 □Mi.			
	Südpreußen 1015 „			
	Neu-Schlesien 41 „			
	Thorn 4 „			
	Danzig 17 „			
		1896 „		
		2055 „		
	Im Frieden zu Basel jenseit des Rheins an Frankreich abgetreten	43 „		
			2012	„
			5550	„

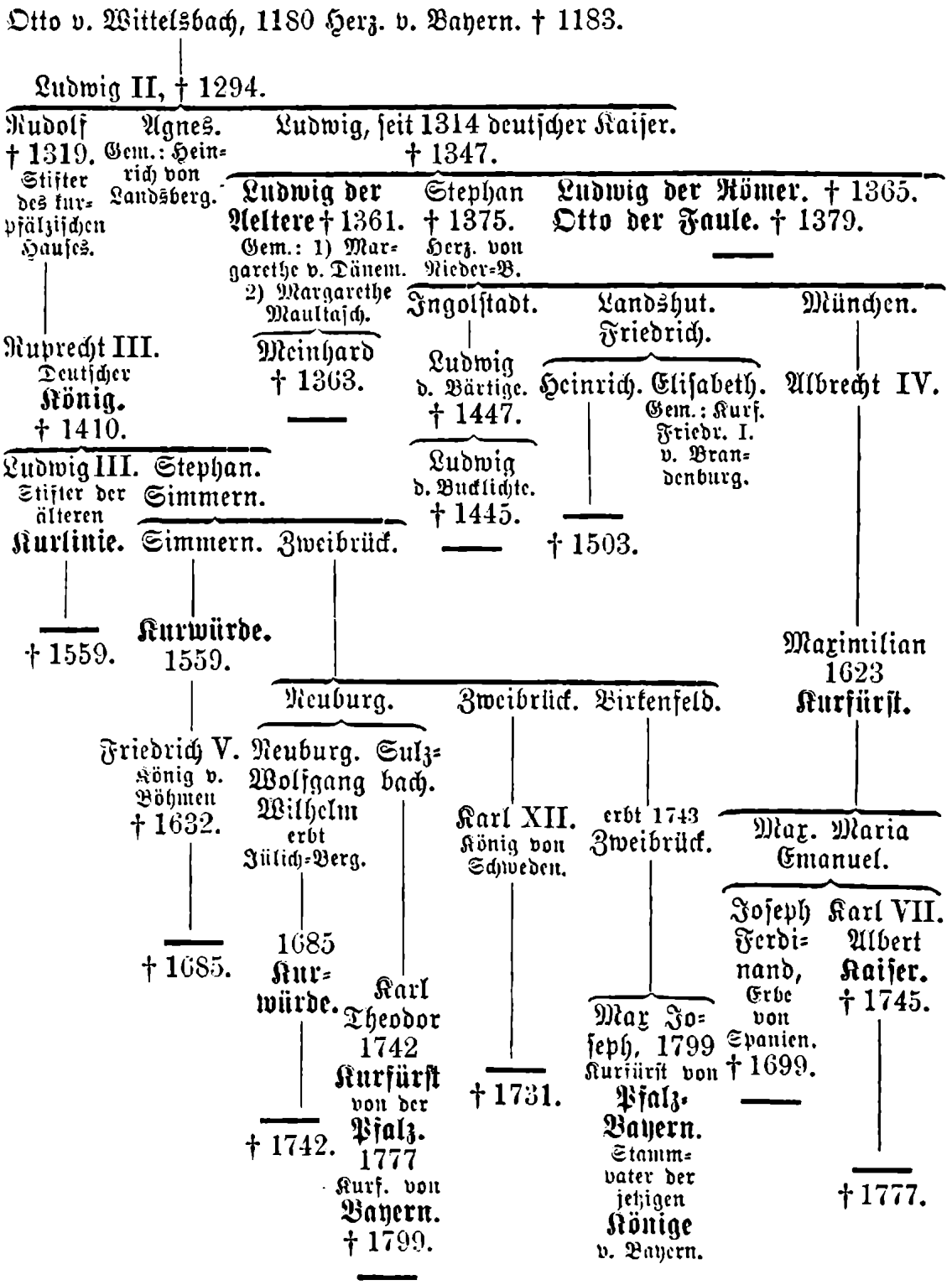
		Transport 5550 □Ml.	
Friedrich Wilhelm III. Im Frieden zu Luneville 1801 u. im Reichs-Dep.-Schluß 1803 erh. Preußen:			
Das Eichsfeld	21 □Ml.		
Mühlhausen und Nordhausen	5 "		
Erfurt	13 "		
Hildesheim mit Goslar . .	30 "		
Paderborn	44 "		
Münster	54 "		
Quedlinburg, Elten, Essen und Werden	11 "		
		178	"
Bestand zu Anfang 1806		5728	"
Im Tilsiter Frieden 1807 abgetreten:			
Die poln. Erwerb. Fried. Wilh. II.	1896 □Ml.		
Von Westpreußen und dem Netz-Districte	231 "		
Von Cotbus und Peiz . .	18 "		
Anspach-Bayreuth	159 "		
Altmark und Wernigerode .	84 "		
Von Magdeburg, Halberstadt, Mansfeld und Hohenstein	101 "		
Minden	22 "		
Mark, Ravensberg u. Cleve	82 "		
Ostfriesland	54 "		
Die Entschädigungs-Länder von 1803	178 "		
Tecklenburg und Lingen . .	21 "		
Neufchatel	14 "		
		2860	"
Bestand im Jahre 1807		2868	"
Nach dem Befreiungskriege kamen an Preußen:			
a) an alten Gebieten:			
Ravensberg, Mark, ein Theil von Cleve	82 □Ml.		
Magdeburg, Halberstadt, Mansfeld und Hohenstein	101 "		
Minden	22 "		
Von Tecklenburg und Lingen	11 "		
Die Entschädigungs-Länder von 1803 ohne Hildesheim, Goslar und andere kleinere Stücke	133 "		
Altmark und Wernigerode .	84 "		
Cotbus und Peiz	18 "		
Von dem früheren Südpreußen und Neu-Ostpreußen	391 "		
Von Westpreußen und dem Netz-District, und Danzig	252 "		
Neufchatel	14 "		
		1108	"

			Transport	3976 □Ml.
	b) an neuen Gebieten:			
	Schwedisch-Vorpommern . .	80□ Ml.		
	Von Sachsen (Thüringen u. a. Kreise, die Stifter Merseburg und Naumburg, die Nieder- und ein Theil der Ober-Lausitz, Stolberg) .	379 „		
	Vom Königreich Westfalen (Barby, Gommern, Klötze, sächs. Mansfeld, Corvey, Rietberg)	24 „		
	Die mediatisirten Fürsten Salm, Aremberg, Bentheim, Looz	74 „		
	Herzogthum Westfalen und Grafschaft Wittgenstein .	77 „		
	Von Siegen, Wied u. Wetzlar	45 „		
	Vom Herzogthum Berg . .	59 „		
	Von Frankreich auf der Westseite des Rheins (darunter Mörs u. Theile von Cleve und Geldern)	371 „		
			1109	„
		Bestand im Jahre 1815	5085	„
	1834 Fürstenthum Lichtenberg. . . .		11	„
			5096	„
Friedrich Wilhelm IV.	1850 Hohenzollern, 1853 Jahde-Gebiet	22 „		
	Neufchatel abgetreten . .	14 „		
			8	„
			5104	„
		oder nach neuerer Messung	5067	„
Wilhelm I.	1865 Herzogthum Lauenburg	19 □Ml.		
	1866 Königreich Hannover	699 „		
	Kurfürstenthum Hessen (Abzug nach kleineren Abtretungen)	173 „		
	Herzogthum Nassau . (Abzug nach kleineren Abtretungen)	85 „		
	Freie Stadt Frankfurt . . . . . (Abzug nach kleineren Abtretungen)	2 „		
	Herzogthum Schleswig . .	165 „		
	Herzogthum Holstein . .	155 „		
	Vom Königreich Bayern .	10 „		
	Vom Großherzogthum Hessen a) Homburg	5 „		
	b) andere kleine Gebiete .	15 „		
			1328	„
			6395	„
		oder nach neuerer Messung	6326	„

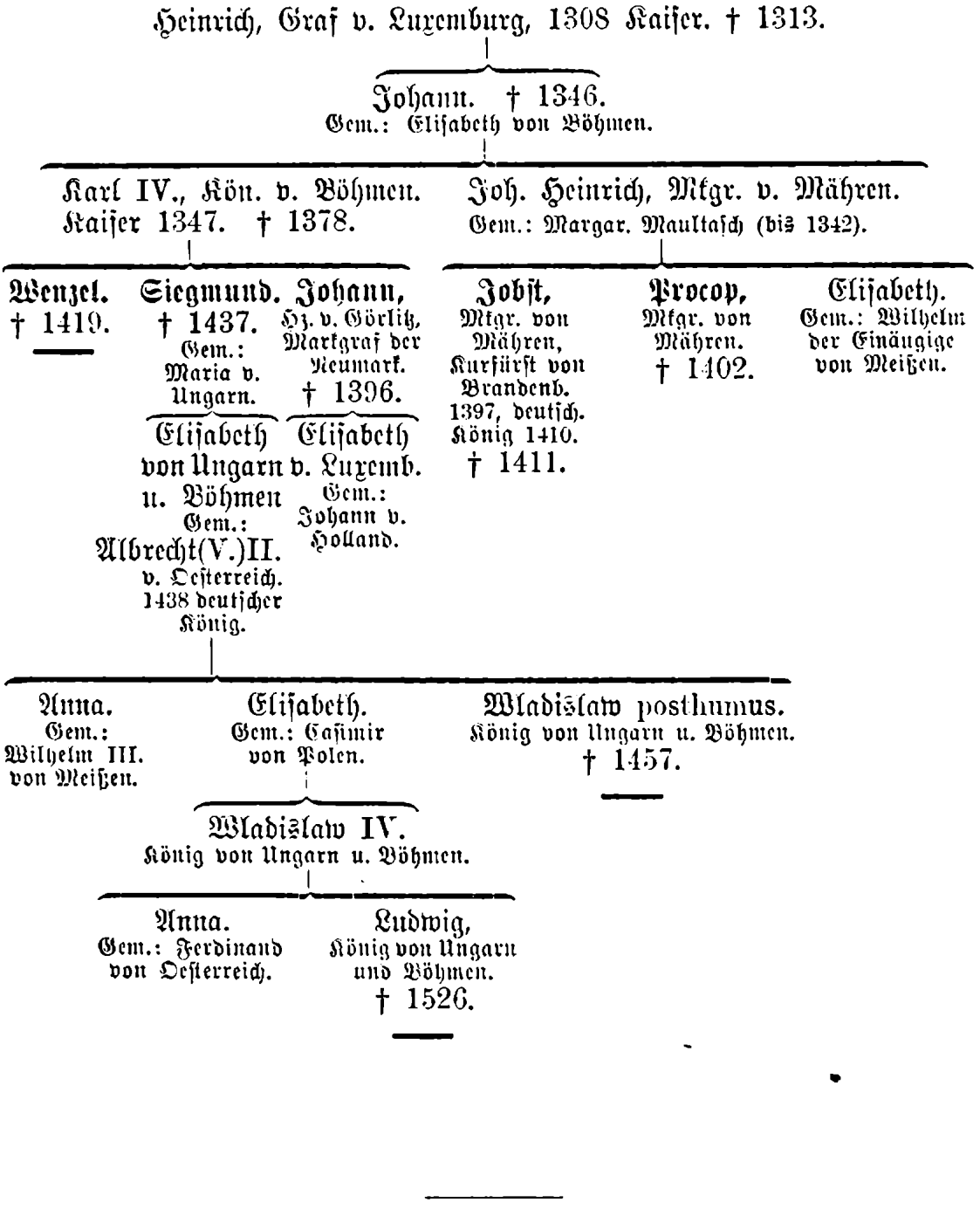
I. Das Haus Anhalt.



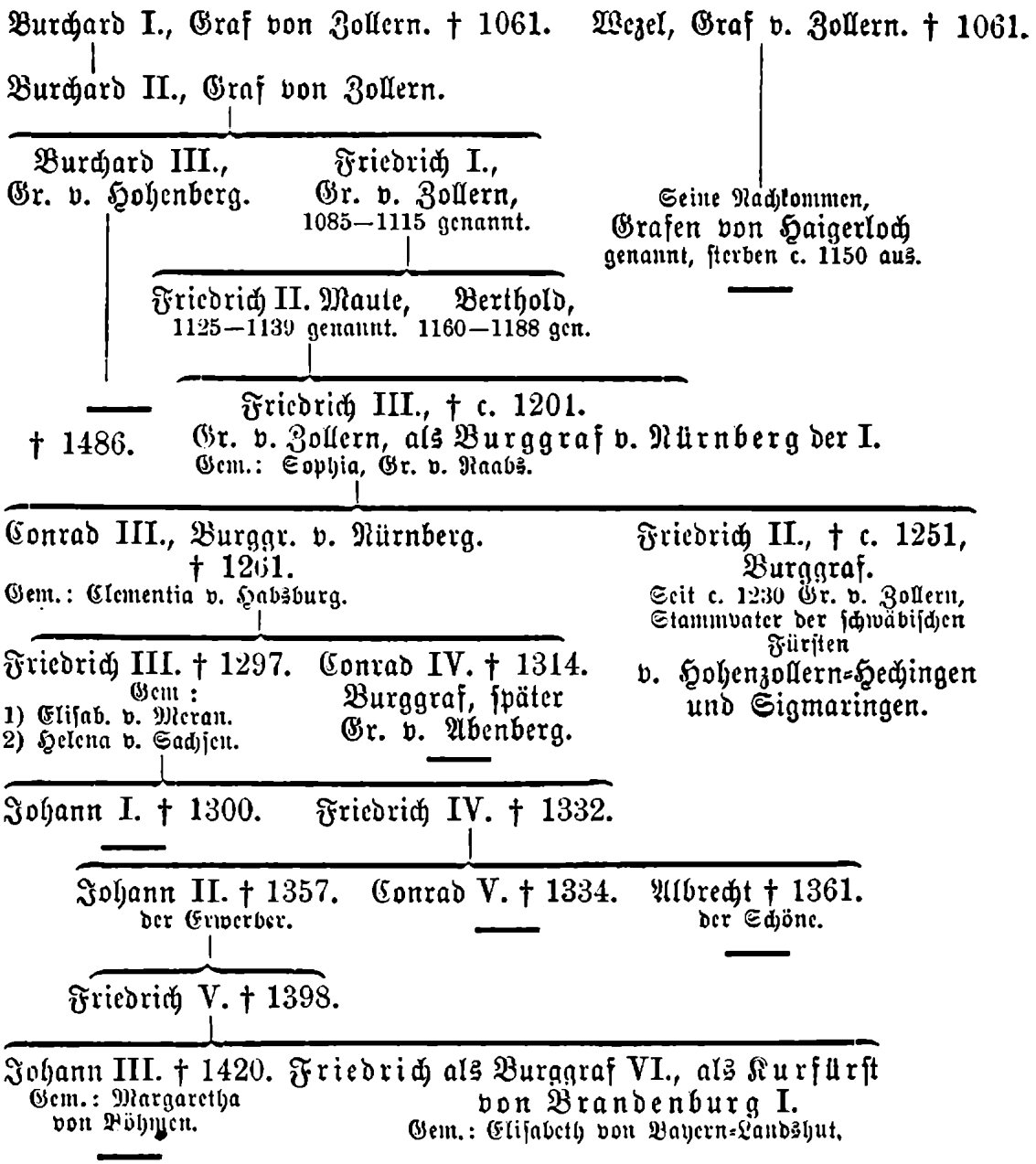
II. Das Haus Wittelsbach.



III. Das Haus Luxemburg.



IV. Die Grafen von Hohenzollern.



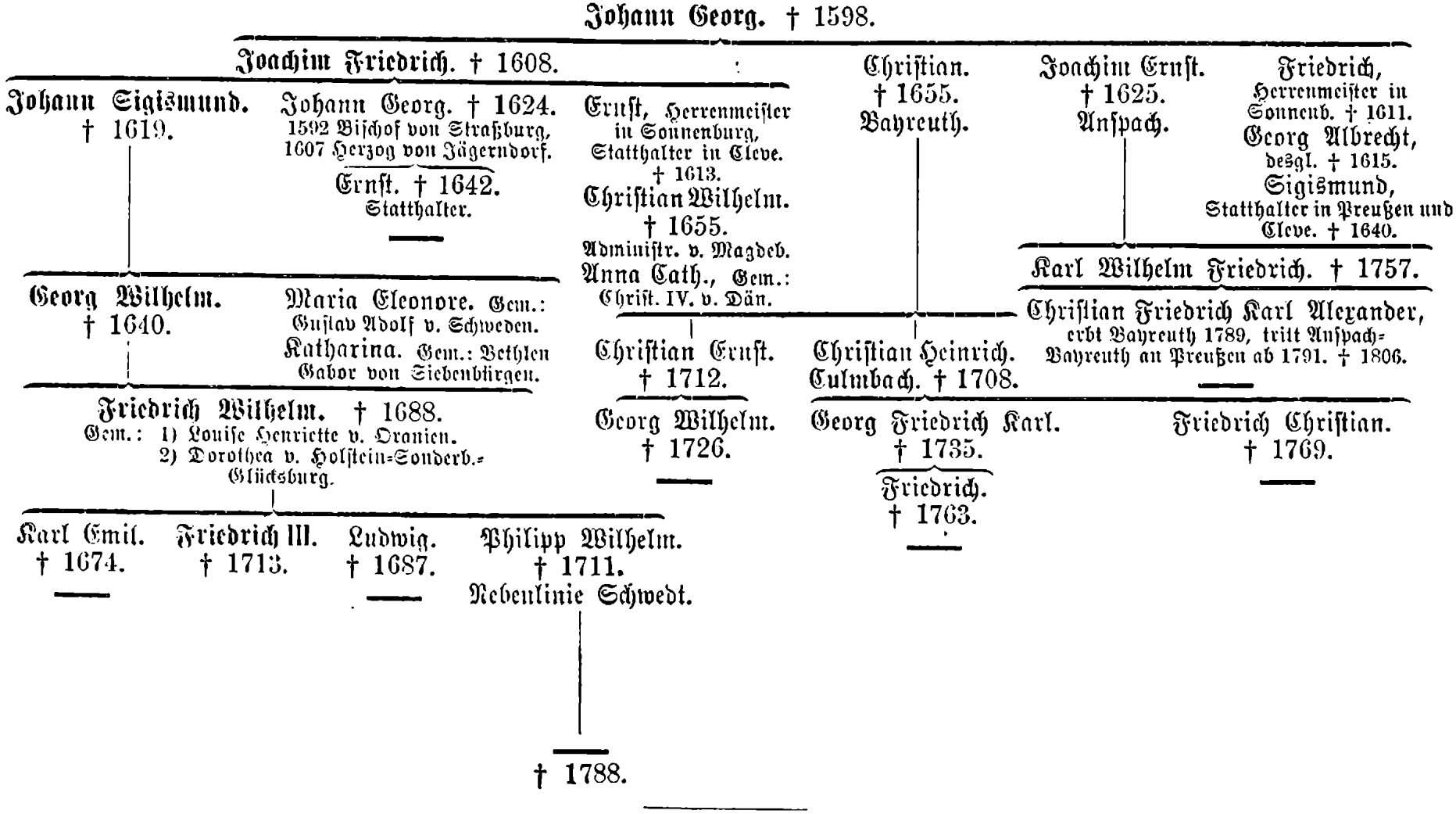
V. Die Hohenzollerschen Kurfürsten.

a.

Friedrich I. † 1440.

- **Johann der Alchymist.** † 1464. **Baireuth.**
  - Dorothea, Stammmutter d. Könige von Dänemark.
- **Friedrich II.** † 1471.
  - Johann. † c. 1467.
- **Albrecht Achilles.** † 1486. **Anspach.**
  - **Johann Cicero.** † 1499.
    - **Joachim I.** † 1535.
      - **Joachim II.** † 1571.
        - **Johann Georg.** † 1598.
      - **Johann.** † 1571. Cüstrin.
        - Friedrich. † 1552. Administrator von Magdeburg und Halberstadt.
        - Sigismund. † 1566. Administrator von Magdeburg und Halberstadt.
        - Sophie. Gem.: Freiherr v. Rosenberg.
      - Margaretha. Gem.: 1) Georg v. Pommern. 2) Johann v. Dessau.
    - Albrecht. † 1545. Erzbischof von Mainz u. Magdeburg, Bischof von Halberstadt.
    - Anna. Gem.: Friedrich I. von Dänemark.
  - Friedrich † 1536. Anspach, seit 1495 auch Baireuth.
    - Casimir. † 1527. Baireuth (Kulmbach).
      - Albrecht Alcibiades. † 1557.
    - Georg d. Fromme. † 1543. Anspach, seit 1523 auch Jägerndorf.
      - Georg Friedrich. † 1603. Ansp., Bayr. u. Jägernd.
    - Albrecht. † 1568. Seit 1511 Hochmeister, seit 1525 Herzog in Preußen.
      - Albrecht Friedrich. † 1618. Gem.: Maria Eleonore von Jülich.
        - Anna. Gem.: Kurf. Johann Sigismund.
        - Eleonore. Gem: Kurf. Joachim Friedrich.
        - Magdalena Sibylla. Gem.: Georg I. von Sachsen.
  - Siegmund. † 1495. Baireuth.
  - Barbara. Gem.: Heinrich von Glogau u. Crossen.
  - Sibylla. Gem.: Wilhelm IV. von Jülich-Berg.
- Friedrich d. Fette. † 1463.
- Margaretha. Gem.: 1) Albrecht v. Schwerin. 2) Ludw. v. B.-Ingolstadt.
- Dorothea. Gem.: Heinrich von Schwerin.
- Magdalena. Gem.: 1) Wartislaw v. Stettin. 2) Friedrich v Lüneburg.

b.



Druck von J. Harrwitz, Berlin, Schützenstr. 30.

VI. Die Könige von Preußen.

Friedrich (III.) I. † 1713.

Friedrich Wilhelm I. † 1740.

Friedrich II. † 1786.

August Wilhelm. † 1758. Prinz v. Preußen.

Heinrich † 1802.

Ferdinand † 1813.

Friederike Wilhelmine. Gem.: Friedrich v. Bayreuth.

Friederike Louise. Gem.: Karl Wilh. Friedr. v. Anspach.

Louise Ulrike. Gem.: Adolf Friedrich von Schweden.

Friedrich Wilhelm II. † 1797

Wilhelmine. Gem.: Wilhelm V. v. Oranien.

Louise. Gem.: Anton v. Radziwill.

Ludwig. † 1806.

August. † 1843.

Friedrich Wilhelm III. † 1840. Gem.: Louise v. M.-Strelitz. Auguste, Fürstin zu Liegnitz.

Ludwig. † 1796.

Friedrich. † 1863.

Alexander. geb. 1820.

Georg. geb. 1826.

Wilhelmine. Gem.: Wilh. I. v. Holland.

Auguste. Gem.: Wilh. v. Hessen-Kassel.

Heinrich. † 1846.

Wilhelm † 1851.

Adalbert. † 1873.

Waldemar. † 1849.

Elisabeth. Gem.: Karl v. Hessen.

Maria. Gem.: Max v. Bayern.

Friedrich Wilhelm IV. † 1861. Gem.: Elisabeth v. Bayern.

Wilhelm I. Gem.: Augusta v. Sachsen-Weimar.

Karl. Gem.: Maria v. Sachsen-Weimar.

Albrecht. † 1872.

Charlotte. Gem.: Nicolaus v. Rußland.

Alexandrine. Gem.: Paul Friedr. v. Schwerin.

Louise. Gem.: Pr. Friedr. d. Niederlande.

Friedrich Wilhelm. Gem.: Victoria, princess royal v. England.

Louise Gem.: Friedrich von Baden.

Albrecht. geb. 1837.

Charlotte † 1855. Gem.: Erbpr. v. S.-Mein.

Alexandrine. geb. 1842.

Friedrich Wilhelm.

Heinrich.

Waldemar.

Friedrich Karl. Gem.: Maria Anna von Dessau.

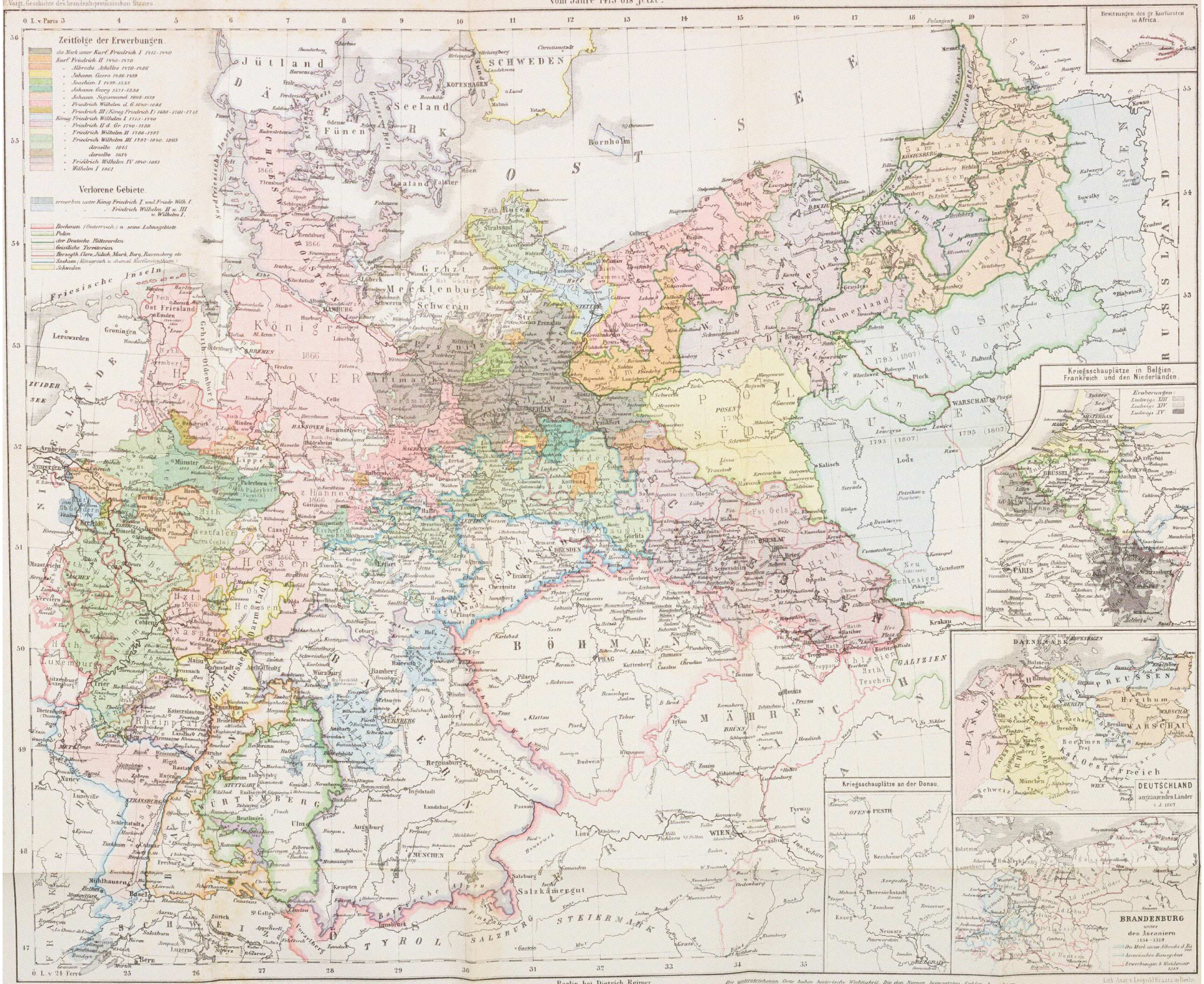
Louise. Gem.: Landgr. Alexis v. Hessen.

Anna. Gem.: Prinz Friedrich v. Hessen.

Gross-Beilage zur 3ten Auflage von
F. Voigt, Geschichte des brandenb-preussischen Staates

DARSTELLUNG DER TERRITORIALEN ENTWICKLUNG DES BRANDENBURGISCH-PREUSSISCHEN STAATES

vom Jahre 1415 bis jetzt.



Entworfen und gez. v. Adolf Brecher

Berlin bei Dietrich Reimer.

Lith. Anst. v. Leopold Kraatz in Berlin

Abkürzungen u. Zeichen.

Kgr. – Königreich
Kurf. – Kurfürstenthum.
Ghzt. – Grossherzogthum.
Hzt. Hrth. – Herzogthum. Herr. – Herrschaft.
Fst. Frth. – Fürstenthum. Erzbsch. – Erzbisthum.
Gft. – Grafschaft. Bsth. – Bisthum. Pr. – Pass.

Die unterstrichenen Orte haben historische Wichtigkeit. Die den Namen beigesetzten Zahlen bezeichnen das Jahr der Erwerbung, die eingeklammerten ( ) Zahlen das Jahr des Verlustes. Die durch Schraffirung ausgezeichneten schlesischen Fürstenthümer sind diejenigen, auf welche Preussen Erbansprüche besass.